DIE·WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.





DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 4 (Heft 40 – 52)

vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1917.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.



Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Gedichte.

Aufsätze.

Ständige Rubriken.



Alphabetisches Register.

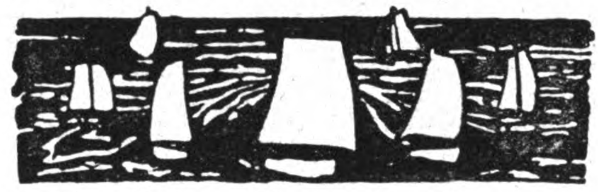
Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.



DIE·WOCHE

Nummer 40. Berlin, den 6. Oktober 1917. 19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 40.



Die sieben Tage der Woche.

25. September.

Die von unserer Artillerie kräftig durchgeführte Bekämpfung der gegnerischen Batterien erzwingt zeitweilig ein beträchtliches Nachlassen des feindlichen Feuers an der flandrischen Schlachtfront. Einzelnen starken Feuerwellen folgen keine Angriffe der Engländer.

Gestern abend griffen unsere Flieger England an. Auf militärische Bauten und Speicher im Herzen von London, auf Dover, Southend, Chatham und Sheerneß werden Bomben abgeworfen. Brände bezeichnen die Wirkung. Alle Flugzeuge kehren unversehrt zurück. Auch Dünkirchen wird mit Bomben angegriffen.

Durch die Tätigkeit unserer U-Boote werden im Sperrgebiet um England wiederum 23000 Br.-Reg.-To. versenkt.

26. September.

An der Schlachtfront in Flandern ist seit gestern der Feuerkampf von neuem stark aufgelebt. Morgens nahmen unsere Truppen einen Teil des am 20. September nördlich der Straße Menin—Ypern verlorenen Geländes durch kraftvollen Ansturm wieder. Unter engster Zusammenfassung ihres Feuers und großem Kräfteeinsatz versuchten die Engländer durch viermalige heftige Gegenangriffe uns wieder zurückzudrängen. Der Feind wurde abgeschlagen, das zwischen Polygon-Wald und der großen Straße erkämpfte Gelände von uns behauptet. Abends steigert sich das Feuer an der Küste, wo wieder Ostende von See und Land aus beschossen wird, und von der Yser bis zur Lys. Nach starkem Feuer während der Nacht schwillt die Artilleriewirkung vom Houthoulster Wald bis zum Kanal Comines—Ypern zum Trommelfeuer an. Auf dem größten Teil dieser Front setzen dann englische Infanterieangriffe ein. Die Schlacht ist in vollem Gange.

27. September.

Die Schlacht in Flandern tobt ununterbrochen vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein; in Kleinkämpfen setzt sie sich bis zum Morgen fort. Wieder trotzt die kampfbewährte 4. Armee dem britischen Ansturm; Truppen aller deutschen Gaue haben Anteil an dem Erfolg des Tages, der dem Feinde noch geringeren Geländegewinn bringt als der 20. September. Mindestens 12 englische Divisionen werden in Front eingesetzt; sie erschüttern die Festigkeit unserer Abwehr nicht.

Die Beschießung von Ostende in der Nacht vom 25. zum 26. September fordert außer Gebäudeschaden auch von der Bevölkerung Opfer. 14 Belgier werden getötet, 25 schwer verletzt.

Im Aermelkanal und in der Nordsee werden durch unsere U-Boote 4 Dampfer, 2 Segler, 1 Fischerfahrzeug versenkt.

28. September.

Auf dem Schlachtfeld in Flandern steigert sich der Artilleriekampf wieder. Abends liegt Trommelfeuer auf dem Gelände östlich von Ypern. Dort schreiten die Engländer zu starken Teilangriffen nordöstlich von Frezenberg und an der Straße nach Menin. Auf beiden Angriffsfeldern werden sie durch Feuer und im Nahkampf zurückgeworfen; am Wege Ypern-Passchendaele sitzt der Feind noch in einigen Trichtern.

Im Sperrgebiet um England werden durch die Tätigkeit unserer U-Boote wiederum 22000 Br.-Reg.-To. versenkt.

29. September.

Heftigem Trommelfeuer östlich von Ypern folgen nur bei Zonnebeke englische Teilangriffe; sie werden abgewiesen. Am Weg Ypern—Passchendaele wird der Feind aus der Trichterlinie, die er dort noch hält, geworfen.

Neue U-Boot-Erfolge im Aermelkanal und Atlantischen Ozean: vier Dampfer, acht Segler, ein Fischerfahrzeug.

London und mehrere Orte an der englischen Südküste werden von unseren Fliegern mit Bomben angegriffen.

30. September.

Unsere Flieger greifen erneut die Docks und Speicher in London sowie in Ramsgate, Sheerneß, Margate an. Wirkung der Bomben ist an Bränden erkennbar. Die Flugzeuge kehren sämtlich unbeschädigt zurück.

1. Oktober.

Unsere Flieger werfen wiederum auf die militärischen Bauten und Speicher im Innern Londons Bomben ab. Zahlreiche Brände kennzeichnen diesen Angriff als besonders wirksam. Andere Flugzeuge greifen Margate und Dover erfolgreich an. Sämtliche Flugzeuge sind unversehrt zurückgekehrt.

Freiheit der Meere.

Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter.

Ein Kriegziel und ein Schlagwort. Von vielen im Munde geführt, von wenigen verstanden. Von den Verstehenden verschieden ausgelegt, von den Maßgebenden im Dunkel gelassen und darum bei uns so gut wie bei unseren Feinden als Ziel hingestellt. Woraus allein schon hervorgeht, daß die eine Partei wesentlich anderes darunter versteht als die andere.

Gemeinhin begegnet man der Auffassung, daß im Frieden gänzliche Freiheit der Meere schon seit langer eine Tatsache gewesen sei. Das ist irrig. Die Lehre v der Freiheit der Meere wurde überhaupt erst von H Grotius 1609 verfochten. Aus dieser Tatsache geht he daß sie zu der Zeit nicht bestand. Die Geschichte bestäti Sie hat jahrhundertelange Kämpfe aufgezeichne Ziel der Ausschluß anderer von gewissen Teilen d res war. Die Schrift des Grotius gab wohl ei schaftliche Begründung für seine Lehre, war eine politische Kampfschrift gegen Spanien u Englands König Karl I. soll von Holland d des Grotius gefordert haben und befahl, da den 1635 die Gegenschrift „Das geschlo das Eigentum am freien Meere" schrie Weisung an den Gesandten im Haag einer mächtigen Flotte besser verstar

Damit wurde der Erbfeind aller Meeresfreiheit deutlich erkennbar. Gleichzeitig sehen wir hier zum erstenmale zwei bis auf den heutigen Tag unversöhnliche Gegner aufeinandertreffen, aus deren Kampf miteinander alles entstanden ist, was wir bis zu diesem Kriege als geltendes Völkerrecht bezeichneten, und aus deren Wechselwirkung allein auch in Zukunft geltendes Völkerrecht entstehen kann: Die Völkerrechtswissenschaft und die Politik, Lehre und Wirklichkeit. Die Politik hat dabei ebensooft versucht, sich den Mantel der Wissenschaft zu Unrecht umzuhängen, wo es ihren Zwecken diente, wie sie dem, was die Wissenschaft als Künderin der Rechtsüberzeugung verlangte, zuwider war und sein mußte, weil sie nach ihrem Wesen den Zwecken des Staates, nicht denen der Wissenschaft dient. In der Tat sind Meeresfreiheit und -unfreiheit aus politischer Erwägung entstandene Grundsätze*). Auch was wir heute als erstrebenswertes Kriegziel hinstellen, muß den Zwecken des Staates dienlich sein.

Während zweier Jahrhunderte nach des Grotius grundlegender Schrift stritt die Wissenschaft um Freiheit oder Unfreiheit der Meere, und gleichzeitig stritt England in blutigen Kriegen für seine Seeherrschaft, die jede Meeresfreiheit ausschloß. Zu der Zeit, als in der Lehre sich der Grundsatz der Freiheit der Meere durchgesetzt hatte, hatte in der Tat sich England die Seeherrschaft militärisch und wirtschaftlich errungen. „Es verfügte über die See, wo immer sich dazu Gelegenheit bot, mit vollster Willkür und unter vollster Nichtachtung der Interessen anderer Staaten — besonders derjenigen der Neutralen, aber auch der seiner eigenen Verbündeten. Alle theoretisch denkbaren, praktisch ausführbaren Möglichkeiten einer Beschränkung des Seehandels verdanken ihre Entstehung englischem Erfindungsgeist und englischer Seewillkür; alle Vorschläge einer Befreiung des Seehandels von den ihm auferlegten Fesseln fanden in England ihren hartnäckigsten Gegner. Das eigentliche Wahrzeichen der englischen Politik ist die bis in die Gegenwart nachwirkende ‚Navigationsakte' Oliver Cromwells von 1651, welche — zunächst gegen Holland gerichtet — den Handelsverkehr aller Staaten Europas, soweit er nicht englischem Interesse diente, auf mehr als zwei Jahrhunderte vernichtete . . . Alles, was England im Weltkriege in bezug auf Bedrückung der Neutralen und Zerrüttung des Seehandels getan hat, ist nur die folgerichtige Fortsetzung seiner alten Politik." **) Der wirksamste Grund, mit dem Grotius die Freiheit der Meere verteidigte, war der, daß die Freiheit des Seeverkehrs ein gemeinsames Bedürfnis aller Völker sei. Was als Lehrsatz der Freiheit der Meere jetzt in der Regel hingestellt wird, geht im Kern auf diese Anschauung zurück und kann etwa, wie folgt, formuliert werden: „Das Meer sollte nicht wie ein liebiges Stück Land . . . als Raum für die Betätigung Herrschaftsgewalt eines einzigen bevorrechteten Staadienen, sondern es sollte allen zusammen gehören vie man auch sagen kann: Es sollte für alle Zeiten auplatz der freien Lebensbetätigung aller Staaten 't bleiben." **) Unter Meer ist hierbei stets das Meer, die „hohe" See verstanden. Wie un- ınd wenig wertvoll für die Wirklichkeit diese ist, geht schon daraus hervor, daß der Be- enen See" durchaus strittig ist sowohl in rst recht in der Wirklichkeit. Völkerrecht- ben allen Seestaaten und auch einzelnen an gewissen Teilen des Meeres Beschränkungen eingeräumt, und eine Reihe von Ansprüchen werden noch heute von Uferstaaten erhoben, die von anderen nicht anerkannt werden. In der Lehre ist der Satz so unbestimmt, und in der Wirklichkeit so vielfach durchbrochen, daß weder eine Vereinbarung des Grundsatzes über die Freiheit der Meere jemals stattgefunden hat*) noch ein Gewohnheitsrecht für die Dinge, die aus der Freiheit der Meere selbstverständlich folgern, auch nur für den Frieden bisher bestand. Greifen wir die wichtigste Folgerung heraus, daß die Schiffahrt, d. h. der Aufenthalt und die Fortbewegung von Menschen oder Sachen mittels Schiffen, Luftfahrzeugen oder andern Hilfsmitteln auf, in oder über dem Meere, allen Staaten für ihre Staatsangehörigen jederzeit im Frieden wie im Kriege für jede beliebige Ladung, für jede beliebige Fahrtrichtung, für staatliche und private Fortbewegungsmittel, z. B. auch für Kriegs- und Handels-U-Boote, gestattet sein müßte**), so ist er auch für den Frieden kein völkerrechtlich anerkanter Rechtssatz, und daß unsere Feinde gar nicht daran denken, dies in Zukunft zu einem solchen zu erheben, dafür geben uns die Wirtschaftskonferenzen, die über Maßnahmen beraten haben, uns nach dem Kriege vom freien Handel auszuschließen, den klaren Beweis. Man kann diese Lehre unmöglich so abstrakt fassen, daß darunter nur die Tatsache der Möglichkeit des Fahrens auf dem offenen Meere begriffen sein soll, denn das Befahren ist nicht der Zweck, sondern das Befahren zum Zweck des Handels. Gesetzt, ein Staat oder eine Koalition von Staaten sei im Besitz aller Häfen der Erdteile, die ein offenes Meer bespült, und sperrte sie in irgendeiner Form, sei es durch Verweigerung von Bunkerkohle oder irgendwelche andere Schikane, einem andren Staat, so ist damit die Freiheit dieses Meeres erloschen, ein Hirngespinst. Eine Freiheit der Meere hat also auch im Frieden noch nicht bestanden und soll nach den Plänen unserer Feinde in Zukunft erst recht nicht bestehen. Sie muß also unser erstes Kriegziel sein. Nicht nur wir brauchen sie, die ganze Welt muß sie verlangen. Und was an Beschränkung aus nicht zu verneinenden Lebensinteressen der Staaten erwächst, z. B. in Küstengewässern, muß allen gleich und eindeutig zugemessen werden.

Im Kriege liegen die Dinge noch anders, auch wenn man nicht an die widerrechtlichen Gewalttaten denkt, zu denen England und die ihm verbündeten Staaten auf sein Geheiß übergingen. „Jedermann weiß, daß es nach heutigem Völkerrecht im Kriege eine wirkliche Freiheit, d. h. das Recht, die Meere an beliebigen Stellen und zu beliebigen Zeiten zu befahren, weder für den Seehandel der Kriegführenden noch für den der Neutralen gibt. Der anerkannte Grundsatz des Seebeuterechts vertreibt Schiffe und Waren des dem kriegführenden Staate angehörenden Kaufmanns von den Meeren; die gleichfalls anerkannten Einrichtungen des Konterbande- und Blockaderechts zwingen den neutralen Seehandel zur Aufgabe bestehender Geschäftsbeziehungen, zur Anderung der Handelswege und drohen ihm mit Belästigung und Verlusten aller Art. Vor allem aber: ein allgemein verbindliches System seekriegsrechtlicher Sätze bestand auch vor Ausbruch des jetzigen Krieges nur in sehr mäßigem Umfange."***) Ja sogar die aus dem Grundsatz der Freiheit der Meere abgeleitete und allgemein anerkannte Lehre, daß das freie Meer Kriegschauplatz ist, enthält, wie Stier-Somlo ausführt, einen materi-

er-Somlo: „Die Freiheit der Meere und das Völkerrecht."
Calcker: „Das Problem der Meeresfreiheit und das

***) Prof. Dr. H. Triepel: „Die Freiheit der Meere und der künftige Friedenschluß."

ellen Widerspruch zu dieser Freiheit, in dem dabei doch einer dem andern die Freiheit beeinträchtigt. Denken wir an die Anfänge des Streites mit den Vereinigten Staaten, als diese verlangten, daß ihre Staatsbürger da, wo wir Krieg zu führen willens und berechtigt waren, ein Recht hätten, ungefährdet zu fahren.

Kann es unser Kriegziel sein, diese Unfreiheit der Meere im Kriege zu beseitigen? Die einen sagen ja, die anderen wollen wenigstens einen Teil beseitigen, das Seebeuterecht oder das Konterbande- und Blockaderecht. Auf die Folgen solchen Vorgehens im einzelnen einzugehen, ist hier im Rahmen einer kurzen Abhandlung natürlich unmöglich. Um aber zu der ganzen Frage auf einen grundsätzlichen Standpunkt zu kommen, ist es nötig, sich zu vergegenwärtigen, was der Krieg, also auch der Seekrieg ist und will. Er gehört zu den Mitteln der Politik, man mag das nun für erfreulich, nützlich oder notwendig halten oder nicht. Die Politik will mit allen ihren Mitteln ihren Zweck erreichen, sie darf also weder Mittel anwenden, die dazu ungeeignet sind, noch kann sie zulassen, daß als geeignet erprobte Mittel zu ungeeigneten gemacht werden, es sei denn, daß neue bessere an ihre Stelle treten. Der Krieg ist das letzte Mittel, die ultima ratio, mich davor zu schützen, daß mir ein fremder Wille aufgezwungen wird, oder andere meinem Willen gefügig zu machen. Daß der Seekrieg in der rein militärischen Form des Kampfes gegen die militärischen Machtmittel ein durchaus untaugliches Mittel der Politik sein würde, ist leicht zu sehen. Vernichtung der feindlichen Kriegsflotte, Zerstörung der Küstenbefestigungen und militärischen Einrichtungen an der feindlichen Küste können allein keinen Feind auf die Knie zwingen, bei dem trotzdem der Handelsverkehr ungehindert wie im Frieden seines Weges zieht und dem Land, dessen militärische Machtmittel zerbrochen sind, neue Kräfte zuführt. Bleiben wir im Bilde des jetzigen Krieges. Ohne die Zufuhr über See lägen unsere Gegner längst am Boden, und ohne daß jetzt endlich die U-Boote diese Zufuhr zum Stocken bringen, bestände die Möglichkeit zum Siege für uns nicht. Zum brauchbaren Mittel der Politik kann der Seekrieg nur werden, wenn er entweder die Brücke zum Landkrieg schlägt, der dann das Werk fortsetzt, oder wenn er sich die Niederlegung der feindlichen Seemacht im weitesten Sinne zum Ziel setzt, das heißt den Angriff auf den Seehandel des Feindes. Diese Erkenntnis hat zu den genannten Völkerrechtsfestsetzungen geführt. Die Abschaffung dieser Festsetzungen ist also gleichbedeutend mit dem Verbot des Seekrieges und gehört nur in das Zeitalter des ewigen Friedens, ist utopisch. Manche glauben wenigstens zu größerer Freiheit der Meere zu kommen, wenn man die eine oder andere der genannten Einrichtungen abschafft. Wenn ich eine abschaffe, lassen sich die andern so ausbauen und deuten, daß die Wirkung die gleiche bleibt. Triepel sagt darüber: „Seebeute, Konterbande und Blockaderecht sind drei Fesseln des Seehandels, die so kunstvoll ineinandergefügt sind, daß, sobald die eine gelockert oder zerstört wird, die andere um so fester zugreift." Und an Stelle der abgeschafften würden neue Kriegsmittel entstehen. Denken wir an Fernblockade und Sperrgebiete. Die Völkerrechtspolitik aller Staaten und die Seekriegsgeschichte bestätigen dies. Wenn es aber schon sachlich unrichtig wäre, die schrankenlose Meeresfreiheit im Kriege zu erstreben, sie zum Kriegziel zu machen, so wäre es außerdem auch praktisch undurchführbar. „Es hat einen guten Sinn, wenn sich der Sieger vom Besiegten die Abtretung eines Gebietes, Herausgabe seiner Kriegsflotte, die Schleifung von Festungen oder eine Entschädigung für die Kriegskosten versprechen läßt. Denn es steht in seiner Macht, die Feindseligkeiten fortzusetzen oder ein Pfand in der Hand zu behalten, bis das Versprochene geleistet worden ist. Wer aber im Friedensvertrage vom Gegner die Anerkennung einer Rechtsregel erzwingt, der bekommt nichts in die Hand als ein bloßes Wort, ohne jede Gewähr, daß der andere nicht bei nächster Gelegenheit sein Anerkenntnis als erpreßt erklärt oder es aus anderen Gründen in den Wind schlägt."***)

Die Herbeiführung der schrankenlosen Meeresfreiheit für den Kriegsfall kann also nicht das Ziel unseres Krieges sein. Trotzdem soll nicht bestritten werden, daß es denkbar und nötig ist, Schritte zur Beseitigung der Unfreiheit der Meere zu tun. Die Schrankenlosigkeit in der Anwendung der Gewalt auf dem Meere, so wie sie jetzt in diesem Kriege herrscht, sollte nicht wiederkehren. An einer Völkerrechtsentwicklung oder, man kann vielleicht richtiger sagen, an einem neuen Aufbau des Seekriegsrechts braucht man nicht zu verzweifeln, mag sie sich nun in der Richtung etwa der zerrissenen Londoner Deklaration oder in einer anderen bewegen. Mit Recht wird man dagegen einwenden: Freiheit der Meere kann nicht durch papierne Verträge geschaffen werden, die schließlich in jedem späteren Kriege genau so wie im jetzigen gedehnt und gedeutet werden, soweit es die Macht jedem durchzusetzen erlaubt. In der Welt, wie sie vor dem Kriege war, war das unzweifelhaft richtig, das hat uns der Krieg selbst bewiesen. Das Völkerrecht kann und darf aber nicht ausschließlich auf der Spitze des Schwertes stehen. Diesen Zustand zu beseitigen, ist unser Kriegziel. Der Neuaufbau des Völkerrechts durch Übereinkunft und Verträge, in denen sich doch das Rechtsbewußtsein der Zeit spiegeln soll, an dem auch die Politik schöpferisch beteiligt sein kann und soll, hat an sich schon das Ergebnis, Erkenntnis des Rechtsbewußtseins zu schaffen, sie zu vertiefen und zu verbreiten und dadurch auch die Politik zu beeinflussen. Er wird damit Unwägbarkeiten schaffen, die schwer in die Wagschale fallen können. Dieses Recht wird nicht mehr allein auf der Spitze des Schwertes stehen, in dem Augenblick, wo kein Staat so viel Seeübermacht über die anderen hat, daß er Verträge ungestraft zerreißen kann. Denken wir uns England in diesem Kriege neutral auf dem Boden der Londoner Deklaration, so hätte kein kriegführender Staat tun können, was England heute tut, und das kriegführende England selbst macht vor keinem Vertrage halt, weil seine Macht es ihm erlaubt. Nur England hat diese Übermacht und ist darum heute so gut wie zur Zeit des Grotius der Feind der Freiheit der Meere, trotzdem es sie im Munde führt. Kein anderer Staat würde in Englands Fußtapfen treten können. Die Freiheit, die England meint, bedeutet seine eigene Vorherrschaft, die nur ihm Freiheit gibt zu tun, was es will. Gegen sie gilt unser Kampf. Die Freiheit die wir meinen, ist die Befreiung der Meere im Fried und im Kriege von der Vorherrschaft Englands. (ist unser unmittelbares Kriegziel, das mittelbar zu g ßerer Freiheit der Meere im Sinne des Völkerrech führen soll. Sie ist durch den Krieg zu erreichen, wen Englands Seeübermacht gebrochen wird. Wir heute das Recht, zu erwarten, daß das gelingt in dem Maß, wie es gelingt, wird neuem Völk Tor geöffnet, das zwar der Macht als Stü behren kann, in dem aber Macht und Re Aufgabe lösen, die jede einzeln zu lösen

Die siebente Kriegsanleihe.

Von Leo Jolles.

Kürzlich hat der Führer der englischen Konservativen, Bonar Law, in einer Begrüßungsrede an einen Vertreter Amerikas zugestanden, daß England sich auf die Vereinigten Staaten verlasse. Er als Schatzkanzler müsse gestehen, daß die finanzielle Lage der Entente sehr verhängnisvoll wäre, wenn ihr die Vereinigten Staaten nicht zu Hilfe gekommen sein würden. Für andere Leute ist es schon vor dem Geständnis des englischen Schatzsekretärs kein Geheimnis mehr gewesen, daß die Alliierten ohne die dauernde Unterstützung Amerikas mit einem Zusammenbruch ihrer Finanzen hätten rechnen müssen. Die Dollarrepublik hat ihre Neutralität immer so aufgefaßt, daß sie eine Geld- und Kraftquelle für die Engländer sein müsse. England hat seine überlegene Stellung im Bereich der Weltfinanzen an die Amerikaner abgetreten. Diese haben ihre Bescheidenheit niemals so weit getrieben, daß sie ein Hehl aus dem Wechsel in der Führerrolle gemacht hätten. Die Londoner City ist ganz offiziell vom Neuyorker Geldmarkt abgesetzt worden. Die Niederlage Großbritanniens ist eine Lehre für alle Bewunderer der englischen Finanzkraft. Es gab eine Zeit, in der die Bank von England für das vornehmste Institut der Welt galt. Heute weiß man, daß sie keiner anderen Notenbank überlegen ist, und daß ihre Fähigkeiten nicht stärker sind als die der anderen großen Geldinstitute. Für Deutschland aber enthält die Erklärung, die der englische Schatzkanzler an die Adresse der Vereinigten Staaten gerichtet hat, ein ruhmvolles Anerkenntnis. Kein deutscher Finanzminister hat während des ganzen Krieges nötig gehabt, einem ausländischen Staat schmeichelhafte Geständnisse zu machen, um ihn als Retter aus Geldnot zu preisen. Deutschland hat seine Kriegskosten aus eigenen Mitteln gedeckt und seine Anleihen ohne fremde Hilfe untergebracht. Dieses Zeugnis der eigenen Kraft ist von so starker Eindringlichkeit, daß man es nicht mehr beachtet. Kein Deutscher käme auf den Gedanken, er werde nicht allein imstande sein, das Geld für die Kriegführung aufzubringen. Jeder ist überzeugt davon, daß die Ergiebigkeit des deutschen Volksvermögens unabhängig ist von der Dauer des Krieges. Die Bedingungen der Anleihen sind so einfach wie möglich und zeigen keine auffallenden Unterschiede. In Frankreich und England ist mit Zwangsanleihen gedroht worden, obwohl Frankreich erst zwei und England erst drei ordentliche Anleihen aufnehmen konnten. Dabei wurde in beiden Ländern die Reklametrommel so laut gerührt, daß man eher an einen Zirkusrummel als an ein ernstes Anleihegeschäft glauben konnte. Auf die Ablehnung des deutschen Friedensangebotes im Dezember 1916 hat das deutsche Volk mit dem Riesenergebnis der sechsten Kriegsanleihe geantwortet. Keine der vorhergehenden Emissionen hatte eine solche ...iffer wie die sechste, bei der beinah 13 000 Millionen ...ark gezeichnet wurden. Und das, nachdem vorher schon ...000 Millionen aufgebracht worden waren. Ein Rie...heer von Zeichnern erschien auf dem Plan, um der En...nte zu zeigen, daß das deutsche Volk nicht aus Schwäche ... Frieden wünsche. Rund 6 800 000 einzelne Zeich... sind zu der erwähnten Riesensumme zusammen... Es waren fast drei Millionen mehr als bei ... Anleihe; aber die Entente hatte vorher fest... ...er letzte Groschen aus Strümpfen und Kom... ...eggeholt sei.

Die Gegner Deutschlands haben seit der höhnischen Abweisung des Friedensvorschlages nichts gelernt. Sie sind noch heute der Meinung, daß in kurzer Zeit ein völliger Zusammenbruch der deutschen Widerstandskraft erfolgen werde, und sie behandeln jede Erörterung des Friedens nach dieser Auffassung. Präsident Wilson erteilt dem deutschen Volke Lehren, und seine Verbündeten überbieten sich in Ansprüchen, die man nur einem besiegten und gänzlich verzweifelten Gegner machen dürfte. Das deutsche Volk wird auf die Geringschätzung seiner militärischen Leistungen und seiner Vaterlandsliebe wiederum eine Antwort geben, die die alten Enttäuschungen der Entente um eine neue vermehrt. Und diese Antwort wird um so leichter sein, je mehr die Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen den Siegen auf den Schlachtfeldern und der finanziellen Bereitschaft in der Heimat gewachsen ist. Dazu kommt die offenkundige Ertragsfähigkeit des deutschen Volksvermögens, die jedem die Überzeugung, nicht nur von dem Vorhandensein genügenden Kapitals, sondern auch von der Sicherheit der Anlage in deutscher Reichsanleihe und deutschen Schatzanweisungen beibringt. Die Zinsen dieser Papiere sind ja ein Teil der Kraft, die das Vermögen erneut und vermehrt. Diese Zinsen arbeiten in den Werkstätten der Industrie und in den zahlreichen Fabriken, aus denen die notwendigen Verbrauchsgüter hervorgehen. Dort häufen sich Ueberschüsse, die immer wieder in Kriegsanleihe angelegt werden können, weil das Reich seine Bestellungen bar bezahlt, dadurch also einen ständigen Wechsel von Ware und Geld unterhält und die sogenannte Liquidität des Kapitals nicht erlahmen läßt. Nicht nur das Kapital trägt reichere Früchte, sondern auch die Arbeit. Die Löhne sind erhöht, und die Ersparnisse nehmen zu. Bei den deutschen Sparkassen ist in den ersten sechs Monaten des Jahres 1917 ein Zuwachs von 1860 Millionen Mark festgestellt worden.

Im Jahre 1916 hatte die gleiche Zeitdauer eine Vermehrung der Einlagen um 1575 Millionen und im Jahre 1915 eine solche um 1465 Millionen gebracht. Aus der Entwicklung ergibt sich, daß die Sparkraft des deutschen Volkes nicht ab-, sondern zugenommen hat. Diese Steigerung ist unmittelbar auf die Verbesserung der Kapitalsanlagen zurückzuführen. Die Kriegsanleihen bringen durchweg mehr als fünf Prozent Zinsen, eine Rente, wie man sie sonst nur von ausländischen Werten oder von Dividendenpapieren hatte. Diesen guten Bedingungen ist es zu danken, daß die deutschen Kriegsanleihen besser untergebracht sind als alle Anleihen, die in den Ententeländern aufgenommen wurden. Sie sind in den festen Besitz des Volkes übergegangen und bilden einen unverrückbaren Bestandteil des Vermögens. Könnte das Reich nicht mit einer so unbedingt guten Aufnahme rechnen, so würde es nicht möglich sein, die Ausstattung der Anleihen unverändert zu lassen. Die Ausgabekurse z. B. haben seit Beginn des Krieges nur um 1¼ Prozent geschwankt. Und zwar ist bei den letzten drei Anleihen der Kurs von 98 Prozent unverändert geblieben, während die erste Emission zu 97½ Prozent erfolgte. Die siebente Kriegsanleihe unterscheidet sich nicht von der sechsten. Sie kann demnach als eine unmittelbare Fortsetzung ihrer Vorgängerin betrachtet werden und wird es auch mit Bezug auf ihr Ergebnis sein.




Kriegs Anleihe
Zur Herbeiführung eines ehrenvollen Friedens werden die gewaltigen Ergebnisse der Kriegs-Anleihen ebenso in die Wagschale fallen, wie unsere durch das Schwert errungenen großen Erfolge ---
Darum zeichne!

Das deutsche Volk weiß, wie sehr seine Feinde auf ein Zeichen der Schwäche lauern. Es genügt ihnen schon, wenn sie einen äußeren Vorgang, der vielleicht nur einem Zufall zuzuschreiben ist, glossieren können. Sie haben bei jeder Kriegsanleihe an den für sie so enttäuschenden Zahlen herumzudeuteln gesucht. Immer wieder redeten sie ihren Völkern ein, daß Deutschland nur mit Anwendung von Zwangsmitteln imstande sei, die Kriegsanleihen aufzubringen. Und sie triumphierten schon, wenn sie nachweisen konnten, daß eine Anleihe weniger reich ausgefallen sei wie die andere. Die sechste Anleihe, die im März und April 1917 aufgelegt worden war, brachte einen neuen steilen Anstieg der Kurve. Man hatte geglaubt, daß die 12 000 Millionen der dritten Anleihe der Höhepunkt bleiben würden, und fand es ganz natürlich, daß die beiden folgenden Emissionen eine gelinde Abnahme der Erträge zeigten. Nun kam plötzlich eine neue Rekordziffer, wie um den Gegnern klarzumachen, daß das deutsche Volk zu jeder Zeit die Kraft besitze, Höchstleistungen zu vollbringen.

Der Widerstand, den die tapferen Krieger an der Front leisten, ist in seinen Erfolgen die Sicherheit für das Gedeihen Deutschlands und seiner wirtschaftlichen Kräfte. Umgekehrt schöpft die Armee aus dieser Kraftquelle, die sie selbst vor dem Versiegen schützt. Aus einer solchen Wechselwirkung hat man nur einen Schluß zu ziehen: — daß sie nicht nur ungeschwächt erhalten, sondern immer wieder neu gestärkt werden muß. Die anderen „Unterlagen“ deutscher Reichsanleihen und Schatzanweisungen sind so bekannt, daß sich ein wiederholter Hinweis auf ihr Vorhandensein erübrigt. Schon die Tatsache, daß die Erträge des deutschen Gesamtvermögens Jahr für Jahr wenigstens 42 000 Millionen Mark ausmachen, genügt, um die Verzinsung der Kriegsanleihen, die ja nur einen Bruchteil der Gesamteinnahmen erfordert, sicherzustellen. Im übrigen ist jeder einzelne Besitzer deutscher Kriegsanleihen zugleich auch der Bürge für ihre Sicherheit; denn die Arbeit des Volkes und die damit erzielte Ertragfähigkeit des Wirtschaftskapitals, die kein Gegner jemals töten wird, bilden den Rückhalt der Schuldverschreibungen des Reiches. Der Kredit, den das Deutsche Reich in seiner ganzen Vergangenheit genossen und sich unverändert erhalten hat, wird stets die glaubhafte Vorbedingung des Gelingens aller seiner Anleihegeschäfte sein. —

Fewesta.

Von Else Frobenius.

Ein blutroter Punkt schwebt im Sonnengold des Herbsttages über die blaue Kette der Alpen empor, langsam steigend, kleiner und kleiner werdend. Erwartungsvoll schauen wir ihm nach. Er zieht seinen roten Schweif durch die stille Luft, gleitet in gerader Linie wieder herab und senkt sich auf einen Apfelbaum nieder, zwischen dessen schimmernden Früchten er hängenbleibt. Lachend holen ein paar barfüßige Bauernbuben den Versuchsballon herunter und beginnen sofort ein lustiges Spiel, indem sie versuchen, ihn aufs neue steigen zu lassen.

Wir stehen auf dem Dach der Fewesta, der Feldwetterstation — eine bunte Menschengruppe. Der Flügeladjutant des Heerführers in blaugrauer Uniformjacke und goldbesetzter österreichischer Armeekappe. Feldgraue Offiziere mit dem Edelweiß der Alpentruppen am Kragen oder mit dem goldenen Abzeichen der Luftfahrer. Und ein paar Schriftstellerinnen, die vom Kriegspressekommando Wien zu einer Reise ins Kampfgebiet eingeladen sind. Bunte Schleier flattern. Ein roter Hut leuchtet auf. Mehrere Sprachen schwirren durcheinander.

Wie eine hohe Mauer ragt vor uns die Karawanken-
ite auf mit blauviolett schimmernden Dolomitenzacken
d grünen Hängen. Über die Gipfel des Dobratsch und
Mittagskogel schaut das mächtige Haupt des Triglav
her. Rückwärts die Tauern, die in die Gletscherwelt
roßglockners hinüberleiten. Gen Westen das weite
re Drautal, in blauen Duft getaucht, der über
Wörther See in weißgrauem Dunst verschwimmt.
aldigen Bergkuppen die eckigen weißen Schlösser
lten Kärntner Adels. Dörfer mit hohen Barock-
nd ringsum die lachende Fülle eines warmen
die Menschen mit Blumen und Früchten

en wohnen hier dicht beieinander. Nur
Mennhardt und die feste Mauer
nnten uns vom Feinde, dessen Kanonen täglich rollenden Donner durch die Bergtäler herübersenden. Die Söhne des Landes hausen oben in Schluchten und Steinhöhlen, um dem Ansturm der Welschen zu wehren. Nicht nur die feindlichen Geschosse, Steinschlag und Lawinensturz bedrohen stündlich ihr Leben. Sie verrichten Wunder unerhörter Tapferkeit, und das ganze Land ist am Werk, um ihnen den gefahrvollen Kampf zu erleichtern.

Tagelang sind wir herumgewandert und haben der friedlichen Kriegsarbeit zugeschaut, die das Land Kärnten für seine Truppen leistet. Wir sahen große Proviantschuppen, die Millionenwerte bergen und in langen Eisenbahnzügen Fleisch und Brot, Tabak, Kaffee, Tee, Rum und Konserven hinaussenden. Wir sahen Bekleidungsdepots und alpine Werkstätten, sahen all jene Ausrüstungsgegenstände, die mit Tragtieren und Drahtseilbahnen hinauf in die Berge geschafft werden. Und wir durchschritten die Gutshöfe, auf die wir heute herabschauen. Früchte und Geflügel, Gemüse und Milchprodukte werden in Fülle für die Kämpfer zubereitet.

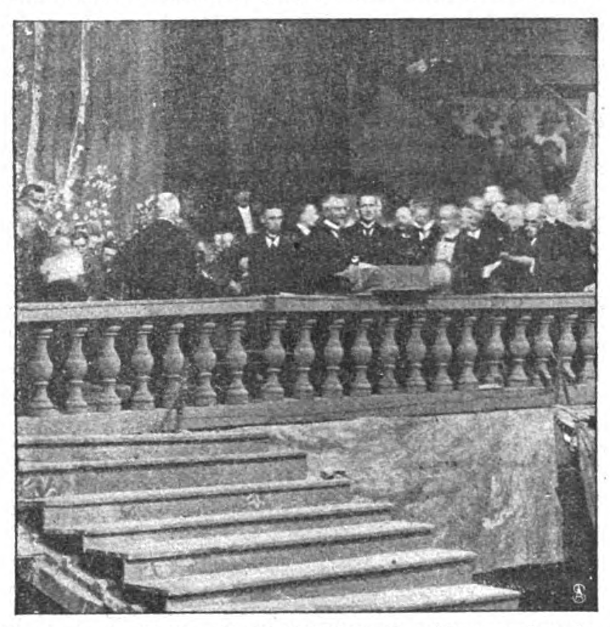
Hospitäler in den schönsten Erdenwinkeln sind für die Verwundeten gerüstet. Die ersten Frauen Kärntens pflegen sie mit mütterlicher Güte. Das ganze Land ist Kriegsgebiet — trotz des lachenden Sonnenscheins, der über ihm liegt.

Fewesta steht zwischen Krieg und Frieden — da, wo das blühende Tal aufhört und die ernsten Berge beginnen. Auch sie tut Friedensarbeit für die Kämpfenden.

In der Feldwetterstation werden die Nachrichten von allen Höhenstationen des Feldwetterdienstes zentralisiert. Dreimal täglich steigt ein Ballon empor und gibt dem Beobachter die Windrichtung und -geschwindigkeit in den oberen Luftschichten kund, die sorgfältig gemessen werden. Auch nachts wird gearbeitet. Ein kleines elektrisches Licht, am unteren Ballonende befestigt, zeigt dem Beobachter seinen Flug; die Italiener benutzen sogar kleine Kerzen, die wie winzige Funken durch die Dunkelheit ziehen.

Alle 24 Stunden wird eine Wetterprognose ausgegeben. Oft herrscht im Tal sonnige Stille, während in den oberen Luftschichten heftige Stürme toben. Die Luftfahrer bleiben daheim, und der Heerführer vermeidet große Unternehmungen, wenn dies von der Fewesta gemeldet wird. Ihre Nachrichten entscheiden über das Schicksal großer Armeen, Tausender von Menschen.

Die Feldwetterstation ist ein zierliches Häuschen aus glänzendem braunem Buchenholz am Fuß der Berge. Im Erdgeschoß lagern im Ballonfüllraum Stöße von großen Blechtuben mit Sauerstoff zum Ballonfüllen. Der Stationsleiter, ein meteorologisch gebildeter Fliegerleutnant, sitzt als „Laubfrosch" in einem hellen fensterreichen Raum des ersten Stockwerks, der mit Karten und Meßinstrumenten behängt ist. Er läßt unermüdlich das Telephon in allen Richtungen spielen. Auf dem flachen Dach mit dem blauen Geländer blinken in der Sonne die Höhenmeßapparate. Der Balkon ist von einem dichten Kranz von Nelken, Winden, duftenden Erbsen und roten Kressen umblüht.



Vizeadmiral z. D. Exz. Kirchhoff hält die Begrüßungsansprache.

Der Feldwetterdienst bildet eine Sonderabteilung des Luftfahrdienstes. Die Flieger, die jeden Morgen aus der großen braunen Halle im Tal aufsteigen, konnen seine Beobachtungen nicht missen.

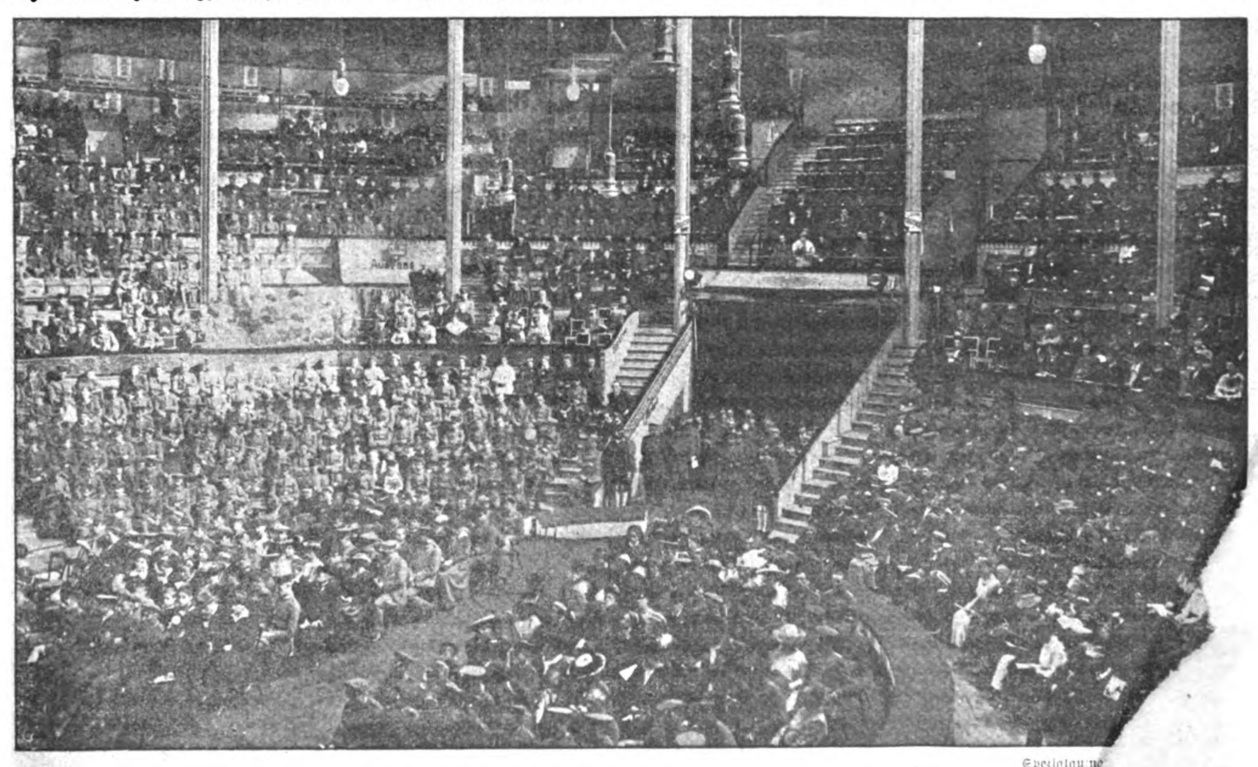
Was wäre der Alpenkrieg ohne sie! Wie große goldene Vögel ziehen die Flugzeuge mit dem schwarzgelben Brustbande in der Frühe hinaus. In zehn Minuten sind sie an den feindlichen Stellungen. Ihnen entgeht keine Bewegung des Gegners. Jede Veränderung wird photographisch festgehalten und mit modernsten Apparaten verdeutlicht.

Die Flieger üben ihren Beruf mit Leidenschaft aus, die begeistertsten Kämpfer im Weltkriege. Am meisten Gefahr und Hochgenuß bietet er ihnen im Alpengelände.

Sich von den goldig purpurnen Wellen der Herbstluft tragen lassen, hoch empor über Gletscher und Firnen. Alle Geheimnisse der Bergwelt in unerbittlicher Klarheit schauen. Ihre Gefahr und ihr Grauen spüren und doch sieghaft der Sonne zustreben, unermüdlich zitternden Lebens voll. Das entspricht der rastlosen Seele des modernen Menschen. Über den rohen Massenmord des Weltkriegs steigt der Flieger in ritterlichem Glanz empor.

Vorboten des Sturms sind seine goldenen Vögel; Schlacht und Gefahr folgen ihnen, den Kündern gesteigerten Lebens.

Fewesta! Wie ein Bild idyllischen Friedens am Fuße der Alpen, blumenumkränzt, sauber und zierlich! Und



Hindenburgfeier im Zirkus Busch, veranstaltet von der Offizier-Vortrag-Gesellschaft zu Berlin



doch gehen sooft Wege des Todes und unerhörten Wagens von ihr aus.

Sie ist ein Sinnbild der nie rastenden Wachsamkeit, mit der die tapferen Kärtner ihr Vaterland hüten. Ein Zeichen des stillen, festen Siegeswillens, der uns selbst die Elemente untertan macht und uns empor zur Höhe trägt.

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Einen neuen Ruhmestag haben die deutschen Waffen zu verzeichnen. Eine neue englische Niederlage ist an der Ypernfront erfolgt. Die dritte Flandernschlacht brachte am 26. September einen Großkampftag von einer Schwere, die den vom 20. September übertrifft.

Am frühen Morgen des 26. brach nach einem an Stärke kaum zu überbietenden Trommelfeuer der englische Angriff gegen die Linie Langemarck bis zum Kanal von Hollebeke vor. Schwärme von Tankgeschwadern, ein maßloser Aufwand von Gas-, Rauch- und Nebelbomben unterstützten ihn. Mit völliger Verachtung des Menschenmaterials wurden die Massen von tiefgegliederten Sturmtruppen mit starken Reserven eingesetzt. Zwölf englische Divisionen sollten diesmal erzwingen, was am 20. neun Divisionen nicht erreicht hatten. Bis fast zum anderen Morgen wurde der Einbruchsversuch mit zäher Erbitterung fortgesetzt. Sämtliche Angriffe scheiterten. Vergebens auch diese neuen ungeheuren Opfer an Menschenleben und an Kampfmitteln!

Eine ganz besondere Verschwendung trieb die englische Artillerie. Sie beabsichtigte, durch ein Massenfeuer ohnegleichen, mit dem sie in die Tiefe wirkte, unseren Kämpfern die gefürchteten Gegenangriffe zu verleiden, und warf ihnen einen Hagel von Geschossen entgegen, der darauf berechnet und an sich ganz geeignet war, diesen Zweck zu erfüllen. Gerade hier zeigte sich die volle Überlegenheit unserer Kampftüchtigkeit. Unbeeinträchtigt überwanden die Unsrigen den Feuerriegel und stürmten mit ungehemmter Stoßkraft den Angreifern entgegen, geboten ihnen Halt, warfen sie zurück und fertigten die schonungslos von den Engländern eingesetzten stärksten Reserven ab.

War der Geländegewinn, der zu Anfang eines jeden Durchbruchsversuches als Folge des ersten Anpralls regelrecht dem Angreifer zufällt, schon bei der ersten englischen Niederlage am 20. kaum nachweisbar, diesmal war er noch unbedeutender. Kaum bis zur Tiefe von einem Kilometer war an einer Stelle der Eindruck des Angriffes auf die deutsche Abwehrzone zu spüren, und zwar im Gelände östlich von Saint-Julien bis zur Straße Menin—Ypern. Dort verbluteten die Engländer in erbitterten Nahkämpfen, während im übrigen über die ganze Angriffsfront hin zahlreiche deutsche Gegenstöße gemeldet wurden, die sich durch das gewaltsame Feuer des Gegners Bahn brachen und die feindlichen Angreifer in frischem Anlauf zurückwarfen.

Die eiserne Willenskraft deutscher Kämpfer hat aufs ...ue den Beweis erbracht, daß wir alle Anstrengungen ...s Feindes zunichte schlagen. Ausdrücklich hebt der ...cht des Großen Hauptquartiers hervor, daß Trup... ...ler deutschen Gaue an dem Erfolge des Tages ...aben. Unerschüttert bleibt die Festigkeit unserer ...stehen.

... aber ist abermals um Tausende von ...schwächt, in Scharen sind die britischen ...tet. Große Bestände an Munition und Kriegsmaterial sind wiederum nutzlos aufgeopfert. Es zählt beträchtlich, wenn sich derartige Posten an verlorenem Krafteinsatz, an Materialaufwand und Menschenleben anhäufen.

Gefaßt sehen wir neuen Ereignissen entgegen, mögen die Engländer, mögen die anderen mehr dergleichen beabsichtigen!

England hat auch noch andere Schädigung in der verflossenen Woche erfahren. Am 25. September wurde London, wurden Dover, Southend, Chatam und Sheerneß ergiebig mit Flugzeugbomben belegt. Anlagen und befestigte Plätze am Humber und im Gebiet zwischen Scarborough und Boston wurden von einem Marineluftgeschwader erfolgreich angegriffen. Tags darauf wurde abermals London mit Bomben beworfen, ebenso Ramsgate, Margate, Dover und diesseit des Kanals Boulogne, Calais, Gravelines und Dünkirchen. Und am 29. September abermals London und verschiedene Plätze der englischen Südküste.

Ferner maßen sich deutsche Seestreitkräfte mit englischen. Ein Gefecht feindlicher Zerstörer mit deutschen Torpedobooten lieferte den Beweis, daß unsere Marine nicht feiert. Unsere U-Boote arbeiten in einer Weise weiter, die unseren Erwartungen voll entspricht. Die Zahl von 808 000 Tonnen versenkten Handelsschiffsraumes, die für den Monat August gemeldet wird, schlägt wiederum stark zu Buch.

Von der italienischen Front war zu berichten, daß neue Anstrengungen der Italiener von unseren Verbündeten niedergeschlagen worden sind. Erbitterte Anläufe blieben ergebnislos, scheiterten an der Abwehr. Besonders der südliche Teil der Hochfläche von Bainsizza-Heiligengeist wurde erneut der Schauplatz heftiger Kämpfe, ebenso der Monte San Gabriele.

Auch im Luftkriege fügten unsere Verbündeten den Italienern empfindliche Schädigungen durch Zerstörung von Luftschiffhallen und Luftschiffen zu.

An der mazedonischen Front wird der feindliche Betrieb künstlich genährt, ohne daß daraus etwas entsteht, das der Erwähnung wert wäre. Es ist dem Gegner augenscheinlich nur darum zu tun, daß der Name Cernabogen für ihre Berichte verwertet wird, die sie in alter Weise zurechtschmieden. X.

Peter Storms Tramp-Fahrten*).

Ein richtiges Seemanns- und Abenteurerbuch. Ein Buch voll von bitterem Ernst und lachendem Humor, das sich liest wie der spannendste Roman und doch nur wahrheitsgetreu die Wirklichkeit schildert. Die Erlebnisse eines deutschen Seemanns, der alle Meere befahren, die ganze Welt gesehen hat und das harte Ringen eines vollkräftigen Tatmenschen schildert, der sich um jeden Preis in die Höhe arbeiten will. Erstaunliche Entschlossenheit und unbeugsame Willensstärke sprechen aus diesem Bekenntnisbuch eines echten Deutschen.

*) Peter Storms Tramp-Fahrten. Seemanns-Erlebnisse von A. Schmidt-Brake. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



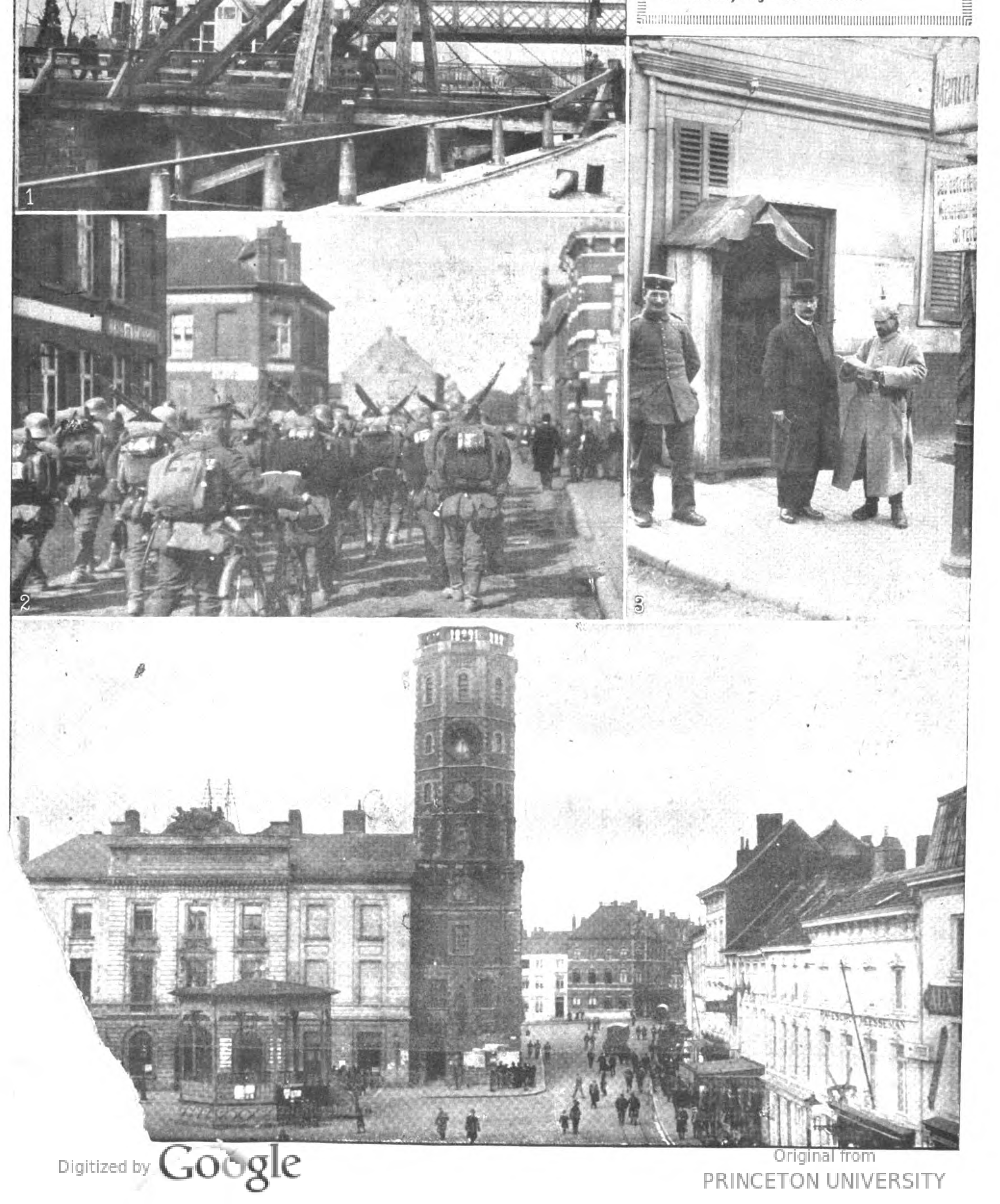
Der Kaiser in Rumänien: Auf den Erdölfeldern bei Campina.

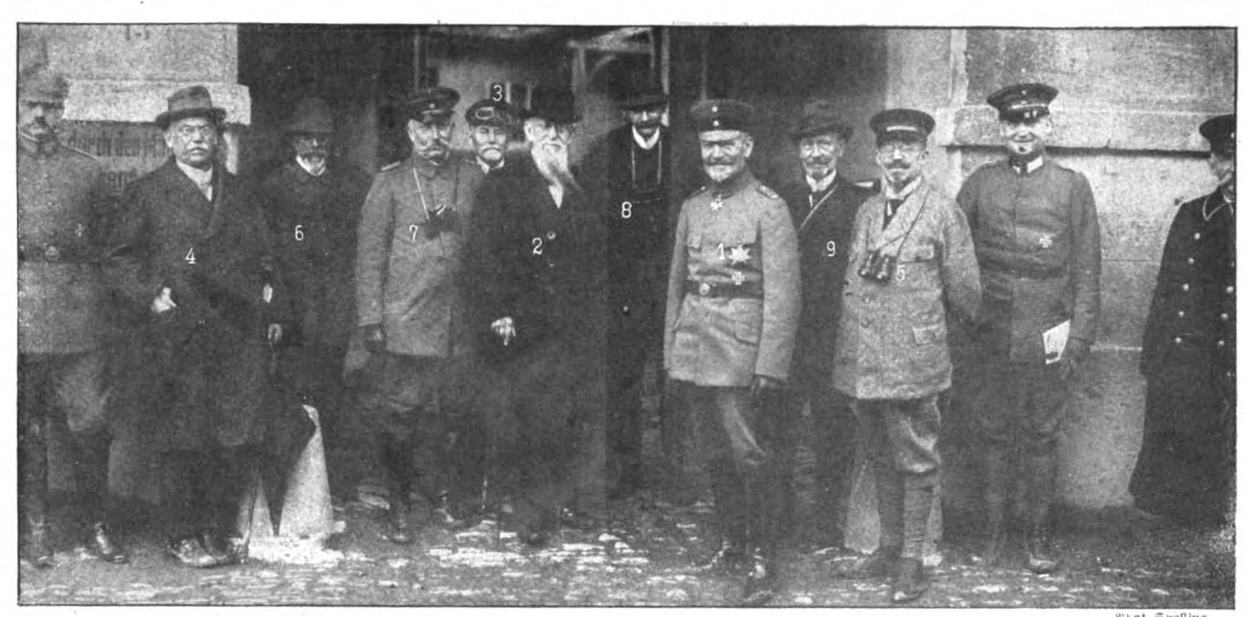
Der Kaiser im Gespräch mit einem langjährigen Angestellten der Raffinerie (Ing. in Unteroffizieruniform), der mit de- Soldaten in Campina eintraf, und dessen sachgemäßem Arbeiten die rasche Wiederherstellung der Ölwerke zu ver

Zu den Infanteriekämpfen Menin-Ypern.

Phot. Groß.

1. Menin: Zugbrücke an der belgisch-französischen Grenze.
2. Ankunft neuer Truppen in Menin.
3. Die Paßkontrolle auf der Straße in Menin.
4. Marktplatz von Menin.





Phot. Spelling.

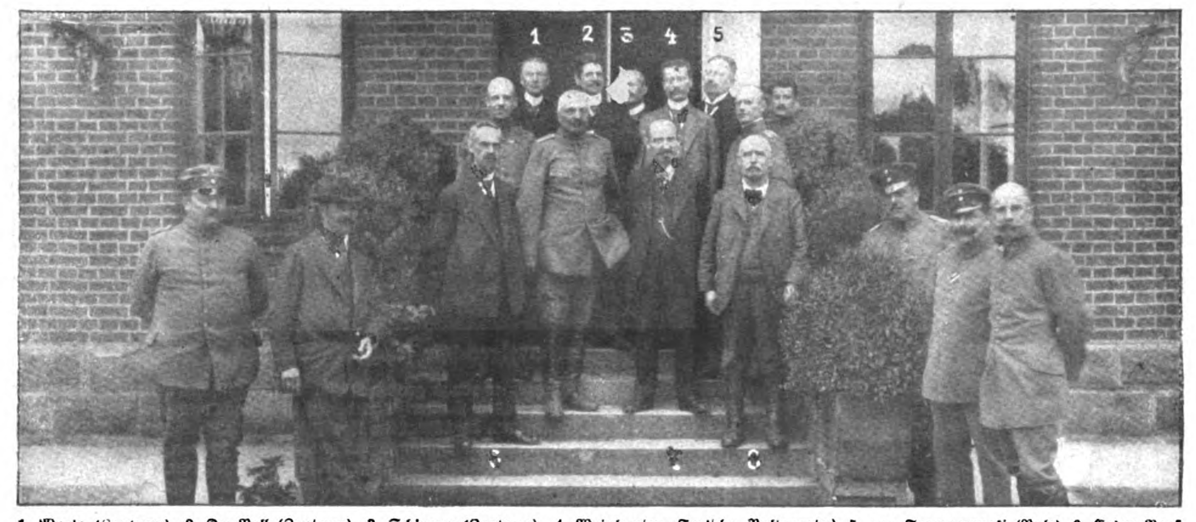
1. von Gallwitz, General der Art., 2. Dr. Kaempf, Präsident des Reichstags, 3. Dr. David (Soz. Fraktion), 4. Trimborn (Zentrum), 5. List (Nat. Fraktion), 6. Dr. von Heydebrandt u. d. Lase (Konserv. Fraktion), 7. Schulz, Bromberg (Deutsche Fraktion), 8. Fischbeck (Fortschr. Volkspartei), 9. Jungheim (Direktor d. Reichstag).

Erster Besuch der Reichstagsabgeordneten an der Westfront.



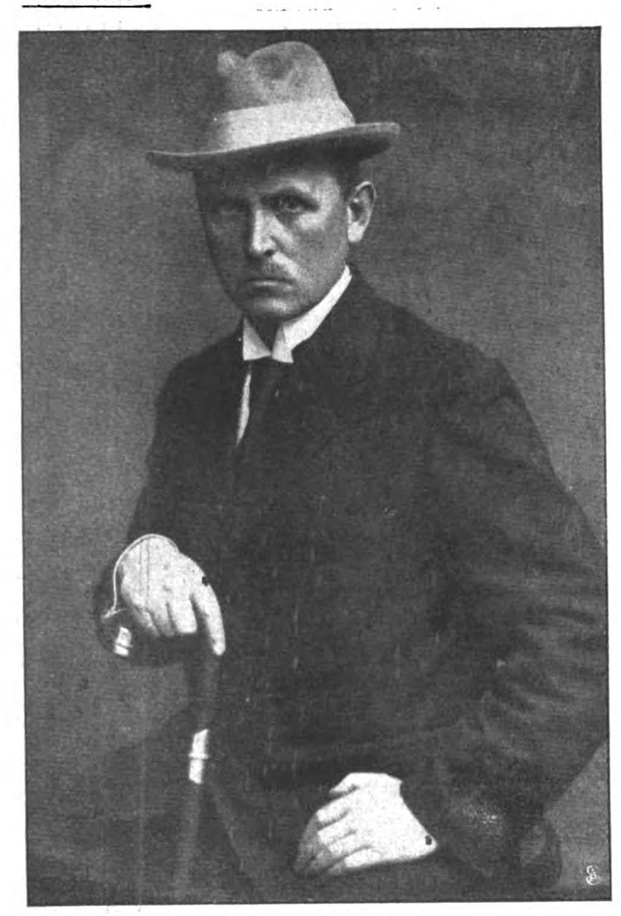
Besichtigung der letzten vor Verdun gemachten Gefangenen.

Phot. Spelling.

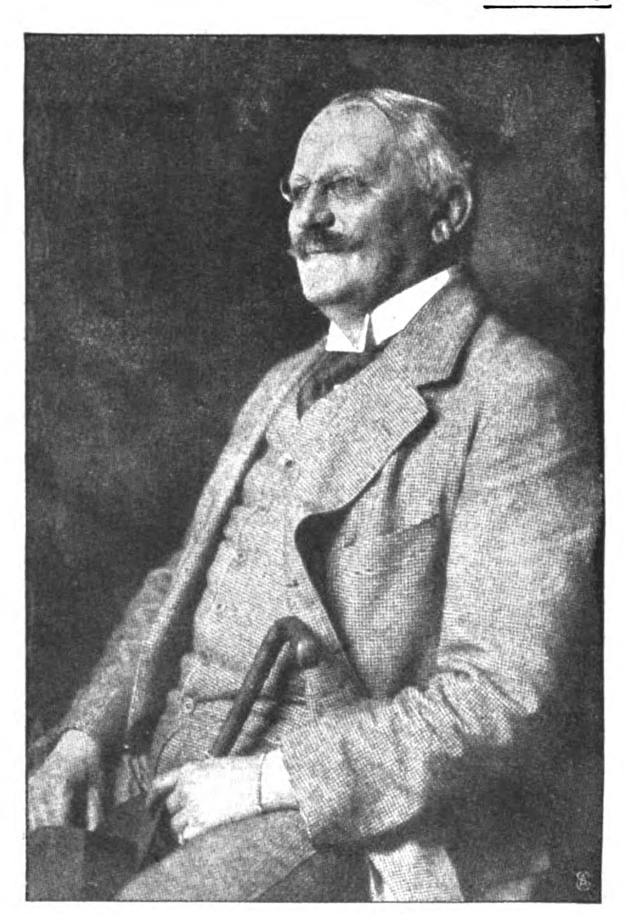


1. Warlo (Zentrum), 2. Dr. Bell (Zentrum), 3 Schirmer (Zentrum), 4. Weinhausen (Fortschr. Volkspartei), 5. von Trampczynski (Pole), 6. Cohen-Reuß (Soz.-Dem.), 7. Davidsohn (Soz.-Dem.), 8. Löscher (Deutsche Fraktion)

Von der Fahrt deutscher Reichstagsabgeordneter durch das Gen.-Gouv. Warschau: Die Abgeordneten vor dem Jagdschloß des ehemaligen russischen Zaren in Spala.



A. Schmidt-Brake,
Verfasser des soeben erschienenen Buches „Peter Storms Tramp-Fahrten“.
(Berlin. Verlag von August Scherl G. m. b. H.)

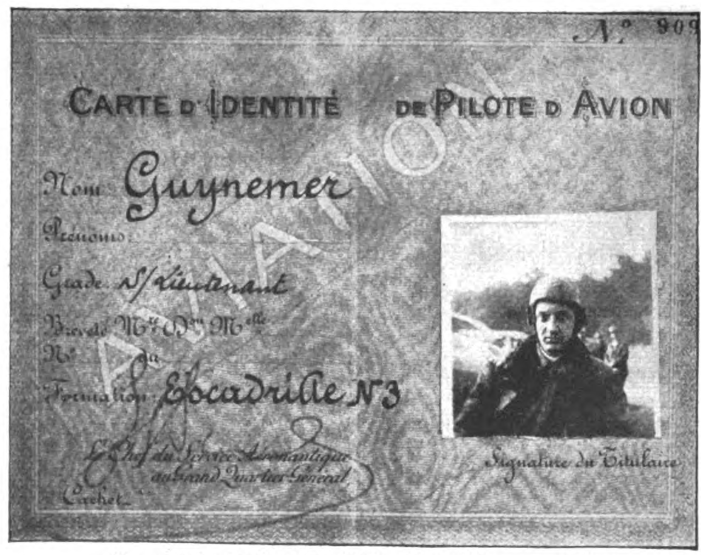


Fedor von Zobeltitz,
bekannter Schriftsteller.
Zu seinem 60. Geburtstag.



Phot. Selberg.

Rittmstr, Prinz Friedrich Sigismund von Preußen (×)
anläßlich der Kämpfe an der Düna als Flieger im Generalstabsbericht rühmend erwähnt.



No 909

CARTE D'IDENTITÉ DE PILOTE D'AVION

Nom Guynemer

Prénoms

Grade S/Lieutenant

Brevet

No du

Formation Escadrille N 3

Le Chef du Service Aéronautique au Grand Quartier Général

Cachet

Signature du Titulaire

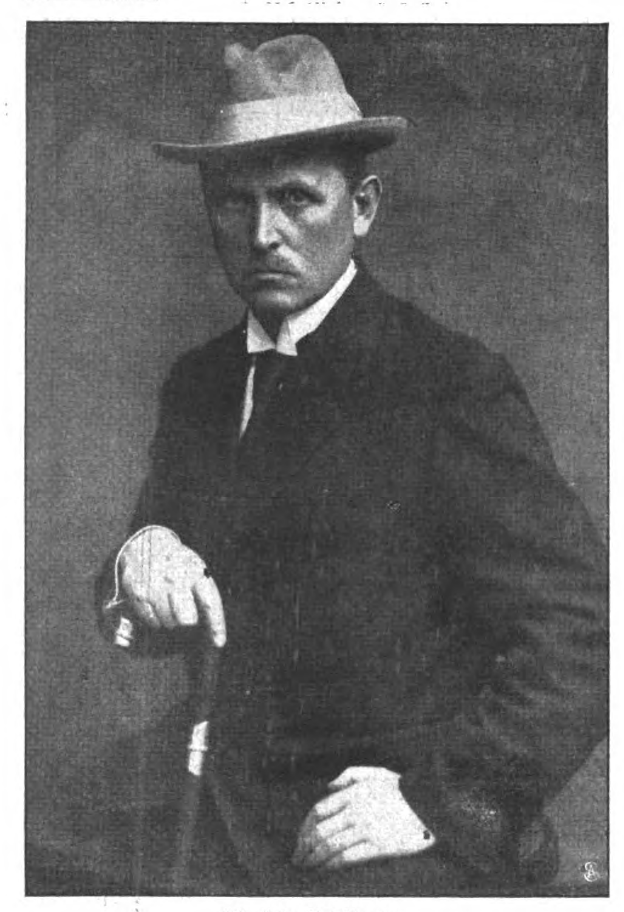
Der erfolgreichste französische Kampfflieger gefallen.

Kapitän Guynemer genoß großen Ruhm im französischen Heere, da er 50 Flugzeuge abgeschossen haben wollte. Von diesen ist jedoch nachgewiesenermaßen eine große Zahl, wenn auch beschädigt, in ihre Flughäfen zurückgekehrt. Um deutscherseits eine Nachprüfung unmöglich zu machen, wurden in den letzten Monaten Ort und Datum seiner angeblichen Luftsiege nicht mehr angegeben. Ueber seine Kampfmethode haben gefangene französische Flieger berichtet: Entweder ließ er, als Geschwaderführer fliegend, seine Kameraden zuerst angreifen und stürzte sich dann erst auf den als schwächsten erkannten Gegner; oder er flog stundenlang in größten Höhen allein hinter der französischen Front und stürzte sich von oben herab überraschend auf einzeln fliegende deutsche Beobachtungsflugzeuge. Hatte Guynemer beim ersten Vorstoß keinen Erfolg, so brach er das Gefecht sofort ab; auf den länger dauernden, wahrhaft muterprobenden Kurvenkampf ließ er sich nicht gern ein.

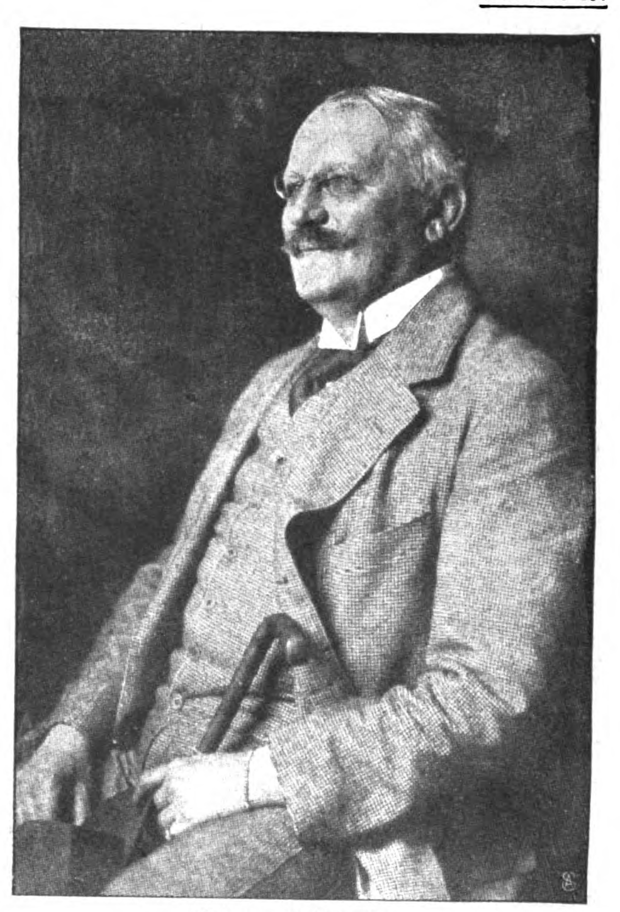


Phot. Gelberg.

Prinzessin Friedrich Sigismund von Preußen mit ihrem Lieblingspferd „Seiltänzer“.



A. Schmidt-Brake,
Verfasser des soeben erschienenen Buches „Peter Storms Tramp-Fahrten“.
(Berlin. Verlag von August Scherl G. m. b. H.)

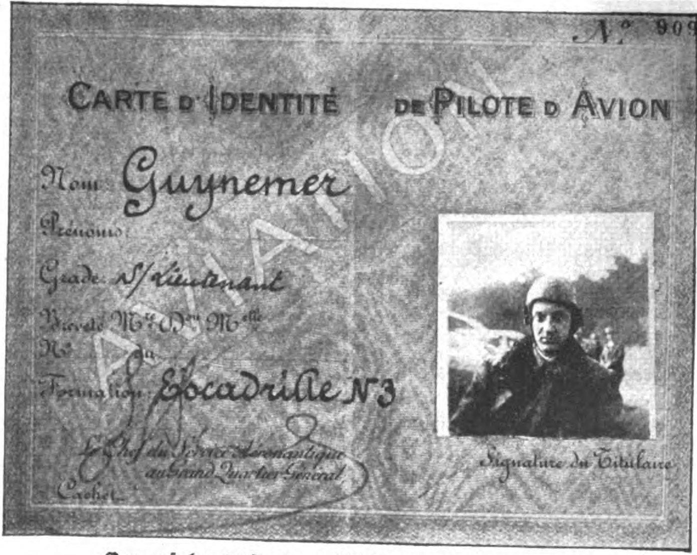


Fedor von Zobeltitz,
bekannter Schriftsteller.
Zu seinem 60. Geburtstag.



Phot. Selberg.

Rittmstr, Prinz Friedrich Sigismund von Preußen (×)
anläßlich der Kämpfe an der Düna als Flieger im Generalstabsbericht rühmend erwähnt.



N° 909

CARTE D'IDENTITÉ DE PILOTE D'AVION

AVIATION

Nom Guynemer

Prénoms

Grade S/Lieutenant

Formation Escadrille N 3

Le Chef du Service Aéronautique au Grand Quartier Général

Cachet

Signature du Titulaire

Der erfolgreichste französische Kampfflieger gefallen.

Kapitän Guynemer genoß großen Ruhm im französischen Heere, da er 50 Flugzeuge abgeschossen haben wollte. Von diesen ist jedoch nachgewiesenermaßen eine große Zahl, wenn auch beschädigt, in ihre Flughäfen zurückgekehrt. Um de tscherseits eine Nachprüfung unmöglich zu machen, wurden in den letzten Monaten Ort und Datum seiner angeblichen Luftsiege nicht mehr angegeben. Ueber seine Kampfmethode haben gefangene französische Flieger berichtet: Entweder ließ er, als Geschwaderführer fliegend, seine Kameraden zuerst angreifen und stürzte sich dann erst auf den als schwächsten erkannten Gegner; oder er flog stundenlang in größten Höhen allein hinter der französischen Front und stürzte sich von oben herab überraschend auf einzeln fliegende deutsche Beobachtungsflugzeuge. Hatte Guynemer beim ersten Vorstoß keinen Erfolg, so brach er das Gefecht sofort ab; auf den länger dauernden, wahrhaft mutерprobenden Kurvenkampf ließ er sich nicht gern ein.



Phot. Gelberg.

Prinzessin Friedrich Sigismund von Preußen mit ihrem Lieblingspferd „Seiltänzer“.



Hauptmann Linke. — Phot. Euck. Leutnant Hermann Rupp. — Rittmeister Wolfg. Dierig. — Feldwebellt. Rud. Röhrborn. — Oberlt. Carl v. Scharfenberg.

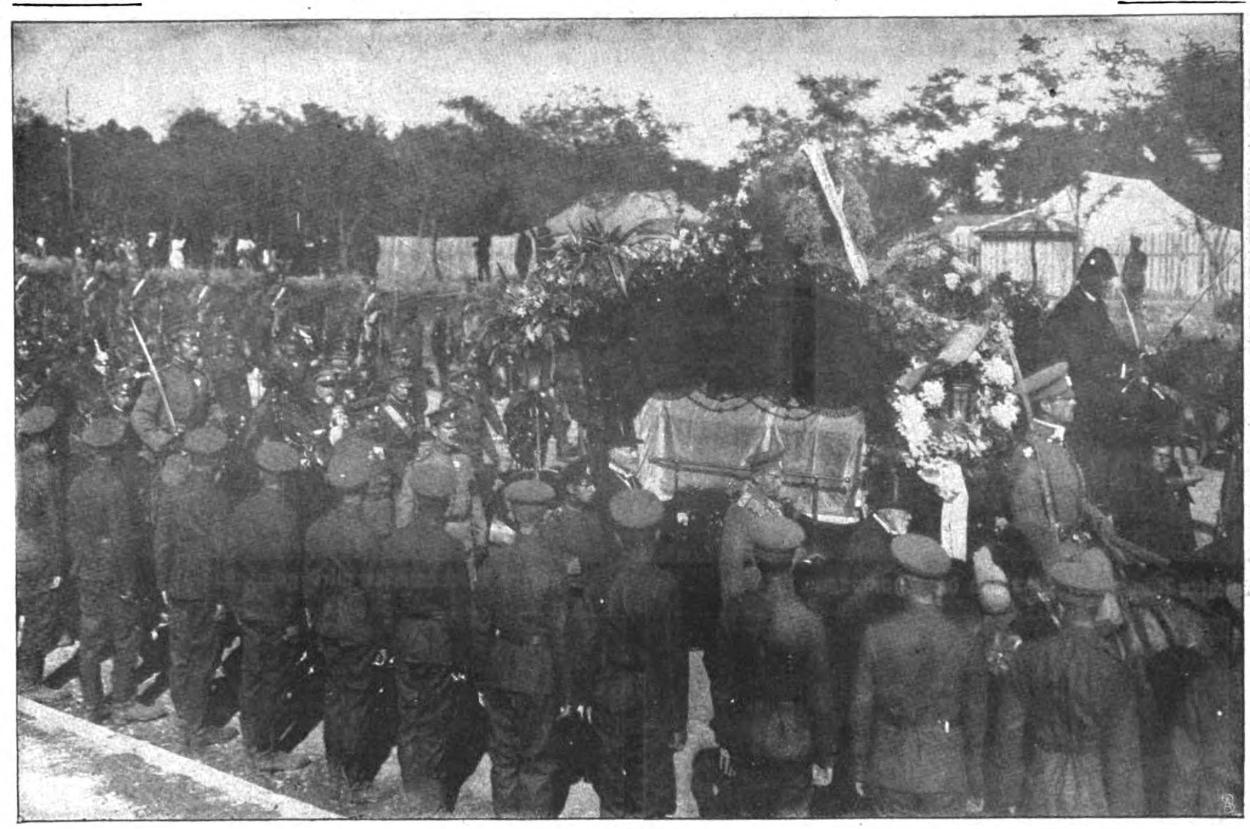
Phot. E. Bieber. Leutnant Werner Schmidt. — Hauptmann Kinne. — Leutnant Karl Sommer. — Leutnant Artur Glaud. — Phot. Jacoby. Unteroffizier Heinrich Rosa.

Unteroffizier Adolf Ecks. — Leutnant Franck. — Leutnant Auffarth. — Phot. Keidel & Sohn. Vizefeldwebel Karl Koch. — Atel. Central. Gefreiter Jacobs.

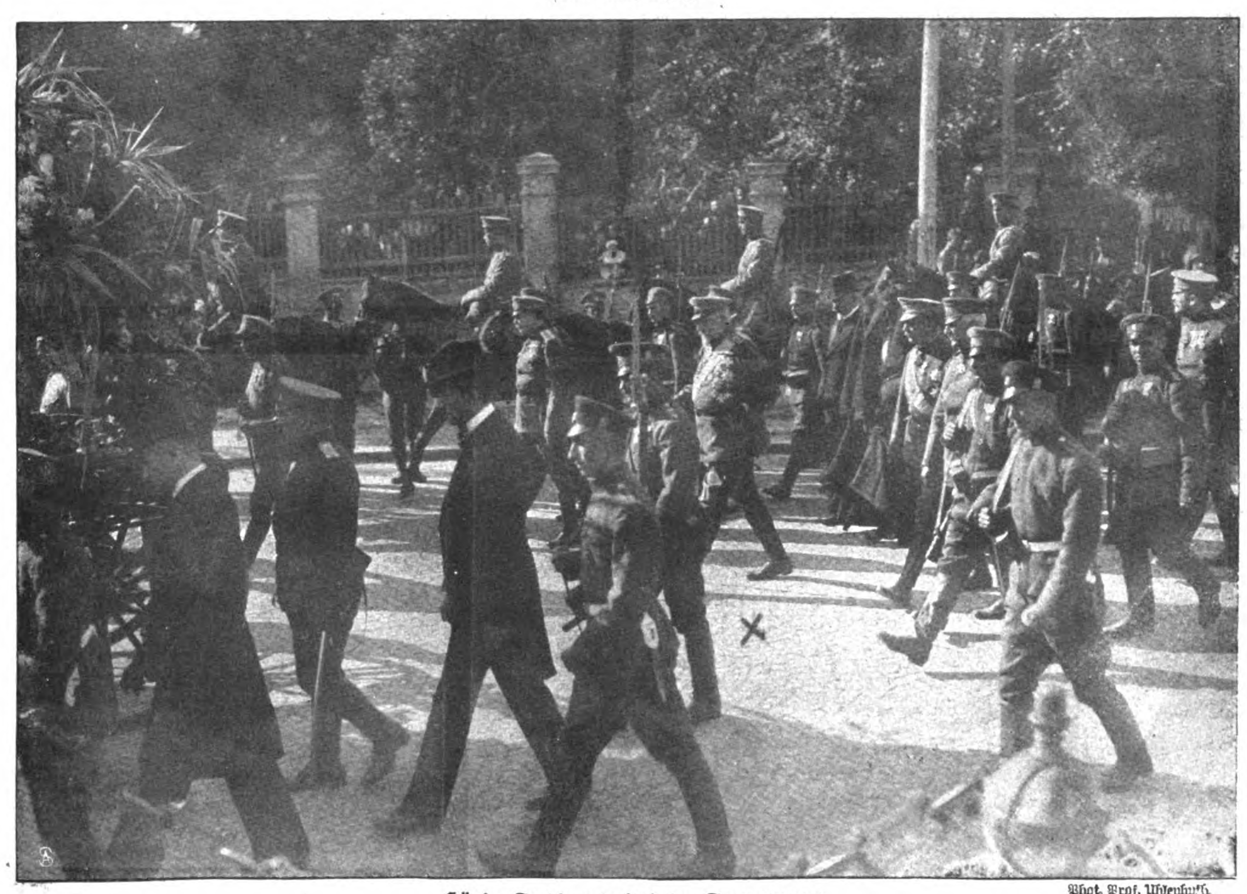
Phot. Litt. Leutnant Nutzhorn. — Vizefeldwebel Fritz Wirchers. — Leutnant Reeb. — Phot. Witzel. Leutnant Schleifer. — Leutnant Ölckers.

Phot. Reitt. Unteroffizier Gottfr. Lürken. — Phot. Curt Schneider. Unteroffizier Toni Raab. — Phot. Fuhrmann. Vizefeldwebel Aug. Korthaus. — Off.-Stellv. Josef Puick. — Unteroffizier Jos. Wilms.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



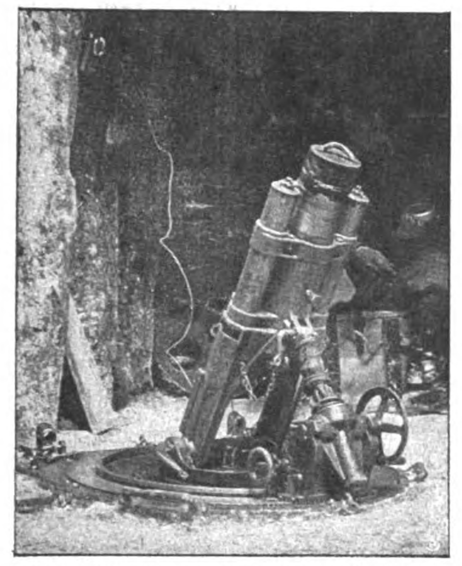
Der Leichenzug.



König Ferdinand (×) im Trauerzug.

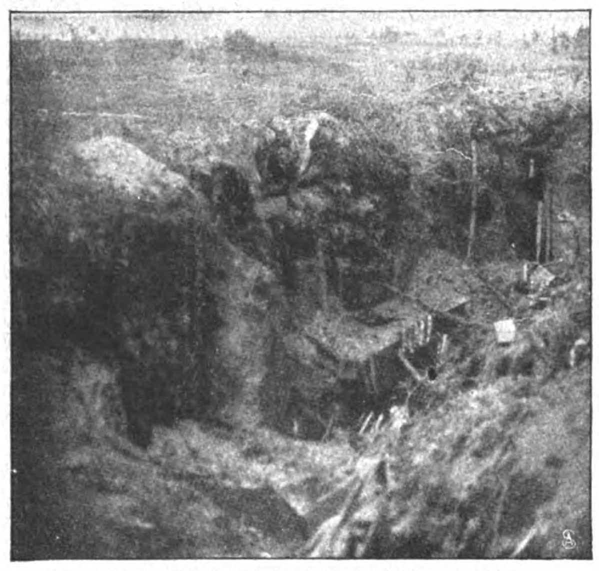
Phot. Prof. Uhlenhuth.

Beisetzung der Königin Eleonore von Bulgarien.

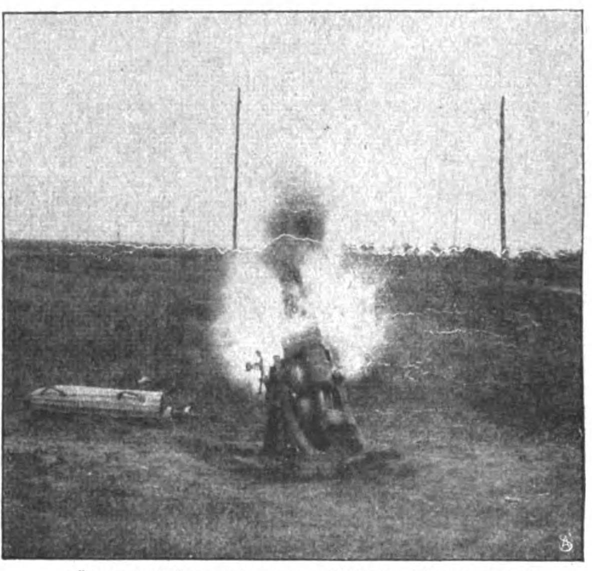


Leichter Minenwerferstand in der Champagne.

Schwerer Minenwerfer wird geladen.



Wirkung des Minenfeuers im russischen Graben.



Übungschießen mit dem mittleren Minenwerfer.



Minensperrfeuer.



Schwere Mine beim Einschlag.

Der Minenwerfer.

Herbstabend.

Ich lausche in den leisen Regen,
Der meine Sinne schläfrig macht.
Auf den durchweichten leeren Wegen
Naht schweren Schrittes sich die Nacht.

Schon fühl ich ihren Atem wehen
Mir feucht und kalt ins Angesicht.
Und meine bangen Blicke flehen
Vergebens um ein einziges Licht.

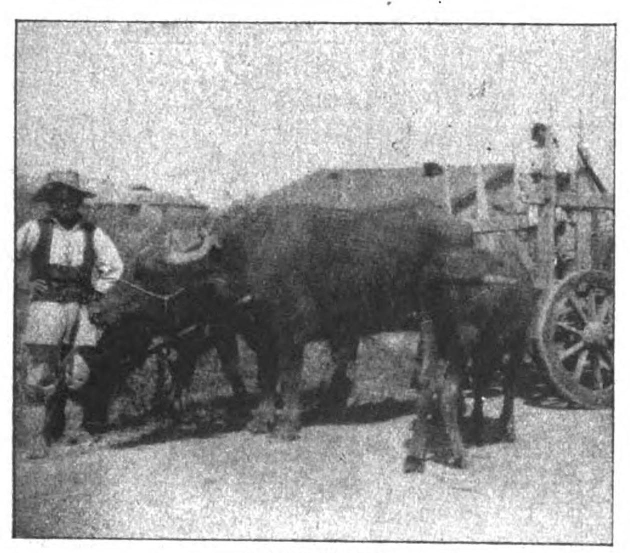
Friedrich W. Wagner.

Erntebilder aus Bulgarisch-Mazedonien.

Von Walter Tiedemann. — Hierzu 5 Aufnahmen.

Der seit Jahrtausenden heiß umstrittene, blutgedüngte Boden Mazedoniens, dessen nordwestliche, zuletzt serbisch gewesene Teile jetzt im Besitz der Mittelmächte sind und von unserem bulgarischen Bundesgenossen als ihm zu Recht gebührend beansprucht werden, weist sowohl in seiner physikalischen Beschaffenheit wie auch im Klima die denkbar schroffsten Gegensätze auf. Wilde Gebirge und Hochebenen, von wüstem Steingeröll bedeckt, wechseln mit üppig grünenden Tälern ab, in denen jegliche Frucht gedeiht; auf dürre Steppenweiden, die dem bescheidensten Kleinvieh kaum genügende Nahrung spenden, folgen Strecken mit schwerstem, fettestem Humus, dann wieder Sümpfe, in denen als einziges Nutztier der schwerfällige, mißtrauisch glotzende Büffel heimisch ist; er fühlt sich ja niemals wohler, als wenn er im Schlamm und in Tümpeln sich wälzen kann. Wie unbarmherzig schon im Frühling die mazedonische Sonne brennt, ganz zu schweigen von den Hochsommertagen, das hat so mancher unserer wackeren Krieger dort unten am eigenen Leibe verspürt ebenso wie die Fiebermiasmen, die der tückische Sumpf ausbrütet. Auf die heiße Jahreszeit folgt, wenigstens in den höher gelegenen Regionen, ein strenger Winter mit eisigen Stürmen. Unharmonisch und widerspruchsvoll, das ist der Eindruck, den Mazedonien in seinen gebirgigen Teilen auf den Fremden macht, und diese Zerrissenheit spiegelt sich auch in der Geschichte des Landes wider, in dem ewigen Hader zwischen den verschiedenen Volkstämmen und ihren politischen Zielen. Es ist ein hartes, zähes Geschlecht, ein echtes Bauernvolk, das hier den Boden bestellt. Die Hauptmasse der ländlichen Bevölkerung bilden, auch in dem ehemals serbischen Mazedonien, Bulgaren, daneben gibt es Serben, Walachen, Türken, Griechen, Albanier, Zigeuner usw. Der mazedonische Bulgare ist im allgemeinen ein friedlicher Mensch, der lediglich seinen bäuerlichen Interessen lebt und mit den politischen Umtrieben, die hauptsächlich immer von griechischen und albanischen Unruhstiftern ausgegangen sind, nichts zu tun haben will. Die rücksichtslose, von Gewalttätigkeiten nicht zurückschreckende Propaganda dieser Leute, der berüchtigten Komitadschi, liegt ihm fern. Nüchtern, bedürfnislos und arbeitsam, daneben nach echter Bauernart auf den Vorteil erpicht, eigensinnig und mißtrauisch, hat er eigentlich nichts, was im ersten Augenblick besticht und für ihn einnimmt. Ihm fehlt die Beweglichkeit, der schlagende Witz des Romanen ebenso wie die einschmeichelnde Unterwürfigkeit der südslawischen Stämme, von denen sich der Bulgare wegen seines finnisch-uralischen Einschlags auch in anderen Dingen merklich unterscheidet. Dafür zeichnen ihn Ernst, Verläßlichkeit und Bildungstrieb aus. Gerade hier in Mazedonien hat sich der bulgarische Typ trotz der häufig wechselnden Fremdherrschaft sehr rein erhalten. Vom Slawen hat der bulgarische Bauer die Freude an der Buntheit der Kleidung übernommen, und wie bei den Rumänen bekundet auch hier die Frau bei der Herstellung farbensatter Stickereien viel Phantasie und feinen Geschmack. Häufig tragen die mazedonisch-bulgarischen Bäuerinnen noch türkische Tracht, ein Überbleibsel aus der Zeit der Türkenherrschaft, die ja nicht weit zurückliegt.

In der Anlage der Dörfer und Gehöfte erhält sich nach Urväterweise noch der alte Sippschaftsgeist lebendig. Den Mittelpunkt bildet immer das besonders sorgfältig gebaute Haus des Stareschina, des Familienältesten, ringsherum gruppieren sich die kleineren Häuschen der verheirateten Söhne nebst den auf Pfählen stehenden Speichern. Der Ackerbau umfaßt, je nach Höhenlage und Boden, Mais, Weizen, Roggen, Hülsenfrüchte, Wein, Hanf und Flachs, daneben in kleinerem Umfang Baumwolle, Reis, Oliven, ganz besonders aber auch Tabak. Der mazedonische Tabak, von jedem Zigarettenraucher geschätzt, wurde bisher im Handel immer als türkischer Tabak bezeichnet und hat infolge der sorgfältigen Kultur und Behandlung die vornehmsten Eigenschaften, er ist von schön goldbrauner Farbe, aromatisch und kräftig. In der Viehzucht überwiegen Schafe und Ziegen, während Rinder und Büffel hauptsächlich als Arbeits- und Zugtiere gehalten werden. Die Pferde sind klein, aber sehr ausdauernd. Was man ihnen alles zumutet, davon gibt unsere Aufnahme einer die Ernte einbringenden Pferdekolonne einen lebhaften Begriff: die Tiere verschwinden förmlich unter der Last der Garben. Reicher Erntesegen hat auch in diesem Jahr, trotz aller Wirrnisse und Beschwerden, den Fleiß des bulgarischen Bauern belohnt. Ein deutscher Landmann würde sich freilich über so manche Erscheinung bei den dortigen Erntearbeiten wundern. Teils aus Armut, teils aus zähem Festhalten an alter Gewohnheit zeigt sich der Bulgare für die modernen Geräte und Hilfsmittel des Ackerbaus noch ziemlich unzugänglich. Unsere Bilder lassen erkennen, welche seltsam veralteten Methoden hier noch in Übung sind. Da wird das Getreide von Frauen mit großen Gabelhölzern gedroschen, ein andermal wieder von Pferden, die an einen Pfahl gebunden sind und nun, in beständigem Kreislauf um den Pfahl, die Körner des ringsum aufgeschütteten Getreides mit den Hufen austreten. Das ist übrigens asiatischer Brauch und erinnert wohl noch an die asiatische Urheimat der Bulgaren. Auch die schwerfälligen, zumeist von Büffeln gezogenen Karren und Wagen weisen in ihrer Form auf älteste Zeiten hin, und ebenso primitiv vollzieht sich das Kochen und Backen auf freiem Felde. Es geht eben auch so, und der bulgarische Bauer hatte



Büffelgespann.



Einbringen der Ernte durch eine Tragtierkolonne.

bisher keinen Anlaß, auch meistens nicht die Mittel, sich neuzeitliche Geräte anzuschaffen und seine zwar veralteten, aber immer noch recht guten Bräuche zu ändern. Aber da er, wie gesagt, starken Bildungstrieb besitzt,



Dreschen mit Gabeln.



Dreschen mit Pferden.

wird es nach der Wiederkehr ruhigerer Zeiten wohl nicht lange mehr dauern, bis auch am Wardar und in den anderen Tälern Mazedoniens Pflüge- und Dreschmaschinen Einzug halten.

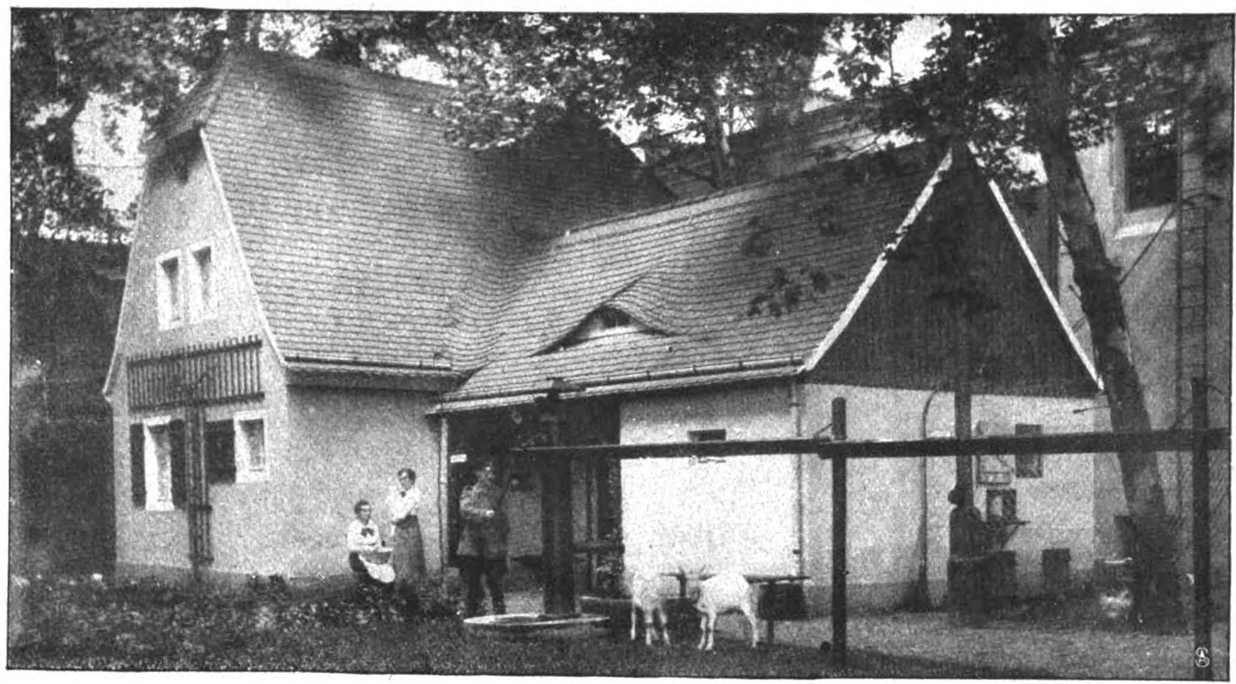


Brotbacken auf freiem Felde mit Strohfeuer.

Frauendankarbeit auf der Ausstellung des Heimatdankes zur Fürsorge von Kriegsbeschädigten in Leipzig.

Hierzu 2 Aufnahmen.

Neben dem brennenden Interesse, das den Vorgängen an den Fronten von allen Seiten entgegengebracht wird, gilt der Gedanke des Tages der Fürsorge für jene Helden, die ein oder mehrere ihrer notwendigsten Gliedmaßen im Kampfe verloren haben. In welcher Art der Heimatdank für sie sorgt, zeigt die Ausstellung, die in Leipzig eröffnet wurde. In der Fülle des Gebotenen fällt eine Abteilung besonders in die Augen: die „Mustersiedlung für Invalide" des Vereins „Frauendank 1914". Ein idealer Gedanke liegt dem Werke zugrunde: ein Heim zu schaffen, in dem sie in Frieden leben können. — Das kleine Siedlungshaus liegt inmitten eines sauberen Gemüse- und Blumengartens: Proben aller Gemüse-



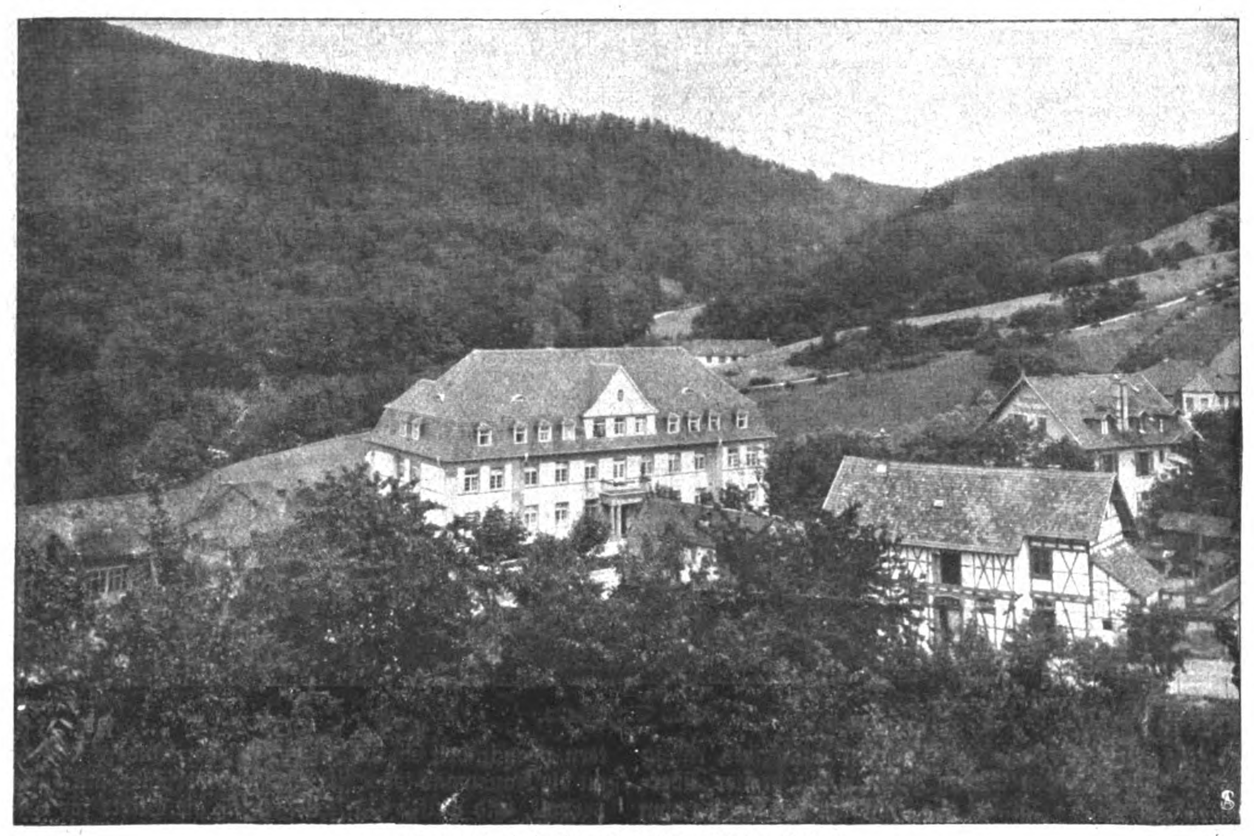
Phot. König.

Das Einzelhaus.

arten zeugen davon, daß die kleinen Landstücke, richtig bewirtschaftet, guten Ertrag geben. Ein breiter, überdachter Vorplatz verbindet alle Eingänge des Hauses vom Stall bis zum Treppenhaus Von dem rechtsliegenden Stall her begrüßt uns das vertrauenerweckende Grunzen zweier rundlicher Schweine, und ein paar weiße Ziegen meckern vergnüglich dazwischen. Die mittlere Eingangstür führt in die schmucke Küche, die zugleich als Werkstatt für den Hausvater gedacht ist, so daß die beiden Eheleute in einem Raum schaffen können. In dem anschließenden Wohngemach mit den zweckmäßigen Schränken für besseres und einfaches Geschirr und den Leinenschatz des Hauses lädt ein behaglicher Eckplatz zu Feierabend- und Festtagsruhe ein Auf der anderen Seite des Wohnzimmers liegt die Schlafkammer der Eltern, oben in den Giebelzimmern die der Kinder. Außen an die Hauswand lehnt sich ein Drahtverschlag mit Hühnervolk, und weiter hin schließen sich die Ställe für Kaninchen an und Bienenkörbe mit Völkern. Drei solcher Siedlungen hat der Verein bereits an Invaliden mit deren Familien übergeben können; in seiner weiteren Tätigkeit auf diesem Felde sieht er sich augenblicklich durch die Bauschwierigkeiten beschränkt, die der Krieg mit sich bringt. Aber riesengroß sind noch die Aufgaben, die von dem Verein „Frauendank 1914“ bewältigt werden sollen. Eine Tafel mit Wappenschildern nennt die 78 Ortsgruppen des Vereins, die bereits in Sachsen bestehen, und die in verhältnismäßig kurzer Zeit soviel Segensreiches auf dem Gebiet der Kriegsbeschädigtenfürsorge schaffen konnten.



Die Hausanlage des Heimatdanks. Phot. König.



Lazarett „Josephinenheim“ in Baden-Baden.

Reservelazarett Josephinenheim in Baden-Baden.

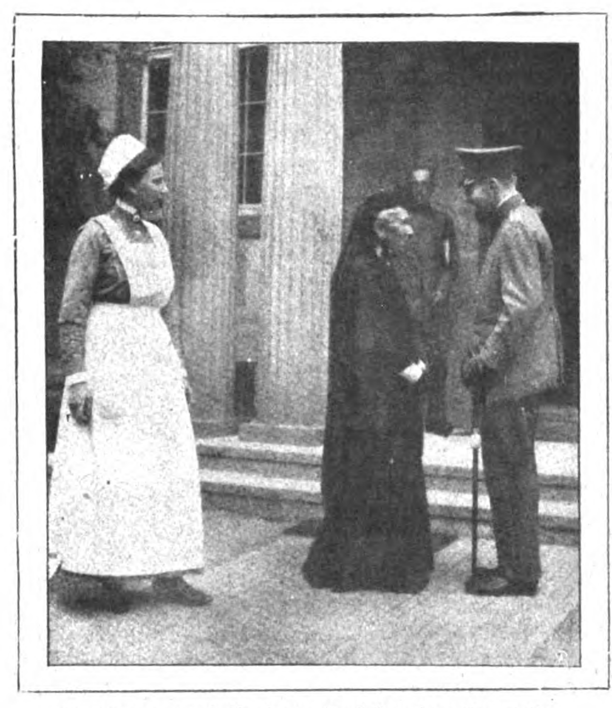
Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Allerorts, in großen und kleinen Städten unseres deutschen Vaterlandes, haben Liebe und Fürsorge der Daheimgebliebenen die Stätten bereitet, wo unsere aus Krieg und Kampf zurückkehrenden tapferen Helden Heilung ihrer Wunden, Genesung von Krankheit, Ruhe und Erholung finden sollen. So auch in Baden-



1. Frau Hermann Sielcken, 2. Gräfin v. Büdingen, 3. Dr. Roith, 4. Herr v. Adlersparre Phot. Charpentier

Gruppenbild der Leitung.

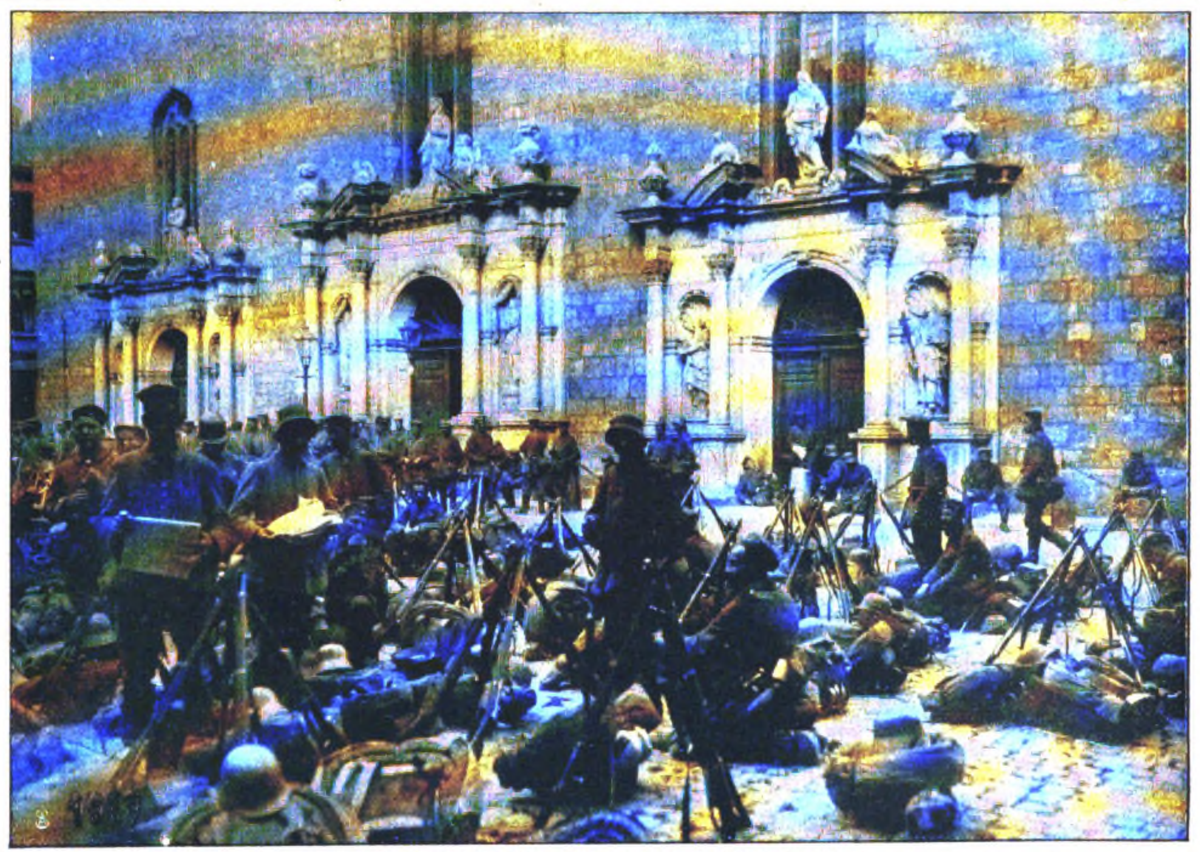


Großherzogin Luise beim Verlassen des Lazaretts
im Gespräch mit dem Chefarzt Prof. Dr. Mangold.
Links: Oberin Frau Rena Werner-Alberti.

Baden, dem weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannten Badeort des Schwarzwaldes, der Perle des lieblichen Oos-Tales, das die Vereinigung einer herrlichen Natur mit heilsamen Quellen und Bädern als besonders geeignet erscheinen läßt.

Eins der schönsten Lazarette in Baden-Baden ist das Josephinenheim, etwas oberhalb der Stadt gelegen und umgeben von grünen Matten und dunkelbewaldeten Bergen. Im wahrsten Sinne seines Namens bietet es den Verwundeten, Offizieren wie Mannschaften, deren es 70 aufnehmen kann, ein Heim. Viele hilfreiche Kräfte stellten sich in den Dienst dieses Lazaretts, darunter zwei Neutrale. Dr. Suter, bekannter Schweizer Chirurg, ist leitender Arzt; und ein Schwede, Herr Karl von Adlersparre, hat sich schon seit Kriegsbeginn in aufopfernder Weise betätigt. In Friedenzeiten ist das Josephinenheim ein Wöchnerinnenasyl. Als solches wurde das Haus mit allen sanitären Einrichtungen einer modernen Klinik im Jahre 1913 von Herrn Hermann Sielcken, Ehrenbürger der Stadt Baden-Baden, dem badischen Frauenverein geschenkt; dieser stellte es wenige Tage nach der Kriegserklärung vollständig eingerichtet als chirurgisches Lazarett zur Verfügung. Die Protektorin des Josephinenheims, Großherzogin Luise von Baden, ist vorbildlich allen deutschen Frauen in ihrer nie ermüdenden Liebestätigkeit der Fürsorge für unsere Verwundeten. Die nebenstehenden Bilder zeigen einige Aufnahmen aus dem Lazarett.

In der alten deutschen Hansestadt Riga: In den Stadtanlagen vor dem Deutschen Theater. Buia.



Rastende deutsche Truppen vor der Petrikirche.



In den Stadtanlagen vor dem Deutschen Theater.

Bufa.

In der alten deutschen Hansestadt Riga.

Die Freiheit

Roman von Sophie Hoechstetter.

Nachdruck verboten.
5. Fortsetzung.

Das Haus kam Preißing fremd vor in dieser Nacht. Als wäre es nicht von seinen Vorvätern erbaut — sondern nur geschaffen gewesen für die Mutter und Kurt. Nun waren sie also beide zu den Schatten gegangen. Für hier erloschen. Er dachte an den Bruder. Nicht in Sentimentalität — nicht an einen, der plötzlich anders wurde, weil er tot war. Er dachte an ihn, wie er manche Nacht an die blühende, hoffnungsvolle Jugend des Vaterlandes dachte — an tausend gebrochene Möglichkeiten oder Verheißungen.

Am Morgen fand er Hanna, wie sie mit einem eben gebundenen Efeukranz nach seiner Mutter Grab wollte. „Es ist auch für Kurt", sagte sie. Er ging mit ihr auf den Friedhof. „Man kann es gar nicht glauben", dachte er laut. „Aber nun ist es ja bestimmt. Er war so schön, nicht wahr? Er hätte gut zum Herrn hierher gepaßt."

Sie sagte nicht viel. Auf dem Kirchhof wehte ein häßlich kalter Wind, er drängte Hannas wegen rasch fort.

Sie kam ihm sehr gefaßt vor. Als er etwas Derartiges äußerte, meinte sie ruhig: „Wir wissen es doch nun schon lange. Vielleicht klingt es nicht gut — aber weil nur Tante dies nicht erfuhr —"

Ein paarmal sah er sie mit verweinten Augen. Doch er hatte soviel zu tun. Er belastete sich, soviel er nur konnte — es mußte Zeit vergehen. Und er durfte nicht dran denken, daß er in aller Geborgenheit arbeitete. Er hatte es nicht verwunden, daß er jedes Kriegsdienstes untauglich war. Zu den Fliegern hatte er sich gemeldet, aber heimlich. Der Arzt war teilnehmend gewesen und hatte stumm auf den schwachen, fast lahmen Arm gezeigt.

Von Frau v. Rothkirch erhielt er manchmal einen Brief. Er litt darunter, daß sie fort war. Doch es kam nie in seine Gedanken, ob auch sie ihn vielleicht ein wenig vermisse. So gingen Wochen hin — man hatte schon Ende Februar. Kurt war jetzt fast sieben Monate tot.

Und immer wagte Preißing nicht, mit Hanna zu reden. Er hatte ein Schuldkonto: seine schlechte Gestalt. Spricht man da von Leidenschaften und verzehrendem Begehren? In dem Haus, das sie, in ihre Begriffe oder auch Gefühle gebannt, trauervoller Stille unterworfen sehen mußte? Spricht man überhaupt von Leidenschaften? Man l e b t sie. Man schüttet sie über eine Frau hin, die erst Weib werden soll. Und er fürchtete sich, Worte des Gefühls und der Neigung zu ihr zu sagen. Und dachte doch manchmal — auf irgend etwas wartet sie. Wie ertrüge sie sonst, nur an ein Haus gebannt mit so wenig Verkehr, dieses Dasein. Doch oft war es ihm unerträglich, in einem Raume mit ihr zu sein, ihre blühende Blondheit zu sehen, ihr ganzes Sein, das ihn erregte, und dabei törichte Alltagsgespräche zu führen, Frau Wenderoths etwas gnadenreiche Bedachtheit für den „Hausherrn" zu genießen, den sie vor den Leuten den gnädigen Herrn nannte, vermutlich weil sie eine Stellung doch nur bei einem gnädigen Herrn innehaben konnte.

Preißing ging zwischen den Feldern auf der Landstraße. Es war furchtbar kalt. Nebel lag über den Höhenzügen — und diese weite, frosterstarrte Hochebene hatte etwas Grauenhaftes. Und doch wußte man da und dort eingeduckt die Dörfer — im Tale die Stadt. Preißing dachte an die Soldaten in russischen Ebenen, im Schützengraben. Er schämte sich. Er lief nur in dieser wüsten Kälte herum, weil er in jeder Stunde, wo er nicht arbeiten mußte, sich ein unglaublich Träger, Überflüssiger vorkam. Eigentlich hatte er zu Herrn v. Zenge gehen wollen. Doch es kam schon die Dämmerung, und er kehrte um. Das Land lag wie unter einer Last, einem Gericht, einem Entsetzen. Er dachte, sein Leben sei unerträglich. Dachte, das könnte eine Selbstmordstunde sein. Man will sich seiner Leidensfähigkeit berauben, die so nutzlos ist. Mein Gott, ja — Kurt. Er hatte den schönen, nie vergeßlichen Tod. In der alten Kirche von Vierzehnheiligen, als Sühne für den Thüringer Bruderkrieg erbaut, würde Kurts Name stehen.

Zuständliches kam wieder in die Gedanken.

Er kam heim und hatte das Chaos gefühlt in der lastenden Winterdämmerung. Er hatte ein so furchtbares Alleinsein gefühlt, und es quälte ihn nicht, es war wie Notwendigkeit.

In seinem Zimmer nahm er ein Buch, las tropfenweise, langsam — die Schöpfungsgeschichte der Bibel. „Die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe — und Gott trennte das Licht von der Finsternis —" und später sahen die Menschen, die Auserwählten, Gott als brennenden Busch in weiter, dunkler Ebene über den öden Gebirgen.

Schwermut überfiel ihn — Dämmerungsmythen zogen durch seine Seele — wie aus den Nebeln über den Wassern die Halbwesen, die Naturgeister wurden — in banger Ahnung gefürchtet — aus Sehnsucht

nicht allein zu sein, geformt. Denn besser ein Feind als Nichts.

Er nahm ein anderes Buch — diesmal wahllos — las, las, fühlte in sich einen wütenden Ekel, Auflehnung, Abkehr und merkte endlich, er las Seiten um Seiten von einem grauenhaften Kirchhof, auf dem zwei Kinder Schauer und Angst erlebten. Er warf das Buch fort, die Gestalt der toten Mutter verfolgte ihn und der Bruder.

Da klopfte es. Hanna kam herein. Sein Wesen wandelte sich nie rasch. Er dachte blöde: ist sie das Mädchen aus der Genesis; dachte, wie ekel mischen sich doch unsere menschlichen Gedanken. Das Sublime, das Unsterbliche und der erdgebundene Instinkt werden ein Brei in uns. Es ist gut, wenn der Mann alle Tage sein nacktes, kahles Pensum arbeiten muß.

„Was willst du denn?" sagte er. Er dachte, wir leben im ewigen Umschweifen. Es ist doch furchtbar. Oh, sie wollte etwas. Frau Wenderoth. Tat Frau Wenderoth Unbilliges? Hatte sie davon gesprochen, der Ofen in ihrem Zimmer bereite ihr Pein, Frost, Ungenügen? Oder wie, sie sagte nicht mehr gnädiges Fräulein zu Hanna? Sie sagte Fräulein Schierstein — und wie das nun wäre, schließlich sei sie doch eine Angestellte? Du hast nicht mal ein halbes Leben, fühlte Preißing von ihr. Da ist immerfort Trauer im Hause, gedämpfte Stimmen flüstern, leise Schritte schleichen. Nur die Knechte und Mägde schreien und haben ihre Angelegenheiten. Aber es langweilte ihn grenzenlos, was Hanna da sagte. Er vermochte einfach nicht, sich hineinzudenken. Immerfort wurde das Silber geputzt? Man könne es nicht mehr mitanhören, daß Frau Wenderoths Neffe schon mit achtzehn Jahren Leutnant geworden sei. Es wäre unerträglich, wenn sie immer wieder anhöbe, auf dem Schloß in Schlesien hätte die Dame, eine Fürstin und Verehrerin Friedrichs des Großen, verlangt, man müsse ihren King-Charles-Hund mit Sie anreden. „Im zwanzigsten Jahrhundert — ich bitte Sie, im zwanzigsten Jahrhundert." Und die Jungfern oder die Kammerfrauen der Durchlaucht hätten sich Backpfeifen geben lassen, weil sie nachher kostbare Dinge zugeworfen bekamen.

Preißing sagte kalt: „Und was wünschest du sonst noch? Kamst du, mich von den Hunden irgendeiner Närrin zu unterhalten?" Er sah, daß Hanna erregt wurde. Frau Wenderoth maße sich zu viel an. Ferdinand müsse ihr ihre Stellung klar machen. Er zündete sich eine Zigarette an. Dachte entsetzt, nun soll ich wieder so eine neue Dame herbeischaffen, die Fehler wechseln — all das Zeug anhören.

Plötzlich stand Hanna auf.

„Ich kann ja fortgehen", sagte sie. „Ich bin nicht mehr nötig."

Er wurde aufmerksam. Ganz kalt beobachtete er sie. War es ihr Ernst? Und er wußte, sagte er ein weiches Wort, so war er unterlegen. Dann wurde sie kühl und gleichgültig.

„Wohin willst du denn?" sagte er und ließ sie leiden. „Nein, wir können uns ja aussprechen. Es gefällt dir nicht mehr. Du hingst an meiner Mutter, wohl auch an Kurt. Das ist vorbei. Deine materiellen Angelegenheiten bleiben immer meine Sache. Verstehst du?"

Sie war dem Weinen nahe. Er sei heute so hart. Es würde peinlich mit Frau Wenderoth. Er sähe das nicht so. Und sie wolle doch keinen Streit mit ihr anfangen, aber sie könne sich der Dame nicht unterstellen. Alles, was recht sei. Sie täte, als wäre sie die Herrin hier. Ob denn das Ferdinands Wille sein könne?

Er ließ sie leiden. Es tat ihm wohl, daß sie einmal aus ihrem Gleichmut war. Ein paar Minuten lang kann sie auch einmal bangen.

„Nun, ich gebe dir gelegentlich Bescheid. Ich habe so viel im Kopf. Verschone mich doch mit dem häuslichen Kleinkram."

Da sah sie ihn an — maßlos erstaunt, unsicher, angstvoll fast.

Vor seinen Augen lag ein dunkler Nebel. Ihm war, als warne ihn etwas. Er streckte sonderbar die Hand aus — kam Hanna nahe — fühlte, es mußte sein, es mußte unter allen Umständen sein.

Er nahm sie bei der Hand. Sah sie mit flimmernden Augen an und sagte kurz, fast hart: „Wenn du hier die Herrin sein willst, mußt du eben meine Frau sein. Hörst du, meine Frau."

Er fühlte, daß sie zitterte. Sah, wie das Blut ihr hoch stieg. Bezwang sein Gefühl, sagte verzogenen Mundes: „Du mußt jetzt ja oder nein sagen. Und wenn du nein sagst, dann sehe ich dich nicht wieder."

Aus seinen Händen, die ihre festhielten, strömte sein Wille. Er merkte, er war jetzt stärker als sie. Da küßte er sie. Sie ließ es nicht nur geschehen. Sie war wie eine, die lange gedarbt hat. „Die Frau hier, deine Frau", sagte sie plötzlich ganz laut, wie in einer starken Freude oder einer Befreiung.

6. Kapitel.

Hanna besaß keine andere Heimat als sein Haus, und Preißing wußte mit einer raschen, stillen Heirat die allgemeine Empfindung des Schicklichen nicht zu verletzen. So bestimmte er einen der ersten Tage des März zur Hochzeit.

Vorher wollte er zu Herrn v. Zenge, um ihn, den Nachbarn, als Trauzeugen zu bitten. Er ging zu Fuß nach Schloß Zenge über die Hochebene gegen Weimar zu. An geschützten kleinen Waldstellen fand er Kornelkirschen in ihrer gelben Blüte, fand Palmkätzchen. Es war ein Tag voll Tauwind. Preißing war in einer sonderbaren Losgelöstheit von sich selbst. Er fühlte sich weder sicher noch sehr glücklich. Über Hanna wurde er sich nicht klar. Die ersten Tage schien es

wie eine leichte Verlegenheit über ihr zu liegen, befangen und errötend, sehr wortlos war sie gewesen. Nun zeigte ihr Wesen fast Heiterkeit. Sie scherzte zuweilen mit ihm, strich ihm auch einmal übers Haar und kürzte seinen Namen in Ferdi ab. So, als habe sie plötzlich eine gute Kameradschaft mit ihm erkannt. Er ging streng mit sich um, legte seinem Temperament Zurückhaltung auf und vermied fast ängstlich Situationen, die ihm eine Zärtlichkeit gestattet hätten.

Hanna kam manchmal mit einer kleinen Frage und Bitte. Z. B., ob er erlaube, daß sie die Bilder in den drei Wohnräumen des Erdgeschosses in die früheren Zimmer der Tante und Kurts hänge, die man wohl eine Weile noch ließe, wie sie lägen. Sie mochte die alten, düsteren Kupferstiche aus den fünfziger und sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts nicht gern. Es waren Bilder, wie „Der Schwur auf dem Rütli“, „Kolumbus“, „Tankred und Clorinde“ gemalte Begebenheiten. Sie meinte, in den Wohnzimmern eines Gutshauses sollten heitere, farbige Bilder sein. So fuhr sie oft nach Jena und auch einmal nach Dresden, in großer Freude, Anschaffungen für das eigene Haus zu machen. Sie besaß ein kaum nennenswertes elterliches Erbe, einige tausend Mark, die sie im Herbst bei ihrer Volljährigkeit zur Verfügung erhalten. Es ist nicht hübsch, dachte Preißing, wenn ein erwachsener Mensch in Geldsachen ganz von dem Ehegatten abhängt — und so hatte er eine Schenkung von 20 000 Mark für sie geordnet, von deren Zinsen sie dann ihre Kleider und kleinen persönlichen Wünsche erledigen mochte. Er freute sich darauf, wenn sie nach der Hochzeit diese Mitteilung von der Bank erhalten würde.

Heute fuhr Hanna mit Frau Wenderoth auf Möbeleinkauf und wollte über Nacht fortbleiben. So war Preißing ohne Eile auf seinem Besuchsweg.

Die hohen Bäume vor dem Zengeschen Schloß ächzten im Wind. Und der alte Herr schien diese melancholische Musik gar nicht zu lieben. „Schauerlich ist es, da so ohne Frau und Kind in einem alten Schloß zu sitzen. Ein alter, pensionierter Wachtmeister ist nun mein Diener, behandelt mich wie einen Greis und redet von Füßen, die man schon im Grabe hätte. Anderseits sagt er aber auch, daß die Alten jetzt übrig und vom Tod vergessen seien. Aber was bringen Sie, mein lieber Ferdinand? Sie sehen so unternehmend aus.“ In dem saalartigen Raum heizte ein Kachelofen, und ein Kamin brannte heiter wie zu Plauderstunden. Preißing brachte seine Bitte vor. Der alte Herr schüttelte ihm zwar sogleich kräftig die Hand und gratulierte herzlichst, doch Preißing entging nicht, daß der Kammerherr irgendwie verwundert schien.

„Es paßt wohl alles, ich freue mich sehr“, sagte er dabei, klingelte sofort nach dem alten Wachtmeister, befahl eine kostbare Weinsorte, redete etwas lärmend, bis der Wein in den Gläsern stand, und schien sehr munter über die Gelegenheit, in den harten Zeiten mal einen der sogenannten anständigen Tropfen mit Fug und Recht trinken zu können. Als er mit dieser Freude eine Weile gespielt hatte, blinzelte er auf Preißing und meinte: „Die Stillen, Blonden, hm, die haben einen Faktor in sich —hm, den man vorher gar nicht so ahnt. Wissen Sie, daß die unproblematischen Naturen für unsereinen immer die schwierigsten sind?“

Preißing lächelte höflich und äußerte, das wäre ihm allerdings neu. Der alte Herr (Kammerherren haben gewiß viele Erfahrungen, dachte Preißing) sog listig an seiner Zigarre, schien sich in stummen Erinnerungen zu ergehen und verlangte, daß auch Preißing sich so eine dicke, fast schwarze Echte in den Mund steckte.

„Die Blonden mit den schläfrigen Augen und den stillen Gesten — ja, mein lieber Ferdinand, da wird man leichter mit einem Temperamentteufelchen fertig. Ihre Verlobte ist sehr, sehr hübsch. Ja, ich gratuliere. Ich spreche nur von den Blonden so im allgemeinen. Die haben irgendwo einen Stein in sich. Einen Magnetstein wollen wir sagen. Damit ziehen sie uns so fabelhaft an. Nachher sieht man, es ist etwas Un-

biegsames. Kein Mann soll da auf Zeit und Weile hoffen. Wer dieses Unbiegsame nicht rasch zerbricht, der rennt sein Leben lang vergeblich dagegen."

Und der Kammerherr nickte eifrig mit dem Kopf. Ja, was mochte er für Erinnerungen haben? Die Frau von Zenge war in ihrer Jugend gestorben. Besitzen Kammerherren vielleicht Damen zur linken Hand? Der Trauzeuge wollte Preißing fast gereuen. Er sagte spöttisch: „Der Herr Kammerherr belieben recht strenge Anschauungen zu haben." Aber da blinzelte Zenge nicht mehr, zog die Brauen hoch und antwortete ernsthaft: „So ein bißchen als alter erfahrener Freund dürfte ich doch sprechen. Mit der Liebe allein ginge es nur bei Engeln. Das meinte ich. Der Mann hat eine Seele — die Frau hat Gefühle. Man muß da nicht zu viel verlangen. Genie und Geschmack vereinen sich selten." Preißing wurde interessiert von dieser sonderbaren Hochzeitspredigt, die er bekam. „Und sollen, wenn ich fragen darf, die Gefühle der Frau den Geschmack in Ihrem Gleichnis darstellen, Herr Kammerherr", sagte er in großer Höflichkeit. Und der Kammerherr sagte ebenso höflich: „Ich bin leider kein Schöngeist und kein Dialektiker. Ich kann nicht Lanzen mit Ihnen brechen, Lieber. Nur eins muß der Mann wissen: das Genie der Frau, die Schöpferkraft einer grenzenlosen Hingabe erlebt nicht der Hunderttausendste von uns. Darum, wenn die Ehe nicht immer wieder kleinliche, unwürdige Kämpfe bringen soll, muß der Mann sich am Anfang zu der Unritterlichkeit bequemen, Gehorsam zu fordern. Sie mögen entsetzt über meine Urväteransichten sein — aber vergessen Sie sie nicht ganz. Was wir die Gnade einer Frau nennen, ist sehr schön für eine Liebelei und für das Alter. Aber in Wahrheit steht die Gnade nur einer Auserlesenen ihres Geschlechtes zu Gebote."

Auf dem Heimweg — der Tauwind war so mild — die Erde aufgetan — Erbeben trug die Luft — die fernen Hügel schienen wie vor dem Lande der Sehnsucht zu stehen — fühlte Preißing, der alte Herr hatte ihm sagen wollen, man könnte mehr erleben als eine sehr hübsche Frau und Liebesnächte und Kinder und Enkel. Und es kam ihm ein fernes, schweres Gefühl, als müsse jeder Mensch seine tiefsten Erlebnisse mit sich allein tragen — dem Chaos oder dem Unverwelklichen zu.

In dem alten Haus wurde ihm anders. Er erschrak fast vor einer Photographie von Hanna, die sie aus der Stadt geschickt hatte. Es war ein sehr vorteilhaftes Bild. Ein wenig kalt wohl — aber fast geheimnisvoll. Und er vergaß den Kammerherrn — —

Auf Hannas Wunsch fand die sehr stille Hochzeit in Weimar statt. Sie blieben eine Woche fort, immer in Bewegung, gingen nach Oberhof, auf die Wartburg, und Hanna machte es Freude, in eleganten Hotels zu wohnen, unter fremden Menschen zu essen. Preißing merkte, sie wolle sich an ihre neue Stellung gewöhnen. Von einer Hochzeitsreise hatte man in dieser Zeit und Jahreszeit abgesehen. Er kannte ziemlich viel fremde Gegenden und Orte, wo er die Menschen ängstlich gemieden, dagegen Galerien, Schlösser und Kirchen fast leidenschaftlich aufsuchte, um dort von Gestalten zu träumen, die zwar seinem historischen Wissen Hohn sprachen und nie auf der Erde geweilt hatten, ihm aber die herzlichsten und verehrtesten Freunde waren.

Hanna hatte im Goethehaus Betrachtungen angestellt, warum ein so kräftiger, gesunder Mann nur einen August hervorgebracht habe. Er merkte, nicht zum erstenmal, sie sah den alleinigen Sinn von Liebe und Ehe in Kindern. Er wurde nachdenklich und zerstreut. Aus einem zurückhaltenden jungen Mädchen wird nicht in einer Woche eine leidenschaftliche Geliebte, dachte er. Er fühlte sich im gewissen Sinn entspannt, befriedigt. Hinter das Rätsel ihres Wesens war er noch nicht gekommen. Vielleicht muß man dazu selbst erst ruhiger sein, glaubte er.

An einem Märznachmittag kehrten sie heim. Auf diesen Einzug als Herrin freute sich Hanna sichtlich. Er ließ mit gutem Humor traditionelle und nicht gerade sehr reizvolle Empfangsfeierlichkeiten über sich ergehen. Hanna aber sprach mit dem alten Knecht, mit der Mamsell, mit dem ältlichen Inspektor und allem Personal aufs eingehendste, und es ließ sich nicht verkennen, daß ihr diese Heimkehr als Herrin einen großen Genuß bereitete. Für die Leute, die doch um die Hochzeitsfeier gekommen waren, gab er zum Abend festliches Essen und Trinken. Die Ehrenpforte aus Tannenbäumen, die Girlanden, an denen sich die Weiber der Arbeiter die Hände zerstochen hatten beim Binden, bereiteten Hanna eine außerordentliche Freude.

Es war noch heller Nachmittag, Hanna und Preißing gingen durch alle Räume, es war überall geheizt, und Hanna freute sich an den neuen Dingen. Er dachte: Hier wird es nun anders, tiefer, geborgener, wirklicher sein als in den Hotelzimmern — hier beginnt erst das Zusammenleben. Wie sie so ging, von allem Besitz ergreifend, fast strahlend, kam es ihm vor, als wäre ihr Gesicht sonderbar verändert, fast ein wenig einfältig geworden, als staune sie es an, daß sie hier die Herrin sei.

Als sie später in das Gesindezimmer traten und, von den mit den Speisen Beschäftigten noch unbemerkt, ein paar recht witzlose, rüde Späße hörten, lachte Hanna. Ihre Freude an allem war primitiv — fast ein wenig plump. Dann wurde sie früh müde, sagte ihm, er solle nur noch seine Abendzigarre rauchen und nachkommen.

Ihm schien diese erste Nacht der Gemeinsamkeit unter dem heimatlichen Dach ein großes Ereignis. Er hätte darüber schöne Dinge sagen können — aber er schmeichelte an ihr herum mit scheuen Worten: „Gelt, nun sind wir da. Ganz Zuhause."

Sie lag schläfrig und ließ sich küssen. Er rätselte an ihrem Wesen. Es kam ihm entgegen und vereinigte sich nicht. Er wußte es noch nicht, daß sie sinnlich war und doch ohne Hingabe.

Sie schläft nur immer noch ein wenig, wußte er. Hatte er auch geschlafen? Vielleicht. Aber er lag nun ganz hell wach — hörte Hanna ruhig und gleichmäßig atmen und sah in das dunkle Zimmer. Man hatte vergessen, die schweren Gardinen zuzuziehen — ein fahles Sternenlicht stand hinter den Scheiben, davor die Fensterkreuze schwarz, gereckt. Drei schwarze Kreuze in der fahlen Dämmerung der Nacht. Dieser Anblick regte ihn auf. Es waren nicht die Fensterhölzer eines alten, wohlvertrauten Zimmers — und der weißliche schwache Schein dahinter nicht der Lichtschein über der alten Heimat. Er mußte weit fort in fremdes Land denken, wo „die Brüder starben" — auch siegten, auch Herrliches erlebten, die Fahnen zum Ruhm führten, ja — — aber die Gestalten derer wuchsen ihm auf, die in der fernen Fremde in einsamen Gräbern nun schliefen, still geworden, der Wirksamkeit, der Freude beraubt. Auch Kurt, sein Bruder, war darunter. Ganz still ohne Vorwurf, ohne Klage, wie ein altes Lied fast, dachte es in Preißing: Er war jung und schön, unbewußt, weder gut noch böse. Weder ein Held noch ein Schwächling. Nur jung und einfach, noch hilflos, unfertig, nicht zum Mann geworden. Die letzten Tage hier ging er mit einem dunklen Wunsch. Er konnte ihm nicht Worte, nicht Tat geben. Nur die Mutter, die sein noch traumbefangenes Wesen besser ahnte, wollte ihm noch das Liebesereignis zuteilen.

So war es. Und er hätte eine glückliche Nacht gehabt in dem alten Haus. Er hätte sicher eine Erdenspur, ein Kind, hinterlassen. Jemand wüchse heran, der ihm gliche. Und nun ist sein Blut verronnen — und die ihn wohl geliebt hätte, gehört einem anderen an — — mir.

Er dachte dies — auf die Fensterhölzer starrend, die wie schwarze Kreuze standen vor dem geheimnisvollen bleichen Licht der Nacht.

Und in seiner Seele wurde es, als habe er einen Toten ausgeraubt, und die Stimme des Gewissens — ein feineres Instrument als die Retorte oder das Reagenzglas, das unter dem anscheinend reinen Stoff noch ein Atom von Gift zu finden vermag — erhob sich, wühlte sein Herz auf und warf ihn aus erreichten Wünschen hinaus in die Einsamkeit der Schuld.

Er war wie erlöst, als der Morgen kam, sah scheu an Hanna vorüber und fuhr zur Stadt. Es gab Arbeit genug. Er fand einen Brief der Frau Geheimrat Tümpelein, der ihm nahelegte, in einem Genesungslazarett Vorträge zu halten. Er sagte sofort zu — ohne Bedenken, daß er nun zweimal die Woche abends in der Stadt sein mußte, erst nachts heimkam, um am frühen Morgen wieder ins Bureau zu fahren.

Er war innerlich voll Unruhe — und erschreckt darüber, daß Hanna gar nichts merkte. Die Herrin auf Romstedt zu sein, bereitete ihr täglich neue Freuden. Oft fand er sie, wie sie in einem der „Staatszimmer", so drückte sie sich aus, ruhig stand, auch nichts zu holen hatte, nichts zu ordnen. Sie freute sich nur an dem Besitz. Sie freute sich noch immer, wenn die Dienstleute gnädige Frau zu ihr sagten, und redete nach dem Vorbild der Frau Wenderoth vom „gnädigen Herrn". Um des Klanges, des gewissen Machtgefühls willen. Sie ersann so allerlei Kleinigkeiten. Häubchen für die Mädchen im Haus, getrennten Tisch für den alten gutmütigen Inspektor — und ließ zuweilen fallen, wenn der Krieg vorbei sei, der das doch verböte, würde man Geselligkeit haben. Trotzdem hatte Preißing sie noch nicht dazugebracht, mit ihm den schuldigen Besuch bei Herrn v. Zenge zu machen. Sie habe vorerst soviel zu tun. Nein, er besäße ja keine Ahnung. Zum Beispiel sei ein Brutofen gekommen. Das wäre doch Unsinn, was der Inspektor sage, daß man kein Korn an junge Hühner verfüttern dürfte, die paar Zentner würden das Vaterland nicht retten — und als ob es nicht schwache und kranke Leute gäbe, die Eier nötig hätten. Er hielt ihr einen Vortrag, daß man sich doch den allgemeinen Pflichten unterwerfen müsse. Und merkte, sie begriff dergleichen so wenig, als es seine Mutter getan hätte. Zur Kommunistin war sie nicht geboren. Eigentum und Heiligtum, soweit es reale Gegenstände betraf, verschmolzen sich bei ihr in einem Begriff.

Aus ein paar Zentnern Gerste kann man keine Tragödie veranstalten, dachte er, halb amüsiert. „Na, deine Küken werden eben fressen, was da ist. Kartoffeln kann ich für sie behalten." Damit schien es abgetan.

Eines Mittags hetzte er eilig aus Jena heraus, weil er mit ihr, wie besprochen, zu Herrn von Zenge fahren wollte. Sie war aber nirgends zu finden — und er ließ die Besuchskleider, die er sich schon zurechtgelegt, unbenutzt. Wo mochte sie nur sein?

Er ging über den Hof — pfiff vor sich hin, ging in den Hühnerstall, der in einem Gewölbe der massiven Scheuer war. Da stand gelblackiert, prächtig wie eine Riesenkommode, die neue Errungenschaft, der Brutofen. Was so eine Frau sich alles ausdenkt, dachte er belustigt. Nun, nun — wir werden jetzt am Abend manchmal etwas lesen. Ich werde ihr dabei wie ein Schulmeister vorkommen, aber das hilft ihr nichts. Von manchen Dingen, die man einfach wissen müßte, hatte sie doch gar zu dunkle Erinnerungen. Er sah das Möbel an, in dem durch Wärme einer Petroleumlampe soviel neues Hühnerleben erwachen sollte, und dachte, wenn sie erst mal ein Kind hat — dann gibt's anderes zu denken. Ihm war, als höre er ein leises Geräusch in einem Winkel des sich im Düster verlierenden Gewölbes. Er ging mit seinen leisen Schritten dem Ton

nach und sah in der Ecke des Stalles ein seltsames Bild. Die Mamsell grub ein Loch, hastig und doch behutsam, um möglichst wenig Lärm zu machen. Mein Gott, dachte er, fürchtet sie, die Russen kommen, und sie vergräbt ihre Wertstücke? Die Medaille von der Kaiserin für die langen Dienstjahre — die silbernen Löffel — und was sie sonst haben mag? So eine arme alte Person. Die Schrecken der Zeit fühlt sie auf ihre Weise — zittert um ein bißchen Habe. Er wollte sich leise wieder entfernen — stand verdeckt. Da kam Hanna durch das gewölbte steinerne Tor des Nebenraumes, schleppte ein Säckchen, sprach halblaut mit der Mamsell — und Preißing hörte das Rieseln von Korn.

Er fühlte eine gräßliche Ernüchterung. Also hier vergrub man Gerste für die künftigen Produkte des Hühnerofens. Richtig, morgen mußten die Vorräte aufgenommen werden. Dies Verbergen war nun Hanna eine Freude. Sie hatte wohl kein Gefühl, daß es auch ein kleiner Betrug war. Er verließ den Stall und sagte bei Tisch etwas kurz, daß nun morgen bestimmt der Besuch bei Herrn v. Zenge gemacht werden müsse.

Am Abend — er war müde und sehnsüchtig, schmeichelte sie ihm ab, es passe ihr morgen schlecht, sie bekäme Pflanzen vom Gärtner, Wirsingkohl, Salat. Die könnten doch nicht warten.

Er hatte die Illusion besessen, daß in einer jungen Ehe Hühner und Pflanzen nicht das Gespräch bildeten. Sie schämt sich noch etwas, dachte er. Es lag noch wie eine rauhe Rinde um ihr Wesen. Und wenn sie des Nachts seine Frau war, so konnte sie am Morgen, falls er einmal nicht vor ihr aufstand und das Zimmer verließ, ehe sie ihre Toilette begann, sich benehmen, als wäre sie noch seine Cousine.

Diese Dinge kamen ihm mehr wunderlich als seltsam oder ängstlich vor. Er sagte sich, daß sie einundzwanzig Jahre war, zu alt vielleicht für ein tändelnd glückliches Wesen, zu jung, um so sehnsüchtig zu sein wie er.

Eine Weile hatte er es nicht bemerkt, weil seine Gedanken doch immer um Hanna gingen, dann fiel ihm einmal auf, wie sehr die Tischführung vermindert, ja spärlich geworden war. Hanna, die doch sonst eine so wahrhaft herzliche Freude an schönem Essen gehabt, kargte. Kartoffeln und Kohl spielten eine bedeutende Rolle — und es kam fast kein Fleisch mehr als das geräucherte von den hausgeschlachtenen Schweinen.

Die Kriegseinschränkung schien ihm ein wenig zu weit zu gehen. Er redete freundlich mit ihr darüber — und sie sagte errötend, es sei alles so teuer, und sie wolle doch mit derselben Monatsumme auskommen, wie die Tante. Er beruhigte sie, in dieser Zeit brauche man eben mehr. Sie arbeite, er arbeite, da müsse man auch richtig essen. Und er ging eilfertig zu seinem Schreibtisch, holte hundert Mark und sagte, sie solle nur jeden Monat hundert Mark mehr ansetzen. Er wolle auch nicht, daß das Gesinde mehr eingeschränkt würde, als in den Zeitverhältnissen läge. Hanna nahm das Geld und war erfreut. Sie erzählte ihm langwierig, wie alles jetzt so schwer zu beschaffen sei, die Kolonialwaren, die Konserven usw.

Oft arbeitete er in der Stadt fast überlastet, überanstrengte sich, nur um eine halbe Stunde früher heimzukommen. Der Pferdebestand war natürlich vermindert, er nahm Rücksicht und ging oft den Weg zu Fuß. Das Land fing an, im Laub zu stehen. Auf diesen Wegen durch frühlingsfrohen Hauch redeten seine zärtlichen Gedanken mit Hanna die sanftesten Dinge. Er malte sich Liebesstunden, formte Liebesworte, in denen alles Denken versank. Er erbebte, wenn er sie wiedersah: in ihrer blühenden Blondheit, mit der wunderschönen Haut — und der starke Lebenston, der von ihr ausging, machte ihn zitternd glücklich. Und weil das war, konnte er ihr nicht gram sein, wenn sie dann freudig von tausend Dingen des Alltags redete, die ja ihre Wichtigkeit hatten und schließlich ihre Pflicht waren.

Er schob den Arm in den ihren, sie gingen durch den Baumgarten, da sangen in die beseelte Stille des Abends hinein so verwirrend heftig die Amseln. Er küßte Hanna, lächelte träumerisch und fabelte von dem hohen Sommer, der kommen sollte. Wenn die Nächte so lange zauderten — wenn der Abend die große Geste der Verheißung über die Erde warf. Sie blieb stumm — und so blieb ihm das Gefühl, er sei verstanden.

An einem anderen Tage wieder war er lustig aufgelegt, er hatte ein gutes Plädoyer hinter sich, der Präsident war sehr verbindlich zu ihm gewesen und hatte gesagt, ob man denn seine Gattin nicht kennenlernen könne. Seine Frau und er würden sich freuen. Das schmeichelte Hanna. „Aber erst müssen wir zu Herrn v. Zenge — Hanna, nun hilft nichts mehr — morgen, Sonntag vormittag, kann ich. Und du ziehst das hellgraue Seidenkleid an —"

„Aber wir sind doch bei Pfarrers zu Tisch."

„Dann fahren wir vorher."

„Das ist mir zuviel. Lieber ein andermal." Er nagte an seinem Schnurrbart, rettete seine gute Laune vor dem Versinken und sagte ein wenig gravitätisch: „Du mußt mir jetzt deine Geheimnisse verraten. Was ist im Hühnerstall vergraben? Perlen? Diamanten? Ein mir unbekannter Schatz?"

Sie errötete heftig. „Nun, wenn du es weißt, brauchst du doch nicht zu fragen. Ich muß vorsorgen. Der Zentner Gerste ist doch nicht der Rede wert."

Er redete ernsthaft. Daß es doch gegen alle Würde sei, wolle man handeln, wie listige Bauern oder schlechte Leute, die ihre Vorräte zurückhielten, um sich in dieser schweren Zeit zu bereichern. Seine Prinzipienrede kam ihm freilich wegen eines Sackes Gerste etwas schroff vor.

Da sagte sie plötzlich: „Und daß wir Besuche fahren, die Zeit mit einer bloßen Formalität ausfüllen, scheint dir nicht unrecht und schlecht. Ich denke schon an die Soldaten draußen und an die armen Leute. Aber wenn wir täten wie Verschwender, so wären wir bald Bettelleute und könnten niemand mehr etwas schenken. Siehst du — du wolltest heut in den Wald — ich weiß. Und ich habe doch zugesagt, daß ich zum Frauennachmittag im Pfarrhaus bleibe. Das Stückchen Strumpf, was ich stricke, hat wenig Wert. Aber daß ich dabei sitze und tue, was die Armen tun, das ist ein Sinn."

Er wollte nicht widersprechen. Er dachte nur, eine Frau, eine Geliebte könnte ihrem Mann dies anders sagen. Noch drei- oder viermal redete er von dem Besuch bei Herrn v. Zenge. Es gab jedesmal einen Widerstand. Dann kamen Tage, Wochen, an denen er wichtige Verhandlungen hatte, erst am Abend nach Hause kam und sich nur ruhig des Zusammenseins mit Hanna freute.

Einmal war er eine Stunde früher da, als sie ihn erwartete, und sie schien eben abgerufen, denn ihre Schreibtischschieblade stand offen. Er sah ein unbekanntes kleines blaues Buch darin. Sparkasse zu Jena stand darauf. Er nahm es mechanisch — ohne Bewußtsein einer Indiskretion — und las eine Einzahlung von hundert Mark — ein paar Tage gemacht, nachdem er ihr diese Summe als Erhöhung des Wirtschaftsgeldes gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauenschule.

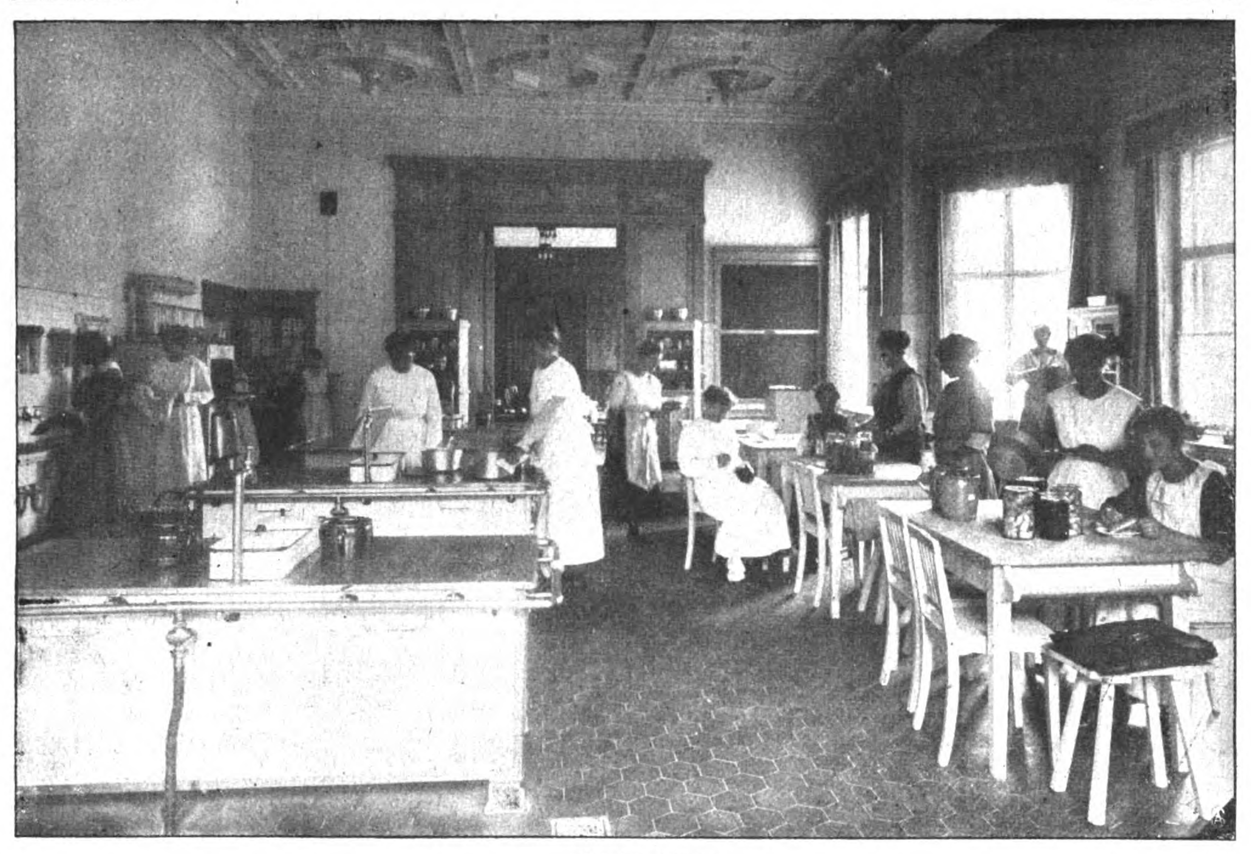
Von Dr. Wehrmann, Direktor der Städt. Frauenschule Charlottenburg. — Hierzu 5 Aufnahmen von Barges.

Die preußische Frauenschule ist begründet durch die allgemeinen „Bestimmungen über das höhere Mädchenschulwesen" vom Jahre 1908. Sie ist hervorgegangen aus der Einsicht, daß die Bildung, die durch die höhere Mädchenschule, das übliche Pensionatsjahr, die mütterliche Unterweisung in häuslichen Dingen und gelegentliche Teilnahme an literarischen und dergleichen „Kursen" vermittelt wurde, für die Anforderungen unserer Zeit an die Frau der gebildeten Stände im allgemeinen nicht mehr als genügend betrachtet werden kann.

Diese Anforderungen erheben sich besonders unabweislich in den praktischen Fragen der Lebensführung, im Haushalt, in der Familie, in der bürgerlichen



Beim Unterricht.



In der Küche.

Gemeinschaft und erst in zweiter Linie auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Bildung. In den obengenannten „Bestimmungen“ lautet der Abschnitt über die Einrichtung der Frauenschulen: „Wichtiger als die Erweiterung des sprachlichen, literarischen oder ästhetischen Interessenkreises der jungen Mädchen erscheint eine Ergänzung ihrer Bildung in der Richtung der künftigen Lebensaufgaben einer deutschen Frau, ihre Einführung in den Pflichtenkreis des häuslichen wie des weiteren Gemeinschaftslebens, in die Elemente der Kindererziehung und Kinderpflege, in Hauswirtschaft, Gesundheitslehre, Wohlfahrtskunde sowie in die Gebiete der Barmherzigkeit und Nächstenliebe.“

Die gewaltigen Veränderungen, die unsere Zeit in jeglicher Produktion, in Industrie, Handel und Verkehr mit sich gebracht hat, haben auch die Hauswirtschaft so tiefgehend beeinflußt, daß die Heranbildung der Hausfrau Rücksicht darauf nehmen muß, wenn nicht durch Fehler in der rechnerischen Grundlage wie in der technischen Führung des Betriebes die Haushaltung geschädigt werden soll

In allen Dingen ist auch die verheiratete Frau weit mehr auf Selbsthilfe angewiesen als früher, da der Rat des Mannes ihr durch die Hast des Erwerbslebens geschmälert wird. Und wie übel war schon früher die Frau daran, die ihren Mann verlor und für alle die Fragen aus Vormundschaft, Vermögensverwaltung, Kauf-, Miet-, Dienstbotenrecht und unzähligen anderen Dingen, die sie nicht beherrschte, ausschließlich auf fremde Hilfe angewiesen war. Belehrungen über Gesundheitspflege für die Frau selbst wie für ihre Angehörigen, ganz besonders aber für die Kleinen, sind heute, wo jedes Leben für unser Vaterland einen Schatz bedeutet, von hohem Wert. Es gibt, besonders in der Kinderpflege, noch viel schädliche, von alters überkommene Mißbräuche auszurotten. Die Frau, die Kinder erziehen soll, muß auch Verständnis für kindliches Empfinden und Denken gewonnen haben. Welch unermeßlicher Schade wird an den sich entwickelnden Charakteren, an den jugendlichen Seelen angerichtet durch die Verständnislosigkeit so vieler Mütter!

Verständnis auch für die sozialen Verhältnisse und Nöte unserer Zeit und aus diesem Verständnis ganz selbstverständlich entspringende Hilfsbereitschaft und Hilfsfähigkeit sind eine heilige Forderung an die Frau; sie ergeben sich aber nicht ohne weiteres aus dem guten Herzen, sondern gedeihen nur als Frucht eingehender Unterweisung und Arbeit.

Eins der bedeutsamsten Merkmale unserer Zeit ist der Uebergang der Frau von der Hausfrau, deren Interessen durch ihre vier Wände begrenzt wurden, zur Staatsbürgerin. In mancherlei öffentlichen Betrieben hat sie schon Sitz und Stimme, und gerade augenblicklich vollzieht sich ihre Einführung in die Gemeindeverwaltungen vieler Städte. Niemand wird daran zweifeln, daß es für jeden Deutschen, ob Mann, ob Frau, Pflicht ist, Einsicht in staatsbürgerliche Dinge, Verwaltung und Volksvertretung, Pflichten und Rechte des einzelnen, der Gemeinde, der Regierung zu erstreben. Mit welcher Beruhigung aber kann man der Mitarbeit der Frauen an der öffentlichen Verwaltung entgegensehen, wenn erst durch eine sachgemäße Vorbildung ihre Tüchtigkeit für das Amt gewährleistet ist.

Neben diesen überwiegend praktischen Gesichtspunkten steht die Forderung an die künftige Frau, daß sie ihre wissenschaftliche Bildung auf einigen der wich-



Außenansicht.

schule auf die Pflicht eingestellt, und siehe da, die Pflichtforderung führt unsere jungen Mädchen am sichersten zur Freude an der Arbeit.

Die Frauenschule, die sogleich bei der Bekanntgabe der „Bestimmungen" von 1908 von vielen, die sich mit den Fragen der weiblichen Bildung ernsthaft beschäftigten, als die Krönung der Reform des höheren Mädchenschulwesens begrüßt wurde, fand zuerst nicht die allgemeine Förderung, die sie verdiente. Sie wurde in der Öffentlichkeit zurückgedrängt durch die Forderung der Frauenbewegung nach früh einsetzender, durchgreifen-

tigsten Gebiete genügend weiter fördert, um einem Gatten und auch heranwachsenden Kindern noch eine vollwertige Gefährtin sein zu können oder als Alleinstehende so viel geistiges Leben für sich gesichert zu haben, daß sie nicht in den Sumpf des täglichen Kleinkrams versinken kann.

Soll aber durch die angedeuteten mancherlei Belehrungen wirklich dauernd nützliche Frucht gewonnen werden, so muß neben ihnen die Erziehung stehen — die Erziehung zur Pflicht und zur Arbeit. Unsere Zeit stellt die Frau wie den Mann vor gewaltige Aufgaben. Unsere Männer zeigen draußen, wie Ungeheures durch die Gewöhnung an die Pflicht geleistet werden kann. Da darf gerade die gebildete Frau, die zur Führerin der Schwächeren berufen ist, nicht zurückstehen. Am guten Willen fehlt es sicherlich bei den meisten nicht, wie diese Kriegszeit in schönster Weise zeigt, aber auch der Wille bedarf wie das Können der Schulung, um wirklich Tüchtiges zu vollbringen. **Wir haben unsere Frauen-**



Bei der selbst bereiteten Mittagsmahlzeit.

der Berufsbildung einerseits und nach der Gymnasialbildung der männlichen Jugend auch für die Mädchen anderseits. Gewiß war die Berufsausbildung für die Frau eine berechtigte und in der Lage des weiblichen Geschlechts begründete Forderung. Gewiß stehen viele Mädchen auch den Knaben an Leistungsfähigkeit für wissenschaftlichen Unterricht nicht nach, und es wäre unrecht, ihnen irgendeinen Weg zu versperren, den zu gehen sie befähigt sind, wenn man auch nicht ohne Sorge sieht, wie der Weg, der zur Universität führt, Mode zu werden scheint, und die Opfer beklagt, die dieser Weg unter den von der Natur nun einmal weniger robust angelegten Mädchen noch mehr als unter der männlichen Jugend kosten wird. Bei der Forderung der Berufsausbildung wurde vielfach vergessen, daß die unendlich verantwortungsvolle und für das Wohl des ganzen Volkes wertvolle Tätigkeit der Hausfrau und Mutter auch ein Beruf ist, der ganz besonders „gelernte Arbeit“ fordert.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse und die Anschauungen sehr geändert. Schon auf dem großen Berliner Frauenkongreß wurde die Ausbildung für das Haus ziemlich allgemein als eine der allerwichtigsten Fragen anerkannt und jede Hilfe für ihre Lösung gefordert. Der allgemeine deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen beschäftigte sich auf einer Reihe seiner Tagungen mit der Ausgestaltung der Frauenschule, und es gibt wohl keinen zwingenderen Beweis für die Notwendigkeit dieser Schule als das einstimmige Eintreten dieser Tausende von Frauen und Männern, die selbst doch alle in der wissenschaftlichen Unterrichtsarbeit aufgehen, für die Heranbildung der jungen Mädchen auf so ganz andersartigen Gebieten. Heute fordern sehr weite Kreise, durch die Erfahrungen des Krieges mit seinen wirtschaftlichen Schwierigkeiten aufgeschreckt, den Besuch der Frauenschule als das „Dienstjahr“ der Frau, das ihr selbst und dem Vaterland den Segen bringen soll, den der Jüngling dem Dienstjahr im Heere verdankt.

So haben inzwischen eine große Anzahl von Städten Frauenschulen gegründet, und viele sind augenblicklich in den Vorbereitungsarbeiten dazu. Nur andeuten kann ich hier, daß für die Schülerinnen der Volkschulen entsprechend übertragene Ausbildung in den Fortbildungschulen geboten wird und auch in den Gemeindeschulen selbst bereits mancherlei hauswirtschaftlicher Unterricht eingerichtet ist. Ein Zwang für den Besuch der Frauenschule, wenn auch sehr wünschenswert, ist nicht eingeführt worden. Die Eltern müssen sich erst an die neue Schulgattung gewöhnen. Der Gedanke eines elften bzw. zwölften Schuljahres ist noch fremd. Die Gewohnheit weist statt seiner noch auf die früher üblichen Wege. Aber das Gute — und die Frauenschule ist nicht nur gut, sondern dringend notwendig, auch für solche, die vielleicht unverheiratet bleiben — wird sich sicher seinen Weg schaffen.

Unter den vielen großen Fragen unserer Zeit steht die Frage der Frauenschule ihrem Wesen entsprechend stiller zurück, und doch ist sie eine Frage von höchster Wichtigkeit für unser Volk, die Frage: **Wie wird die deutsche Frau richtig erzogen?**



Im Kindergarten.



Wenn ich als Fußsoldat..

Wenn ich als Fußsoldat die langen Wege gehe
Und Stund um Stund im Straßenstaub versinkt,
Dann ist es mir so manches Mal, als wehe
Der Wind mir Grüße zu — Das Horn verklingt,
Ich sehe nicht mehr Mann um Mann im Zuge
Und fühle, wie's mir warm zum Herzen dringt.

Und was mich einst in meinen Heimatstagen
Erfreute und bedrückte, kehrt zurück:
Ein Lachen hier und dort ein kleines Klagen:
Ich weiß, daß andre Herzen für mich schlagen,
Und die Erinn'rung wird mein Wanderglück.

Norbert Lynkke.

Umkehr.

Skizze von E. Albrecht-Doussin.

Wenn das Vieh aus dem Hof der „Gertsche" in die Hutungen am Bober hinabtreibt, ist die Luft der Niederung voll Stallgeruch. Besonders im Herbst, wenn die Nebel aus Strombett und Wiesen rauchen und so dicht sind, daß man vom Haus aus den Koppelzaun mit den nassen Altpappeln nicht mehr sieht. Und es sich seltsam anhört, wenn so, aus dem uferlosen Grau heraus, der dumpfe Ruf einer Kuh kommt.

Zu dieser Zeit liegt vor den Augen der jungen Gertschetochter das ganze Leben auch grau in grau.

Dann vergißt sie, was für leuchtende Sommer die einsame Niederung schenkt.

Wenn alle die Lehnen am Ackerweg sanft von der Hutung zum leisen Korn ansteigen, unter blauem Himmel rot aufblühen von wilden Nelken und duften von Thymian und Wiesensalbei und zittern von zartfarbigen Gräserschleiern und übersprüht sind von Faltergewildere, geht sie da nicht immer wie in einem wissenden Glück durch die langen, blauen Tage, geht sie nicht mit einem Lied auf den Lippen und selber blühend in heller Mädchenschönheit?

Warum durchleuchtet ihr das Bild nicht die Schwermut der Herbstnebel, wenn sie jetzt so vor dem Nähtisch am Fenster sitzt und mehr hinausblickt als hinunter auf das bunte Tuch in ihrem Schoß.

Manchmal atmet sie eng in einer dumpfen Ungeduld. Ist sie nicht eingemauert in das alte Haus mit den alten Stuben, deren Fenster so klein in dicken Wänden stehen?

Wer hat eine Ahnung, wie lang die Winter sind über den Gertschedächern. Und wie dunkel darunter. Und es ist keiner da, der um ihre Fernensehnsucht wüßte. Denn der Heinz Friebe zählt nicht, wenn er auch ein Advokatensohn ist und dieser Advokat sich Vaters guten Freund nennt.

Student war der junge Herr, und jetzt lernt er Kaufmann. Aber auch das gefällt ihm nicht. Daß er sich in die Rosalie Hartwig verliebte, hätte er bleiben lassen können, meinen beide Väter einstimmig.

Was Rosalie Hartwig dazu meint, danach fragen sie nicht. Sie hat ja selbst Augen im Kopf, und die werden ja wohl scharf genug sein, um durch einen modischen Anzug hindurch und über einen Brillanten am kleinen Finger hinwegzusehen. Tun sie es? Tun es diese strahlenden, dunkelblauen Sterne im runden Mädchengesicht?

Warum dann gehen ihre Gedanken so bedrohlich oft stadtwärts in das hohe, neue Haus am Marktflecken, aus dessen Erker der Heinz Friebe unverwandt nach ihr hinsah, als sie Sonnabend auf den mit Fuhrwerken und Menschen vollgepfropften Marktplatz gefahren kam, um vor dem Gasthof ihren Braunen auszusträngen.

Ja, ihre heimlichen Gedanken hängen sich da so fest an die feine Gestalt im Erkerfenster, daß ihr das Gesicht heiß wird noch in der Erinnerung der über all die wimmelnden Köpfe ihr zugeflogenen Kußhand. Ihre spröden, jungen Lippen lächelten ihm freilich keinen Gegengruß. Herumgezuckt war ihr der Kopf im Schreck.

Nein, so wollte sie nicht, daß man ihr begegnete. In seinem leichtsinnigen Gesicht liegt überhaupt etwas, davon sie sich immer verwirrt fühlt.

Und doch und doch! Teilt er nicht, wie ein Ausblick in allerhand Möglichkeiten, den grauen Vorhang?

Grübelt man nicht schon, in leiser Besorgnis, sich zu verpassen, in die Zukunft hinein?

In der Gertsche will sie nicht ihr Leben ablaufen sehen — um keinen Preis! Jeder flügge Vogel drängt aus dem Nest. Von einem Dasein fern dem Stallgeruch der Weiden und der schweren Ruhe der Äcker hat sie allerdings keinen rechten Begriff.

Aber es muß Brausen sein und Musik und Licht und Lachen und große Stimmen und ein froher eilender Lärm von funkelnden Großstadtstraßen, von einem Strom schöner, hoher Menschen. —

Eines Morgens steht der Himmel buntfarbig über einer silbernen Landschaft. Der Nebel ist gefallen und gefroren. Ueber reifknirschendes Gras treibt das Vieh herein, um nun wintersüber eingestallt zu werden.

Dunkel allein in den strahlenden Weiten sind die Dohlen im Ackerweg und im Äther der letzte Herbstzug der Gabelweihen. Langsam wie Adler ziehen sie. Deutlich erkennt man gegen den Goldton des Hintergrundes die weitklafternden Flügel, den langen, tiefgegabelten Stoß. Rosalie sieht das alles auch und sieht es doch nicht.

Da ist Heinz Friebe gestern abend in der Gertsche gewesen. Warum soll er nicht einmal vorsprechen und auch über den Abend bleiben, wenn auch der Hausherr noch zu tun hat und ab und zu draußen nach dem Rechten sehen muß.

Das ist Heinz Friebes schwache Seite nicht, ein junges Fräulein auch allein zu unterhalten. Und gehen die Worte ihm aus, so sprechen die Augen um so deutlicher. Sie müßte kein Weib sein, wenn sie nicht durstig auffing, daß es sich, für einen Sehenden wenigstens, verlohnte, eine rotblonde Krone auf dem Kopf zu tragen und eine feingestickte Bluse auf dem blühenden Leib.

Was Wunder, daß ihre Gebärde „ja" sagt zu seiner Frage, ob er wiederkommen darf trotz Vaters fest und hart aufeinanderliegenden Lippen.

Er kommt wieder und bleibt auch gern allein bei ihr in der warmen Wohnstube. Rosalie Hartwig wird es kaum gewahr, daß im Umsehen ein weißer, tief verschneiter Winter da ist.

Ein Winter mit Mondnächten, an denen der alte Hartwig die dunkle Silhouette des Marders mit der Kugel vom First der Fachwerkscheune wie einen Lappen herabholt. Ranzzeit haben sie, die weißkehligen kleinen Räuber, und ein Neuschnee verrät immer wieder ihre Spur. Man kann sie aber auch fauchen hören manchmal in der tiefsten Stille der Nacht. Lautlos wie Schatten gleiten sie an der Scheunenwand herab, schwingen sich in langem Satz auf die Hofmauer und von da in den alten Holunderbaum, rutschen am Stamm zu Boden, jagen nach dem Koppelzaun, auf dem Gestänge entlang und wieder zurück, wandauf, wandab, die Dächer hin zur Bodenluke hinein, zum Luftfang hinaus, bis sie endlich gegen Morgen ins tiefe Heunest infahren und sich zum Tagschlaf zusammenrollen.

Ein Winter mit blendenden Tagen, wo Schof auf Schof Krickenten auf den in der Mitte offenbleibenden Bober einfällt. Wo der alte Hartwig aufs Eis der gefrorenen Ränder den Schwimmer an der Leine legt, daß ihn ein Hecht in die Tiefe zöge.

Auf beiden Tennen der Gertsche aber klopfen die Dreschflegel. So hat der Herr Arbeit genug.

Nur die Rose sitzt wieder, wenigstens des Nachmittags, stundenlang am Nähtisch und sieht durch den Moosrahmen in den Hof, nach den weiß auf beschneitem Düngerhaufen stehenden Gänsen, der Schar brauner Kragentäubchen zwischen buntestem Hühnervolk, das sich vor den Tennen nach versprengten Druschkörnern drängt.

Wer auf sie achtgegeben hätte, hätte wohl die Veränderung ihres Wesens bemerkt. Ihre Augen werden zuweilen ganz dunkel in schwerer Grübelei.

Sie hat zwar den Fingerhut am Finger und den Stoff auf den Knien, aber sie näht nicht. Und wenn draußen eine Tür schlägt oder ein Schritt auf den Fließen hallt oder am Ofen das trockene Kirschholz des Wandschrankes knackt, zuckt sie zusammen wie unter einem — verdienten Schlag.

Ist es wirklich wahr, daß sie mit Heinz Friebe auf und davon gehen will? —

„Wenn wir erst mal zusammen fort sind, Rose, gibt der Vater die Heirat schon zu“, triumphierte er.

Dort, weit drüben ist die Boberbrücke.

Dort soll sie sein, morgen abend. Morgen schon. Reisebereit. Dort wird er stehen und warten. Und es ist noch soviel Ungläubigkeit in ihr. Tausend Dinge, bunte Dinge hat er vor sie hingestellt. Sie führen in ihrem Kopf einen traumhaften Reigen. Er versteht sie aber. Was soll die Gertsche mit junger Mädchenschönheit! Das verblüht und verblüht hier, Menschen — — Blumen — — und der Winter, der Winter, wo die Flechtenkrone keinen roten Goldglanz mehr hat, ist lang, ist kalt. —

Am andern Abend geht sie.

Ja, sie geht, er wartet ja doch. Und sie hat es ihm versprochen. Sie hat sich auch einen Koffer zurechtgepackt, heimlich. Indessen, wahrscheinlich wird sie ihm nur Bescheid geben, daß sie es sich lieber doch noch mal gründlich überlegen muß. Man kann es ja aufschieben — es ist ja immer noch Zeit dazu. —

Rasch sind ihre Schritte nicht. Das ist der Schnee, der sich am Absatz ballt. Und jetzt steht sie erst noch mal und sieht sich um. Vielleicht läßt er ein nochmaliges Besinnen nicht gelten und reißt sie doch heute schon mit sich fort?

Und dann, dann gibt es lange keine Wiederkehr. Denn wenn der Vater sie auch rufen sollte und die Tür dort für sie offen hält, sie glaubt nicht, daß sie — die Scham — überwindet. —

O Rose, deines Vaters Augen können so schwere Worte sprechen!

In seinem Silberlicht verspinnt droben der Nachthimmel alle seine Sterne miteinander. Wie durch silbernen Dunst flimmern sie herab. So wird man den Himmel in der Stadt nie sehen vor lauter Dächern, Türmen, Giebeln. Aber dort sieht man vielleicht auch gar nicht sooft hinauf.

Ein schlaftrunkener Entenruf kommt vom Bober her, und der Atem der Weide umstreicht sie — der Schneeatem — frisch und doch weich und so unendlich vertraut.

Wie gut das tut an ihrem heißen, erregten Gesicht. Der Koffer ist zu schwer für sie, den ganzen Kleider- und Schuhschrank hat sie wahllos aus- und in ihn hineingepackt.

Einmal hat sie ein Buch gelesen, wo zwei in die weite Welt gingen, heimlich, gegen harten Elternwillen. Ihre heiße, todernste, erschütternde Leidenschaft zerbrach jede Schranke, und sie hat ihnen recht gegeben, vollauf recht. Zwei, die sich lieben, dürfen —

Ja, zwei, die sich lieben!

Sie aber, sie liebt den Heinz Friebe nicht so. Nicht so, daß man Vater und Mutter verlassen darf, um dem Manne anzuhangen: das Bibelwort paßt auf die im Buch. Aber ihr bißchen Verliebtheit?! — —

Und sie weiß es wohl, wenn sie jetzt zu ihm kommt, wird er, darf er sie in die Arme nehmen, sie küssen, sie als sein Eigentum betrachten — denn damit wollen sie ja den Vater zwingen. —

O mein Gott, wie schlecht das ist!

Und das kann er wollen? Und traut er ihr zu? Nun, sie muß es wert sein! Nein, wie kann sie bloß einen Augenblick —

Mit dem Taschentuch fährt sie sich wie in Angst über das Gesicht. Das gibt es ja nicht! Beinahe hätte sie geschluchzt.

Wie anders sie sich das einmal dachte! Das sah doch aus wie ein jubelndes Glück? Ein Glück, das der gute Pastor am selbigen Altar ihrer Konfirmation einsegnen sollte, damit man mit seiner Liebe über die Schwelle des Vertrauens in sein neues Haus träte, das eigene Herdfeuer anzuzünden.

Kein bißchen Glück schwingt in ihr, kein bißchen Erwartung, Sehnsucht, Herzklopfen oder dergleichen, nichts wie angstvolle, herbe Abwehr in ihrem innerstem Sinn.

Nein, sie bringt es nicht fertig. Sie kann es nicht.

Es wäre zu schlecht! Verrat an sich selbst, an ihm, am Vater, an dem silbernen Himmel dort droben.

Da dreht sie schon um.

Und nun hat sie auch obendrein mit eins wieder die roten Nelkenlehnen mit Bienenstimmen und Faltergewildere und Salbeidüften vor Augen, und eine leise Ahnung dämmert ihr von der vagen Möglichkeit eines brennenden Heimwehs. Und jetzt läuft sie.

Nein, auf diese Weise geht es nicht mit dem Flug in die fremde Welt!

Mag der Heinz Friebe stehen und warten! Hoffentlich sagt er es sich auch, daß man so etwas höchstens im Traume erleben kann oder sich im Fieberwahn ausdenken.

Er wird schon heimgehen, wenn es ihm zu lange dauert. Und, Gott sei Dank, daß man noch heimgehen kann zur rechten Zeit!

Schluß des redaktionellen Teils.

Laxin-Konfekt

ärztlich empfohlen

bei **Darmträgheit**
Stuhlverstopfung
Hämorrhoiden

überall erhältlich!

Laxin-Konfekt ist in Oesterreich unter dem Namen „Laxigen“ zu haben.

Man verlange ausdrücklich „Laxin-Konfekt“ in der rot-weissen Dose.

Aufklärende Broschüre u. Gutachten gratis durch die

Pharmakon-Gesellschaft Chemische Fabrik **Frankfurt a/M.**

Schönheits-Pflege

in höchster Vollendung durch Gebrauch meiner tausendfach anerkannten Erzeugnisse

Schöne Augen

Augenbrauensaft Der pikante Reiz langer Wimpern, die ausdrucksvolle Schönheit ebenmässiger dichter Brauen durch den wachstumfördernden, dunklerfärbenden Augenbrauensaft. Preis M. 3.60

Augenfeuer macht die Augen ausdrucksvoll u. glänzend. Zu höchster Schönheit entwickeln sich Ihre Augen durch „Augenfeuer“. Der Blick wird lebhaft. Müdigkeit, dunkle Schatten verschwinden. Preis M. 4.80

Schönes Gesicht

Pasta Divina zur Verschönerung der Haut; durch sie wird jene echte Schönheit erzielt, die Anmut des schönen Antlitzes, ohne Gesichtsflecke, Gesichtsröte, Augenränder. Die Erhaltung der Jugendlichkeit. M. 2.10, 4.20, 6.40

Methode Fix-Fix (gesetzl. gesch.) gegen alle Gesichtsfalten und Runzeln! In 14 Tagen ist Ihr Gesicht glatt. Sie erscheinen um Jahre verjüngt! Berühmte Spezialisten und Professoren empfehlen diese Methode. Preis M. 14.40, 24.—, 31.20

Schönes Haar

Goldliesel entwickelt das Haar zu höchster Schönheit. Goldliesel erzeugt den rötlich goldigen Glanz. Gleichzeitig wird die Kopfhaut gereinigt und ernährt, verhindert Nachdunkeln blonden Haares! Preis M. 3.30

Lorelei macht das Haar kräftig und voll. Gegen Haarausfall und Schuppen. Kraftspender des Haarwuchses; seine Anwendung Vorbeugung gegen Kahlheit und Ergrauen. Preis M. 3.30

Schöne Figur

Afro Vollendete Schönheit bedingt vollendete Figur. Jede Dame hat Anlagen zu einer plastischen festen Büste. In 6—8 Wochen werden schlaffe Formen befestigt. Unebenheiten um Hals und Schultern ausgeglichen. Preis M. 24.—

Femina-Mieder Die Vorzüge des Korsetts ohne seine Nachteile, macht elegante Figur, ohne zu drücken (keine Stäbe!). Veredelt die Büste. Schafft anmutige jugendliche Linien bei vollster Bewegungsfreiheit. Brusthalt. v. M 9.50 an, mit Hüftansatz von M. 21.60 an

RATSCHLÄGE Rezepte, praktische Angaben über Schönheits- und Körperpflege finden Sie in dem bekannten Buch: „Der einzige Weg zur Schönheit u. Gesundheit“. 135 000 Aufl. Pr M. 1.50



Frau Elise Bock G.m.b.H.

Berlin-Charlottenburg 48, Kantstraße 158 (am Zoo)
Fernsprecher: Steinplatz 1650.



Dies und das.

Auf Veranlassung des preußischen Kriegsministeriums ist in Berlin unter der Schirmherrschaft des Kriegsministers der Reichsverband für Kriegspatenschaften gegründet worden. Sein Ziel ist, sich aller bedürftigen Kriegerwaisen anzunehmen und ihnen eine gute Berufsausbildung zu ermöglichen. Um dieses Ziel zu erreichen, werden die weitesten Kreise aufgefordert, sich an dem großen Werk durch Übernahme von Patenschaften in Form von persönlicher Fürsorge oder durch Bereitstellung von Mitteln zu beteiligen. Welche große Beruhigung die Verwirklichung der Kriegspatenschaftsidee für unsere Krieger im Felde hat, beweist das rege Interesse und die Unterstützung von seiten der Heeresangehörigen am R. f. K. Anmeldungen und Beiträge werden an die Geschäftsstelle des Reichsverbands für Kriegspatenschaften, Berlin W 30, Münchener Str. 49 (Postscheckkonte Berlin NW 7, Nr. 34864) erbeten, wo auch Auskunft erteilt wird.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Kurt Engelbrecht: „Das große Friedensziel.“ Halle a. S. Richard Mühlmann.

Ehlers: „Binnenwasserstraßen des Ostens.“ Danzig, Julius Sauer.

„Badische Leib-Grenadiere bei Loretto.“ Herausgegeben von Major a. D. Piper. Verlag der Liller Kriegszeitung.



Für Kunstfreunde.

Katalog der Neuerscheinungen 1911
mit 355 Abbildungen nach Werken berühmter Meister
durch alle Buch- und Kunsthandl. oder gegen Vorhereinsend. von 75 Pf. (durch Postanweis.) einschließlich Porto und Verpackung vom Verlag
F. Hanfstaengl, München I, Brieffach.
Kataloge üb. Neuerscheinungen 1914 ff sind nicht veröffentlicht worden.

Verzeichnis okkulter Bücher versendet gratis **Wilhelm Besser,** Leipzig, Markt 2.

Gummistrümpfe,

Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Preisl. gr. u. frko.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus. Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Zuckerkranke erhalten Gratis-Broschüre über diätlose Kur (nach Dr. med. **Stein - Callenfels) d. W. Richartz, Cöln 1,** Georgsplatz 2 b.

Privatauskünfte

Auskunftei Reform
Berlin 102, Heinersdorfer Str. 28
Handelsgerichtlich eingetragene Firma
Gegründet 1902



Zur Blutreinigung u. Ausscheidung aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als vegetabil.
Regenerations-Pillen
Probesch. 1.30, ½ = 2.30, ¹/₁ = 4.— M.
Alleinvers. Löwen-Apotheke, Hannover 20.

Entziehungskuren

(Morph., Coc., Alkoh.), Behandl. **nervöser Schlaflosigkeit.** Fremdenheim **Schmalz, Dresden-A.,** 25 Sidonienstraße. Nervenarzt Dr. Schlegel. Tel. 10 463.

Bettnässen

Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **Gg. Englbrecht, sanit. Versandgeschäft, Stockdorf 364 b. München.**

gegen Würmer *Spul- u. Maden-Würmer*
gebrauchen Sie „**Contraverm**", das neue Wurmmittel für Erw. u. Kinder (über 4 Jahre). Pack. mit dazugehörig. Salbe **3,25 M. Allein-Versand Löwen-Apotheke, Hannover 20.**

Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann **einzig** und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger Erfolg** durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln 24,** Blumenthalstr. 99.

Schöne Augen



Reichels Venez. **Augenwasser** stärkt und **belebt** die Augen **wunderbar,** verleiht ihnen **strahlend.** Glanz, macht sie **klarer** und **ausdrucksvoller** und beseitigt dunkle **Augenränder** sowie **Rötung. Aerztlich begutachtet.** Garantiert **unschädlich!** Flasche M. 2.50 und 4.—. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.

„Lebensbund"

Unsere weitverbreitete, von vielen Seiten als zeitgemäß anerkannte Organisation zur Reform des Sich-Findens bietet Gelegenheit, in taktvoller Form passenden Lebensgefährten zwecks Ehe kennen zu lernen, ohne sich einer gewerbsmäßigen Vermittlung zu bedienen. Hundertfache Anerkennungen über Einrichtung, Betrieb und Erfolge gehen uns ständig unverlangt aus allen Kreisen zu. Man fordere gegen Einsendung von 30 Pfg. (auch Marken) **unsere hochinteressanten Bundesschriften.** Geschäftsstelle und Adresse:
G. Bereiter Verlagsbuchhändler **Schkeuditz 350 b. Leipzig.**
Zusendung erfolgt sofort unauffällig in verschloss. Brief ohne Verbindlichkeit u. weitere Kosten. Allerstrengste Verschwiegenheit wird zugesichert.



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche", Berlin SW 68

Eine glänzende Zukunft

wird allen erblühen, die die Zeichen der Zeit richtig zu deuten verstehen und rechtzeitig ihre Vorbereitungen treffen, um teilzunehmen an dem großen wirtschaftlichen Aufschwung, der die sichere Folge dieses Völkerringens sein wird. Es werden überall
gebildete und leistungsfähige
Mitarbeiter gesucht
sein. Beamte, Lehrer, Angestellte des Handels u. d. Industrie sollten nicht versäumen, jetzt ihre Vorbereitungen zu treffen. Das beste Mittel, rasch und gründlich, ohne Lehrer, durch einfachen Selbstunterricht auf ein Examen vorzubereiten, die Einj.-Freiw.-Prüfung und das Abitur.-Examen nachzuholen und die fehlenden kaufmänn. Kenntnisse zu ergänzen oder eine vortreffl. Allgemeinbildung sich anzueignen, bietet die **Selbstunterrichts-Methode „Rustin". Ausführl. 60 S. starke Broschüre kostenlos.**
Bonness & Hachfeld, Potsdam, Postfach 30.

Wyk a. Föhr

Kinderheim. Pflege und Aufsicht durch Schwestern. Frau Dr. Horn.

Institut Boltz **Ilmenau i. Thür.** Einjähr.-Abitur. Pr. fr.

Stottern

jetzt radikal z. beseitig. Aber **wie?** Ausk. g. **Hausdörfer, Breslau,** Wilhelmsruh A. 53.

Buchführung lehrt am besten brieflich **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburgerstr. Verlangen Sie **gratis** Probebrief k.

Militär-Vorbereitungsanstalt Nur für Fähnrichprüfung.

Jede sachkundige Auskunft.
1917 bestanden 546, seit Kriegsbeginn 1596.
Berlin W 57, Bülowstr. 103. Dr. P. Ulich.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prüfg. in Dr. Harangs Anst., Halle/S. 3

Deutsche Fachschule

Rosswein i. S. Gegr. 1894. Eisenkonstruktion-, Bau-, Kunst- u. Maschinen-Schlosserei. Theorie u. Praxis. Studienplan frei.

Fröbelseminar

für Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen m. Abschlußprüfung unt. staatl. Leitung. **Karlsruhe, Vorholzstr. 44.** Ausk. u. Prosp.: **Karlsruhe,** Hirschstr. 126. Geschäftsstd. tägl., auß. Samstag, 3—4 Uhr. **Der Vorstand der Abt. II d. Bad. Frauenvereins.**

Technikum Masch.-Elektro-Ing., T., Werkm. **Hainichen i. Sa.** Lehrjahr. Prog. fr.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt

Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, **für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 5 August bestand. 4888 Zögl.,** u. a.: **3146 Fahnenj., 1916/17** u. a. **50 Abitur., 184 Einj.** Bereitet zu all. **Notprüfg.,** namentl. Beurl. od. Kriegsbeschädigte zur **Reifeprüfung** vor.

Marie Voigts Bildungsanstalt

Erfurt *Seminare für technische Lehrerinnen. — Haushaltungsschule.*
„Reger Betrieb bei vollem Lehrplan."

Stotterer

erhalten umsonst die Broschüre: **„Die Ursache des Stotterns und Beseitigung ohne Arzt und ohne Lehrer sowie ohne Anstaltsbesuch."**
Früher war ich selbst ein sehr starker Stotterer und habe mich nach vielen vergeblichen Kursen selbst davon befreit. Bitte teilen Sie mir nur Ihre Adresse mit. Die Zusendung meines Büchleins erfolgt sofort im verschlossenen Kuvert ohne Firma vollständig kostenlos. **L. Warnecke, Hannover,** Friesenstr. 33.

Pädagogium Ostrau *bei Filehne. Von Sexta an. Ostern und Michaelis-Klassen. Erteilt Einj.-Zeugn.*

Der Sieg des Geistes.

Der Sieg, den Deutschland jetzt erkämpft, ist wahrhaft ein Sieg des Geistes. Die großartige Organisation des Heeres, der See- und der Luftflotte, der Munitionsherstellung, des ganzen Wirtschaftslebens, der Finanzen ist ein Sieg des Geistes. Der künstliche Ersatz von — wie man glaubte — unentbehrlichen Dingen, wie Baumwolle, Salpeter usw., ist ein Sieg des Geistes. Aber dieser Sieg d[es] Geistes darf mit dem Kriege nicht sein Ende nehmen. Im Gegenteil muß dieser Sieg des deutschen Geistes mit dem Frieden erst recht einsetzen. So wie jetzt im Krieg jeder deutsche Soldat sein Bestes leistet, so muß im Frieden jeder Deutsche — Mann und Frau, jung und alt — sein Bestes leisten, damit das deutsche Volk als Ganzes und jedes einzelne Mitglied desselben die Früchte dieses fürchterlichen Ringens einheimsen möge. Das ist aber nur möglich, wenn jeder einzelne alle Gaben seines Geistes zur höchsten Leistungsfähigkeit entwickelt, so daß er keine sich bietende Gelegenheit mangels nötiger Ausbildung verpassen braucht. — Jetzt ist es Zeit, sich auf den kommenden Wettbewerb vorzubereiten, so daß man bei seinem Eintreten schon völlig gerüstet ist. Die beste Anleitung zur Entwicklung aller geistigen Fähigkeiten, des Charakters, des Willens und der zähen Ausdauer bietet Ihnen Poehlmann's Geistesschulung und Gedächtnislehre. Hier nur einige Auszüge aus Zeugnissen: „In Ihrer Geistesschulung haben Sie die Mittel und Wege gezeigt, welche unweigerlich zum Erfolg führen müssen. Sie geben einem jeden, ob er selbständiger Unternehmer oder abhängiger Angestellter ist, diejenigen Mittel und Wege an, wie er die Konkurrenz überholt. Die geistige Mehrleistung ist es gerade, die den Erfolg zeitigt. J. O." — „Poehlmann's Geistesschulung ist keine graue Theorie, die eben dort versagt, wo man ihrer am dringendsten bedarf, sondern sie ist herausgeboren aus dem Leben, selbst lebendig und muß neues Leben erzeugen. Möchten alle, die das tiefe Sehnen in sich tragen, äußerlich und innerlich vorwärts zu kommen, zu dieser Lehre greifen; sie ist wahrhaft ein W e g z u m E r f o l g. W. Fr. R."

Verlangen Sie heute noch Prospekt von
L. Poehlmann, Amalienstraße 3, München A. 69.

Hans Schneider: „Heimatland — Friedensland." Godesberg, Burgverlag.

Heinrich Claß: „Zum deutschen Kriegsziel." München, J. F. Lehmann.

Dr. Georges Chatterton-Hill: „Moloch England." Dresden, Verlag „Das größere Deutschland."

Dr. Albrecht Penck: „U. S. Amerika." Stuttgart, E. Engelhorn.

Verschiedene Mitteilungen.

— Die Beteiligung an der VII. Kriegsanleihe steht auch solchen Personen offen, die nicht eine einmalige Einzahlung zum Zwecke der Anleihezeichnung leisten können oder wollen, denen vielmehr mit einer allmählichen Aufbringung regelmäßiger Beiträge mehr gedient ist. Sie haben nur nötig, eine sogenannte Kriegsanleihe-Versicherung beim Nordstern, Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Berlin-Schöneberg, ohne ärztliche Untersuchung abzuschließen.

Pumpen-Armaturen

aller Art

Gegründet 1871 · Personal 3700

Klein, Schanzlin & Becker A-G. Frankenthal-Pfalz

Schriftsteller! Komponisten!
Bühnenwerke, Erzählungen, Märchen, Gedichte, wissenschaftliche Arbeiten sowie neue Kompositionen übernimmt **Verlag Aurora,** Dresden-Weinböhla



Schöne Büste
Das Geheimnis, volle Formen zu erlangen, teile jeder Dame gegen Einsendung von 20 Pf. streng diskret mit. — Erfolg garantiert. —
Fa. I. Ledwoch, Hellerau - Dresden.



Teilzahlung
Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.
Kataloge umsonst u. portofrei liefern
Jonass & Co., Berlin A. 321, Belle-Alliance-Str. 7-10.



sofort kerzengerade bei Gebrauchv. „Progresso" ges. gesch. Das Neuste u. Vollkommenst. d. Jetztzt. Glänzende Dankschreib. Prospekte gratis. **Gust. Horn & Co.,** Magdeburg B. 122 Schönebecker Str. 99.

Casanova's Memoiren
17 Bände jetzt **12 M.,** früher 20 M., in 6 Prachtbänden nur **18 M.**
Boccaccio, 100 Erzählungen des Dekameron 2 M.
W. Radestock's Verlag, Leipzig.



500 Briefmarken
M. 4.25. 1000 Stück M. 13.25
2000 St. M. 45.—. 3000 St. M. 115.—
40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75
100 Übersee-Marken M. 1.60
Alle echt und verschieden. **Albert Friedemann** LEIPZIG 18, Floßplatz 6.
Liste über Briefmarken und Albums kostenlos.

Rasche Hilfe bei qualvollem, besonders nachts unerträglich peinigendem



bringt der sicher wirkende „**Olindabalsam**", der auch in hartnäckigsten Formen **bewährt** ist. M. 4.75
Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.

Warzen-Stifte Stück **M. 1** u. **Warzen-Tabletten,** Schachtel **M. 4;** glänzend bewährt. **Apoth. Lauensteins** Versand, Spremberg L. 8.

Echte Briefmarken billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Hämorrhoiden-
Mittel, 1000fach bew. M. 4 u. 7.50. Prosp. fr. Ap. Lauensteins Versand Spremberg L. 8

Wer photographiert
sende seine Negative zum Kopieren pp. nur an unsere elektr. Photowerkstätte. Allerbeste, sauberste Arbeit, billigste Preise, schnellste Lieferung.
Hochinteressante Photo-Karten nach von uns erworbenen Original-Aufnahmen; 60 Stück Mark 5.— franko. Wiederverkäufer Extra-Preise.
M. Becker & Co., Ilmenau.



Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?
Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3.
Risiko ausgeschlossen!
Diamand, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.



Mitesserjäger
beseitigt in **1 Minute Hautfettglanz** und **Mitesser,** Pickel, Sommersprossen, großporige, höckerige u. löcherige Haut meist über Nacht oder in wenigen Tagen. **Er macht jeden Teint zart, weiß u. rein.** Preis **3 M.** exkl. Porto. **Paul Waser,** Berlin-Halensee 5, Bornstedter Straße 8.



Feldordensbleche
Bänder, Orden
Chr. Heinr. Arnold Coburg W 38.

Gegen unreines Blut
zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apotheker Lauensteins Renovationspillen** — ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang u. Verstopfg. M. 4.— nur v. **Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg** (Lausitz) 8.

Ueber ½ Million im Gebrauch:
Haarfärbekamm
(gesetzl. geschützte Marke „Hoffera") färbt **graues od. rotes** Haar **echt** blond, braun oder schwarz.
Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**
Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, Berlin 6, Koppenstr. 9.

Fort mit dem





Beinverkürzung unsichtbar, Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden **Extension G.m.b.H., Frankfurt a. M.,** Eschersheim Nr. 234.

Für Schwerhörige.
Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Bei Schwerhörigkeit



Natürl. Größe

ist A. Plobner's patent. Hörtrommel unentbehrlich; wird kaum sichtbar im Ohr getragen, Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausend im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.—, 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. General-Vertrieb:
E. M. Müller, München II, Brieffach 53, S. 6.

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle
liefert die Spezialfabrik
Rich. Maune Dresden-Löbtau 9.
Katalog gratis.



Können Sie plaudern?
Wollen Sie als gebildeter u. gern gesehener Gesellschafter eine Rolle spielen und überall beliebt werden, in der Gesellschaft, bei Frauen, bei Ihren Vorgesetzten, so lesen Sie: „Die Kunst zu plaudern u. was ein Gebildeter wissen muß" von Dr. E. Machold. Preis M. 2.—. Nur zu bez. von **W. A. Schwarze's Verlag, Dresden N. 6/70.**

ZWEI NEUE MARINE-BÜCHER



Die Kreuzerfahrten des „Prinz Eitel-Friedrich". Von Kapitänleutnant Otto Brauer. Bei Kriegsbeginn verwandelt sich der schmucke Lloyddampfer in Tsingtau in einen Hilfskreuzer, der monatelang im Stillen und im Atlantischen Ozean die feindliche Schiffahrt beunruhigt, bis ihn die Abnutzung seiner Maschinen zum Aufsuchen eines amerikanischen Hafens zwingt. Das Buch erzählt nicht nur von Kriegsarbeit: es gibt auch reizvolle Stimmungsbilder vom Bordleben und von den einsamen Inseln der Südsee, die dem Kreuzer als Schlupfwinkel dienten. — Preis 1 Mark.

Kreuzerjagd im Ozean. Kriegstagebuchblätter S. M. Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große". Von Kapitänleutnant Aye. Die Ausfahrt, das ruhmreiche Wirken und der ehrenvolle Untergang unseres größten und schönsten Hilfskreuzers. An der westafrikanischen Küste, im spanischen Hoheitsgewässer, beim Kohlen vom englischen Kreuzer „Highflyer" völkerrechtswidrig überfallen, läßt der Kommandant nach Verschießen der Munition den Dampfer versenken. Die Besatzung erreicht in Booten spanisches Gebiet und wird in Las Palmas interniert. Das Buch stammt vom Ersten Offizier, der, im Kohlenbunker eines italienischen Dampfers versteckt, den Weg in die deutsche Heimat zurückfand. — Preis 1 Mark.

Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin



Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 41. | Berlin, den 13. Oktober 1917. | 19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 41.



Die sieben Tage der Woche.

2. Oktober.

Unsere Sturmtruppen entreißen den Engländern am Polygonwalde, nördlich der Straße Menin—Ypern, in etwa 500 Meter Tiefe Kampfgelände, das gegen mehrmalige starke Gegenangriffe behauptet wird.

Durch unsere U-Boote werden auf dem nördlichen Kriegschauplatze wiederum 18000 Br.-Reg.-To. versenkt.

3. Oktober.

Die Bombenangriffe unserer Flieger in der Nacht vom 1. und 2. 10. auf London, Margate, Sheerneß, Dover haben beobachtet gute Wirkung. Auch auf die englischen Häfen und Hauptverkehrspunkte in Nordfrankreich werden mit erkanntem Erfolg zahlreiche Bomben abgeworfen.

Neue U-Boot-Erfolge im Ärmelkanal und in der Nordsee: Vier Dampfer, ein Segler, ein Fischerfahrzeug.

4. Oktober.

Die Nacht hindurch hielt vom Houthoulster Walde bis zur Lys der gewaltige Artilleriekampf unvermindert an; heute morgen steigerte er sich zum Trommelfeuer. Mit dem Einsetzen starker englischer Angriffe im Bogen um Ypern ist die Schlacht in Flandern von neuem entbrannt.

An der portugiesischen Küste und vor der Straße von Gibraltar haben unsere U-Boote neuerdings dreizehn feindliche Transporter und Handelsfahrzeuge mit einem Gesamtraumgehalt von rund 29000 Tonnen vernichtet.

5. Oktober.

Ein Schlachttag von seltener Schwere liegt hinter Führern und Truppen der 4. Armee; er wird bestanden! Vom frühen Morgen bis in die Nacht währt das Ringen, das durch wiederholte englische Angriffe aus der Gegend nordwestlich von Langemarck bis südlich der Straße Menin—Ypern (15 Kilometer) immer von neuem entfesselt wird. Brennpunkte der Schlacht sind Poelkapelle, die einzelnen Höfe 3 Kilometer westlich von Passchendaele, die Wegekreuze östlich und südöstlich von Zonnebeke, die Waldstücke westlich von Becelare und das Dorf Gheluvelt; über diese Linie hinaus kann der Feind zwar vorübergehend vordringen, doch sich unter der Wucht unserer Gegenangriffe nicht behaupten. Der Gewinn der Engländer beschränkt sich auf einen 1 bis 1½ Kilometer tiefen Streifen von Poelkapelle über die östlichen Ausläufer von Zonnebeke und längs der von dort nach Becelare führenden Straße. Dies Dorf ist ebenso wie das heiß umkämpfte Gheluvelt voll in unserem Besitz.

Die englische Admiralität teilt mit, daß der Kreuzer „Drake" Dienstag früh an der Nordküste von Irland torpediert wurde.

Durch die Tätigkeit unserer U-Boote werden im Sperrgebiet um England 17000 Brutto-Register-Tonnen versenkt.

6. Oktober.

Neue U-Boot-Erfolge auf dem nördlichen Kriegschauplatz: 17000 Br.-Reg.-To.

Das amerikanische Marineministerium erhielt aus Tutuila auf den Samoa-Inseln den Bericht, wonach dort ein offenes Boot mit dem Kapitän des amerikanischen Schoners „C. Slade" ankam. Der Kapitän teilt mit, daß der deutsche Hilfskreuzer „Seeadler" am 2. August in der Nähe der Lord-Howe-Insel gestrandet und von der Mannschaft verlassen worden sei. Später eroberte der Kommandant mit der Besatzung in einem Motorboot den französischen Schoner „Lutèce", den die Deutschen ausrüsteten, bewaffneten, und mit dem sie am 5. September in See stachen.

7. Oktober.

Bei Regenfällen und Wind bleibt die Gefechtstätigkeit bei fast allen Armeen gering.

Die Auswertung von Lichtbildaufnahmen unserer Flieger bestätigt, daß unsere Bombenangriffe auf die Festung Dünkirchen starke Zerstörungen in mehreren Stadtvierteln, besonders an den Hafen-, Speicher- und Bahnanlagen verursacht haben. Empfindliche Hemmungen des englischen Nachschubes sind dadurch erreicht worden.

8. Oktober.

Am Isonzo lebt an zahlreichen Stellen das Artilleriefeuer stärker auf.

Mehr Zusammenhang in der Sorge für die Jugend.

Von Geh. Rat Prof. Dr. Rudolf Eucken.

Wieviel für die Zukunft unseres Volkes an der Bildung einer tüchtigen Jugend liegt, das steht unter den Stürmen des Krieges uns allen deutlich vor Augen, aber vergessen wir nicht, daß, was der Krieg mit besonderer Stärke empfinden läßt, weit hinter ihn zurückreicht und sich weit über ihn hinaus in die Zukunft erstrecken wird; es ist die gesamte moderne Entwicklung, welche mit ihrer Lockerung der alten Zusammenhänge, ihrer größeren Beweglichkeit, ja Unstetigkeit, ihrem Zusammendrängen der Bevölkerung in Riesenstädte, ihrer Hervorbringung neuer Genüsse und neuer Versuchungen gefährliche Verschiebungen gebracht hat; nicht entschieden genug läßt sich ihnen entgegenwirken. Nun ist freilich eine bedeutende Gegenwirkung im Gange, die Gesetzgebung hat manches getan, Behörden sind am Werke, zahllose Männer und Frauen stellen opferwillig ihre beste Kraft in den Dienst der Sache, und doch genügt alles, was erreicht wird, noch bei weitem nicht den gewaltigen Forderungen dieser Sache. Bei der unermeßlichen Bedeutung der Frage verdient daher jeder Vorschlag bereites Gehör und sorgfältige Würdigung, der eine wesentliche Förderung verspricht; das aber tut der Vorschlag eines deutschen Jugendgesetzes, den der Wirkl. Geh. Admiralitätsrat Dr. Felisch in einer gedrängt geschriebenen, aber höchst gedanken- und tatsachenreichen Schrift (1917,

Ernst Siegfried Mittler u. Sohn) entwickelt. Er hat den Grundgedanken schon seit einer Reihe von Jahren vertreten, aber begreiflicherweise treibt ihn die gegenwärtige Lage dazu, ihn genauer auszuführen und ihn dem großen Publikum vorzulegen. Felisch darf als langjähriger Vorsitzender des größten interkonfessionellen Erziehungsvereins in Deutschland, des „Freiwilligen Erziehungsbeirats für schulentlassene Waisen" zu Berlin, als ein hervorragender Sachkenner gelten, sein Urteil muß daher besonders schwer in die Wage fallen. Dies Urteil aber geht dahin, daß für unsere Jugend sich nicht gehörig sorgen läßt, wenn es bei der bisherigen Zersplitterung der Maßnahmen und Einrichtungen bleibt; diese Zersplitterung muß überwunden werden, und sie ist nur zu überwinden durch die Schöpfung und Durchführung eines deutschen Jugendgesetzes. Ein solches Jugendgesetz müßte ein Gesetzbuch werden, das lückenlos das gesamte öffentliche und bürgerliche Recht der Jugend einschließlich aller Verfahrensarten und Vollzugsmaßnahmen, auch derer der Verwaltungsbehörden, enthält. Daß ein solches Gesetzbuch noch nirgend in der Welt vorhanden ist, darf von dem Unternehmen nicht abschrecken; auch in der sozialen Gesetzgebung, die zuerst so viele Bedenken hervorrief, ist Deutschland mutig und erfolgreich vorangegangen; wiederum eröffnet sich die Möglichkeit einer neuen Großtat, welche dem eigenen Volk zum Heil und den anderen Völkern zum Vorbild gereichen würde. Die Notwendigkeit eines solchen Jugendgesetzes begründet sich vornehmlich aus der Erwägung, daß das Kind eine andere seelische Art hat und unter anderen Bedingungen lebt als der Erwachsene, daß es sich daher nicht glücklich entwickeln kann, wenn es nicht gemäß seiner Besonderheit, sondern als nur quantitativ vom Erwachsenen unterschieden, als ein nur kleinerer Erwachsener behandelt wird. Es kommt hinzu die große Schwierigkeit, den Menschen aus einem bloßen Naturwesen zu einem Kulturträger und Geisteswesen heranzubilden; das macht sich keineswegs von selbst. Auch sollte aus moralischer Denkart dem Kinde als einem Glied der Volksgemeinschaft ein öffentlich rechtlicher Anspruch auf Erziehung zuerkannt werden.

Als Hauptforderungen für den Inhalt eines deutschen Jugendgesetzes bezeichnet Felisch: Maßnahmen zugunsten der Jugend, solche zugunsten der bürgerlichen Gesellschaft gegen gewisse Jugendliche, wirtschaftliche Maßnahmen, Eingliederung der Fürsorgetätigkeit der bürgerlichen Gesellschaft. Ein solches Jugendgesetz müßte Reichsgesetz sein, es würde daher gewisse Rechte der Einzelstaaten schmälern, aber es ließe sich ohne Eingriffe in ihre berechtigten Sonderinteressen ausführen, und jedenfalls sollte die Sorge für das gemeinsame Wohl des deutschen Volkes allen Sonderinteressen vorangehen. Felisch ist alles eher als ein Freund schematischer Regulierung, überall sucht er der Freiheit und der eignen Betätigung möglichst weiten Raum zu gewähren, wie er überhaupt in der Abwägung der verschiedenen Interessen ein durchgehendes Gerechtigkeitbestreben, einen klaren Blick und ein wohlerwogenes Urteil zeigt.

So läßt sich nur wünschen, daß dieser Vorschlag eines deutschen Jugendgesetzes verdiente Beachtung finde und in den Vordergrund der öffentlichen Erörterung trete. Die Schwierigkeiten der Sache sind unbestreitbar, als die größte Hemmung erachtet Felisch mit Recht die Macht des Kleinmuts, der bei allen neuen Aufgaben nur die Schwierigkeiten sieht und keinerlei Vertrauen zur Steigerung menschlicher Kraft durch hohe Aufgaben hat. So würde Felisch es schon freudig begrüßen, wenn zunächst nur ein Teilgesetz über die schulentlassene Jugend in Angriff genommen würde; nirgends sind die Aufgaben dringender als an dieser Stelle.

Wir möchten den vorgetragenen Gründen noch den anreihen, daß, wenn ein Volk kraft seiner Art für eine systematische Jugendgesetzgebung besonders geeignet, ja dazu berufen ist, es ohne Zweifel das deutsche ist. Kein anderes Volk hat ein so inniges Verständnis der Kindesseele: wir führen seit längerer Zeit die Theorie von Erziehung und Unterricht, wir rühmen uns unseres Schulwesens, im besonderen unserer durchgehenden Volksbildung, wir haben die Kinderliteratur aufgebracht, wir liefern das Kinderspielzeug für die ganze Welt, wir werden es nach dem Kriege sicherlich weiter liefern; wir erweisen in dem allem eine besondere Vertrautheit mit kindlichem Leben und Wesen. Zugleich aber rühmen wir uns mit gutem Recht unseres Organisationsvermögens, wir machen damit vieles möglich, was auf den ersten Anblick unmöglich scheint. Sollten wir dieses Organisationsvermögen nicht mit unserer Liebe und Sorge für die Jugend in engere Verbindung setzen, nicht jenes Vermögen dem noch unmündigen Teil unseres Volkes vollauf zukommen lassen? Nichts anderes aber ist es, was die Forderung eines deutschen Jugendgesetzes enthält.

Wie meine Maus meinen Frosch fraß.

Ein Tierdrama im Schützengraben.

Von Eberhard Freiherr von Wechmar, Rittmeister und Kompagnieführer.

Einem, der wie ich mit seiner Kompagnie 400 Meter vom Russen entfernt im Graben liegt, könnte eigentlich die Lust und Liebe für Naturbeobachtungen verlorengegangen sein, wieviel mehr noch das Interesse für Dramen im Tierreich, da man doch so vielerlei anderes Hochdramatisches unter uns Menschen stündlich erleben kann und erlebt.

Aber wir Deutsche sind eben Gottes Kinder mit eigenartig empfindsamem Gemüt, und viele Feldgraue haben erst hier draußen ihre Augen auf Derartiges richtig einzustellen gelernt, ihr naturfreundliches Herz entdeckt.

Welch ein Glück für so manchen! Die Stunden, Tage — Nächte, Wochen und Jahre wären oft unerträglich lang geworden, hätten wir Grabenheger nicht in der Mehrzahl den Anschluß an unsere Allmutter Natur wiedergefunden. Auch diese geistige Regsamkeit, die Möglichkeit der Ablenkung, Entspannung der Nerven trägt dazu bei, daß die eiserne Mauer, die unser geliebtes Vaterland schützt, allen Stürmen standhielt.

Die haßerfüllten Gegner neiden uns auch dieses Erbteil wie alles, was uns groß und stark gemacht, denn deutsches Gefühlsleben setzte die Bewohner der von uns durchzogenen Länder in Erstaunen. Jeder, der den Krieg vom ersten Tag an mitgemacht, wird mir bestätigen können, daß sich aber sehr bald in der Gesinnung vieler gegen uns eine Wandlung zum Guten anbahnte, sobald die Ein-




HANNS ANKER
Helft uns siegen!
Zeichnet Kriegsanleihe!!!

wohner sahen, wie wir der Natur und dem Leben ihres Landes zunächst rücksichtsvolle Beobachtung, bald aber volles Verständnis entgegenbrachten, wie es nur Menschen mit tieferer Herzensbildung vermögen.

Ja, wir „Barbaren" sind doch bessere Menschen, und sehr schnell hatten beispielsweise die Franzosen begriffen, daß wir sie ironisieren wollten, wenn wir uns ihnen gegenüber als Barbaren bezeichneten. Eine Dame aus Peronne geriet sogar in echt französische Zappelzustände, als ich ihr das von Gassenbuben ins Wasser geworfene patschnasse Angorakätzchen überreichte und mich ihr als „Monsieur le Barbare" präsentierte. Sie haben umgelernt, aber ob ihr Wissen vorhält, das bezweifle ich, doch werden manche noch lange an die Zeiten der Invasion zurückdenken, in der sie unter geregelter deutscher Ordnung uns als die gemütvollen Sieger kennenlernten.

Nach all dem Furchbaren, was um uns her geschah und täglich noch hier draußen dicht um uns geschieht, sehnt sich die Schönheit suchende deutsche Seele nach stimmungsvollen Stunden der Einkehr, wie wir sie einst in der Heimat ausgekostet haben. Die Augen suchen und finden rasch einen Ruhepunkt im Grün des Vorfeldes, und die Gedanken eilen bei gutem Anblick in die Weite, vergleichend, erinnernd. Einst, ja einst!

Blutrot ragt dort auf weißer Kalkhalde am oberen Grabenrand, dicht neben dem Schutzschild des Postens, ein dichter Buschen roter Mohn. Wie eigenartig hebt er sich mit dem satten Grün seiner Blätter gegen das schneeige Weiß des Steingerölls ab, wie leuchtet das lichte Rot der Blüten in heller Mittagsonne gegen den dunkelblauen Septemberhimmel, an dem ein Flieger seine Kreise zieht, umbellt von dem nach ihm haschenden feindlichen Schrapnellfeuer, das seine weißen Sprengwölkchen wie Wattetupfen erfolglos in den Aether bläst. Ich mag mich wohl zu lange des Anblickes solcher Kontraste hingegeben haben, so lange neben dem Posten, ungedeckt stehend, über der Brustwehr sichtbar gewesen sein — siist — batsch! pfeift ein Geschoß dicht bei mir vorbei in die Schulterwehr des Grabens; als ich es aufhebe, ist's noch heiß. Gut gemeint, Rußki, denke ich, und „Scheibe links", murmelt mein braver Landwehrmann unter seinem Stahlhelm in den ergrauten Schnurrbart. Bald bin ich beim Nebenposten. Dort wehen Kornblumen im Vorfeld, mitten im Drahtverhau, das ich auf seine Widerstandsfähigkeit mit scharfem Glas mustere. „Windet auch blaue Zyanen hinein!" denke ich, aber mit dem Stacheldraht läßt sich dieser holde Schmuck nicht gut verbinden, besser paßt er zu dem lichten Blondhaar meines lieben Töchterleins daheim. Heute nacht, wenn ich die Horchposten revidiere, will ich die blauen Blumen pflücken, sie sollen in einer Granathülse meinen Tisch im Unterstand schmücken und mich an das liebe Mädel erinnern, das ihren Namen trägt. — Zyane!

Man muß sich die zugeteilte Behausung hier im Graben so wohnlich wie möglich machen, und von diesem Schönheitsprinzip waren wohl auch meine Vorgänger ausgegangen, als sie dem sogenannten „Heldenstollen" eine luftige Bretterbude angliederten, die auf einer Waldwiese als Jagdhäuschen in der Heimat ihren Zweck vollkommen erfüllt hätte. Hier, und besonders nachdem wir alle Verbrüderungsbeziehungen mit Panje Rußki abgebrochen haben, ist eine derartige „Sommerlaube" als Wohnraum doch etwas sehr problematisch. Aber was ist heutzutage sicher? Man muß sich's eben einbilden, man säße in sicherer Deckung. Wie ich sehe, habe ich ja auch die verschiedenen Fährnisse gut überstanden trotz aller Unkenrufe. Um allem wohlmeinenden Gerede aber die Spitze abzubrechen, schrieb ich als Hausspruch an die Hütte:

> Ist auch nur brettdünn Wand und Dach,
> Der Sarg ist auch nicht fester;
> Scheint dir die Sonne noch, dann lach
> Und nörgle nicht, mein Bester!

Spaß muß sein, auch im Graben, und ich meine hier bei allem Ernst gelegentlich erst recht! Wenn des Abends dann die Russen mit Maschinengewehren die Gegend abstreuten und sie gerade die Richtung auf einen Steinwall in der Nähe meiner Behausung erwischten, dann trudelten die Steinsplitter wie Erbsen über das nur brettdünne Dach, aber eingeschlagen hat's nie, und im „Heldenstollen" nebenan war es sozusagen bombensicher, wenngleich ich es auch auf eine harte Probe nicht ankommen lassen möchte. Mein Trost war: Im Kriege kann ganz leicht das größte Unglück passieren, man muß eben Glück haben, besonders als Feldsoldat!

Ja, der Heldenstollen! Das sehr schmale, harte Bett steht darin und ein winziger Tisch, dazu ein Oefchen. Mehr hat auch wirklich nicht Platz. Aber das winzige Schiebefensterlein mit seinem splittersicheren Ausblick — ins Grüne, das war der Lichtblick. Das Licht fiel zwar von weit oben in diesen Schacht hinein, aber gerade das gab der wildwachsenden Flora die richtige Beleuchtung. Farnkräuter und lange Gräser neigten sich dort zur Tiefe, und wenn ich auf meinem Ruhebett lag und in das abgedämpfte Licht blickte, war es mir, als ob ich durch die Scheibe eines Aquariums dem Spiel der Fische zuschauen sollte, die noch verborgen, plötzlich aus einer Ecke hervorschießend, ihr Spiel alsbald beginnen müßten. Und das Spiel begann, zwar war es nur ein winziger Frosch, der sich allmorgentlich einstellte und dann, in die Fensterecke breit hingestemmt, die Fliege erwartete, die ich ihm regelmäßig reichte, bis — ja bis die böse Maus dazwischenfuhr und ihn bei lebendigem Leibe verspeiste.

Ein schöner, sonniger Tag schien es zu werden, ganz frisch leuchteten die Pflanzen, und auch der Frosch war froher Stimmung, als er sich erwartungsvoll einstellte. Sanft schob ich die Scheibe seitwärts und gab ihm seinen Brummer, als auch schon beim ersten Schluck seiner durchsichtig schimmernden Kehle eine Maus im engen Raum erschien und sich sofort über ihn hermachte. Gewandt entwischte er ihr noch einmal und klebte sich in Sprunghöhe an der unteren Scheibe mit seinen Kugelfingern fest, aber da hatte ihn die alte Maus schon wieder am Schlafittchen, und husch war sie fort, ehe ich mich von meinem Schreck erholen konnte. Zwar sprang mein kleiner, französischer Pinscher, der dem Vorgang zugeschaut, sofort zum Fenster hinaus, aber in dem hochgetürmten Steinschotter war nichts mehr zu machen. Doch er hat den Frosch blutig gerächt, und bei den Leuten im Graben erfreut sich mein „Mucki" besonderer Achtung als unermüdlicher Mäusevertilger, nur daß er sie sofort frißt, das stört mein Empfinden, doch von seinem Standpunkt aus mag es ganz praktisch sein, denn wir zwei beide teilen uns in ein halbes Kochgeschirr Suppe aus der Feldküche, und auch hier draußen gibt es fleischlose Tage, aber auch an denen „mit Fleisch" fällt nicht allzuviel für jeden ab. —

's ist Krieg! Krieg zwischen uns Menschen und Krieg im Tierreich, überall herrscht Fehde. Gut, daß das Ungeziefer nicht überhandnimmt. Das gilt auch, ganz — unter uns — gesagt, nicht nur im Frosch- Mäuse- und Fliegenkrieg. —

Nun habe ich die „Sommerlaube" geräumt und sie



So wird der Friede erreicht

Der nächste Baustein zum Frieden sei der Erfolg der Kriegs-Anleihe

Darum zeichne!

einem Kameraden überlassen müssen; sonst bleibt man länger am gleichen Platz. aber gerade dieser Teil der Stellung gilt für besonders „ungesund", und darum wird dort in rascherer Folge gewechselt. Jetzt bin ich richtig Höhlenbewohner geworden, und trotz der vier Fenster Front (sie sind allerdings puppenstubenartig gehalten!) dringt das Tageslicht nicht bis in den Winkel, in welchem ich hier bei einer Kerze schreibe. Ganz aufrecht zu stehen geht in dieser Behausung auch nicht an, dafür dringt aber die Feuchtigkeit zu allen Ritzen ein, selbst durch den Fußboden — Grundwasser! Und draußen regnet es heute, da jedoch das Oefchen etwas raucht, habe ich mir meinen alten Pelz angezogen und die Tür geöffnet. Unsere braven U-Boot-Leute haben es noch schlechter, die können noch nicht einmal lüften, wenn sie auch den üblen Grabendreck nicht kennen. Was macht's? — „Mit freudigem Herzen und eisernem Willen", hat der Kaiser in Riga gesagt, so sollen wir des Königs Dienste erfüllen, als Grabenheger aber füge ich hinzu: „Und kommt dir im Graben zu hoch mal der Dreck, dann kiek über die Brustwehr und schiet einen weg!" Ja, den Humor soll man hier nicht verlieren, und über sich selber ulken, das hilft am besten die Grillen vertreiben. Auch sie geigen sich eins, wenn Herbst und Hunger kommt, und mein Heimchen hier im Unterstand fiedelt trotz aller Sorgen so lustig weiter wie im Sommer, weil es sich irgendwo hinter einem Brett ein warmes, sicheres Plätzchen gesucht hat. Nur „Mucki" mag solcherlei Musik nicht, er ist noch zu jung und temperamentvoll. Philosoph muß er noch werden, und ich kenne Hunde, die es sind. Aber ob „Mucki" dann noch Mäuse fängt? Die echte Grabenphilosophie lernt man selbst auch erst mit der Zeit. Hier gilt der Satz: Nur die Ruhe kann es bringen! „Und mit fröhlichem Herzen" kommt man dann dreckūberkrustet bei einiger Anlage zu der alles jämmerlich Irdische verspottenden Selbstironie, mit der man auch die Kameraden im Graben aufzuheitern vermag, wenn „dicke Luft" herrscht und das Eisengepolter über die Stellungen dahindonnert. Nicht gemuckt und nicht gezuckt, Jungens, lachend dem Feind ins Auge geschaut. Mögen auch noch so viele kommen, wir sind ihnen über! Das Leben mit allen Freuden und Wonnen liegt weit, weit hinter uns, wir haben genossen das irdische Glück, ob es uns wohl noch einmal lächelnd beiseiteführen wird? Und wenn nicht; schon allein diese große Zeit hier draußen miterlebt zu haben ist's, was mir das Leben wert gemacht. Mein Irren wird mir der Gütige darum auch verzeihen. Damit aber mein Nachfolger sich diese meine Schützengrabenphilosophie auch zu eigen machen möge, schrieb ich an den stärksten Deckenbalken des Unterstandes den Spruch:

Und stürzt auch diese Bude ein,
Das eine wäre bombensicher:
Ging ich dann in den Himmel ein —
Der lieben Engelein Gekicher!

Jawohl, Freude wird sein!

Herr Kaiser! Wir, deine Feldgrauen, folgen dir: „Mit fröhlichem Herzen und eisernem Willen!" Drauf und durch!!

Blindenführerhunde.

Von Paul Lang, Würzburg.

Das Bestreben der neuzeitlichen Kriegsbeschädigtenfürsorge, die Verstümmelten nach Möglichkeit wieder zur selbständigen Ausübung eines Berufes zu befähigen, hat auch den Blinden eine Neuerung gebracht, die von ihnen als eine große Wohltat empfunden werden muß: die planmäßige Ausbildung von Führerhunden. Dem Blinden ist die selbständige Ausführung von Geschäften vielfach dadurch erschwert oder unmöglich gemacht, daß er größere oder schwierigere Gänge nur mit Hilfe eines Führers unternehmen kann. Es hat aber nicht jeder Blinde Familienangehörige oder andere geeignete Personen für solche Zwecke zur Verfügung; bezahlte Führer zu halten, wird aber immer nur einzelnen, finanziell günstig gestellten Blinden möglich sein. Da ist es eine für Blinde erfreuliche Entdeckung, daß der Hund den menschlichen Führer in weitgehendem Maß vertreten und ersetzen kann. Diese Erkenntnis hat dazu geführt, Hunde planmäßig zu Blindenbegleitern auszubilden.

Da der Hund die menschliche Sprache nicht versteht und überhaupt nicht denken kann, muß ihm mit Hilfe sinnlicher Reize eingedrillt werden, was er als Blindenführer zu tun und zu unterlassen hat. Das ist möglich, weil der Hund Gedächtnis besitzt. Es kann ihm die Ausführung eines bestimmten Weges angelernt werden, wenn er den Weg oft in der gleichen Weise machen muß. Er behält ihn dann im Gedächtnis. Es wäre aber töricht, von dem Hund verlangen zu wollen, daß er den Blinden selbständig auf bloßen Befehl hin zu einem Ziel führe, zu dem er den Weg nicht eingelernt erhielt.

Selbständige Führung des Blinden kann also nicht Aufgabe des Hundes sein. Seine Hilfe liegt in ganz anderer Richtung. Die geistige Führung zu dem Ziel, das er erreichen will, obliegt dem Blinden. Er muß den Weg dahin wissen oder stückweise erfragen, wenn er ihn nicht kennt. Er muß unterwegs beständig achthaben, daß er nicht irregeht, und alle zu den übrigen Sinnen sprechenden Orientierungsmittel für die Wegkenntnis ausnützen. Im Weichbild von Dörfern und Städten mangelt es ja nie an solchen Anhaltspunkten. Die Straßen haben Übergänge, an denen sich der Blinde orientieren kann; sie weisen Unterschiede im Bodenbelag auf, die der Fuß wahrnimmt oder das Ohr unterscheidet; sie nötigen da und dort zu Richtungsänderungen, die dem Blinden fühlbar werden und ihm den Ort verraten, an dem er sich augenblicklich befindet; es läuten oder schlagen Turmglocken von bekanntem Klang, schrillen Signale der Straßenbahnen oder machen sich andere Geräusche vernehmbar, die mit bestimmten Orten verknüpft sind; es dringen zu dem Blinden Gerüche von Gasthausküchen, von Blumen-, Fleisch- und anderen bekannten Geschäften und verraten ihm die Wegstelle, an der er sich eben aufhält. So gibt es für den Blinden, der sich einige Übung in selbständigen Ausgängen angeeignet hat, überall Anhaltspunkte, die ihm die Orientierung ermöglichen. Zwei Dinge aber könnte der Blinde ohne fremde Hilfe überhaupt nicht oder nur mit einem Zeitaufwand leisten, der ihm das selbständige Ausgehen verleiden müßte: die Einhaltung der geraden Wegrichtung und die Feststellung von Hindernissen, die sich auf einige Entfernung nur den Augen verraten.

Hier setzt nun die Aufgabe des Hundes ein. Er hat dafür zu sorgen, daß der Blinde nicht vom Weg ab-



kommt, und daß er mit keinem Hindernis zusammenstößt, an dem er sich verletzen könnte. Das sind aber Leistungen, die nach den gemachten Erfahrungen recht wohl von einem Hund vollbracht werden können. Auf sie zielt die gesamte Ausbildung der Blindenhunde ab. Der Hund muß lernen, an der Seite seines Herrn in flottem Gang zu schreiten und den eingeschlagenen Weg scharf zu verfolgen; er muß lernen, den Blinden sicher an Hindernissen vorüberzuführen, denen der Hund ausweichen kann (Bäume, Telegraphenstangen, Laternenpfähle, Kisten, Tonnen, Karren, Menschengruppen u. ä.), und Hindernisse zu melden, deren Umgehung nicht möglich ist (Randsteine bei Straßenübergängen, Treppen, Stege, geschlossene Schranken und Türen usw.); er muß endlich auch lernen, auf seine besonderen Hundeneigungen und Liebhabereien zu verzichten, wenn er sich im Dienst befindet, da sie seine Aufmerksamkeit ablenken und den Blinden in Gefahr bringen könnten. Man erreicht diese Ziele durch die Abrichtungsmethode: der Hund wird von allem abgeschreckt, was er als Blindenführer unterlassen soll.

Durch die Dressur wird der Hund daran gewöhnt, an überwindbaren Hindernissen rechts vorüberzugehen. Da er immer an der linken Seite des Blinden schreitet, kommt dieser an solchen Hindernissen sicher vorüber. Meist merkt er von ihnen gar nichts. Vor Hindernissen, die er melden muß, hält der Hund an und verrät dadurch seinem Herrn, daß der Weg nicht frei ist. Bei der Abrichtung wird der Hund gezwungen, sich vor solchen Hindernissen niederzusetzen, weil die Abrichtung dadurch erleichtert wird; in der Praxis genügt es aber, wenn der Hund vor dem Hindernis stehenbleibt, bis sich sein Herr über die Art des Hindernisses und die Möglichkeit, es zu überwinden, Klarheit verschafft hat und ihm mit dem Ausruf „Schön voran!" den Befehl zum Weitermarsch gibt. Die Untersuchung des Hindernisses wird der Blinde meist mit Hilfe seines Spazierstockes vornehmen, und da die meisten Menschen Rechtshänder sind und den Spazierstock in der rechten Hand führen, werden die Hunde an die Führung mit der linken Hand gewöhnt. Da die Blindenhunde aus leicht begreiflicher Ursache auch gewöhnt werden, möglichst am linken Wegrand zu gehen, so kann der Blinde die bei uns herrschende Verkehrsregel des Rechtsgehens nicht befolgen. Wirklich störend wird das wohl nur in den verkehrsreichen Straßen der großen Städte empfunden werden, die aber wohl jeder alleingehende Blinde nach Möglichkeit meidet. Es bliebe aber vielleicht doch zu erwägen, ob nicht die gewichtigeren Gründe dafür sprechen, die Blindenhunde an die rechte Seite ihrer Herren zu gewöhnen; diese selbst würden sich wohl bald so viel Übung der linken Hand verschafft haben, daß sie mit ihr den Spazierstock führen könnten. Das beste wäre jedoch, wenn der Blinde den Hund beliebig auf die rechte oder linke Seite nehmen könnte. Es wäre ihm dann möglich, die in jedem einzelnen Fall günstigste Straßenseite zu benützen und die Fälle einzuschränken, in denen er von seinem Hund irregeführt werden kann. Die Führerhunde zeigen nämlich die Neigung, nach d e r Seite zu ziehen, auf der sie gehen. Vermutlich entspringt diese Eigentümlichkeit dem Bestreben, sich in Sicherheit zu bringen und nicht von dem eigenen Herrn auf die Füße treten zu lassen. Die Sorge um ihr Wohl verleitet sie aber auch dazu, vom geraden Weg abzulenken und seitlich einzubiegen, wenn auf ihrer Seite Wegabzweigungen kommen. Da der Blinde solche Eigenmächtigkeiten des Hundes nicht in jedem Fall wahrnehmen kann, ist eine Irreführung leicht möglich. Das ließe sich in vielen Fällen verhindern, wenn der Blinde den Hund bei solchen Wegstrecken auf die andere Seite nehmen könnte

Außerdem wird dem Blindenhund meist noch andressiert, daß er seinen Herrn auf den Befehl „Zur Bank!" an die nächste leere Bank oder ähnliche Sitzgelegenheit führt und sich während der Rast als Beschützer in seine Nähe legt und andere Leute durch Knurren oder Bellen fernhält. Auf den Zuruf „Platz!" hat er sich niederzulegen und liegenzubleiben, bis ihm der Blinde das Aufstehen gestattet. Auch das Suchen und Bringen verlorener oder liegengelassener Gegenstände wird den Blindenhunden beigebracht.

Die planmäßige Ausbildung von Blindenführerhunden ist noch ein zu junges Unternehmen, als daß es heute schon möglich wäre, alle einschlägigen Fragen endgültig zu beantworten. Erst durch vielfältige gründliche Versuche und Beobachtungen wird sich feststellen lassen, welche Hunderasse und ob der Hund oder die Hündin für die Blindenführung am geeignetsten sei. Zu kleine Hunde sind ungeeignet, da bei ihnen der Führungsbügel übermäßig lang sein müßte, wodurch die gefühlsmäßige Feststellung von Richtungsänderungen, die der Hund vornimmt, erschwert würde. Hinsichtlich der nach Größe und Stärke geeigneten Hunde scheint es mir weniger auf die Rasse als auf die besondere Eignung des einzelnen Tieres anzukommen.

Zurzeit werden nur Hündinnen als Blindenführer ausgebildet. Der Hund gilt für weniger geeignet, weil er zu temperamentvoll und zu rauflustig ist, jedem andern Stammesgenossen und jedem Eckstein seine Aufmerksamkeit zuwendet und als schlechter Familienvater nicht für fähig gilt, Hilfsbedürftige zu betreuen. Er hätte aber den Vorzug, daß er das ganze Jahr als Führer benutzt werden könnte, was bei der Hündin nicht möglich ist. Mit einer läufischen Hündin könnte kein Blinder ausgehen, ohne sich ärgerlichen Auftritten auszusetzen. Auch trächtige Hündinnen sind wochenlang nicht zu gebrauchen. Das wird aber von jedem Blinden als empfindlicher Übelstand aufgefaßt, besonders dann, wenn der Hund dem Blinden als Führer zur beruflichen Arbeitstätte dienen muß. Es wird nicht umgangen werden können, gründliche Versuche zu machen, um festzustellen, ob dem Rüden durch geeignete Erziehung das abgewöhnt werden kann, worin man ein Hindernis für seine Verwendung als Blindenführer erblickt.

Eine andere Frage ist die, ob die Blindenhunde eine besondere Kennzeichnung erfahren sollen, wodurch sie dem Publikum ihre Eigenschaft sogleich verraten. Schon manche Stimme hat sich dafür erhoben. Man schlug sogar recht auffallende Kennzeichnung vor, mehrfache Anbringung des Roten Kreuzes am Führergeschirr, Glocken am Hals u. a. und verspricht sich davon besondere Rücksicht des Publikums auf die Blinden. Das ist aber nicht nötig. Der Blinde braucht keine besondere Rücksicht und wünscht sie auch nicht. Er kommt mit der Rücksicht, die der anständige Mensch im öffentlichen Verkehr seinem Nebenmenschen zuteil werden läßt, vollständig aus. Eine auffallende Kennzeichnung seines Hundes würde ihn zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit machen. Das wäre aber den allermeisten Blinden zuwider. Sie fühlen sich am sichersten und wohlsten, wenn sie sich wie andere Leute möglichst unbehelligt und unauffällig im Freien bewegen können.

Nur ein Tor könnte von einem so jungen Unternehmen, wie es die Ausbildung von Blindenführerhunden ist, einwandfreie Ergebnisse verlangen. Solche Ergeb-



nisse wollen Zeit haben und können nur aus reichen Erfahrungen erwachsen. Der Führerhund wird in absehbarer Zeit der unentbehrliche Begleiter, Führer, Freund und Beschützer jedes Blinden sein und ihm möglich machen, was noch vor wenig Jahren als unmöglich erschienen wäre. Die Förderer der Blindenhundsache haben sich damit ein großes Verdienst um schwer heimgesuchte Mitmenschen erworben.

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Was Englands Kriegsmacht an Truppen und Kampfmitteln aufzubringen vermag, wird in Flandern eingesetzt. Im Übermaß angehäuftes Sturmmaterial verschwendet es so rücksichtslos, wie es seine besten Mannschaften aufopfert.

Demgegenüber liefert der kleine Bruchteil unserer Streitkräfte, der durch die glorreiche vierte Armee vertreten wird, an dieser Stelle unserer langgedehnten Front den Beweis, daß Deutschland seine Überlegenheit unerschütterlich behauptet. Nie und nimmer ist unsere Kraft zu erschöpfen. Jede neue Probe liefert nur einen weiteren Beweis dafür, daß alle auf das Ziel Englands, durch militärische Erfolge die belgische Küste in seine Hand zu bringen, gerichteten Hoffnungen eitel sind.

Auf den Rückschlag, mit dem wir den Angriff der vorangegangenen Woche zu einem neuen Mißerfolge der Engländer mit dem Ergebnis einer abermaligen schweren Herabminderung ihrer Angriffskraft machten, schoben wir zu Beginn der verflossenen Woche unsere Linien im Polygonwalde und südlich davon vor. Dagegen entflammte ein vierter englischer Angriff. Am 4. Oktober tobten Kämpfe, für die unser Heeresbericht die Bezeichnung hatte: ein Schlachttag von seltener Schwere. Für die Bedeutung dieses Ausdrucks genügt der Hinweis auf das Eingeständnis der englischen Leitung, daß in der Flandernschlacht allein an Granaten in einer Woche von den Engländern viermal so viel verschossen wurde wie in den zehn Wochen der Sommeschlacht vom vorigen Jahre im ganzen.

Es ging um Poelkapelle, um Geländestücke bei Becelaere, um den Ort Gheluvelt und die Höfe westlich von Passchendaele. Wir ersehen aus den Berichten, daß der Anprall dem Angreifer trotz der unerhörten Anstrengungen nichts eingebracht hat; denn die gewissenhafte Erwähnung des Umstandes, daß er bis Poelkapelle vordrang, daß der Angriff die etwa 8 Kilometer breite Linie westlich Passchendaele bis östlich Zonnebeke, bis westlich Becelaere in Tiefe von etwa 1—1½ Kilometer gewann, ist genau so belanglos wie die Anfangseindrücke der vorigen Flandernkämpfe. Schon am 5. Oktober war die Wut des Sturmes abgeflaut. Becelaere und Gheluvelt wurden als fest in unserer Hand gemeldet. Von einem Durchbruch ist auch diesmal keine Rede. Von Mal zu Mal werden die Anfangseindrücke der Großkampfhandlungen bescheidener. Erfolglos bleiben die wütendsten Anstrengungen von Englands gesamter Kampfkraft auf dem kleinen Abschnitt des Ypernbogen gegen unsere eine vierte Armee.

Was England allein an Menschenwerten am 4. Oktober einbüßte, ist wiederum ungeheuer. Das wird einwandfrei bestätigt, so eifrig der englische Nachrichtendienst an der Unterdrückung dieser Tatsache arbeitet. Auch daran arbeitet dieser bekannte Nachrichtendienst, die Aussichtslosigkeit der englischen Anstürme zu verschleiern. Möglichst lange suchen die verantwortlichen Führer die Eindrücke der andauernden Mißerfolge abzuschwächen.—In Wirklichkeit ist England an der Flandernfront in einer Zwangslage festgefahren. Die Zeit drängt im Wechsel der Jahreszeiten. Untätigkeit brachte vernichtende Zustände. Einmal eingerichtet und unfähig, sich aus dem aussichtslosen Unternehmen herauszuziehen, wird Sturm gerannt, bis es nicht mehr geht.

Dazu kamen die Heimsuchungen unserer Luftgeschwader. Mußten die Engländer schon eingestehen, daß unser Luftbombardement Londons vom 29. September das schwerste war, das sie je erlebten, mußten sie zugeben, daß auch nicht der leiseste Zweifel dagegen aufkommen kann, daß sie unsern Angriffen keinen Einhalt gebieten können, so kann man ermessen, welche Wirkungen unsere weiteren Luftangriffe am 30. September und am 1. Oktober hatten. Über die Einzelheiten liegen sichere Meldungen vor. Dazu kam die Vernichtung Dünkirchens.

Dünkirchen, die von den Engländern mit allen Mitteln ausgebaute Festung, der Hauptetappenplatz, ging in Explosionen und in Flammen zugrunde. Sämtliche Nahrungsmitteldepots der englischen Flandernarmee, sämtliche Werft- und Dockanlagen, Eisengießereien, Munitions- und Waffenlager, das ganze Industrieviertel, die meisten Kasernen sind vernichtet. Als unbestreitbare Belege liegen vorzügliche Lichtbildaufnahmen unserer Flieger vor.

Es wird bitterer Ernst mit England. Die schweren Wirkungen des U-Boot-Krieges lassen nicht nach. England ist innegeworden, was das für eine Nation bedeutet, die zu etwa vier Fünfteln ihres Lebensmittelbedarfes von der Überseezufuhr abhängt. Und England muß sich sagen lassen, daß nach menschlichem Ermessen mit der Möglichkeit, ein Mittel gegen den U-Boot-Krieg in letzter Stunde noch zu finden, ebensowenig zu rechnen ist. England erlebt, daß auch die verzweifelte Hoffnung zuschanden wird, die deutsche Kraft könne durch innere Schwierigkeiten lahmgelegt werden.

Vor Verdun haben die Württemberger Großes geleistet. Ihr Sturm bei Samogneux gehört zu den glänzendsten Gegenstößen, mit denen unsere Verdunkämpfer den westlichen Feinden zusetzen. Die blitzartige Ausführung ihres vorzüglich vorbereiteten Vorstoßes sucht ihresgleichen, und vielleicht mehr noch verdient die folgende glänzende Abwehr zahlreicher wütender Gegenstöße der Franzosen Anerkennung und Bewunderung.

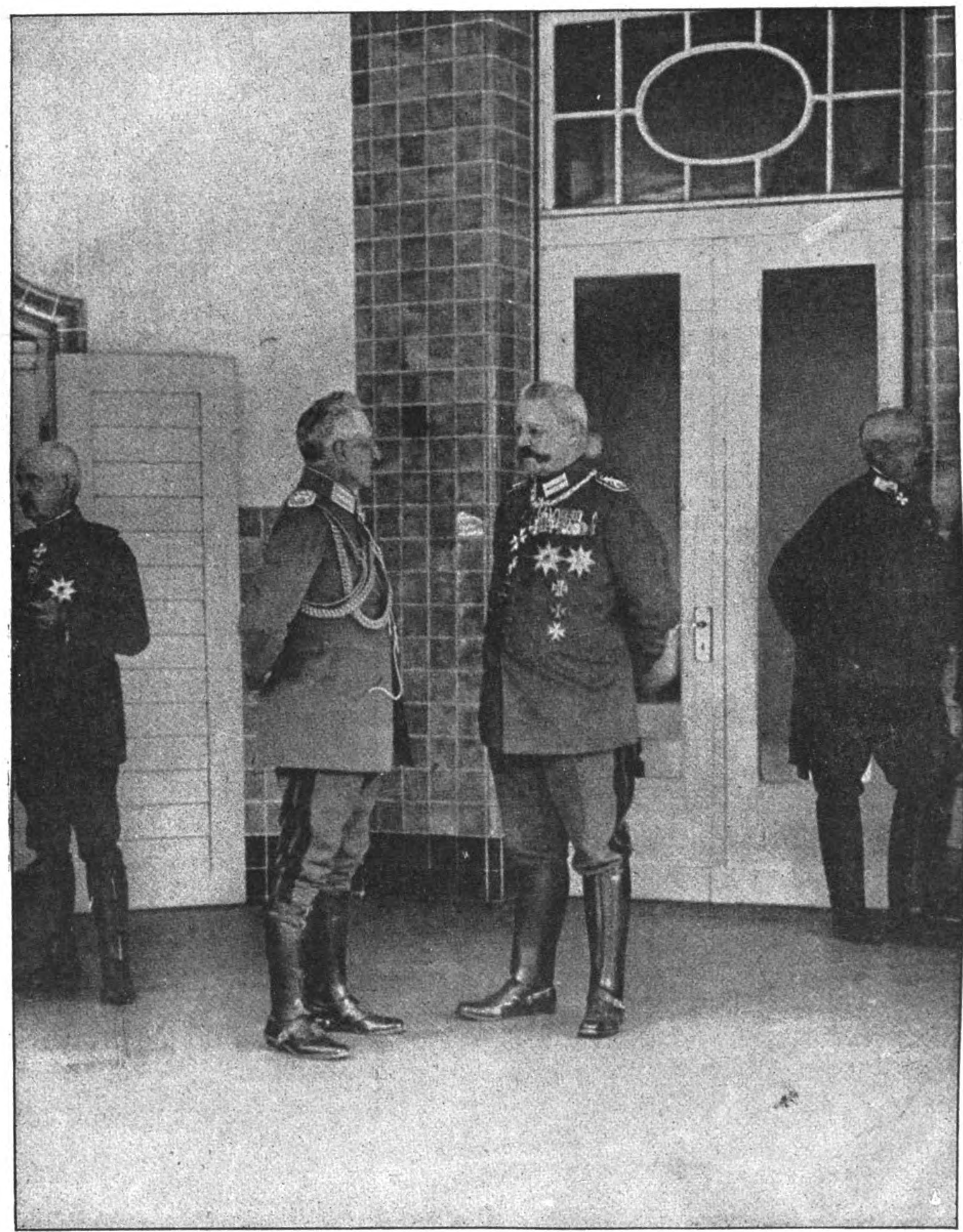
Frankreich wird ganz allgemein immer zurückhaltender mit seiner Kampfbetätigung. Notgedrungen, denn seine Kräfte sind mehr als erschöpft. Um so empfindlicher spürt es die Kraft deutscher Stöße, die am Chemin-des-Dames die mit schweren französischen Blutopfern teuer erkauften Vorteile nacheinander ihm wieder abnehmen. Auch bei Beyonvaux, bei Beaumont ging es wieder stark auf seine Kosten. Zu einem Durchbruchsplan ist die französische Armee überhaupt nicht mehr fähig, kaum den Schein von Kampfkraft gelingt es ihm noch zu wahren. X.



Nummer 41.

DIE·WOCHE Bilder vom Tage

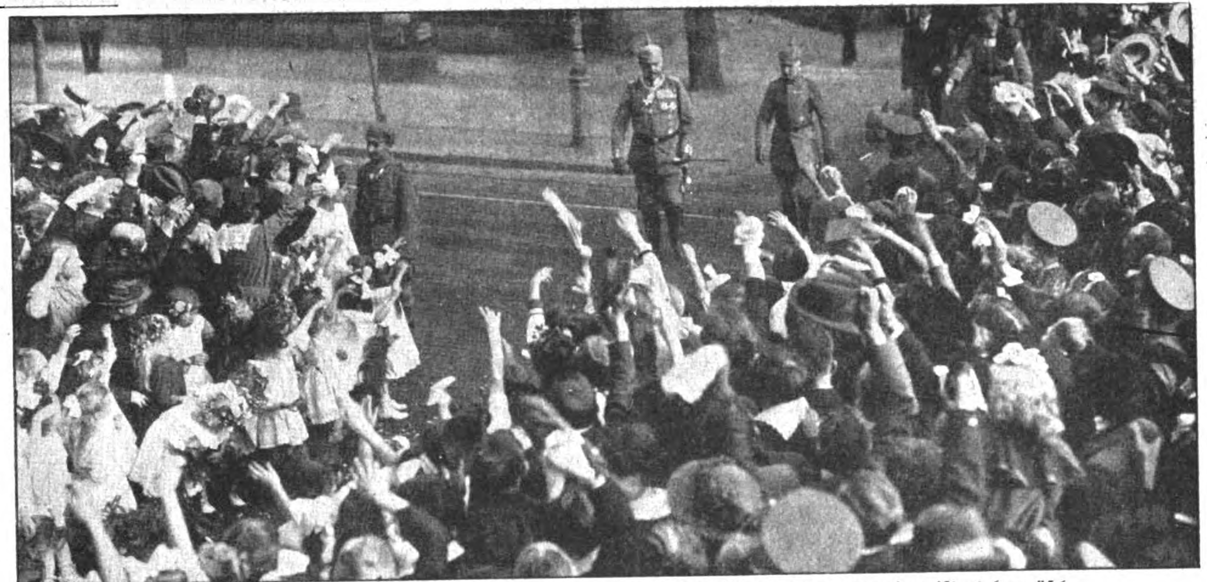
Seite 1397.



Busa.

Der Kaiser im Gespräch mit dem Generalfeldmarschall nach dem Geburtstagsmahl.

Der 70. Geburtstag Hindenburgs.



Der Feldmarschall wird von der Volksmenge bei seinem Morgenausgang begeistert begrüßt.



Nach dem Geburtstagsmahl bei dem Kaiser: Der Generalfeldmarschall beim Kaffee.



Der Kaiser verläßt die Wohnung des Generalfeldmarschalls nach der Beglückwünschung.



Der Generalfeldmarschall bei den Genesenden der Lazarette des Kreises.

Bufa.

Der 70. Geburtstag des Generalfeldmarschalls



Der Feldmarschall am Geburtstagsmorgen auf dem Wege zur Arbeit.



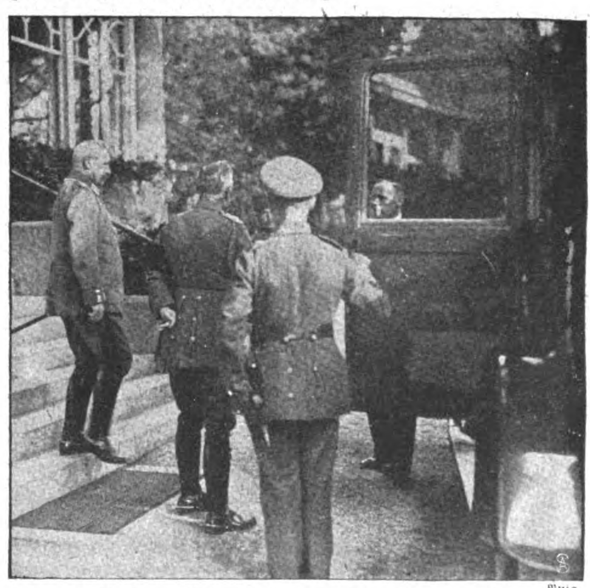
Von links: Der Generalfeldmarschall, Frau von Hindenburg, Frau Rittmeister von Pentz und Rittmeister von Pentz, der Schwiegersohn und persönliche Adjutant des Generalfeldmarschalls.



Der Generalfeldmarschall in Begleitung seiner Familie am Nachmittag.



Der Generalfeldmarschall bei den Veteranen der Kriegervereine.

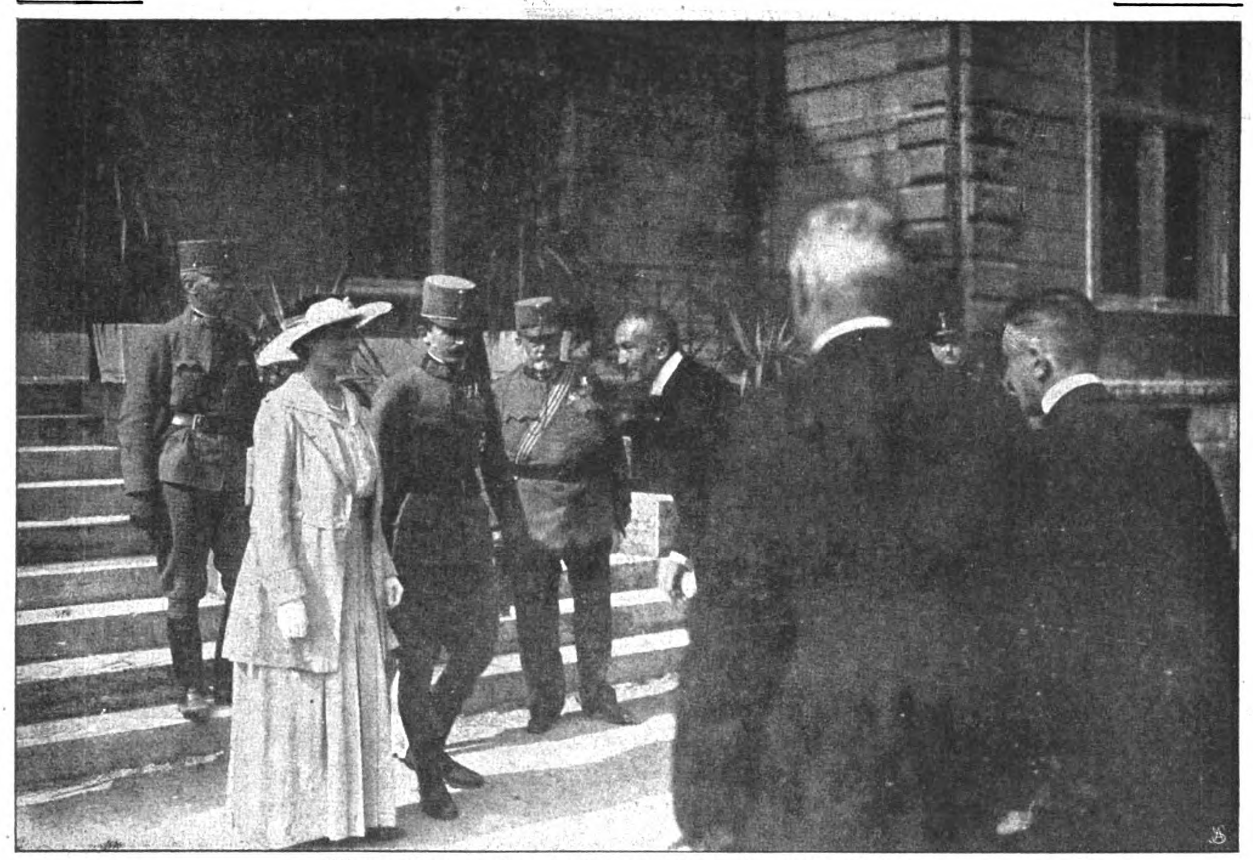


Bufa.

Nach dem Geburtstagsmahl bei dem Kaiser.

Der Kaiser bringt den Generalfeldmarschall an den Wagen.

Der 70. Geburtstag des Generalfeldmarschalls.



Abgeordneter v. Semaka hält die Ansprache an die Kaiserin.



Hofphot. Floeck.

Gesamtgruppe der Ukrainer und der zum Empfang erschienenen Reichsratsabgeordneten.

Eine Huldigungsabordnung der Ukrainer bei dem österreichischen Kaiserpaar.





Phot. Rogg.

Bürgermeister Konrad Adenauer,
wurde zum Oberbürgermeister von Köln gewählt.



Generalleutnant Kruge,
der neue Gouverneur von Köln, bisher Kommandeur einer ruhmreichen Division im Osten.



Hofphot. Niederastroth.

v. Starck.
der neue Präsident der Regierung in Köln.



v. Gröning,
der neue Präsident der Regierung in Koblenz.



Phot. Diekopf.

Frhr. v. Dalwigk,
der neue Präsident der Regierung in Aachen.



v. Velsen,
der neue Präsident der Regierung in Hannover.



Dr. Lewald,
der neue Polizeipräsident von Breslau.

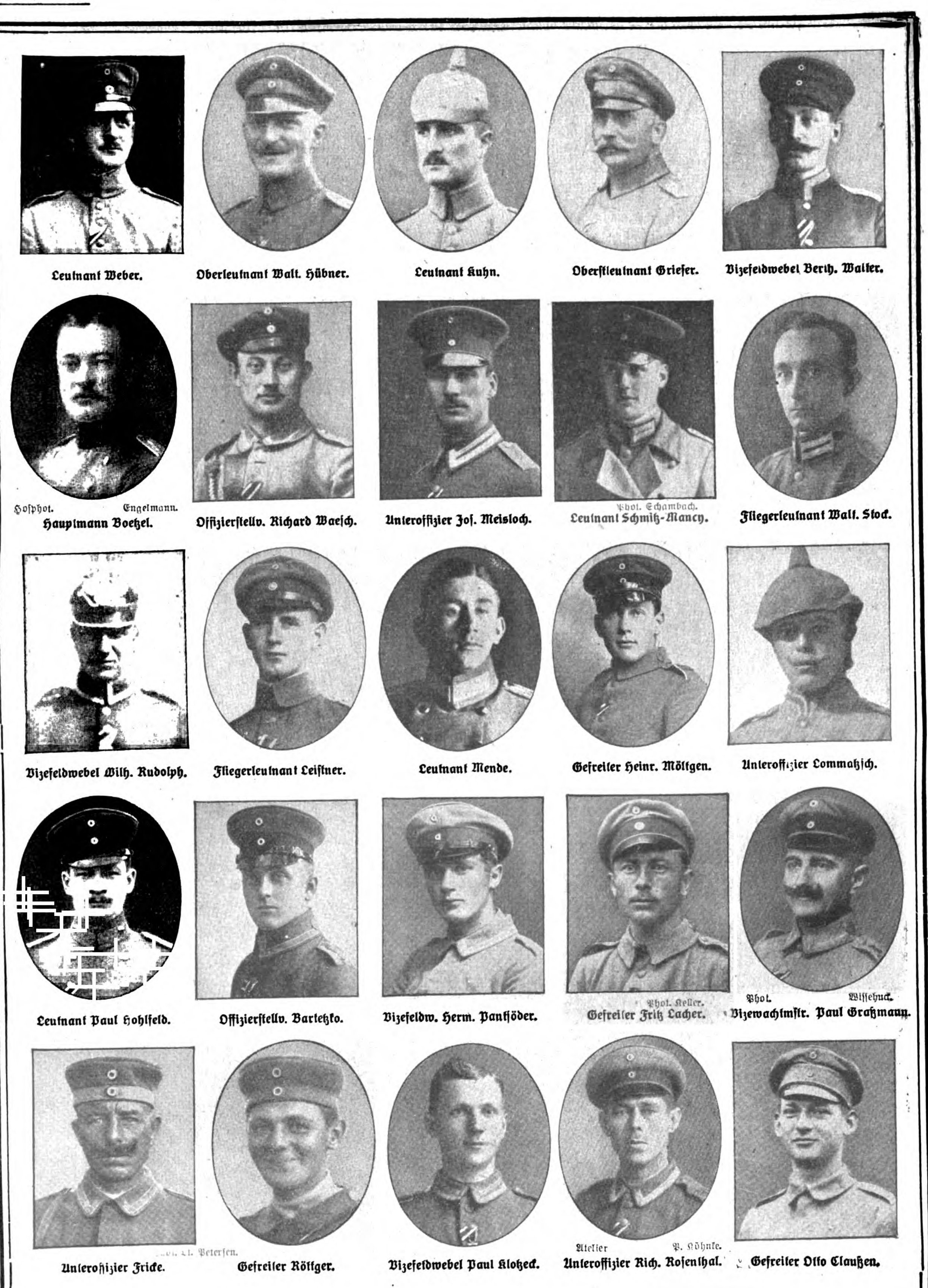


Oberstlt. v. Klewitz,
erhielt den Orden Pour le Mérite.



Hofphot. Kosel.

Graf Sylva Tarouca,
österreichischer Ackerbauminister.



Leutnant Weber. — Oberleutnant Walt. Hübner. — Leutnant Kuhn. — Oberstleutnant Grieser. — Vizefeldwebel Berth. Walter.

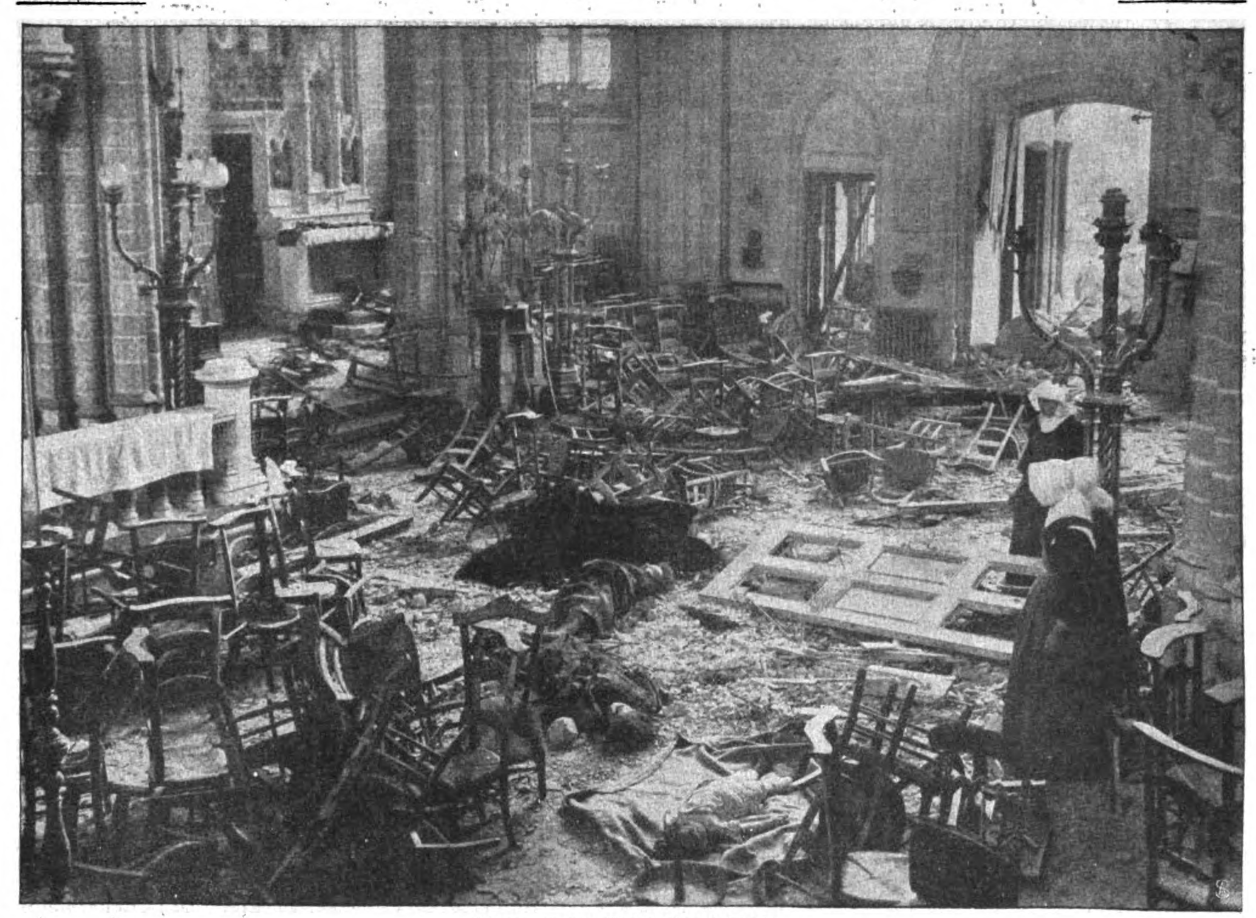
Hofphot. Engelmann. Hauptmann Boetzel. — Offizierstellv. Richard Waesch. — Unteroffizier Jos. Meisloch. — Phot. Schambach. Leutnant Schmitz-Mancy. — Fliegerleutnant Walt. Stock.

Vizefeldwebel Wilh. Rudolph. — Fliegerleutnant Leistner. — Leutnant Mende. — Gefreiter Heinr. Möltgen. — Unteroffizier Commatzsch.

Leutnant Paul Hohlfeld. — Offizierstellv. Bartetzko. — Vizefeldw. Herm. Pantföder. — Phot. Keller. Gefreiter Fritz Lacher. — Phot. Wissehuck. Vizewachtmstr. Paul Graßmann.

Unteroffizier Fricke. — …Petersen. Gefreiter Röttger. — Vizefeldwebel Paul Klotzeck. — Atelier P. Nöhnke. Unteroffizier Rich. Rosenthal. — Gefreiter Otto Claußen.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Inneres der Peter-Paul-Kirche.



Die Leichen dreier belgischer Zivilpersonen, die bei der Beschießung von Ostende am 22. 9. 1917 auf dem Peter-Paul-Platz durch Granatsplitter getötet wurden.

Die Beschießung von Ostende am 22. 9. 1917.



Die holländische Tänzerin Matha Hari,
wurde in Paris unter dem Verdacht der Spionage standrechtlich erschossen.



Dr. Jonas Basanavicius,
Vorsitzender des neuen litauischen Landesrates in Wilna.



Geh. Justizrat Dr. jur. H. Meier,
Vorsitzender des Vorstandes der schleswig-holsteinischen Anwaltskammer, feierte seinen 80. Geburtstag.



Phot. Paul Fischer.

1. Oberpräsidialrat Schimmelpfennig, 2. Stellv. Kom. General Freiherr von Egloffstein, 3. Exzellenz Stadtkommandant von Paczensky, 4. Ausstellungsleiter Stadtverordneter Wolf, 5. Geh. Regierungsrat Czimatis, 6. Major Stavenhagen, 7. Syndikus Dr. Freymark, 8. Geh. Baurat Martiny, 9. Oberbürgermeister Matting, 10. Major Küntzel, 11. Stadtverordneter Georg Leß, 12. Regierungsrat Salémon, 13. Stadtverordnetenvorsteher Justizrat Dr. Heilberg, 14. Stadtrat Frömsdorf, 15. Kommerzienrat Claviez, 16. Stadtbauinspektor Schreiber, 17. Professor Arndt.

Ehrengäste und Mitglieder der Ausstellungsleitung der Papiergewebeausstellung Breslau.

Aus dem Tagebuch eines Minensuchers.

Von Osten her war langsam die Nacht heraufgezogen und hatte sich wie ein dunkles Tuch über die weite Nordsee gelegt. Von dem Atlantik huschten noch die letzten Dämmerlichter herüber — dann lag auch England still und stumm unter dem großen Schweigen.

Im Hafen von Sc. . . . . . waren die Posten aufgezogen, ihr harter Tritt auf den steinernen Molenköpfen war das einzigste Geräusch, das die weite Stille störte. Längst war das bunte Strandleben des Tages verstummt, die Verkaufsbuden für Tee und Sweets geschlossen, und die letzten Fischer waren eingelaufen aus See, hatten ihre Boote klar gemacht für den morgigen Fang und waren nun daheim. — Der Hafen lag still. Draußen auf See, Meilen von der Küste entfernt, patrouillierten Vorpostenboote geduldig auf und ab — seit Wochen, seit Monaten. Die laue Augustnacht umfing auch sie mit ihrer Schwere, und träumend nur schauten die spähenden Augen aus nach dem Feinde.

Langsam schlichen die Stunden, müde hatten die Molenposten sich um Mitternacht verfangen, und träge warf die Nordsee lange Schaumkämme gegen die englische Ostküste — ein ständiges rauschendes Schlummerlied singend. — War das der Krieg? War das ein Bild aus dem haßerfülltesten Tage der Menschheitsgeschichte? Konnte dies Land des fiebernden Neides und der Scheelsucht, dies Volk, das eine unsühnbare Blutschuld auf sich geladen, inmitten all des Jammers doch noch zu ruhigem Atmen kommen? Es war so, die gierige Dogge schlief.

Drüben im deutschen Lande saß ein Elternpaar noch spät auf. Ein Päckchen Gaben für den tapferen, treuen Sohn hatten die liebenden Hände mit Sorgfalt gerüstet, und Worte des Trostes und des Willens zu unbeugsamem Mute hatte der greise Vater seinem Jungen in die Gefangenschaft geschrieben — bleibe deutsch, das heißt stark auch im Unglück, hatte er gesagt.

Stark sein — ja, er wußte, sein R. würde stark sein — immer — und er war stolz, daß er seinem Lande solchen Sohn hatte schenken dürfen. Sie ahnten nicht, die beiden liebenden Alten, daß gerade eben drüben in Feindesland ihr eigen Blut mutig — handelte.

Inmitten der Fischerboote im Sc. . . Hafen hatte es sich leise vorsichtig geregt. Langsam schob sich ein Boot aus den langen Reihen der Genossen heraus, sorgsam im Dunkel der Mole bleibend. Immer mehr näherte es sich der Ausfahrt zwischen den beiden Steinfäusten der langen Hafendämme, die kindlich gierig das kleine Becken der Nordsee abtrotzen. Dem Posten mußte wohl etwas aufgefallen sein — ein Anruf — aber es blieb still — da träumte er weiter in schlurrendem Schritt.

Da unten aber im Schatten des Dammes, in dem weißen Boot des alten Sportfreundes, da hämmerter und klopften zwei deutsche Herzen, da trieb es zwei deutsche Herzen hinaus in die Freiheit, da war deutsche Treue am Werke und gab schwachen Armen heldenhafte Stärke, da achteten zwei deutsche Soldaten nicht der Gefahr des Erschossenwerdens oder des Totschlags durch den wütenden Mob — da waren zwei Männer stark im Unglück — sie waren deutsch.

Langsam glitt das Boot hinaus in die Nordsee, leise setzte der Riemenschlag ein, immer weiter entschwand das düstere Tor der Gefangenschaft — das deutsche Meer hatte sie aufgenommen. Mit glücklichem Lächeln kam ein leichter West daher, liebkosend umsprang er das kleine Boot und füllte sorgsam das Segel zur Fahrt und die jauchzenden Herzen mit Freude der Hoffnung. Die Vorpostenboote wurden passiert — niemand rührte sich.

Am Ruder saß Steuermann G. und spähte in die Nacht hinaus dem tagenden Morgen entgegen. Sein Gefährte von der Armee hatte einen kleinen Taschenkompaß sorglich geborgen gehabt, der diente ihm als Wegweiser. So glitt das Boot schnell gen Osten der Heimat zu, und als die Sonne mit den ersten rosigen Strahlen die Nacht vor sich herschob, da lagen die düsteren Monate der Gefangenschaft und der Sehnsucht nach Freiheit und Heimat weit dahinten. Jubelnder Dank macht sich Luft im deutschen Liede, und der weiche West trug es voraus der heimatlichen Küste zu.

„Xte Minensuchflottille in der Richtung — — — feindlichen Sperrgürtel durchbrechen", so hatte der Befehl gelautet.

Sorgfältig hatten die Führer die Pläne ihrer Arbeit besprochen, und Tage des eifrigsten Strebens waren von Erfolg gekrönt. Immer mehr war der Tücke des Feindes zu Leibe gegangen, und heute nun sollte ein Hauptstreich geführt werden. Seit dem frühesten Morgen war die Flottille an der Arbeit, und der Tag hatte ihre Mühe und ihren Willen gelohnt. Es war am späten Nachmittag, als auf dem Führerboot ein Segler gemeldet wurde — noch weit ab, scheinbar aus Westen kommend. Das war verdächtig — ein fremdes Fahrzeug hier mitten im minenverseuchten Gebiet — sollten es Späher sein, etwa gar unter dem Schutze einer neutralen Flagge — ist es ein Lockvogel, in dessen Nähe feindliche U-Boote auf Verderben sinnen? Klarheit muß werden — mit hoher Fahrt dreht das Führerboot auf den Eindringling zu. Immer weiter taucht das weiße Leinen der Segel herauf aus dem Smaragdgrün der Nordsee, immer näher rückt das deutsche Boot — alle Nerven sind gespannt, alle Augen suchen einzudringen in das Geheimnis, suchen sorgfältig auch die Umgebung ab — wißt ihr, was eine U-Boot-Falle ist?

„Herr Kapitänleutnant, es ist ein großes, weißes Boot", meldet der Steuermann — „Es wird von dem Fahrzeug aus gewinkt", ruft der Ausguck — „Es sind zwei Mann in dem Boot", meldet er weiter. Es werden Schiffbrüchige sein von einem versenkten Schiff, verlautet es — aber es ist doch kein Schiffsboot, es ist doch ein Fischerboot, ruft es dagegen — rätselhaft. Immer näher rückt man sich — wahrhaftig, es ist ein großes, weißes Segelboot mit eingezogenem Vollbord, wie sie in England gebaut werden — wo kommt das her? Drüben werden die Segel weggefiert, Mützen werden geschwenkt, die Riemen ausgebracht, und bald liegt das Boot längsseit.

„Melde Steuermann G. von U x und Vizefeldwebel C. vom Inf.-Reg. Nr. y an Bord — beide aus dem Gefangenenlager H. . . . in England entwichen."

„Donnerwetter ja — da gratuliere ich, willkommen in der Heimat, das haben Sie famos gemacht. Leider müssen Sie nun vorläufig noch etwas Minensuchdienst mitmachen, und dann kann ich Sie beide dem deutschen Land wieder zuführen."

Das war ein Spaß, das war eine Freude für die Minensucher — alle Gefahr war vergessen — nur hören, hören, was die braven Kameraden erlebt hatten.

Vor mehr als sieben Monaten waren sie dem Gegner in die Hände gefallen. Steuermann G. hatte eine Prise heimbringen wollen, aber man hatte ihn in dem Nordatlantik gefaßt — und der Vizefeldwebel C. war bei G. . .

verwundet und gefangengenommen worden. So wurden sie beide zu fast gleicher Zeit nach H. . . . . gebracht. Viele Pläne wurden dort im Lager geschmiedet, um der Knechtschaft zu entrinnen; manchem gelang es auch, zunächst fortzukommen, aber immer wieder nach wenigen Tagen hatte man die Unglücklichen gefaßt. Stm. G. und sein junger Freund gingen sorgfältiger vor. Monate verstrichen, bis alles genügend vorbereitet war — Anzüge und Sprache und Auskunft über die Wege usw. Endlich schlug die Stunde der Tat — und sie gelang. Köstliche Erlebnisse hatten beide zu erzählen von ihrer Wanderung durch das feindliche Land — mit Behagen hatten sie dann noch tagelang das Badeleben in Sc. . . . mitgemacht, weidlich mitgescholten auf die deutschen Flieger — bis eine laue Augustnacht sie schützend aufgenommen hatte und hinweggeführt — und nun waren sie da auf deutschem Boden und glücklich. Es war ein Wagnis gewesen, in offenem Boot über die Nordsee zu wollen — weder Wasser noch sonst genügende Vorräte waren zu erlangen gewesen. Drei Zitronen sollten den Durst stillen auf der langen Fahrt, eine war noch vorhanden. Und der sonst immer fröhliche und schlagfertige C. . . ., der Seekrankheit hatte er doch keine Freude abgewinnen können, trotz allem. Derweilen hielt G. . . . in Ruhe das Steuer, und so waren sie glückbegünstigt herübergekommen in wenigen Tagen und Nächten.

„Fröhlicher Mut hilft durch, was Fröhliche tun, das gerät."

Wumm . . . m — wurden beide aufgestört aus ihren Berichten — das ganze Schiff bebte. Die Minensucher hatten inzwischen ihre Arbeit wieder aufgenommen, und gerade eben war eine Mine ganz in der Nähe hochgegangen. Eine mächtige Wassersäule stieg gen Himmel — glücklicherweise keines der Suchboote beschädigt. Mit den Händen in der Tasche stehen die eingefleischten Minenpiraten da, schieben die kurze Pfeife wohl auf die andere Seite, sehen sich das Ding an, aber machen sich wenig Gedanken daraus. Sie haben's schon oft erlebt — manchmal auch hat's einen gepackt, und es sind dann liebe Kameraden geblieben auf dem Felde der Ehre — aber, Gott, es geht wohl klar, sie regen sich nicht auf. „Minenfummel" nennt man unter Brüdern diesen Gleichmut — und es ist ein sehr guter Fummel.

„Tausend ja," meint der lebhafte C., „bei euch ist ja scheinbar auch was los" und nun wird umgeschaltet, nun erleben sie etwas Neues, werden eingeführt in die Gefahren des Minensuchdienstes, und noch manchmal in den wenigen Stunden des zur Neige gehenden Tages knickt ein plötzliches Wumm . . . . m ihnen die Knie. Da wird ihnen der Ernst dieser Arbeit klar, und sie sind froh, als auf dem Führerschiff das Signal — Arbeit abbrechen, einlaufen — geheißt wird, denn keineswegs stand ihnen der Sinn danach, in dieser tückischen Gegend zu guter Letzt noch hochzufliegen.

Es war ein Glückstag gewesen bis dahin, keine Verluste, geglückte Arbeit und zwei deutsche Brüder geborgen. Nun sollte es dem Hafen zugehen. Ruhig und sicher hatte sich die Suchformation aufgelöst, und jetzt folgte die Flottille dem Führer heimwärts. Noch war das gefährliche Gebiet nicht verlassen, noch drohte ständig Gefahr — aber war der Tag glücklich gewesen, warum sollte der Abend sich launisch zeigen.

Wütend toste der Südweststurm über die Nordsee. Heulend biß er sich fest an den hohen Dünen von List, die in mondfahlem Licht gespenstisch in die Nacht hinausschauten — und als ärgerte er sich des Hindernisses, fuhr er durch die Schluchten und Täler und fiel von hinten ein, daß der feine Sand hochauf wirbelte, immer neue Furchen und Grate bildend, als seien es Schneewehen. Mühsam kämpfte ein einsamer Wanderer sich vorwärts durch diese Meute bellender, lärmender Windhunde. Die Bändermütze ließ den Matrosen erkennen; er gehörte zu den Minensuchern. Hie und da öffnete sich ihm zwischen den Dünen der Blick auf die Nordsee. Da draußen schäumte der blanke Hans in wilder Wut und leckte begierig in langen Zügen immer wieder an dem schutzlosen Strand der Frieseninsel hinauf.

Dort draußen war es geschehen damals — das Grausige. Der abendliche Heimweg war bereits eingetreten, da war es gekommen — ein furchtbares Krachen und Bersten, eine endlose Säule von Wasser und Trümmern und Gasen — und dann hatte er nichts mehr gewußt. Das Verderben hatte am Wege gelauert, eine tückische Mine hatte ihr Schiff völlig vernichtet.

Schwer verwundet hatte man ihn geborgen, und nun war er langsam genesen durch schmerzvolle Wochen hindurch und durfte noch einige Zeit in die Heimat zu den Seinen. So war er auf dem Weg zum Vaterhaus, zu der alten Mutter dort oben in dem einsamen Heidegehöft zwischen den Dünen — sie wußte nicht, daß er schon kam. Sein Schmerzenslager und die Trauer der letzten Zeit hatte er vergessen, lichte Freude durchzog sein Herz, und fröhlich kämpfte er sich vorwärts durch Sand und Nacht und Sturm. Er wollte nicht lange daheim bleiben, es trieb ihn schon wieder hinaus zu seinen Brüdern, zu den Minensuchern, denen er Treue geschworen. Erst aber sollte ihn doch die Mutter sehen, sehen, daß er wieder gesund geworden — und den zitternden, lieben, alten Händen wollte er das Kreuz bringen, das Eiserne Kreuz, das ihm sein Kaiser gegeben für treuen, tapferen Kampf gegen Englands Tücke. Dann würden die treuen Augen in Liebe und Stolz ihn umfangen, und gesegnet und gestärkt würde er wieder hinausziehen — und sie würden den Kampf gewinnen.

Wir werden siegen — drohend rief er es dem heulenden Südwest ins Gesicht — und drüben im kalten rechnenden England mag man ihn ungern vernommen haben, diesen sieghaften Willen des Minensuchers.

Fr. R.

Das Nachtheim für Kleinkinder

des „Vereins für Kinder-Volksküchen und Volks-Kinderhorte, Berlin, E. V.

Vor kurzem wurde das erste Nachtheim des „Vereins für Kinder-Volksküchen und Volks-Kinderhorte" im Berliner Norden, Uferstr. 15, eröffnet. Die bestehenden 34 Kinderhorte des Vereins, in denen täglich über 3000 Kinder teilweise in Schulhorten, teilweise in gemieteten Räumen beaufsichtigt werden, die 3 Tagesheime für Kleinkinder, in denen über 100 Kinder von morgens 8 bis abends 6 Uhr beköstigt, gepflegt, beschäftigt und erzogen werden, haben den Frauen der arbeitenden Klasse eine Gewähr gegeben, daß sie am Tage ihrer Arbeit in Ruhe nachgehen können. Durch die ungeheure Anspannung der Industrie ist die Einstellung der Frau in die Nachtarbeit in gehobenem Maße notwendig geworden. Die Friedenseinrichtungen, Kinderhorte, Tageskleinkinderheime in Berlin genügten nicht mehr. So ging der „Verein für Kinder-Volksküchen und Volks-Kinderhorte" an die Verwirklichung eines Planes, der ihm lange vorgeschwebt hatte. Das erste Nachtheim wurde eingerichtet. — In dem Kleinkinderheim im Berliner Norden,



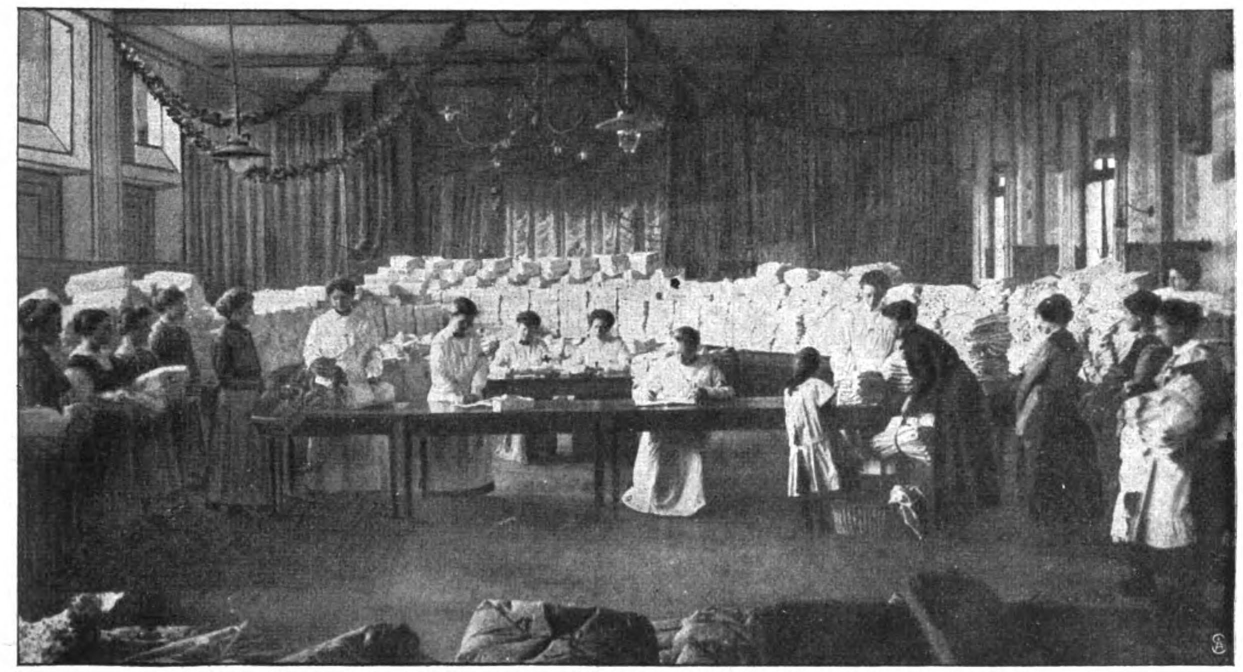
Das Nachtheim für Kleinkinder.

Uferstr. 15, dessen Bilder wir beifügen, konnte der erste Versuch auf diesem Gebiet gemacht werden. Ein großer Schlafsaal für Kinder, ein freundliches Zimmer für die Nachtwache konnten dem Spielraum und dem Nachmittagschlafsaal der Tagesheimkinder angegliedert werden. Zurzeit stehen dort 10 Betten zur Verfügung. Bereits am ersten Abend waren die Betten alle besetzt. Die Wache und Beaufsichtigung über die Kleinen in der Nacht hat die Helferin des Tageskinderheims übernommen. Die Beköstigung der Kinder erfolgt am Abend aus der im Nebenhaus gelegenen Suppenküche des Vereins, die Morgensuppe wird in dem Heim selbst gekocht. Die Kinder stehen sämtlich unter ärztlicher Aufsicht, die Waschgelegenheiten sind vorschriftsmäßig und hygienisch eingerichtet. Für die Woche haben die Mütter ein Verpflegungsgeld von einer Mark zu entrichten.



Das Matratzenlager im Tagesheim zum Nachmittagschlaf.

Das erste Berliner Nachtheim für Kleinkinder.



Heimarbeits-Ausgabestelle des Vaterländischen Frauenvereins Kempen (Rheinland).

Vaterländischer Frauenverein in Kempen (Rheinland).

In geradezu vorbildlicher Weise hat der Vaterländische Frauenverein in Kempen (Rhein), einem kleinen Städtchen von etwa 8000 Einwohnern, Großes geleistet; gleich mit Ausbruch des Krieges hat der Kgl. Landrat Strahl des Kreises Kempen (Rhein) und nach seiner Berufung in die Verwaltung Belgiens seine Gattin nimmerrastende Schaffensfreudigkeit in die Tat umgesetzt. Ein Lazarett wurde eingerichtet, in welchem die Verwundeten durch sorgsame und liebevolle Pflege ihr zweites Heim finden. In einem gemütlichen Soldatenheim ist für Spiel, Erholung usw. für unsere treuen Streiter gut gesorgt. Die zweite Hauptarbeit für den Verein bildet die Versorgung von über 700 Heimarbeiterinnen mit Näharbeit und etwa 450 mit Strickarbeit. Unser Bild zeigt die Ausgabestelle für Heimarbeit, wo sich 100 fleißige Hände regen. Ganze Berge von Waren sind hier verausgabt, verarbeitet und versandt worden. Ein großes Stück sozialer Arbeit wurde dabei geleistet, indem etwa 500 000 Mark als Lohn für Heimarbeit ausgezahlt wurden.



Verwundete des Vereinslazaretts des Vaterländischen Frauenvereins Kempen (Rheinland).



Bukarester Straßentypen.

Die Blumenzigeunerin. * Hierzu 6 Aufnahmen.

Unter der Fülle der an den nahen Orient erinnernden Straßentypen in Bukarest fallen dem Westeuropäer am meisten jene gertenschlanken, kupferbraunen, in malerische weiße und bunte Gewänder gehüllten, barfüßig mit wiegenden Hüften daherschreitenden Zigeunerinnen auf. Den riesigen flachen Blumenkorb, gefüllt je nach der Jahreszeit mit Krokus, Narzissen, Veilchen, Rosen, Margeriten, Lavendel, herrlich gefülltem rotem Klatschmohn oder riesigen weißen Lilien — die mit ihrem betäubenden Duft eine der Lieblingsblumen der Bukarester zu sein scheinen — tragen sie auf dem Kopf oder unter dem einen Arm, während der andere oft ein schmutziges zappelndes Bündel trägt, aus dem bei näherem Zusehen ein winziges braunes Zigeunergesicht mit großen Augen in die Welt schaut.

Früh schon am Morgen ist die Blumenzigeunerin auf dem Weg und schreit mit gellenden Rufen ihre Blumen aus Die Schulkinder sind ihre ersten Kunden am Tage. Auf dem Schulweg begriffen, werden in schlauer Spekulation — die dem Rumänen angeboren erscheint — etliche Bani angelegt in Blumenbukette, um die gestrenge Lehrerin oder den Lehrer milde zu stimmen! Dann geht es in die Hauptverkehrsader der Stadt, in die schmale, gewundene Calea Victoriei, und in schattigen Winkeln daselbst, mit übereinandergeschlagenen Beinen wie die Türken auf dem Steinboden hockend, besonders gern am Rand des Bürgersteiges, bieten sie ihre Blumen den Vorübergehenden an.

Wie raffinierte Kunstgärtner verstehen sie es, ihre Bukette zu binden, und mit unnachahmlicher Grazie bieten sie diese den Vorübergehenden an, oft nur durch eine stumme Gebärde, immer wieder mit lächelndem Gesicht, leicht vorgebeugtem Oberkörper den nackten bronzefarbenen Arm weit vorgestreckt und in der Hand herrliche Marschall-Niel-Rosen, die sie in unbegreiflicher Weise bei der Gluthitze den ganzen Tag über frisch erhalten können, indem sie sie geschickt immer wieder mit kaltem Wasser besprengen.

Des Mittags treffen sie sich dann in Scharen an irgendeinem verabredeten Platz, gewöhnlich in der Nähe der großen Markthallen. Da wird unter schattigen Bäumen das recht frugale Mahl eingenommen, bestehend aus Brot, geröstetem Mais, rohen Gurken und Tomaten, jungen Zwiebeln und — Knoblauch!

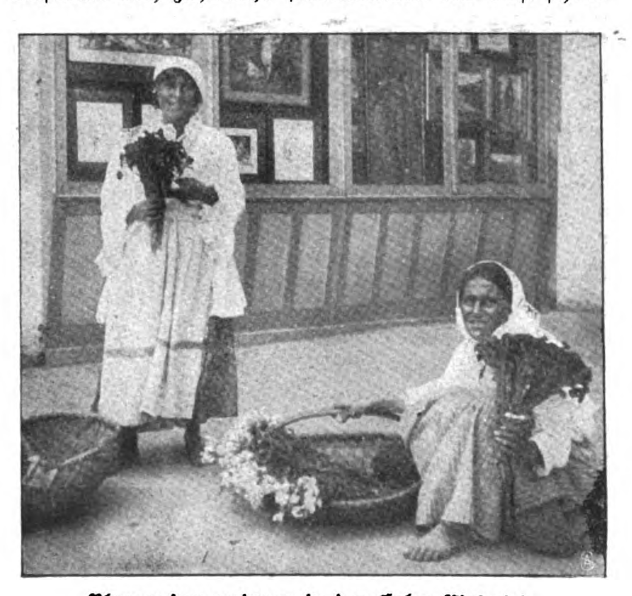
In den späteren Nachmittagstunden blüht das Geschäft wieder auf bis spät in die Nacht hinein, wo es in den großen Cafés viel Gelegenheit gibt, seine Blumen an den Mann — jetzt meist den Feldgrauen — zu bringen. Weit draußen in der Mahalla, der Vorstadt, in unsagbar schmutzigen, verstunkenen Gassen, meist da, wo der Kehricht der Stadt abgeladen wird, sucht sie dann ihre Lagerstatt auf in einer halb im Erdboden befindlichen elenden Hütte, die bald da, bald dort an der Peripherie der Stadt aufgeschlagen wird!

So verleugnet die Blumenzigeunerin nicht die Eigenart ihres Stammes, das unbeständige, den ganzen Tag über umherstreifende Nomadenleben, ernsterer Arbeit gern aus dem Wege gehend. Man darf aber nicht allen 200 000 in Rumänien lebenden Zigeunern jegliche Arbeitslust absprechen. Ich habe junge Zigeunerinnen als Handlanger bei Neubauten schwere Arbeiten verrichten sehen, beim Tragen von Ziegelsteinen und Mörtel, in unglaublichen Lasten auf den schwachen Rücken. Die älteren Weiber treiben mit viel Geschick das Geschäft des Weißens der Häuser mit langen Besen. Wie eine Schar Hexen, die zum Sabbat ausreiten wollen, sitzen sie am Markt, und kein Rumäne unterläßt es, bei beginnendem Sommer durch sie sein villenartiges einstöckiges Haus wieder neu aufputzen zu lassen. So kommt es, daß die rumänischen Häuser im Sommer stets in grellstem Weiß erstrahlen. Auch die männlichen Zigeuner treiben häufig irgendein Handwerk und ziehen als Flickschuster, Kessel- und Pfannenflicker umher oder treiben das verächtliche Handwerk des Hundefängers und Abdeckers.

Die Zigeunerin altert sehr früh und wird dann meist direkt häßlich. Die schöne, glatte, olivenähnliche bis dunkelbronzefarbene Haut wird dann runzelig und faltig, oft entstellen auch zahlreiche Pockennarben das einst schöne



Gruppe von Blumenzigeunerinnen in der Vorstadt.



Blumenzigeunerinnen in der Calea Victoriei.



Zigeunermutter.



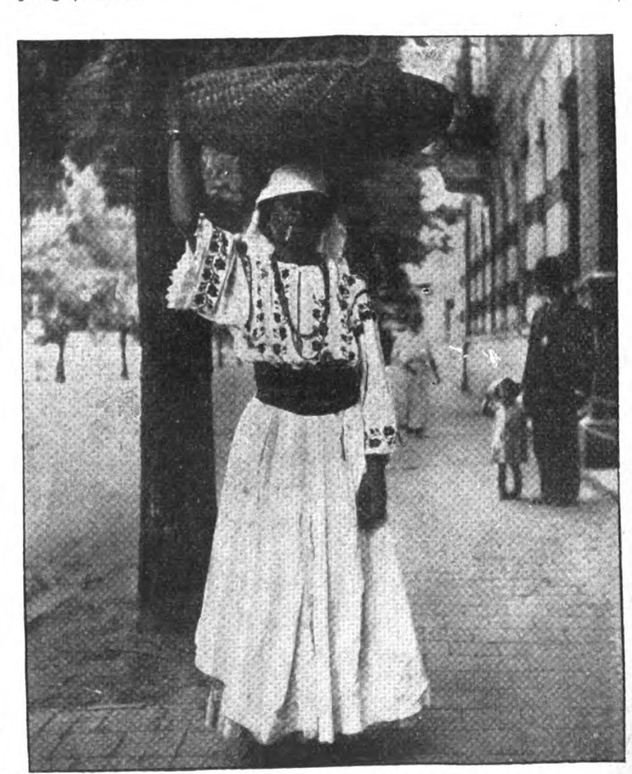
„Lilien!"

Gesicht. Mit Leidenschaft raucht sie Tabak als Zigaretten, ältere Weiber auch oft aus kurzen Pfeifen, ein sehr komischer Anblick. Hunger, Kälte, Hitze, alle Unbilden des Wetters werden durch frühe Gewöhnung leicht ertragen — dazu gehört auch die große Menge des Ungeziefers! Die Ehe wird in sehr frühem Alter, oft schon im 14. Lebensjahr, geschlossen, ohne große Zeremonien. Mit der ehelichen Treue wird es meist nicht sehr genau genommen.

In ihrer ganzen äußeren Erscheinung und Lebensart repräsentiert also die Bukarester Blumenzigeunerin jenes alte indische Nomadenvolk und trägt in hohem Maß dazu bei, das Bukarester Straßenbild recht bunt zu gestalten.



Blumenzigeunerin.



Junge Zigeunerin in rumänisch gestickter Bluse.

Die Freiheit

Roman von

Sophie Hoechstetter.

6. Fortsetzung.

Preising fühlte sich sehr ernüchtert. Also darum lebte man fast geizig, darum wurde den Leuten, dem eigenen Tisch so knapp zugemessen, daß sie verschwiegene Ersparnisse machen konnte! Darum hatte er ihr zwanzigtausend Mark zu freier Verfügung geschenkt, daß sie nun, heimlich fast wie eine Köchin, sich Groschen zur Seite tat.

Er wollte nicht darüber sprechen — aus Schwäche. Er entsetzte sich im voraus, ihre Beschämung zu sehen oder kleinliche Erklärungen zu hören. Wie paßte denn so etwas zu ihr? Und was er sich vorher noch nicht eingestanden, wuchs zur Klarheit: ihre Alltäglichkeit war sehr groß. Ihre Geheimnisse waren nicht schön.

Er blieb am Abend wortkarg. Aber sie merkte es nicht, sie redete ausführlich von irgendeiner ihm ganz gleichgültigen Sache. Ihn überkroch das Gefühl, sein Schweigen sei ein wenig feige.

Er hatte einen ermüdenden Verhandlungstag hinter sich, der steile Weg vom Tal herauf fiel ihm schwer. Er mochte vielleicht auch zu viel geraucht haben. Ein heftiges Gefühl von Enttäuschung war in ihm. Hatte er von Hanna Überschwengliches erwartet? War er vielleicht durch die lange Spannung vor der Ehe absonderlich anspruchsvoll geworden? Nüchtern und grausam sagte er sich, daß sein Äußeres, die mangelhafte Gestalt ihn nicht zu einer poesievollen Rolle berechtige. Und doch, daß die Ehe nur aus Alltag und dem sinnlichen Vergessen bestünde, war nie sein Vorgefühl gewesen.

Der Weg griff ihn heute sehr an — er bog ein wenig ab und setzte sich wie ein Wanderbursche zu ein paar Kiefern an einen Felsen, wo sich sowohl Schatten als Aussicht über die Täler bot. Wenn Hanna doch dergleichen gemocht hätte. Er hatte sie immer ein wenig bedauert, wenn seine Mutter sie fortwährend zu häuslichen Dingen nötigte, die keine unerläßliche Arbeit noch eine undurchbrechliche Beschäftigung waren. Nun schien es, als bedeute ihr das, wozu doch keine Veranlassung mehr vorlag, eine eigene Zerstreuung, als wäre es ihr freudiges Lebenselement.

Er hatte eine Weile gesessen — da hörte er über sich Stimmen. Von Menschen, die ihn wohl nicht bemerkten, denn sie redeten, als seien sie allein.

„Weißt du noch, als wir uns bei Frau von Treskow verkleideten, hattest du ganz weißes Haar, voll Puder und warst die Großmutter. Damals dachte ich, wie gut müßten mit dir alte Tage sein."

„Ich wußte nicht, daß du mich liebhattest, Fritz. Du warst traurig und sehr schön. Eigentlich sind wir alle etwas traurig gewesen —"

Die männliche Stimme kam wieder: „Du weißt ja — keine edle Traurigkeit. Immer die Sorge. Ich dachte da so an einen Berufswechsel. Ich wollte etwas verdienen — auch langweilte das ewige Sicheinschränken."

„Sage es nicht so. Du grämst dich um andere, weil du immer helfen wolltest. Du sagtest an dem Abend ein altes, trauriges Liedchen. Und du sagtest, das sei von einem Russen, aber ich wußte, du hattest laut gedacht, denn wir waren alle ein wenig traurig in der Tiefe — und spielten Geschicke vor, die vielleicht einmal durch die Träume gegangen — —"

Der Mann antwortete mit einer tiefen Wärme: „Das Leben mit dir ist schöner als alle Träume. Sieh doch, die Fichten haben rote Kerzchen. Ich weiß nicht, bei dir träume ich immer wachend die alten Seligkeiten erster Jugend — —"

„Du mußt mir heut abend ein wenig vorlesen. Magst du? Vielleicht Frau Fönß. Oder aus Marie Grubbe — —"

Preißing regte sich nicht. Er sah dann die beiden den Weg hinuntergehen. Einen Mann, der den Hut in der Hand hatte und sehr viel Silber im braunen Haar. Die Frau anmutig, nicht mehr jung. Der Mann hinkte leicht. „Du warst sehr traurig und sehr schön", hatte die Frau von ihm gesagt. Er sah den beiden nach, als trügen sie als Auserwählte die Seligkeit in Händen. Und jählings dachte er, ich vergehe, wenn Hanna diesen Abend wieder von Wirsingkohl, den Hühnern und der Mamsell und den Strickabenden spricht. Ich vergehe — und liebe sie und bin nicht besser als einer, der des Abends eine männliche Zerstreuung sucht.

Er kam heim wie ein Vereinsamter. Eine unklare Sehnsucht überflutete ihn. Er dachte, was gäbe ich für ein schönes Gespräch. Für eine freundschaftliche Stunde.

Über dem Hof lag schon die Schleierdämmerung des Abends. Alle Umrisse waren ein wenig verwischt, als habe sich ein dunkles, blaues Nebellicht gesenkt. Vom Garten her roch es heftig nach jungem Grün.

Plötzlich stockte Preißings Fuß. Er sah eine Gestalt, die ging, wo eigentlich kein Weg herführte, quer auf das Haus zu, einen Mann, und doch schwebend —

einen Mann mit einem so schönen Kopf — schmerzlich schönen Zügen. Was ist das? — Preißing beeilte sich. Er sah die Gestalt ganz deutlich ein paar Sekunden lang — betroffen von dem schönen Bild. —

Das war Kurt. Wie kam er?

Preißing lief — die Gestalt verschwand in der Haustür.

Preißing betrat den Flur — er war leer. Die Zimmer waren leer. Die Mamsell kam die Treppe herunter — nein, es sei ihr niemand begegnet. — —

Preißing blieb in einer dunklen Ecke des Eßzimmers sitzen, starrte vor sich hin. Er hatte ganz deutlich gesehen — seine Gedanken waren nicht im geringsten Zusammenhang mit Kurt gewesen. Eine Halluzination also.

Es griff ihn hinterher fröstelnd an. Woher kam so etwas — was hatte es zu bedeuten?

Einen Augenblick lang dachte er, einen Arzt zu fragen, und verwarf es sofort wieder. Der Delinquent, auch Patient genannt, der nicht gerade mit einem Beinbruch kommt, kennt das Lächeln überlegener Trivialität so gut, wenn der Arzt in seiner Unfehlbarkeit entdeckt hat, wo bei dem Patienten die Einbildung einsetzt.

Er wollte am Abend Hanna das Phänomen erzählen. Da sie aber voll Eifer berichtete, im Pfarrhaus sei eine Funkerstation eingerichtet, und sie würden hier zwei Unteroffiziere, d. h. gediente Einjährige, über Nacht bekommen, schwieg er. Sie war voll Aufregung, welches Zimmer man den Funkern gäbe.

Die beiden kamen noch am Abend. Zwei Württemberger aus guten Familien, schon im Feld gewesen. Sie erzählten, was sie mitteilen durften, und wurden ganz glücklich, als Preißing von Ulm und von Hohenstaufen zu sprechen vermochte. Sie wußten von den alten Dichtern ihres Landes, und plötzlich hatte Preißing die Stunden guten Gesprächs, die er sich heute so heftig gewünscht hatte. Mit ganz fremden Soldaten fand er das, was etwas vom Alltag fortführte.

Und er fühlte plötzlich, wie arm und gering es um jeden freundschaftlichen oder seelischen Kontakt mit Hanna bestellt war.

Für den anderen Tag hatte er den Besuch bei Herrn v. Zenge und noch einigen anderen Nachbarn angesetzt und genau die Zeit mit Hanna verabredet. Er kam heim, kleidete sich um und saß im Eßzimmer, auf sie zu warten. Die Mamsell sagte, sie wäre nur auf einen Augenblick ins Pfarrhaus gegangen. Er wartete und wartete. Hanna kam, als es dämmerte. Er konnte sich nicht mehr beherrschen und machte ihr eine Szene. Er hätte Arbeit liegen lassen, sich abgehetzt — und wie sie sich das eigentlich denn dächte. Sie antwortete — es sei ihr ein wenig schlecht geworden, von der Hitze vielleicht — und sie habe sich hingelegt bei Pfarrers.

Er fühlte, daß dies eine Unwahrheit bedeutete. Sie wollte nicht. Und er dachte, es sei doch nicht möglich, daß man wegen eines Besuchs in der Nachbarschaft einen ehelichen Streit ausbrechen ließe. — —

Es wurde nun schon Anfang Mai: Alles stand in Blüte — Hanna holte aus den Schränken der Mutter alte, kostbare Wäsche, zeigte, Gram in den Zügen, Preißing vergilbte Ränder von Damasttüchern und erklärte, das alles müsse auf die Bleiche. Morgen kämen zwei Weiber aus dem Dorf, dann erst würden die Sachen gekocht und gewaschen.

„Uebermorgen, sei so gut. Morgen müssen wir endlich zu Herrn v. Zenge fahren."

Sie lachte kurz auf: „Ach, wenn ich das schon höre, so fahre doch allein." Und sie verbreitete sich über die Bleiche. Und über die Damasttücher.

In ihr lebt die hoffnungslose Nüchternheit, dachte er bitter, und es fiel ihm eine kleine törichte Geschichte ein, die er mal gelesen: Zwei Liebende hatten noch fünf Mark — dafür kauften sie billigen Sekt und ein wenig belegte Brote. In ihrer elenden Kammer gab es fast keine Dinge mehr. Aber die Geliebte hatte noch ein feines, kleines, neues Hemdchen. Das breitete sie festlich über den Tisch

Nun hätte er ja gewiß nie vermocht, anders als ein Verzweifelter eine so armselige Lage zu durchleben. Aber sein Herz klagte Hanna an, daß sie nicht an einen Weg mit ihm durch den maiengrünen Wald, sondern an die Bleiche dachte.

An Ecken und Enden, bei Anlässen, so klein, daß ihm ein Wort darüber im Munde erstarb, fühlte er ihren stummen Widerstand. Fühlte dumpf, beschämt, entzaubert, sie hat sich mit der Heirat die Herrschaft hier gekauft. Er stand macht- und ratlos vor dieser primitiven Kraft in ihr — versuchte, Gespräche in andere Interessen zu ziehen, und war doch nicht imstande, sich ihrer starken physischen Anziehung gegenüber zu entziehen.

Denn wenn er sich nicht betäubte, genoß, waren die Stunden vor dem Einschlafen schrecklich. Er mußte dann immer an Kurt denken — mehr, als er in seinem ganzen Leben an den so gegensätzlichen Bruder gedacht hatte. Die Nacht, die er ihm geraubt — und diese Überzeugung war in ihm fest, als habe er ein Stück Blei in seinem Körper — stand immer gräßlich auf, und aus Nichtgewesenem wurde untilgbare Schuld.

In der Stadt war es jetzt heiß und staubig — die Arbeit bot wenig Abwechslung. Kein wichtigerer Rechtsstreit lag jetzt vor, sondern nur eine Menge solcher langwieriger Auseinandersetzungen, Privatklagen, meist in geschäftlichen und verwirrten Zuständen. Er hatte keine Lust mehr zu arbeiten. Manchmal geht es nicht, manchmal wird bei einer nicht außerordentlichen Tätigkeit das Gefühl zu stark, die Sache könne auch von anderen erledigt werden.

Er ging durch die breite, gartenumgebene Straße hinein nach der Stadt. Sah flüchtig auf die Kohlpflanzungen auf dem Schmuckbeet vor dem Oberlandesgericht, begegnete vielen lauten Weibern, die vom Markt kamen — und wurde plötzlich vom Wagen des Herrn v. Zenge überholt. Ein alter Kutscher saß auf dem Bock, und Zenge winkte mit der Hand, der Wagen hielt.

Der alte Herr blinzelte: „Na, lieber Ferdinand, wenn ich noch so sagen darf, vergißt man im Eheglück ganz die alten Nachbarn? Wann kommen Sie endlich mit Ihrer lieben Frau?"

„Morgen, Herr Kammerherr, wenn es Ihnen paßt — ich wollte mir längst die Ehre geben."

„Na schön. Das Vergnügen ist bei mir. Aber nun mal Wort halten — ich muß nämlich zur Bahn — nun, bin heute abend zurück, Heereslieferungen" —

Das „aber nun mal Wort halten", ärgerte ihn. Er wußte, daß der alte Herr sehr auf Form hielt und den lange versäumten Besuch etwas übelnahm.

Zu Hause fand er Hanna in der Geschirrkammer, die nach rückwärts lag, am Ende des langen Korridors im Erdgeschoß. Es roch heftig nach neuem Leder da, und er hörte, daß endlich morgen der Sattler käme. Sie war guter Laune: „Das ist so nett, er erzählt drollige Geschichten, und ich sitze manchmal ein Viertelstündchen dabei."

„Morgen fahren wir zu Herrn v. Zenge", sagte er. „Nun bitte, ob der Sattler kommt oder nicht. Ich traf ihn in der Stadt, und er ließ es verstimmt merken, daß ich dich noch nicht gebracht habe."

Sie wandte sich gar nicht ab von der Betrachtung der neuen Ledervorräte, die fast unerschwingliche Preise hatten. „Ach, nun ja, ich kann aber morgen nicht weg."

„Das hast du nun schon jedesmal gesagt. Einmal war der Wagen nicht geputzt, dann solltest du ins Pfarrhaus, dann hattest du keine Lust — und neulich ließest du mich umkleiden, fertigmachen, und dann hieß es, die Mamsell sei krank. Morgen kann nun sein, was will, um halb zwölf fahren wir." Er sagte es gereizt und schlechtlaunig.

„Aber es kommt doch der Sattler." —

Seine Nerven zuckten. Er ging ein paarmal auf und ab, um heftige Worte zu unterdrücken.

„Auch wenn dir Herr v. Zenge nicht sympathisch ist, du mußt doch einsehen, er war Trauzeuge, steht mir oft mit Rat und Tat bei, ist ein alter, vornehmer Herr — ich würde wie jemand ohne jede Lebensart handeln, wenn ich dich nun nicht mitbrächte. Man kann von dir doch nicht sagen, du seiest (fatigiert, indisposée), wie Damen in alten Almanachen —"

„Oh, das verstünde doch ein alter Kammerherr", sagte sie über die Schulter ein wenig spöttisch.

Er lachte. „Na ja also — aber sei nun mal lieb, ich wünsche es, und du mußt mir schon den Gefallen tun. Ich komme sonst in eine peinliche Lage."

Sie stellte fest, daß man das Silbergeschirr für den guten Wagen erst putzen müsse, morgen aber wäre keine Zeit. Sie sah so sonderbar träge aus, mehr als ihre Worte deutete ihr ganzes Wesen jenen Widerstand an, den er immer und immer fühlte.

„Nee, Ferdinand, das mit dem alten Zenge langweilt mich, ich habe keine Lust. Vielleicht später. Du kannst doch allein fahren."

Er stand vor ihr. Jetzt zornig. „Wenn du einen richtigen, vernünftigen Grund hast, so ist es etwas anderes. Aber laß doch diese nichtigen Redensarten. Ich vertrage sie nicht." Er riß an seinen Haaren über der Stirn. „Ich vertrage es absolut nicht. Man spricht sich doch aus. Du bist doch kein Backfisch. Ich habe jetzt über acht Wochen gewartet auf einen Tag, der dir genehm wäre. Also nun morgen. Ich wünsche es nun."

Sie sah flüchtig auf. Mit dem trägen Zug um den Mund antwortete sie: „Ich habe dir doch gesagt, daß morgen der Sattler kommt."

Vor seinen Augen wurde es dunkel. Er konnte diesen unbegründeten lässigen Widerstand nicht mehr aushalten. Lieber die heftigste Szene. Lieber hätte sie sich doch offen geweigert. Dabei fühlte er: was für ein nichtiger Anlaß, und fühlte, es roch hier so heftig nach Leder. „So geht das nicht,“ sagte er mit letzter Beherrschung — „also ist dir Herr v. Zenge so unangenehm, daß du es die Viertelstunde nicht aushältst — oder hast du drüben früher mal was erlebt, so sage es doch.“

Sie wandte ihm ein kaltes Gesicht zu: „Was du für Ideen hast! Meinst du vielleicht, ich habe dem alten Zenge solche Avancen gemacht, wie dir die adeligen Damen aus Jena, die einmal in der Kutsche kamen, um zu sehen, wie dein Haus ist, und ob du ihnen reich genug wärst?“

Er starrte Hanna an, er konnte sich gar nicht gleich besinnen. Ja so, Frau v. Wichmann und Frau v. Rothkirch waren einmal wegen der Eidangelegenheit hier gewesen — im vorigen Herbst.

„Nimm dich in acht“, sagte er in entflammendem Zorn.

Sie lächelte höhnisch und spielte mit dem Riemenzeug. „Du trittst ja mächtig für die vornehmen Damen ein. Bloß weil sie ‚von‘ heißen. Und geradeso ist es mit dem Kammerherrn. Laß mich nun in Ruhe mit dem alten Zenge. Ich mag nicht.“

Er hatte gar keinen Gedanken. Er war sinnlos vor Zorn. Er sah Hanna etwas gebeugt stehen, ihren lässigen Rücken, ihre Schulter — riß ihr einen kurzen Riemen aus der Hand — und schlug sie, als wäre sie ein böses Kind. Das Ding wurde ihm jählings Feuer in der Hand, er warf es weg und ging, ohne sich umzusehen, aus der Tür — ging mechanisch den langen Korridor hinunter, nahm eine Mütze und verließ das Haus.

Steifen Ganges überschritt er den Hof, ging durch den Baumgarten, sah fern die Feldscheuer, und es fiel ihm ein, dort war etwas nachzusehen. Er tat es auch, machte sich eine Notiz, sah, über den Nachmittagshimmel zogen kleine Wolken, sah, das Gras wurde schon so üppig zum Schnitt, die Sträucher hatten helle Blätter — alles roch nach Frühling. Er empfand wie etwas Fernes: Hier könnten Menschen sehr glücklich sein. Und ich habe aus Liebe geheiratet. Und ich habe mich für einen sehr kultivierten Menschen gehalten, und ich habe gemeint, in Bettelhäusern oder bei betrunkenem Volk kommt das vor.

Nein, vielleicht auch bei Leidenschaften, die sich nach jeder Unterwerfung sehnen. Vielleicht — was weiß man. Ich habe also meiner Frau, wie es so schön in alten Gesetzbüchern heißt, eine mäßige körperliche Züchtigung gegeben.

Ekel stieg in ihm hoch. Ekel und ein glühendes Gefühl von Beschämung. Er dachte, er wolle in die Stadt gehen — oder zu Herrn v. Zenge. Er zuckte zusammen, besann sich. Konnte es denn irgend etwas zwischen ihr und Herrn v. Zenge geben? Nebelhaft kam ihm ein zerflossenes Erinnern, als habe die Mutter einmal erwähnt, während er in Berlin studierte und Kurt, dessen Ehrgeiz nicht höher ging, auf einer Ackerbauschule war, daß Herr v. Zenge sehr oft da gewesen sei. Ein treuer Nachbar, der den Inspektor manchmal kontrollierte. In der Zeit war Hanna hier — ein ganz, ganz junges Mädchen. Aber man liest doch manchmal solche Torheiten, Mädchen bilden sich etwas ein, ohne daß der Mann dafür kann.

Sollte sie mal gedacht haben, die Besuche des alten Herrn, dessen verbindliche Artigkeit ihr wohl etwas Neues war, gälten ihr? Und die Frau Kammerherr v. Zenge zu sein, das Schloß Zenge zu haben, sei eine gar schöne Stellung in der Landschaft? Und zürnte sie nun oder verachtete, weil sie fürchtete, die törichten Gedanken seien dort erraten worden? Ein leiser Spott stieg in ihm hoch. Was für Probleme. Was für Imponderabilien. Er war ein wenig abgelenkt, dachte, wenn jemand auf Grund solcher nie gewesener Vorgänge eine Abneigung hat und dann Zeugin sein würde? In irgend etwas Wichtigem —

Er kaute an weichen Grashalmen, weil er keine Zigaretten mithatte, dachte, es war doch schön, wie er als junger Bursche hier oft gelegen — nicht vermißt zu Hause, in Gedankenfreiheit. Dann stand sein augenblickliches Elend wieder da.

Man meint, gräßliche Szenen zwischen Mann und Frau könnten nur aus einer ungeheuerlichen Sache kommen. Untreue, Unwahrhaftigkeit, Geiz, eine böse Handlung. Man meint, dazu müßten die alten Tragödien der Menschengeschichte aus Zeiten der wilden Tat und Leidenschaft her aus ihren Grüften steigen und sich irgendeine Form in dem zahmen, zivilisierten Leben suchen. Und er war von Entsetzen erfüllt über die Kleinlichkeit des Anlasses, der ihn quälte. Stundenlang trieb er sich draußen herum. Die Feldwege waren breiig und schmutzig. Die Dächer der Dörfer duckten sich so feige in ihre Mulden, er dachte blöde, morgen kommt der Sattler und arbeitet an dem Lederzeug. Er fühlte, wie der Abend sank — die Zeit, wo es nur stille Arbeit am Schreibtisch gibt, Nachdenken oder freundliches Plaudern. Anderswo, in Städten, erwacht da erst der Tag, Genuß, Geselligkeit. Man geht in ein Theater, läßt sich eine Posse oder ein Schicksal vorspielen oder hört Musik. Sieht Damen mit nackten Schultern und Herren in großen weißen Hemdeinsätzen und Fräcken. Nachher schlafen sie.

Und morgen haben sie wieder tausend Geschäfte, ihre Gedanken haben gar keine Zeit, bei einzelnem so lange zu bleiben — das, was sie Leben nennen, die ewige Bewegung von Dingen, die doch so wenig ändert, die nur den Zuständen stets wieder eine neue



Verrenkung gibt, ist ein Gegenstand heftigen und flüchtigen Interesses.

Ihm graute, nach Hause zu gehen. Er wußte durchaus nicht, wie er sich benehmen sollte. Ein Vorgefühl wahnsinniger Enttäuschung kam ihm allein bei dem Gedanken, wie nun die unerläßliche Aussprache mit Hanna sein würde. Unmöglich konnte er anheben, daß er sie leidenschaftlich liebe und sich tausend Seligkeiten mit ihr erträumt — und ein gutes, reiches, gesundes Leben. Er spannte sein Denken an, sich in sie hineinzuversetzen. Sie war innerlich unerzogen. Vielleicht sind das alle Frauen. Vielleicht mußte der Mann immer wissen, daß er in der Frau einen undisziplinierten Willen, vage Gelüste, unbegründbare Abneigungen und Wünsche vorfindet. Aber das Leben muß in einer Form gehen, wenn es sich nicht unter Genies abspielt.

Es dunkelte schon, als er sich dem Gutshof wieder näherte. Die Mauern der Gebäude waren feucht, das sah so häßlich aus. Stallaternen warfen ein gräulich trübes Licht. Ich muß also mit ihr sprechen — dachte er, und sein Schädel schien ihm vollgepackt mit gräßlichen Dingen.

Zu Hause — er ging sich umzukleiden auf sein Zimmer — wurde es ihm schwül. Er sah Hannas Bett, ihre Kleider — und dachte, um Gottes willen, rasch. ich muß sie versöhnen.

In der Eßstube — er betrat sie wie ein Angeklagter — saßen der Pfarrer und seine Frau. Der Tisch war gedeckt. Eine Lampe brannte. Hanna hatte ein hübsches Kleid an, das er liebte, nicht ganz schwarz, so mit ein wenig Streifschen.

„Die ungebetenen Gäste —" lachte die Pfarrfrau in trivialem Humor. Der Pfarrer schüttelte Ferdinand heftig die Hand. „Gute alte Nachbarn — nun, also wir blieben, die junge Frau hat uns so aufgefordert." Eine Sekunde lang kam Preißing das sehr erleichternd vor.

Da sah er Hanna lächeln. Leise, verlegen — aber suchend, halb demütig ihn anlächeln. Er dachte, gut, ja, sie spielt Komödie. Er wurde lebhaft, ging auf alle Interessen des pastorlichen Paares ein, man aß, man redete vom Krieg, von den Nachrichten der Zeitung. Plötzlich sah Preißing, dem alles Essen wie Kleie schmeckte, daß es sein Lieblingsgericht gab — und während er sich sagte, das sei ein Zufall, hörte er Hanna erzählen, daß sie morgen zu Herrn v. Zenge fahren würden. Bisher sei immer nicht Zeit gewesen, sie habe überhaupt so wenig Zeit. Sie merke erst, was die Tante alles geleistet habe. Das hätte man gar nicht so beobachtet, alles wäre immer so geräuschlos gegangen. Nun sähe sie erst so ganz, wie die Tante Augen und Gedanken überall gehabt habe.

Die Pfarrers hatten gute Nachrichten von ihrem Sohn, sie waren innerlich froh, sie lobten und priesen das Haus, machten kleine, beschauliche Späße — und in seinem ganzen Leben hatte Ferdinand noch nicht soviel Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit an Hanna gesehen wie diesen Abend.

Er begleitete die Gäste mit der Laterne den kurzen Weg. Er hörte freundliche, herzliche Worte über seine Frau — und wie aus Traurigkeit und Kummer nun ein so schönes Glück erblüht sei. Heimwärts wußte er, nun kommt es — wie wird sie nun sein? Der Orion strahlte am Himmel. Tief am Horizont. Bald verschwand er.

Im Hof knurrte leise Kurts Terrier. Er nahm ihn mit ins Haus. Blieb noch in der Eßstube, rauchte und dachte, er sei feige. Er mußte doch nun mit Hanna reden. Sie war hinaufgegangen.

Ihm wurde, als schleiften seine Schritte durch Sand — als sei die Treppe ein Berg — das Stückchen Korridor ein endloser Raum.

Hanna saß im Nachthemd und ordnete ihre mächtigen Haare. Er sah ihr Gesicht im Spiegel. Irgendwie demütig.

Sie stand sofort auf — kam auf ihn zu — er rang nach einem Wort. — Da warf sie sich ihm in die Arme, wie sie es nie getan, er fühlte ihren Körper — ihre ganze, wie ihn jählings dünkte, barbarische Lebenskraft — und er hörte sie sagen: „Du kannst aber streng sein, Ferdi. Du bist ein herrischer Mann."

Ihm erstarben die Worte von Auseinandersetzung und Schuld, Sühne, Kampf, Harmonie.

In der Nacht war sie eine Dienerin der Wünsche, deren Erfüllung ihn früher beseligt hätte. Er schämte sich des Ernstes, mit dem er den Raum betreten.

Er wußte es — als sie lange schlief — mit einer grausamen Deutlichkeit, wenn sein Gewissen eine Last trug, wenn er sich selbst verletzte und herabzog — dann war bei ihm der Erfolg. Und ihm graute.

7. Kapitel.

Die Versöhnung mit Hanna hatte ihm einen Stachel im Herzen zurückgelassen, Beschämung und Befangenheit. Lag er nachts wach, so quälten ihn die schwarzen Fensterkreuze, die Gedanken an Kurt — jene sonderbare, ungreifbare Gewissensschuld, die ihm furchtbarer wurde, als es ein glattes Unrecht gewesen wäre, das man anpacken und vielleicht wieder in Ordnung bringen kann.

Hanna fand es ganz richtig und gut, als er ihr sagte, er müsse wegen einer Prozeßsache persönlich mit einem Berliner Anwalt beraten und auf einige Tage fortfahren. Dann wolle er die Gelegenheit nicht versäumen, sich doch auch über die allgemeine Lage in Berlin etwas umzuhören und zu sehen, welche Veränderungen der Krieg dem Stadtbild, dem öffentlicher Leben gebracht. Er fragte nicht, ob sie mitkommen möchte, und sie erklärte ihm eifrig, sie würde in der Zeit jenes Großreinemachen des Frühjahrs veranstalten, was ihm doch immer so ein Schreck gewesen.



Nun geschähe es, ohne daß er etwas davon merke. Er dachte melancholisch, Großreinemachen, Bleichen, Kükenzucht, Gartenbetrieb, Eierversand, tausend Gespräche um tausend Nützlichkeiten würden in Hannas Haushalt wohl nie ein Ende nehmen, es bräche denn die Sintflut herein oder ein fürchterliches Feuer. Doch immerhin, würden dann auch nur zwei Stühle oder eine alte Kommode gerettet, so würde Hanna um diese Besitztümer Sorgfalt breiten, um die entschwundenen Jammer und Klagen.

Sie packte ihm selbst einen großen Koffer, damit er doch alles habe, man könne nie wissen. Daß er in einer kleinen Pension am Karlsbad wohnen wollte, wo er während der Studienzeit gewesen, begriff sie gar nicht. Jetzt stünde er doch anders da — in einem großen Hotel könne er so ganz als Unbekannter die vielen Menschen beobachten. Das war ihr ein Vergnügen. Ihre Augen glänzten im Erinnern an Weimar, Oberhof, die großen Hotels; wenn da im Auto fremde Leute vorfuhren, wenn Damen und Herren in großer Kleidung zu Tisch kamen: man konnte beobachten, man sah etwas. Nein, wie er nur in eine kleine Pension ziehen möge, wenn doch solche Genüsse ihm offen ständen.

„Ich fahre erster Klasse", sagte er, um ihre leeren Reden nicht ganz zu mißachten.

Er saß am Fenster — las, gefesselt von einem recht unzeitgemäßen Buch — bequem in die Ecke gelehnt, absichtslos, nachlässig. Daß in Naumburg eine Dame einstieg, oder vielmehr aus einem anderen Abteil umstieg, weil dort die Kinder so schrien, wie sie dem Schaffner erzählte, beachtete er nicht weiter. Nach einer Weile aber fühlte er die starren Blicke des Gegenübers so stark, daß er auffah: Eine elegante Dame, reich gekleidet, mit einem Rassegesicht, Fünfzigerin vielleicht, sah ihn wie strafend an und sagte jählings: „Entschuldigen Sie, warum sind Sie nicht im Krieg. Sie haben doch keine Plattfüße." Und langsam erhob die Dame eine goldene Stielbrille vor ihre forschenden Augen. „Mein Mann hat ein Regiment im Westen, und meine beiden Söhne stehen im Osten. Mein armer Leo ist so zart —"

Er blickte fast dankbar auf die fremde Dame. Zum erstenmal hörte er diese Frage an sich gerichtet. Mein Gott, sah man es ihm wirklich nicht so an, daß er die hohe Schulter hatte? Es floß über ihn hin wie eine nie erlebte Genugtuung. Dann stand er auf, verbeugte sich — zeigte die hohe Schulter mit Betonung und antwortete: „Leider habe ich auch noch einen fast lahmen Arm, steifen Ellbogen."

Die Dame errötete flüchtig. „Oh, Verzeihung — nein, in der Tat, wie Sie so stattlich hier saßen, braun gebrannt — man fragt sich jetzt immer, wenn man kräftige Menschen sieht —"

Sie war gesprächig. Er hörte von tausend Paketen für ihren Mann, ihren Leo und so weiter. Und daß man doch auch an die Mannschaft schicke, viele hätten keine Angehörigen.

Als er einmal nach dem Speisewagen ging, Kaffee zu trinken, hörte er zwei Zivilisten zueinander sagen: „Warum sind Sie nicht im Krieg? Sie hatten doch früher keine Plattfüße?" — „Nein, Gnädigste, ich mache leider nicht in Plattfüßen, nur in Schiffsmotoren."

Und sie lachten fröhlich. Die Dame schien den Fahrtgenossen recht wohl bekannt zu sein. Aber ihre in diesem D-Zug schon berühmt gewordene Frage hatte Preißing munter gemacht.

Es mutete ihn wunderlich an, er kannte Berlin nur als winterliche Stadt und im ersten Frühling, der dort so entzückend ist. Nun standen überall dickgrüne Bäume — das alte Karlsbad war fast wie eine Allee.

In der Pension traf er zufällig ein paar Damen aus seiner Studentenzeit. Eine Schauspielerin, die einst mit dem märkischen Wandertheater als Iphigenie gezogen war und nun der Hofbühne in Mannheim angehörte, eine Malerin, die darauf brannte, nach Kriegsschauplätzen zugelassen zu werden. Und einen jüngeren Dichter, garnisondienstfähigen Pionier, der Dienst auf einem Postamt tat.

Preißing fühlte sich viele Jahre jünger, fand, diese Menschen waren ihm einst gute Kameraden gewesen — und hörte wie ein Durstiger, was sie von ihrem Leben zu berichten hatten. Der Ästhet, der ein Postassistent geworden, erzählte grotesk von neuen Dichtungen, die er „schaffen" wolle — der Blick in Geschicke vom Postschalter, futuristisch dargestellt.

Er hatte ein schmales, fanatisches Gesicht unter korrekt gescheiteltem blondem Haar und erzählte aus seinem Postassistentendasein die fabelhaftesten Dinge, so daß die Damen lachten. „Noch nie", hörte Preißing, „ist ein Dichter Postassistent gewesen. Ibsen war Apotheker, Goethe Minister, Hamsum Schneider, um nur einiges zu nennen — aber ich bitte Sie, Postassistent! Eine Welt von Eindrücken findet zum erstenmal in mir den künstlerischen, den sensiblen raffinierten Spiegel!"

Die Malerin — sie hatte so harte Knochen und ein Gesicht, das Enttäuschung und Enthusiasmus zu einem alten Kind stempelten — konnte kaum erwarten, bis der Dichter Arend eine Pause machte. Ihre Gemälde hingen im Lyzeumklub — die Presse hatte nicht eingesetzt, und ihre Bitten ans Kriegsministerium, hinaus zu dürfen, wurden nicht beantwortet. Der Dichter sagte: „Ein garnisondienstfähiger Pionier, der demnächst hofft, zum Gefreiten befördert zu werden, hat leider keinen Einfluß im Kriegsministerium."

Preißing mußte ihn betrachten: das hagere Gesicht, die aus der Stirn zu einer einförmigen Decke geglätteten Haare — es sah so kalt, nach Härte aus. Diese Mode hatte er auch mal mitgemacht. Die



Schauspielerin erklärte mit Feuer und Schwung, nicht Maria Stuart, sondern Elisabeth sei die Rolle. Die drei Bekannten trugen Geschicke und stempelten das Persönliche zur Sache der Zeit oder der Kunst. Die Schauspielerin hatte Kritiken von einem Rezitationsabend von gestern: sie mußte gefallen haben, denn sonst wären gewiß wegen J. P. Jacobsen und Heine und Mackay nicht behende Worte in den Zeitungen gestanden.

Die Zeit — die Zeit — die große Wiedergeburt. Aber Preißing vergaß sich gern: es kam ihm vor, als sei er unter bunten Papageien. Unter lauter Menschen, die schon um ihre ungelegten Eier gackerten.

Der Postassistent, Dichter und Pionier, schilderte die Hände auf dem Schalterzahlbrett. Er sah nur Hände, keine Gesichter. Er war betäubt von den Kontrasten, zum Beispiel am Telegraphenschalter. Telegramm an die Etappe, eine Vaterhand, sonst streng, grausam vielleicht, jetzt zitternd, ängstlich. Und die Weltdame — Ringe blitzen, weiße Monde am Nagelrund verkünden heftige Sinne — mit der Depesche, die kein Mensch vom Personal erblicken darf, an Alfred, Herbert, den heiß Begehrten. Die junge Frau, die Großmama, der Angestellte, der kleine Kaufmann, das alles, ewig sich bewegend, Teil, Atom.

Preißing hörte von Schauspielern, von allerhand Ränken und Intrigen, einem neuesten Stück in dem und dem Kino. —

Er kam sich vor, als wäre er durch tausend Einsamkeiten, tausend Jahre der Erregung gegangen und fände hier, daß man noch immer um ein Kino, um eine Tänzerin und überflüssige Verse sich laut erhitzen konnte.

(Fortsetzung folgt.)



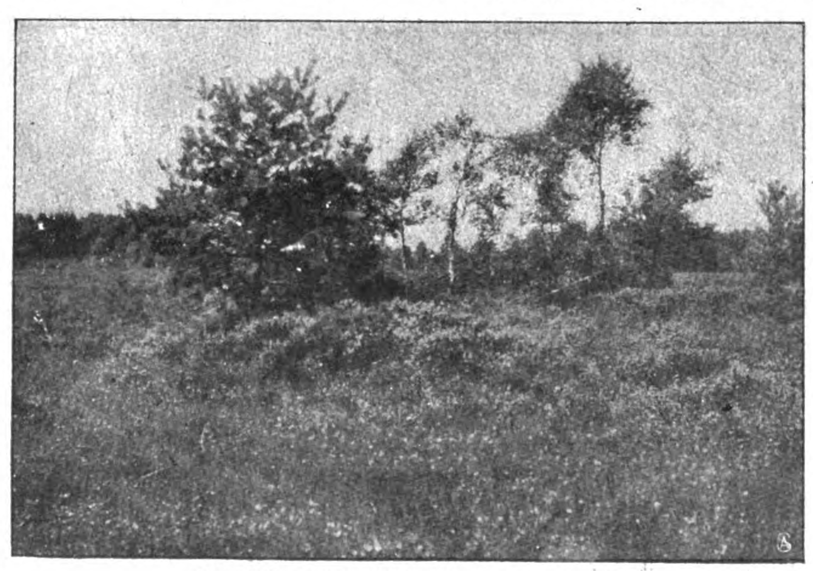
Die wirtschaftliche Bedeutung der Moore.

Von Otto Odrich. — Hierzu 9 Aufnahmen.

Moore sind aus halbverwesten oder besser vertorften Pflanzen gebildeter Boden, dem mehr Wasser zufloß als ablief, das versickerte oder verdunstete. Untereinander weisen die Moore sehr erhebliche Unterschiede in ihrer Zusammensetzung auf, die mit ihrer Entstehungsweise in engstem Zusammenhang stehen und auf ihre Nutzbarmachung naturgemäß von wesentlichem Einfluß sind.

War das zur Moorbildung führende Stauwasser nährstoffreich, insbesondere kalkhaltig, so siedelten sich Algen, Schilf, Binsen und Riedgräser usw. an, deren einzelne Generationen so lange abstarben und verfilzten, bis der Wasserspiegel erreicht war. Nunmehr gesellten sich zu ihnen Moose, Hypnum- und Mniumarten, die Moorbildung hörte wegen ungenügender Wasserzufuhr nach oben auf, und die Oberfläche bedeckte sich mit sauren Gräsern. Derartige Moore nennt man Tieflands- oder Niederungsmoore, auch Flachmoore.

War das Wasser dagegen nährstoffarm, mineralarm, so gediehen darin nur bedürfnislose Pflanzen, Konferven, Characarten und dergleichen, nach deren Absterben sich immer neue Generationen bildeten, denen sich Moose und insbesondere Sphagnumarten hinzugesellten, welche vermöge ihrer Kapillarität auch Wasser bis hoch über den Wasserspiegel schafften, so daß das Wasser oft bis zu 10 m über den eigentlichen Wasserspiegel hinauswuchs und in der Mitte höher als an den Rändern. War endlich die Wasserversorgung von unten her nicht mehr möglich, so bedeckte sich die Oberfläche mit Heidekraut, Erica tetralix und Calluna vulgaris. Die so entstandenen Moore werden Hoch- oder Heidemoore genannt.



Die Heide eines Hochmoors im Urzustand.

Besonders große Moore hat Amerika sowie das nördliche Asien. In Europa sind Rußland, Skandinavien, Irland, die Niederlande und Deutschland reich an Mooren.

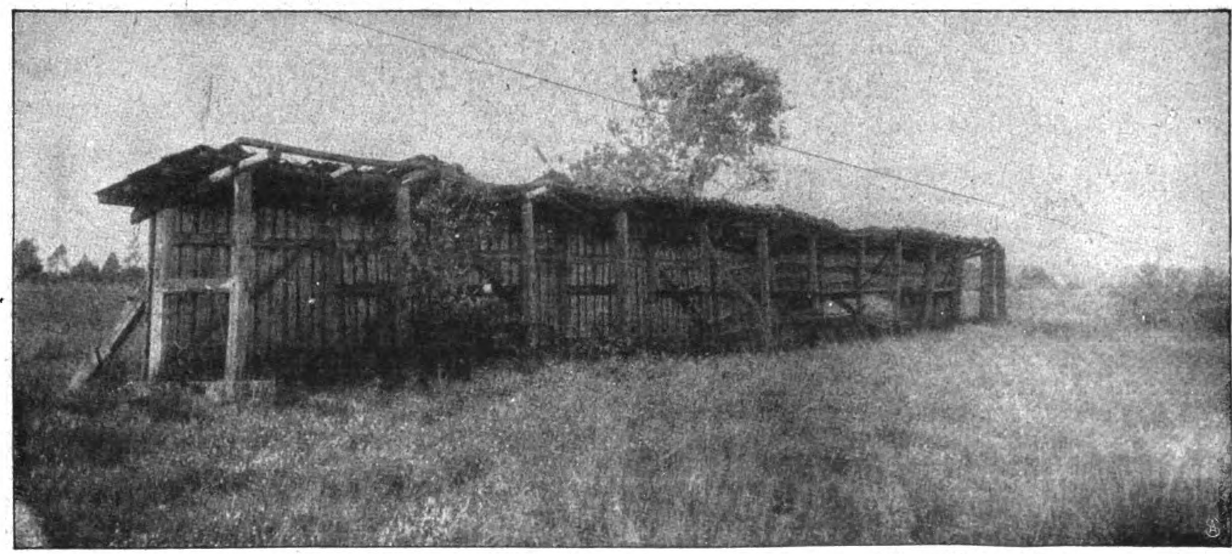
Da die Statistik des Deutschen Reiches nur die Begriffe „Weiden und Hutungen" und „Öd- und Unland" kennt, so ist es nicht möglich, genaue Angaben über die Ausdehnung der Moore zu machen, um so weniger, als die Wiesen mit mineralischem (Sand-) Untergrund und die Moorwiesen oft unmerklich inein-

ander übergehen.

Immerhin haben sich die Landwirtschaftskammern, besonders die in Hannover, sowie andere zuständige Behörden bemüht, schätzungsweise die Größe der Moorflächen festzustellen. Diese Schätzungen dürften auch für Preußen und diejenigen Bundesstaaten mit erheblichen Moorbeständen der Wirklichkeit ziemlich nahekommen. Nach ihnen hat



Moordamm mit Abflußgraben.

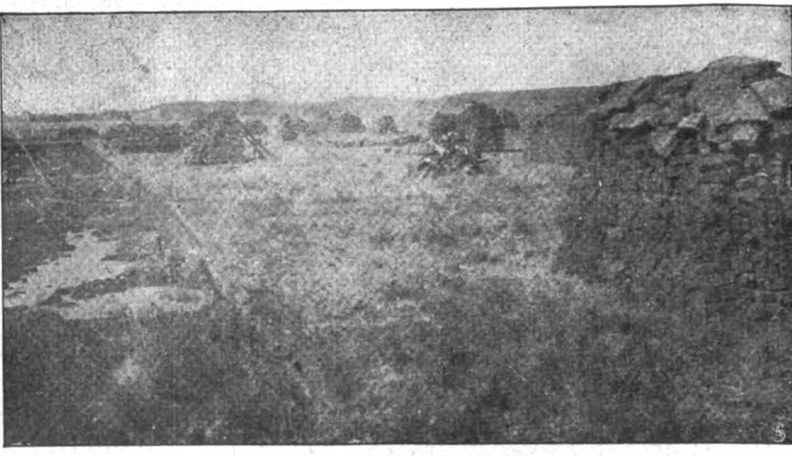


Bienenzaun, der während der Blütezeit der Heide zur Aufnahme von Bienenkörben dient.

Preußen rund 2 000 000 ha, Bayern rund 146 000 ha, Oldenburg rund 97 000 ha, Württemberg rund 20 000 ha, zusammen 2 263 000 ha Moorboden.

Für die andern Bundesstaaten liegen einigermaßen zuverlässige Zahlen nicht vor. Da aber beide Mecklenburg zahlreiche Niederungsmoore, das Königreich Sachsen im Erzgebirge und Baden im Schwarzwald Übergangs- und Hochmoore von großer Ausdehnung aufweisen, so sind die gesamten Moorflächen des Deutschen Reiches mit rund 2 300 000 ha gleich 405 Quadratmeilen oder 4 1/4 % seiner Bodenfläche doch sicherlich nicht zu hoch, wahrscheinlich aber noch erheblich zu niedrig angegeben. Diese Flächen entfallen etwa zu gleichen Teilen auf Niederungs- und Hochmoore.

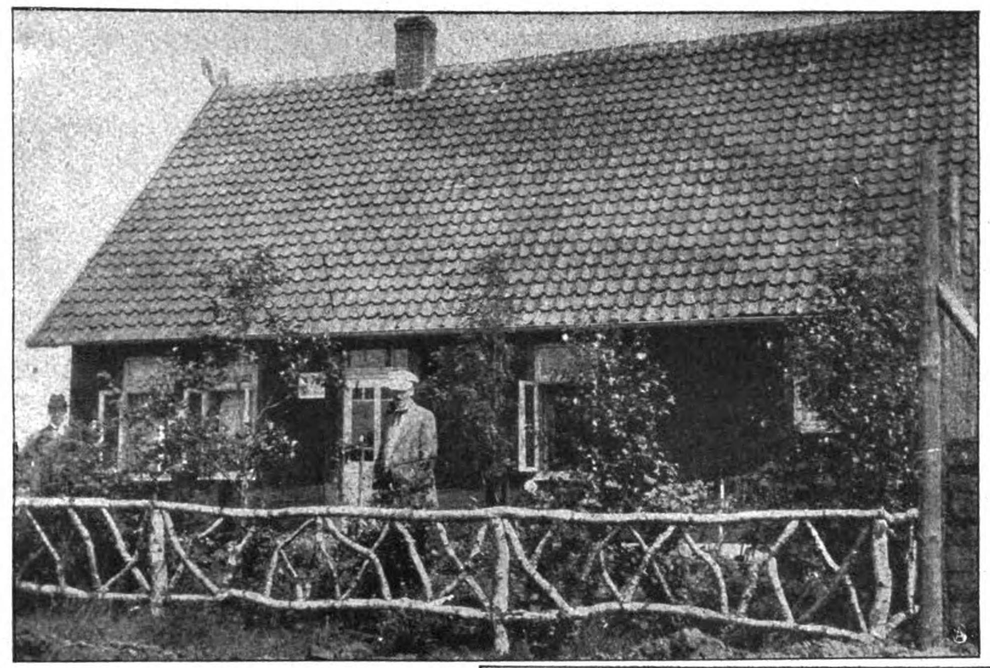
Die Moorkultur ist bei den Hoch- und Niederungsmooren durchaus verschieden. Für die Art derselben sprechen aber auch noch mancherlei andere Umstände, so die örtlichen Verhältnisse, wesentlich mit.



Torfstich.

Die Niederungsmoore liegen zum großen Teil in kleineren Flächen innerhalb landwirtschaftlich angebauter Gebietsteile, oder sie ziehen sich bei größerer Ausdehnung in den Niederungen der Wasserläufe hin, haben also fast überall engen Anschluß an Landstriche, auf denen Landwirtschaft betrieben wird. Die Hochmoore dagegen pflegen eine weite Ausdehnung inner-





Häuser einer Moorsiedelung.

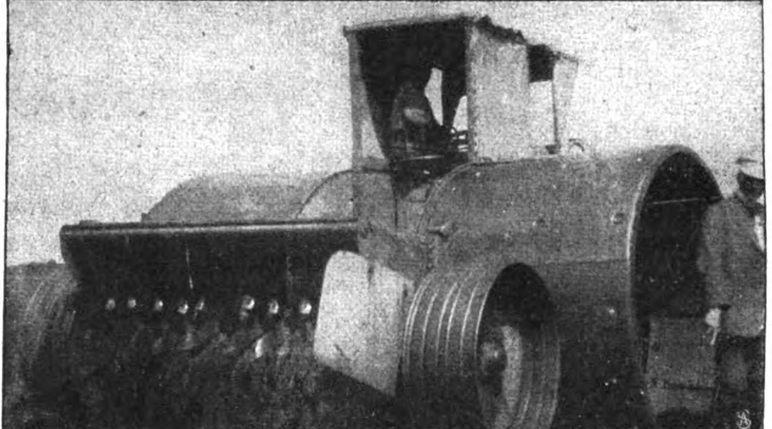
tur. Diese ist besonders in Holland zur höchsten Blüte gelangt, und man erzielte damit auch ackerwirtschaftlich und finanziell hervorragend gute Resultate. Ein anderes Verfahren stellt die Moorbrandkultur dar. Sie hat den großen Nachteil, daß sie sich nur für eine beschränkte Zeit anwenden läßt.

Einen wesentlichen Fortschritt in der Urbarmachung der Tieflandmoore stellt das Rimpausche Sanddeckverfahren, die sog. Moordammkultur, dar. Sie liefert die

halb mineralischer Ödlandflächen zu haben. Sie liegen daher zum weitaus größten Teil von landwirtschaftlichen Betrieben ziemlich weit entfernt, so daß zu ihrer Kultivierung neue Wirtschaftsbetriebe eingerichtet werden müssen.

Hieraus erklärt sich, daß man mit der Urbarmachung der Niederungsmoore früher begonnen hat, um so mehr, da die Hauptkulturarbeit, die ausreichende Entwässerung, hier meist viel leichter zu bewerkstelligen ist.

Die älteste Art der Nutzbarmachung der Moore ist die sogenannte Fehnkul-

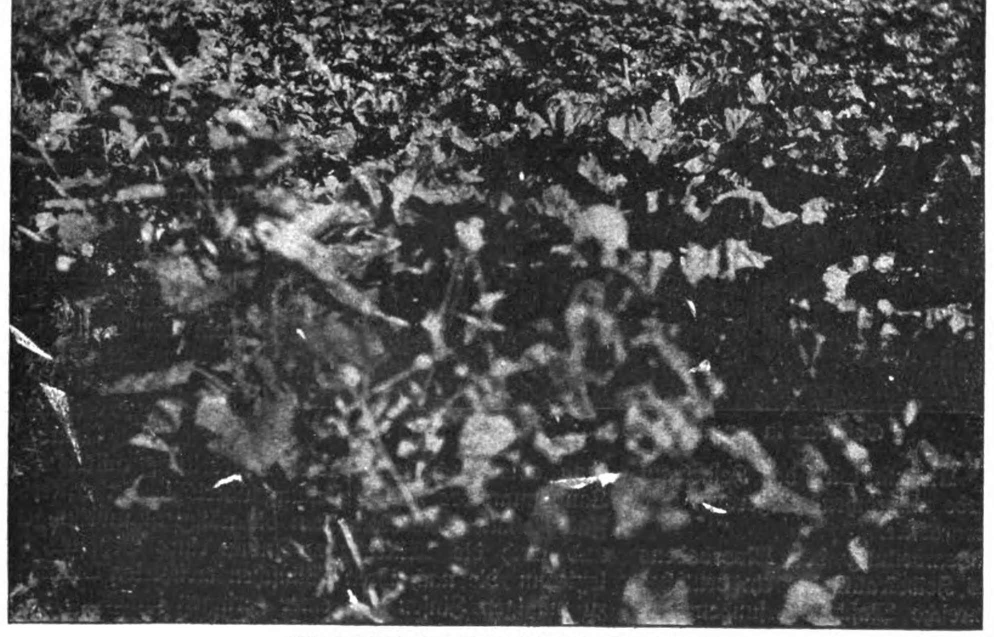


Landbaumotor in Tätigkeit.

besten Erfolge, kann jedoch nicht auf alle Moorböden angewendet werden.

Trotz dieser verschiedenen bekannten Kulturarten sind doch die Moore in Deutschland bisher nur zum weitaus geringsten Teil nutzbar gemacht worden; dies trifft in besonders hohem Maß für die Hochmoore zu.

Bedenkt man, daß die gesamten Ackerländereien Deutschlands 26 250 000 ha umfassen, die Moorflächen aber ziemlich **2 300 000 ha, so wird**



Rhabarberfeld auf kultiviertem Moorboden.

man erkennen, daß die Urbarmachung dieser ungeheuren Landfläche von allergrößter Wichtigkeit für die Ernährung der rund 70 000 000 Einwohner des Deutschen Reiches sein muß.

Nach den Erfahrungen der neusten Zeit kommt die wirtschaftliche Ausnutzung der Moore aber nicht nur der Landwirtschaft, sondern auch der Industrie zugute, wenngleich der Wert für die erste ein dauernder, für die Industrie aber nur ein zeitlich beschränkter, jedoch immerhin auf Jahrhunderte zu bemessender ist.

Durch die moderne Hochmoorkultur ist es möglich, die Moorflächen ohne Abtorfung der Landwirtschaft nutzbar zu machen. Auch hier ist, wie bei der Kultur der Niederungsmoore, eine angemessene Entwässerung, sei es durch Gräben oder durch Dränage, die erste Voraussetzung. Alsdann wird das Heidekraut abgehauen, die alte Narbe umbrochen, eingeebnet und mit Egge und Walze bearbeitet.



Hanffeld auf kultiviertem Moorboden.



Gasthaus in einem Heidedorf.

Für die gesamte Bearbeitung des Moorbodens nach dem Entfernen des Heidekrauts hat ein deutsches Haus eine äußerst sinnreiche Maschine erfunden, den sog. „Landbaumotor“. Diese schneidet die oberste Schicht, soweit dies zur Kultur notwendig ist, gleichsam wie mit Messern in schmale Streifen und arbeitet diese wie Pflug und Egge durch. An die Stelle der Walze treten die breiten Räder des Motors, durch die der Boden sofort die erforderliche Festigkeit erhält. Leider ist dieser äußerst praktische Motor aber noch so teuer, daß seine Anwendung nur bei sehr umfangreichen Kulturen, sei es durch den Staat, Provinz oder Kreis, Verwendung finden kann.

Hier sind neben Kali und Phosphorsäure auch Stickstoff und besonders Kalk zur Düngung erforderlich.

Zur Urbarmachung oder aber zur Ausnutzung der urbar gemachten Landstriche können, wie dies bereits mehrfach geschieht, Moorkolonien errichtet werden, indem der Staat, die Provinz oder der Kreis den Kolonisten eine Anzahl von Hektaren zur eigenen Bearbeitung oder nach stattgehabter Bearbeitung mittels des Landbaumotors und Bestellung überläßt. In ersterem Fall erhalten die Kolonisten die nötigen Anweisungen und auch die Mittel zum Anbau eines Gehöftes, in letzterem die nach ihren Wünschen errichteten Anwesen zu mäßigen Zinsen und einer geringen Amortisationsquote, so daß Haus und Hof sowie Grund und Boden in etwa 60 Jahren freies Eigentum der Kolonisten wird.

Glaube.

Von Norbert Götz.

Wenn mich des Herzens letzter Schlag
aus meinem Kreis gerissen,
dann wird man wohl noch manchen Tag
in Liebe mich vermissen.

Gewiß: In ein paar Herzen ruht,
gleich einem Heiligtume,
verwahrt in sorglich treuer Hut,
mein Bild wie eine Blume.

Gewiß: In ein paar Stuben prangt
mein Bild in Glas und Rahmen,
und wenn es just der Tag verlangt,
so nennt man meinen Namen.

Verblaßt mein Bild, verklingt mein Wort,
und werde ich vergessen:
Was tut's? Ich lebe dennoch fort,
bis meine Bahn durchmessen!

Ich fürchte nicht, daß wirkungslos
verebbe, was ich dachte,
und was als heilig, gut und groß
ich fand und andern brachte . .

Ich habe viel zuviel geliebt,
gedarbt, gedient, gestritten,
als daß mein Leben mir verstiebt,
bevor das Ziel durchschritten!

Und wenn mir eine Welt versinkt,
und wenn ein Kreis vollendet:
Ich bin getrost, die nächste winkt,
die neues Leben spendet.

So fort, bis endlich ich am Ziel
die Ruhe wiederfinde,
aus der ich in das Leben fiel,
das liebend ich verwinde.

Zwischen Tag und Abend.

Skizze von Thusnelda Kühl.

Die dunkle Frau lehnte am Fenster und sah hinab in den schon von leiser Herbststimmung umfangenen Garten. Dichte Reihen von Phlox faßten den Steig ein, der zum Park führte, und süß und dennoch herbe stieg ihr Duft hinauf in die blanke Luft des Spätnachmittags.

Frau Hanna Meersburg war im Gespräch mit der Blonden, die tiefer im Zimmer in einem Sessel saß. Wie ein Gespinst von dunklem Golde lag dieser das Haar über der weißen Stirn. Sie trug ein schwarzes Schleierkleid, das an dem tiefen Halsausschnitt mit einem kunstvoll gearbeiteten Schmuckstück geschlossen war. Über dieses, das Andenken an einen Toten, strichen oft in heimlicher Liebkosung ihre zarten Finger.

Die Frau war sehr schön und schien auf den ersten Blick noch den ganzen Schmelz der Jugend zu besitzen, der der anderen wohl schon lange fehlte. Sah man indessen aufmerksamer hin, so gewahrte man an den Mundwinkeln die feinen, scharfen Linien, die das Leid hineingezogen und die Bitterkeit vertieft hatte, indes die streng geschnittenen Züge der Frau am Fenster von tiefer Güte durchsonnt waren.

Ihr Gespräch ging unter Pausen dahin wie unter Leuten, die einander gut kennen und auch zusammen schweigen können.

„Es läßt natürlich das Allerletzte und Subtilste sich gar nicht einmal in Worte fassen", sagte Mechthild Hallberg, sich ein wenig aufrichtend und die Hände fest um die Lehnen des Sessels legend. „Aber ich hab es doch als die Krise in meinem Leben angesehen, als der Krieg auch ihn forderte — den Genießer, den Egoisten, den Feigling vor Gefahr und Tod", schloß sie heftig. „Nein," begann sie wieder ruhiger und sich besinnend — „so hart will ich nicht einmal urteilen. Das klingt ja, als habe ich's ihm gegönnt und hab's doch nur mir gegönnt, einmal frei sein zu dürfen."

„Das weiß ich", begütigte die andere. „Du hast all die Jahre gelitten und geschwiegen — nein, eine Richter- und Rächernatur bist du nicht. Nur frei sein, nicht wahr?"

„Ja, es gefällt mir so, Hanna. Zu leben, ohne daß der harte, kalte Verstandesmensch Tag für Tag meine Schritte bewacht, Tag für Tag meine Worte, laut gesprochenen Träume, flüchtigen Einfälle nach dem Maß-

stab seiner Logik korrigiert. So, in diesem Frieden des Alleinseins möchte ich weiter leben! Doris ist ein modernes Mädchen und steht auf eigenen Füßen — die braucht kein Elternhaus als Halt und Zuflucht. — Es will dir nicht in den Sinn, Hanna?"

„Noch nicht so ganz. Ich bin ja eine Langsame, weißt du. Ja, wenn du sagen würdest: mich reißt eine große Leidenschaft hinaus! — Die kenne ich persönlich nun zwar nicht, aber ich respektiere sie unbedingt", schloß sie mit leisem Humor.

„Bewahre mich Gott!" wehrte Mechthild Hallberg entsetzt ab. „Nein, ich will nur meine Ruh — so wenig bloß noch vom Leben!"

„Das ist's ja eben, was mir nicht eingehen will, Mechthild — um so wenig, um viel zu wenig! über solch eine Schwelle schreiten. Darf ich einmal von mir sprechen? Du weißt, ich hab oder hatte ein ähnliches Lebenslied wie du auf meiner Leier. Du erinnerst dich ja wohl noch an die Abende auf Lindenhof, wenn wir in unserem dürftigen Wohnzimmer zusammen saßen und Kinderzeug flickten — als Trost die Kanne mit dünnem Kaffee in der Ofenröhre — und auf meines Gebieters Heimkehr von Trunk und Spiel warteten. Wie oft hab ich damals geseufzt: ‚Könnt ich hinaus, allein und frei sein!'"

Mechthild Hallberg entsann sich sehr wohl.

„Aber dann fügtest du jedesmal hinzu: ‚Wenn's nur nicht um meines Jungen Erbe wäre. Für ihn mußt' ich aushalten.'"

Ein trockenes Aufschluchzen folgte diesen Worten. Da war auch die Freundin schon bei ihr und strich ihr sanft über Haar und Schultern. „Ich weiß, Liebe, was du denkst," sagte sie leise — „du denkst: und mein Junge, für den sich's verlohnt hätte auszuharren, schläft in Flandern" —

„Ja, um den Jungen, das war eines, aber es war nicht alles — denn sonst hätte ich ja gehen können, als Heinz erwachsen war und so tüchtig und selbständig wie einer. Du weißt," fuhr sie sinnend fort und nahm ihren Platz am Fenster wieder ein — „meine Tage waren voll Arbeit und Entbehrung und meine Abende oft voll Einsamkeit und Traurigkeit. Aber zwischen Tag und Abend war meine stille Stunde, die ich mir immer zu retten trachtete aus dem Tagesgetriebe. Da verloren alle Dinge ihre harten Kanten — Schatten lagen in den Ecken, Dämmerung stand am Fenster, ein bißchen Lichtschein aus dem Ofen hüpfte Wintertags ins Zimmer und machte blank, was doch alt und blind war. Diese Stunde hielt mir das Herz weich, Mechthild. Manchmal kam dann auch mein Mann herein, setzte sich mit seiner kurzen Pfeife zu mir, und wir sprachen von den Kindern, vom Hof und auch wohl von unserer Not. Dann war er oft weich und reumütig. In den Stunden schwieg mein Groll, und ich konnte wieder in ihm den erkennen, den ich einst so herzlich liebgehabt hatte."

„Groll —" warf Mechthild Hallberg halblaut dazwischen. „Groll ist noch kein Haß."

„Es war manchmal nicht weit davon", versetzte die andere trocken.

„Die Zeit verging, aber nichts wurde besser, bis Heinz von der landwirtschaftlichen Schule heimkam und mit zusammengebissenen Zähnen seine Arbeit angriff, anfangs immer gehemmt durch seinen Vater, allmählich von ihm anerkannt. Lindenhof, wie es dann war, ging sachte in Heinz' Hände über, und wir zogen ins alte Försterhaus. In den Jahren bist du nie mehr bei uns gewesen, Mechthild."

„Nein, aber nun sag mir, warum du damals nicht fortgingst!" forschte Frau Hallberg. „Ich hab immer auf diese Nachricht gewartet und hab sie ersehnt, weil sie mir Mut geben sollte zu dem selben Entschluß."

„Ja, warum nicht?" — Hanna Meersburg sah hinaus in den Garten, um dessen Beete sich allgemach das falbe Licht der Dämmerung legte. Das Mädchen trat herein mit leiser Frage. Aber Mechthild winkte ab. „Nein, noch kein Licht!" Die silbergrauen Seidenvorhänge bauschten sich im leisen Luftzug.

Frau Meersburg strich sich über die Stirn. „Ja, Mechthild, wie soll ich das richtig erklären? Erkenntnisse mögen ja einen langen unterirdischen Weg haben, aber ins Bewußtsein treten sie plötzlich. In einer meiner stillen Stunden war's mir klar: du selber stehst ja zwischen Tag und Abend und hast's nicht gewußt. Dein alter Groll ist hin — die Dinge haben ihre harten Umrisse verloren — Traum und Vergessen umschleiert Gewesenes — deine Wünsche sind alle miteinander still, ausgenommen der eine: nur bleiben zu können auf dem alten Posten an des heruntergekommenen Mannes Seite. —

„Bald darauf erlitt er den ersten Schlaganfall, und ich darf sagen, ich hab ihn nicht nur in Pflicht und Treue, sondern in Liebe das letzte Stück Wegs begleitet — war's denn auch nicht mehr die Liebe, die mich einst in törichter Mädchenseligkeit zu ihm hingetrieben hatte."

„Das klingt so gut, Hanna", sagte die schöne, blonde Frau nach längerem Schweigen gequält — „und klingt auch wieder so, daß man widersprechen muß. Was helfen am Ende Beispiele! Jeder Fall ist anders. Siehst du, in deinem Mann war doch immer noch etwas, das einem das Herz weich machen konnte, eine brüchige Stelle, wo das Mitleid einhaken konnte, aber in Franz Hallberg, dem kalten Ästhetiker, der wie seine ganze Umgebung, so auch mich, nur auf Stilechtheit einschätzt, ist keine solche Stelle." Sie lachte kurz auf.

„Die Schätzung dürfte ihm wohl im Schützengraben vergehn", kam's leise und ruhig vom Fenster zurück. „Vergiß das alles doch einmal, es liegt zurück in den Zeiten, die nicht wiederkehren können. Zünde dir ein Ofenfeuerchen an, denk, es ist für dich und für ihn nun auch allmählich die Stunde zwischen Tag und Abend gekommen! Wenn er nun heimkehrte, krank oder verwundet, bemitleidenswert, wie jeder andre arme Schelm — und fände das Haus leer, die Frau in die goldene Freiheit gegangen — schön wär's, nicht wahr?"

Frau Hallberg legte die Hand über die Augen. „Nein, Prophete," sagte sie langsam — „schön wär's wohl nicht. Was du da gesagt hast, hat doch einiges in mir geändert. Nicht, daß die gewesenen Dinge ihre harten Kanten schon verloren hätten, wie du dich ausdrückst, und die Lichter freundlicher Gedanken um blind gewordenen Seelenhausrat spielten — Nein, so schön und friedlich schaut's nicht in mir aus. Aber ich weiß nun doch, wo ich stehe, denn die ‚goldene Freiheit', die ich geliebt und ersehnt habe, liegt plötzlich vor mir in der grauen Dämmerung der Einsamkeit." — — — —

Es war insofern ein wunderliches Gespräch, das zwischen den beiden Frauen stattfand, als es dem Gang der Ereignisse nur um einen halben Schritt voraus war. Denn eben in dem Augenblick, als Mechthild Hallberg ausgesprochen hatte, kam das Hausmädchen mit der Post ins Zimmer, drehte das Licht an und schloß die Vorhänge. Frau Hallberg aber empfing die Nachricht, daß ihr Mann verwundet in einem Feldlazarett liege.

Schluß des redaktionellen Teils.

Katarrhe und Tod.

Betr. Katarrh, Asthma, Bronchialkatarrh, Schnupfen, Erkältungen, usw.

Ohne Luft kein Leben! Wenn die Atmungsorgane ihre Tätigkeit einstellen und der Lunge keinen Sauerstoff zur Weitervermittlung mehr zuführen, ist es aus mit dem Leben. Sind die Atmungsorgane erkrankt, so können sie natürlich nicht intensiv genug arbeiten, und der ganze Körper leidet darunter. Nun leiden viele Menschen schon jahrelang an solchen Krankheiten, ohne es zu wissen. Sie kennen wohl die Namen, wie Bronchialkatarrh, Lungenspitzenkatarrh, Luftröhrenkatarrh, Kehlkopf-, Nasen-, Rachenkatarrh, Schnupfen, Erkältungen, Asthma usw., wissen aber nicht, woran man diese sich so furchtbar rächenden Krankheiten erkennt. Wir wollen Sie aufklären und fragen Sie deshalb:

1. Haben Sie oft Husten?
2. Fühlen Sie oft Trockenheit im Halse?
3. Sind Sie oft heiser? 4. Sind Sie oft erkältet?
5. Sind Ihre Luftröhren oft verschleimt?
6. Besonders des Morgens? 7. Ist Ihre Nase oft verstopft?
8. Haben Sie Beschwerden beim Atmen?
9. Besonders beim Treppensteigen?
10. Ist die Nasenschleimabsonderung oft stark?
11. Müssen Sie zeitweise anhaltend niesen?
12. Hören Sie zeitweise schwer?

Beantworten Sie sich diese Fragen selbst! Es sind dies alles Anzeichen von vorhandenen Entzündungen der Schleimhäute (Katarrhe), diese sind gefährlicher, als man allgemein annimmt. Im Interesse der Allgemeinheit senden wir kostenlos eine belehrende Schrift über die Selbstbehandlung der Schleimhäute mit dem Wiesbadener Doppel-Inhalator an jedermann. Man schreibe sofort, jeder Tag bedeutet eine Gefahr und Qual, oder bestelle gleich einen Doppel-Inhalator bei: Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft

Wiesbaden 2, Rheinstraße 34.

Der „Wiesbadener Doppel-Inhalator" ist eine neue Erfindung, welche von ersten Spezialärzten als hervorragend gut befunden wurde. Auf kaltem Wege überführt er medikamentöse Flüssigkeit in einen gasartigen Zustand. Dieser gasartige Medizinnebel wird genau wie Luft eingeatmet und vermag bis in die verstecktesten Teile der Atmungsorgane und Lungen zu dringen. Die Wirkung ist verblüffend. **Deshalb verordnen ihn Spezialärzte, Lungenheilstätten usw.**



Der Preis ist so gestellt, daß ihn jeder kaufen kann. Er kostet, sofort gebrauchsfertig für Mund und Nase, mit Inhalationsflüssigkeit (Eucal-Präp.) nur 11,— M. (Porto 60 Pf., b. Nachnahme 95 Pf.) Keine weiteren Unkosten.

Zirka 2000 Anerkennungen von Aerzten und Patienten erhielten wir in einem halben Jahre. Ein noch nie dagewesener Erfolg! Nachstehend nur einige:

Heilung des Bronchialkatarrhes.

Wolfseck, Station Lengenwang, den 8. Juni 1916. Im Februar kaufte ich Ihren Doppel-Inhalator und vertrieb durch regelmäßige Inhalation einen langjährigen Bronchialkatarrh, mit dem ich infolge eines Lungenleidens seit 5 Jahren behaftet war. Die Heilung des Bronchialkatarrhes, der weder einer Inhalationskur im Sanatorium noch Heimkuren mit allerkompliziertesten, teuersten Apparaten, noch einer langwierigen, lokalen Bepinselungskur weichen wollte, verdanke ich allein Ihrem Apparat.

Dr. Richard Bolte

Bei 4jährigem Asthma und Lungenleiden.

Charlottenburg, den 4. 3. 1917. Kaiserin-Augusta-Allee 78. Seit vier Jahren litt ich an einem chronischen Lungenleiden und Asthma so stark, daß ich dachte, ich müßte ersticken. Nun empfahl mir ein alter Herr von 70 Jahren Ihren Doppel-Inhalator. Nach dreimonatigem Gebrauch bin ich Gott sei Dank ziemlich geheilt. Nichts half mir, nur Ihr Apparat.

Frau Wolter.

Es gaben uns die Ehre, den „Wiesbadener Doppel-Inhalator" von uns zu beziehen:

Ihre Kgl. Hoh. die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz;
Seine Kgl. Hoheit Heinrich XXX. Prinz Reuß;
Ihre Kgl. Hoheit die Großherzogin von Luxemburg, Herzogin zu Nassau;
Ihre Großherzogl. Hoheit die Herzogin von Anhalt;
Ihre Hoheit die Herzogin von Oldenburg;
Seine Großherzogl. Hoheit Prinz Max von Baden;
Seine Hoheit Bernhard Prinz zu Lippe;
Ihre Durchl. die Prinzessin Elisabeth zu Solms-Braunfels
Ihre Durchl. Prinzessin von Ratibor;
Ihre Durchl. Fürstin zu Putbus;
Seine Durchl. Fürst Wittgenstein;
Seine Durchl. Prinz Wittgenstein.

Vorsicht! Es gibt minderwertige Nachahmungen! Achten Sie deshalb genau auf unsere Firma, um auch den wirklich echten, vieltausendfach bewährten „Wiesbadener Doppelinhalator mit dem Doppelzerstäuber" zu erhalten.

Natürliches Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalz zum Gurgeln, Inhalieren und für Trinkkuren **(unter strengster Aufsicht der Stadt Wiesbaden und der Städt. Kurdirektion gewonnen)** ist zum Preise von **2.50 M.** per Glas ebenfalls von uns zu beziehen.

Alleinige Fabrikanten: **Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft, Wiesbaden 2, Rheinstraße 34.** Telegramm-Adresse: „Doppelinhalator Wiesbaden".

Depot f. d. Schweiz: M. Zeller Söhne, Romanshorn; f. Österreich-Ung. Alte Salvator-Apotheke Wien, Kärntnerstr. 16.

Wie werde ich Detektiv

Ein ausführlicher Wegweiser für jeden der sich im **interessantesten Beruf** der Gegenwart ausbilden will. Der **Berufsdetektiv** findet in diesem Buche ebensoviel Neues, Spannendes, Wertvolles, wie der **Liebhaberdetektiv**, der von Zeit zu Zeit einmal Gelegenheit nimmt, verschwiegenen Verhältnissen nachzuspüren, geheimen Zusammenhängen, Tätigkeiten usw. auf den Grund zu kommen.

Bildungsgang des Detektivs. — Besondere Detektivkünste. — Triks großer und kleiner Diebe.

Sie selbst können schon morgen in der Lage sein, sich vor Schaden, Uebervorteilung, Lug und Trug hüten zu müssen. Berühmte Detektive, die heute ein **märchenhaft hohes Einkommen** haben, mußten mit kleineren, persönlichen Aufgaben beginnen. Der Detektivberuf hat eine **ungeahnte Zukunft**, große Verdienstmöglichkeiten. Das Buch wird Talente wecken! **M. 2.70** portofrei.

Rudolphs Verlag, Dresden-D. 373.

Die Heilung der Nervenschwäche

von I. F. Lütjeharms, Cassel.

Aus dem Inhalt: Die Nervosität ein großes Hindernis im Leben. Ihre Ursache, Behandlung und dauernde Heilung. Sie ist ursprünglich ein rein geistiges Leiden, daher Medikamente erfolglos. Sie verzehrt die vorhandene Lebens- oder Nervenkraft und überschwemmt den Körper mit anderen Krankheiten. Warum krank sein! Kein Mensch braucht nervös zu sein und sein Leben in Krankheit, Lebensüberdruß, Verzweiflung und äußeren Mißerfolgen zu fristen, wenn er es nicht will. — **Die radikale Beseitigung der Nervosität ohne Berufsstörung, Medikamente, Wasserbehandlung, Diät, umständliche Kuren, ohne Zeitverlust und Kosten, nach leicht faßlicher Methode.** Die Heilung der Zerstreutheit, Energie- und Willenlosigkeit, Angst- und Zwangsgedanken, Reizbarkeit, Mattigkeit, Gedächtnisschwäche, Schlaflosigkeit, Appetit- und Verdauungsstörungen, Kopf- und Nervenschmerzen usw. Die Entwicklung der Willens- und Denkkraft, des Gedächtnisses usw. Keine Wiederholung alter Sachen, unfehlbare, bisher unbeachtet gebliebene Wege. **== Glänzende Urteile der Presse und Anerkennungen aus ersten Kreisen. — Erfolge über Erwarten. == Man verlange Gratisprospekt.** **Verlag K. Lütjeharms, Heidelberg 88.**

Neu! D. R.-Patent



Bleistiftschere

Durch diese Erfindung ist es möglich, Tintenstifte, Signier-, Schreib-, Zeichen- u. Einsatzfarbstifte jeden Querschnitts mit beliebig langer u. beliebig scharfer Spitze zum Schreiben od. Zeichnen zu versehen.

Handhabung wie bei einer gewöhnl. Schere. Tadelloses Funktionieren! Kein Abbrechen. Fingerbeschmutzen vollst. ausgeschlossen. Bequemes Nachschleifen des Messers! Als Taschenmesser u. Zigarrenabschneider verwendbar! Praktische Liebesgabe.

Preis p. St. m. Scheide 3.30 M. fr. u. Nachn. **L. Doll**, Heidelsheim, Kr. Karlsruhe i. Baden.

Die hauptsächl. alteuropäischen Porzellan-Marken-Monogramme f. d. Brieft. Unverwüstl. Voreins. M. 3.—, Nachn. 3.30. Verleger: **Alfr. Kock, Bremen.**

Echte **Briefmarken** billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Wir kaufen
Markensammlung
gegen sofortige Kasse
Philipp Kosack & Co., Berlin C, Burgstr. 13.





Die Leipziger Herbst-Mustermesse 1917

war ein glänzender Erfolg

durch die Beteiligung von über 40000 auswärtigen Besuchern;
durch die hervorragenden Leistungen der ausstellenden Industrien;
durch die Höhe der erzielten geschäftlichen Umsätze.

Die Frühjahrs-Mustermesse

3. bis 9. März 1918

wird ein neuer glänzender Erfolg sein.

Für Auskünfte jeglicher Art wende man sich an das

Meßamt für die Mustermessen in Leipzig.

Englischer Offizier versucht auf einer Etappenstraße den russischen Rückzug aufzuhalten

Die Anarchie in Rußland.

Photo K. u. K. Pressequartier.

✚ Reines Gesicht ✚



rosige Frische verleiht rasch und sicher **„Krem Haifa"**. Unübertroffen gegen **Sommersprossen, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. — Tausendfach erprobt. Sich. Wirkung! Preis 2.50 Mark. **H. Wagner. Cöln 24, Blumenthalstr.** 99

Juckenden Hautausschlag

bes. in der Bettwärme zu lästigem Kratzen reizend (rote Punkte, kl. wäßr. Bläschen, Krätze) heilt völlig Apoth. Schanz' Hautausschlagsalbe. 2 Töpfe (Preis 6,00 M.) unbedingt erforderlich. Nachnahmeversand **nur** durch **Apoth. Schanz, Einsiedel bei Chemnitz (Sa.)** Bei Feldbestellungen Voreinsend. v. 6.20.

500 Briefmarken



M. 4.25. 1000 Stück M. 13.25
2000 St M. 45.—. 3000 St M. 115.—
40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75
100 Übersee-Marken M. 1.50.

Alle echt und verschieden. **Albert Friedemann LEIPZIG 18, Floßplatz 6.**
Liste über Briefmarken und Albums kostenlos

Ställe

tragbar, f. Geflügel, Schweine etc. Tausende geliefert. Alle Geflügelgeräte. Katalog frei. **Geflügelpark Auerbach 9, Hess.**

Gesichts-, Wangen- und Nasenröte



sowie jeden Blutandrang nach dem Gesicht beseitigt sofort u. dauernd mein **„Edelblaß"**. Kühlend u. beruhigend. Preis 2.25 M. exkl. Porto. **Paul Waser,** Berlin-Halensee 41, Bornstedter Straße 8.



und lästiger Haarwuchs kann einzig und allein nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, radikal und für immer beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln** 24, Blumenthalstr. 99.



25 Kerzen 4 Volt

mittels kleiner Akkumulatoren

Prospekt gratis.

Alfred Luscher, Akkumulatorenfabrik Dresden-A., Grüne Str. 18/20

„Charis" ist ges. gesch. Deutsches Reichspatent.

Der orthopädische Brustformer „Charis"

„Charis" ist pat. in Oesterreich, Amerika und anderen Ländern.

System **Prof. Bier** vergrößert kleine, unentwickelte u. festigt welke Büste. Hat sich 1000fach bewährt. Kein Mittel kommt „Charis" in der Wirkung gleich. **Kein** scharfer Druck durch einen harten Glas- oder Metallring, d. schädlich wirkt. Damen tun gut, ehe sie teure Sachen v. Ausland kommen lassen, erst meine Broschüre zu lesen. Anerkannt das beste. Broschüre mit Abbildungen und ärztlichen Gutachten des Herrn Oberstabsarzt, Sanitätsrats Dr. Schmidt und anderer Aerzte versend. die Erfinderin **Frau B. A. Schwenkler, Berlin W57, Potsdamer St. 86 B.** Die Auslandspat. sind verkäufl.



Photogr. Aufnahme ein. 48jähr. Frau nach 10täg. Anwendung d. orthop. Brustformers „Charis".

Dr. Ernst Sandow's Künstliches Emser Salz

bei Erkältung altbewährt. — Man verlange ausdrücklich **Sandow's** Salz.



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche", Berlin SW 68.

Pädagogium Ostrau *bei Filehne. Von Sexta an. Ostern und Michaelis-Klassen. Erteilt Einj.-Zeugn.*

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt

Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. **Hervorragende Erfolge.** Bis 5 August bestand. 4888 Zögl., u. a.: 3146 Fahnenj., 1916/17 u. a. 50 Abitur., 184 Einj. Bereitet zu all. Notprüfg., nament. Beurl. od. Kriegsbeschädigte zur **Reifeprüfung** vor.

Von der Regierung genehmigte **Münchner Schauspiel-Schule, Otto König,** Kgl. B. Hofschauspieler, Ludwigstraße 17b. Zweigschule: Berlin W 50, Ansbacher Str. 52.

Institut Boltz Ilmenau i. Thür. Einjähr.-Abitur. Pr. fr.

Fröbelseminar

für Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen m. Abschlußprüfung unt. staatl. Leitung. Karlsruhe, Vorholzstr. 44. Ausk. u. Prosp.: **Karlsruhe,** Hirschstr. 126. Geschäftsstd. tägl., auß. Samstag, 3—4 Uhr. **Der Vorstand der Abt. II d. Bad. Frauenvereins.**

Verlangen Sie von **AU & Co., Hamburg 5, 156** Prospekt über den „Alphina", mit dem Photo-Aufnahmen todsicher gelingen!! Prospekt über Selbstlehrwerk der Buchführung! 4 Systeme erlernbar in wenigen Stunden!

Buchführung lehrt am besten brieflich **F. Simon,** Berlin W 35, **Magdeburgerstr.** Verlangen Sie **gratis Probebrief k.**

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prüfg. in Dr. Harangs Anst., Halle/S. 3

Stottern heilt **Prof. Rudolf Denhardts Sprachheilanstalt Eisenach.** Prosp. über das wissenschaftl. bek., **mehrfach** staatlich ausgezeichnete Heilverfahren frei d. die Anstaltsleitung.

Militär-Vorbereitungsanstalt Nur für Fähnrichprüfung.

Jede sachkundige Auskunft.
1917 bestanden 546, seit Kriegsbeginn 1596.
Berlin W 57, Bülowstr. 103. Dr. P. Ulich.

Ingenieurschule zu Mannheim

Städtisch subventionierte höhere technische Lehranstalt für

Maschinenbau, Elektrotechnik, Gießerei und Hüttenkunde.

Programme kostenlos.

Der Fachmann.



„Ham se mir doch d. u. jeschrieben,
Een Schwert is mir ja doch jeblieben:
Ick streck det Fett in unserem Staate,
Indem ick mit dem „Krubof" brate!"

Der Krubof ist zu beziehen durch alle einschläg. Geschäfte. Preis M. 2.50. Krubof-Kochbuch M. 0.25.
Fabrik Sanitas, Berlin N 24.

Entziehungskuren

(Morph., Coc., Alkoh.). Behandl. **nervöser Schlaflosigkeit.** Fremdenheim **Schmalz, Dresden-A.,** 25 Sidonienstraße. Nervenarzt Dr. Schlegel. Tel. 10463.

Epilepsie (Fallsucht)

Heilungsanweisung postfrei von **Dr. ph. Quante,** Fabrikbesitzer, Warendorf i. W. Authent. Refer.

Krätze entsetzl. Bett-Hautjucken geheilt in 2 Tag. o. Berufsstör. 100000 f. bew. Monatl. üb. 100 Heilber. Vers. n. ausw. Personenz. ang. **„Salus", Bochum** 250, Kortumstr. 13.

Bettnässen

Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **Gg. Englbrecht, sanit. Versandgeschäft. Stockdorf 364 b. München.**

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Nebenerwerb durch schriftliche Heimarbeit. Off. an **Franz Rehfeld, Bützow 3** (Schw.).

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter. Breslau. Hp. 181.**

Vertreter für Militärköhlersohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. **Köhlersohlenfabrik, Neu-Isenburg H.**

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. **Adressenverlag Joh. H. Schultz. Cöln 43.**

Nebenerwerb. Vertreter (auch **Damen**) für eingeführte hochlukrative Gebrauchsartikel **gesucht. Fr. S. Krebs-Bredow, Cassel, Kirchweg 73.**



Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.

Kataloge umsonst u. portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 321, Belle-Alliance-Str. 7-10.

Ein neues Gesicht

Der einzig mögliche Weg zur gänzlichen Beseitigung hartnäckiger Pickel, Sommersprossen und häßlicher Hautverfärbung ist die vollständige Erneuerung und Verjüngung der Gesichtsoberhaut **durch** unmerkliche Abstoßung und gleichzeitige völlige Auflösung der vorhandenen Hautunreinheiten. Durch eine seit länger als 25 Jahren glänzend **bewährte** bisher sonst nie erreichte, von Grund aus radikale Einwirkung der ärztlich empfohlenen und deren Wirkung vieltausendfach infolge Danksagungen attestierte **Schälkur.** Die verjüngte Gesichtshaut erscheint danach in vollkommener Reinheit, befreit v. all. Schönheitsfehlern. M. 8 nebst Buch mit erprobten Ratschlägen kostenfrei.

Otto Reichel, Berlin SO 76
Eisenbahnstr. 4 • Größtes Spezialhaus f. modern-wissenschaftliche Haut- u. Schönheitspflege.



Weltberühmter
Bartwuchs-Förderer!

Nur eine extrastarke Qualität! Erfolg in wenigen Tagen. Preis des Präparates 2 M. Bei Nichterf. Geld zurück.
Versand „SIRIUS" Chemnitz i. Sa. 600.

Bettnässen

Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **„Sanis Versand"**, München 112, Landwehrs . 44.



Briefmarken

25 verschied.	Paraguay . .	M.	2.50
50 „	Schweiz	„	2.—
100 „	Asien	„	2.25
40 versch. Kriegsmark. d. Zentralmächte nur		„	4.50
1500 „ Marken aller Weltteile		„	30.—

Ernst Waske, Berlin, Französische Str. 17b

Baltik
Kartoffelschäl- und Reibemaschinen PAULA

schälen und reiben ohne Eisenteile 2 bis 3 Pfd. Kartoffeln, Möhren, Rüben, Obst etc. in 2 Minuten fast ohne Schälabfall tadellos sauber, da nur die Haut (Pelle) entfernt wird. Augen müssen nachgestochen werden. Preis M. 32.— mit Verpackung, brutto ca. 15 Kilo, 7 Liter Topfinhalt. Kasse zuvor oder Nachnahme. Solide, farbig keramische Steinzeugmaschine, jede Küche zierend. Für Großbetriebe fabrizieren wir Schälmaschinen bis 40 Ztr. Stundenleistung.

Baltik Maschinenvertriebs-Ges. m. b. H., **Lübeck**, Postfach 152. Telephon 904.

Ein Ladengeschäft nachbestellte in 12 Tagen 106 Maschinen.



Kein Leser versäume, meine neue Preisliste zu verlang.
August Dürrschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik
Markneukirchen i. Sachsen 125.



Ein bewährtes Mittel gegen
HEUSCHNUPFEN
ist das Chlorkalzium in der Form von
NORMALIN
(Deutsches Reichs-Patent und Wortmarke).

Chlorkalzium ist der Grundstoff der modernen Kalkdiät und wird am besten in Form von **Normalin** genommen. Normalin ist fast geschmacklos, vollkommen haltbar u. genau dispensierbar im Gegensatz zu dem wenig haltbaren und unangenehm schmeckenden Chlorkalzium. **NORMALIN** wird in Tablettenform abgegeben u. ist in den Apotheken u. Drogerien erhältlich. Wo nicht zu haben, wende man sich direkt an die

Chemische Fabrik Helfenberg A.-G. vorm. Eugen Dieterich
in Helfenberg bei Dresden, Karl Dieterich-Straße 13
Post Niederpoyritz.

KIOS
CIGARETTEN
— TRUSTFREI —

Fürsten	St. 5 Pf.
Welt-Macht	6
Auto-Klub	7½
Rivièra	10
Aëro-Klub	12

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios" E. Robert Böhme, Dresden

---



Dörflinger-Bein
bestes Kunstbein der Welt!

Verlangen Sie Katalog W gratis

F. L. Fischer
FREIBURG i. Breisgau

Zweigniederlassung: **Berlin NW6, Luisenstraße 64.**

Lungen-
u. **Halskranke!** Verlangen Sie kostenfrei belehrende Broschüre über Heilverfahren **ohne** Berufsstör. **Sanitätsrat Dr. Weise's Ambul., Berlin 146,** Potsdamer Str. 123 b.





MAX ERLER
LEIPZIG
Königl. Sächs. Hoflieferant

PELZWAREN-CONFECTION

Anfragen erbeten!



echte billige Briefmarken

Alle verschieden!
100 Asien, Afrika, Australien M. **2.25**

25 alte Montenegro M. **3.—**	5 gest. Warschau M. **2.—**
30 versch. Türkei M. **2.—**	25 versch Persien M. **2.—**
1000 verschied. nur **15.—**	2000 verschied. nur **50.—**

100 verschied. Kriegsmarken der Zentralmächte nur **17.50**

Max Herbst, Markenh., **Hamburg A.**
Jllustr. Markenliste auch über Alben kostenl.



Lauten, Gitarren, Mandolinen
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Gummistrümpfe,
Leibbind., Gradehalt. u. **elektr. App.** etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Preisl. gr. u. frko.



Der Mensch
in körperlicher, geistiger und sexueller Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Fortpflanzung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde". **83 Abbildg.** Gegen Voreins. von M. 3.— zu bez. von **Strecker & Schröder, Stuttgart W**



TOLA WUND-PUDER

Antiseptisches Streupulver von vortrefflicher Wirkung, dient für folgende Zwecke: Als **Kinderpuder** zum Einpudern **wunder Hautstellen,** als **Gesichtspuder,** zum **Abpudern des Körpers** nach dem warmen Bad, oder nach **Körperwaschungen,** als **Streupulver** bei **wundgelaufenen Füssen,** gegen s. g. **Wolf** beim Reiten, sowie gegen **Achsel- u. Fußschweiss.** In ges. gesch. Streuschachteln zu 60 Pf. Zu haben in d. Niederl. v. **Kaiser-Borax,** Fabrik: **Heinr. Mack, Ulm a. D.**

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Heinrich Gutberlet: „Ströme der Stille." Leipzig, Frankenstein & Wagner.
Hans Stoecklein: „St. Amand." Lille, Liller Kriegszeitung.
Dr. Adolf Köster: „Wandernde Erde." München, Albert Langen.
Johannes Dück: „Kaufmännische Hochziele". Innsbruck, Tyrolia.
Felix Neumann: „Tannenberg". Zum 70. Geburtstag Hindenburgs am 2. Oktober. Berlin, Furcheverlag.
Verner von Heidenstam: „Kampf und Tod Karls des Zwölften". München, Alb. Langen.
Otto Alscher: „Die Kluft". München, Alb. Langen.



Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Bad Polzin (Moorbad in Pommern). Kaiserbad Sanatorium, physikalisch-diätetische Heilanstalt. Sanitätsrat Dr. Hölzl.

Brandenburg.

Buckow Kr. Lebus (Märk. Schweiz). Sanatorium u. Erholungsheim Waldfrieden. Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur- u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916. Tel. Nr. 55.

Eberswalde Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf" f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholbed.

Falkenhagen Seegefeld - A. bei Berlin. Sanatorium 8—11 M. San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelzimmer 9—11 M.)

Westdeutschland.

Bad Neuenahr Heilanstalten für Zuckerkranke. Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d. Dr. Külz.

Godesberg a. Rhein. Kurfürstenbad „Godesberg". Für Nervöse u. Erholungsbed. San.-Rat Dr. Stähly. Direktor Butin.

Teutoburger Wald.

Bad Lippspringe unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden
Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünst. Prosp. d. d. Brunnen-Administration. (Man beachte die Adresse.)

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen „Der Quellenhof", bish. „Hotel Quisisana". Vornehmst. Haus. Im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. M. Möbus.

Sachsen.

Bad Elster Sanatorium. Geh. S.-Rat Köhler. Vorn. Einr., Moor-, Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren. Eig. Gutsbesitz.

Bad Reiboldsgrün i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

Chemnitz Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, vollkommenste Einrichtung f. physikal. diätet. Behandl. Leicht- u. Schwer-Kranker. Zandersaal. Emser-Inhalator. Groß. alt. Park, freie Höhenlage. Modernst. Komf. Für Kriegsteiln. Ermäß. Prosp. Dr. Loebell.

Dresden Hotel Bellevue Weltbekannt u. vornehm. Unvergl. herrl. Lage a. d. Elbe, gegenüb. d. Kgl. Schloß u. Opernhaus. Zeitgemäß erneuert. Gr. Garten u. Terrasse.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prospekte frei. San.-Rat Dr. Römer.

Leipzig Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. Ausgang links.

Leipzig Fürstenhof Einheitspreise Mark 5 und 6 mit Frühstück.

Tharandt Sanatorium f. Nerv., innere Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr. Haupt. Dr. H. Haupt.

Zöbisch Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.

Harz.

Hahnenklee Sanatorium Hahnenklee, Oberharz. 600 m. Prosp. San.-Rat Klaus, Nervenarzt u. Arzt f. in. Krkheit.

Sülzhayn (Süd-Harz). Heilanstalt f. Leichtlungenkranke, Sanatorium „Hohentanneck". Somm. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne geschützte Lage sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. frei.

Thüringen.

Sommerstein Waldsanatorium bei Saalfeld, Thür. Regenerations- u. Schrothkuren. Schrift IIa frei.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz, S.-Alt. Prosp. durch Dr. Tecklenburg.

Tannenhof in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.

Süddeutschland.

Bad-Nauheim Eleonoren-Hospiz, Benekestr. 6-8. Familienh. I. R. i. best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. A. Hanke, Direktor.

Konstanz Das ehemalige Dominikanerkloster jetzt Insel-Hotel, Familienhaus I. R. Stets geöffnet. Gute Verpflegung inkl. Zimmer 14—18 M. M. Brunner, Bes.

Wiesbaden Hotel Adler Badhaus mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Lift, Zentralheizung. Anerkannt g. Küche. Offz. Ver. Man verl. Preisblatt.
Hotel Schwarzer Bock, Bäder v. Kochbrunnen, beste Kurgelegenheit, 150 Zimmer. Prospekt.

Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

St. Blasien Pension Waldeck, f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.

Degerloch-Hohenwaldau bei Stuttgart. Sanat. Dr. Reinert. Herz-, Magen-, Nervenkr., Erholungsbed., Gehstörungen. Gute Verpfleg. Prosp.

Bayern.

Garmisch Rosen-Eck, Kurh. f. Erholgsbed. u. Nerv., kstl. u. nat. Höhensonnentherap.

Lindau im Bodensee, auf einer Insel schön gelegen, herrliche Alpenaussicht. Hotel Bayerischer Hof. I. Ranges, alle neuzeitl. Einrichtungen. Pension. Stets geöffnet. Bes. W. Spaeth.

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Klin. geleit. Sanator. für innere Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erhol.-Bedürft. Gute zeitgemäße Verpflegung. 3 Aerzte. Auskunftsbuch. Schönster Herbstaufenthalt.

Schweiz.

Arosa Hotel u. Kurhaus Valsana. I. Rg., vorzügl. Lage. Jahresbetrieb. Komf. Pens. v. Fr. 10,— an. Prosp. Bes. Jösler.
Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsch. Haus. Pension v. Fr. 8,50 an. Tennis.

Davos-Dorf, Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestibül, Terrasse. Bes. M. Neubauer. Leit. Arzt Dr. E. Nienhaus.
Davos-Dorf Bergsanatorium. Haupts. Deutsche. Leit. Arzt Dr. Th. Janssen.

Davos-Platz Waldsanatorium. Leitender Arzt: Geh. San.-Rat Prof. Dr. Jessen. Näheres d. Prosp. Deutsche Leitung.

Zürich Grand Hotel Eden au Lac. I. Ranges, modern. Familien-Hotel. Mäß. Preise. Pens.-Arrangements. Ed. Kleber.

Dolder-Zürich Waldhaus Dolder. I. klass. Famil.-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.

Der „Berliner Lokal-Anzeiger" ist am besten informiert

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 42. | Berlin, den 20. Oktober 1917. | 19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 42.



Die sieben Tage der Woche.

9. Oktober.

Der Artilleriekampf in Flandern ist trotz stürmischen, regnerischen Wetters stark zwischen dem Houthoulster Walde und Zandvoorde. Nach unruhiger Nacht steigert sich auf der ganzen Front die Artillerietätigkeit zum Trommelfeuer. Beiderseits der Bahn Staden—Boesinghe und nördlich der Straße Menin—Ypern bricht englische Infanterie zum Angriff vor; der Kampf ist im Gange.

10. Oktober.

Auf dem Schlachtfeld in Flandern treten neben elf britischen Divisionen wieder französische Truppen in den Kampf. Die gewaltige Kraftanspannung der beiden verbündeten Westmächte erschöpft sich in tagsüber währendem Ringen an der Standhaftigkeit unserer Flanderkämpfer. Die morgens nach stärkstem Trommelfeuer vorbrechenden Angriffe bildeten die Einleitung zur Schlacht, die sich bei ununterbrochen heftigster Artilleriewirkung bis tief in die Nacht in fast 20 Kilometer Breite auf den Trichterfeldern zwischen Bixschoote und Gheluvelt abspielte. Die Gegner werfen immer neue Kräfte in den Kampf, die mehrmals, an einzelnen Stellen bis zu sechsmal, gegen unsere Linien anstürmen. Südlich des Houthoulster Waldes gewinnt der Feind bei Draaibank, Mangelaere, Veldhoek und am Bahnhof von Poelkapelle etwa 1500 Meter an Boden, bis ihn der Gegenstoß unserer Reserven trifft und seinen Anfangserfolg beschränkt. Von Poelkapelle bis südlich von Gheluvelt haben unsere tapferen Truppen ihre Kampflinien fest in der Hand; die wiederholten feindlichen Angriffe gegen diese 13 Kilometer breite Front sind sämtlich unter den schwersten Verlusten zusammengebrochen.

11. Oktober.

Auf dem Ostufer der Maas entreißen niederrheinische und westfälische Bataillone nach wirkungsvoller Feuervorbereitung den Franzosen durch kraftvollen Ansturm wichtiges Gelände im Chaume-Walde. Der Feind führt vier kräftige Gegenangriffe, die sämtlich verlustreich scheitern.

Auch südwestlich von Beaumont und bei Bezonvaux haben eigene Vorstöße in die französischen Linien vollen Erfolg.

Im September beträgt der Verlust der feindlichen Luftstreitkräfte an den deutschen Fronten 22 Fesselballone und 374 Flugzeuge, von denen 167 hinter unseren Linien, die übrigen jenseit der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt sind. Wir haben im Kampf 82 Flugzeuge und 5 Fesselballone verloren.

12. Oktober.

Während der Nacht liegt starkes Wirkungsfeuer auf dem Kampfgelände von der Lys bis zur Straße Menin—Ypern; es steigert sich heute früh schlagfertig zum Trommelfeuer. In breiten Abschnitten haben dann neue feindliche Angriffe eingesetzt.

13. Oktober.

In der Schacht in Flandern führen die Engländer in schmalerer, etwa 10 Kilometer breiter Front zwischen den Straßen Langemarck—Houthoulst und Zonnebeke—Morslede die Angriffe; ihr Einsatz an artilleristischen Kampfmitteln ist besonders stark. Nach mehrmaligem ergebnislosem Ansturm gelingt es der englischen Infanterie, zwischen Bahnhof und Dorf Poelkapelle im Trichtergelände vorzukommen. In tagsüber andauernden erbitterten Kämpfen werfen unsere Truppen den Feind beiderseits des Pendsbeek zurück.

Im ganzen beträgt der mit schweren, blutigen Opfern vom Feinde erkaufte Gewinn an zwei Stellen etwa ½ Kilometer Boden; überall sonst ist sein Einsatz vergeblich.

14. Oktober.

Nach wohldurchdachter Vorbereitung hat in vorzüglichem Zusammenwirken von Armee und Marine ein gemeinsames Unternehmen gegen die dem Rigaischen Meerbusen vorgelagerte, als Stützpunkt stark ausgebaute russische Insel Oesel begonnen. Nach umfangreichen Minenräumarbeiten in den Küstengewässern werden am 12. Oktober morgens die Befestigungen auf der Halbinsel Sworbe, bei Kielkau an der Taggabucht und am Soelosund unter Feuer genommen; nach Niederkämpfung der russischen Batterien werden Truppen gelandet. Die in der Taggabucht an der Nordwestküste der Insel ausgeschifften Truppen haben in frischem Draufgehen den Widerstand der Russen schnell gebrochen und sind im weiteren Vordringen nach Südosten.

15. Oktober.

Arensburg, die Hauptstadt der Insel Oesel, ist in unserer Hand.

Prüfung des nationalen Gewissens durch einen kriegsgefangenen französischen Universitätsprofessor.*)

I.

Diese kurze Aufzeichnung gebe ich heraus, weil ich den Drang und, wenn ich so sagen darf, die Sehnsucht nach Wahrheit in mir fühle. Ich gehorche keinem Drucke, gebe keiner Furcht nach und habe nicht die Absicht, einem ehrlichen Gegner, dessen Geisel ich bin, zu schmeicheln; auch verlange ich keine Gunst, noch werde ich irgendeine annehmen.

Zwei Jahre haben weder an meinen Gefühlen noch an meinen Ideen das Geringste geändert. Ich bleibe unbeweglich, was ich immer war: Ein aufrichtiger Bewunderer der deutschen Kultur, dieser Kultur, welche Toren und Verbrecher sich in den Kopf setzen, der romanischen Zivilisation entgegenzustellen. Ich für meinen Teil habe niemals die guten Eigenschaften des Volkes mißachtet, gegen welches die Umstände mich zu kämpfen gezwungen haben: Seinen Opfersinn, seinen großen Mut, seine zusammengefaßte Manneszucht, seine häuslichen Tugenden, seinen Organisationsgeist, sein methodisches Arbeiten, seine hohe Kultur. Ich erröte, wenn ich daran

*) Ein in deutscher Kriegsgefangenschaft befindlicher französischer Universitätsprofessor, dessen Namen wir aus naheliegenden Gründen nicht nennen können, hat aus eigenem Antrieb die nachstehende Abhandlung geschrieben. (Die Redaktion.)

denke, daß unter den französischen Schriftstellern sich nur ein Romain Rolland gefunden hat, der es wagte, öffentlich seine Stimme zugunsten des geschmähten Deutschland zu erheben. Dennoch sind wir viele, besonders an der Universität, die unter dem Schweigen, welches uns seit zwei Jahren auferlegt wurde, leiden. Frei sprechen wäre für uns mehr als eine Befreiung. Es ist für mich Gefangenen gleich einer ersten Erlösung.

gez. P. V.

1. Ursprung des Konfliktes.

Frankreich ist ein Politikerstaat ohnegleichen. Es gibt aber auch wohl kaum ein Land, in welchem die öffentliche Meinung über die Außenpolitik weniger unterrichtet ist als gerade hier. Man findet nur oberflächliche oder falsche Ansichten, entsprungen aus der unergründlichen Lektüre einer tendenziösen und lügnerischen Presse. Und das allein. Wie kann es einen wundernehmen, wenn die französische Volksmasse fast allgemein an einen Angriff von seiten Deutschlands glaubte, als der Konflikt losbrach. Man beklagte Serbien, das arme Lamm, welches zu erwürgen der Wolf in Wien Anstalten traf. Man kannte nichts von dem Balkanschwindel, man beobachtete nicht hinter dem Lamm den Bären. Man bemerkte nicht, daß Serbien auf dem Balkan nur das folgsame Instrument der mit jedem Tage waghalsigeren panslawistischen Bestrebungen war, die der Mord von Serajewo krönte. Und so verkannte man die Geduld und den Langmut der österreichischen Regierung gegenüber einem Prinzen, welcher sein blutbeflecktes Königtum der Tragödie des Konak verdankte (natürlich auch vergessen!). Ebenso kannte die öffentliche Meinung nicht die Irritation und wachsende Mißgunst, welche in England der ständig zunehmende kommerzielle Aufschwung Deutschlands und die bereits zum Sieg ausgewachsene Überlegenheit hervorriefen. Jedoch öffneten bald die Ereignisse selbst den weniger Weitsichtigen die Augen. Der Krieg zog sich in die Länge, und man erkannte, daß England allein dadurch Vorteile errang, und diese Erkenntnis führte eine wahre Änderung wie auch manch nützliche Überlegungen herbei. Man kam zu der Erkenntnis, daß, wenn Deutschland beabsichtigte, Rußland und Frankreich mit einem Schlage zu vernichten, es dieses sehr wohl hätte tun können, und zwar gelegentlich des Russisch-Japanischen Krieges; ferner, daß, wenn es überlegte Feindseligkeiten gegen England gehegt hätte, sie diese im Moment der Transvaalkrise zur Ausführung bringen konnte, um England zu schlagen. Dieses so deutliche und klare Argument drang durch. Wie konnte man zugeben, daß die deutsche Diplomatie, nachdem sie so viele günstige Gelegenheiten vernachlässigt hatte, in sehr dummer Weise die ungünstigsten Umstände benutzte, um das Schwert zu ziehen. Eine absurde Voraussetzung, gegen welche jegliche Überlegung sprach! Man erkannte so nach und nach die Wahrheit, nämlich, daß, weit davon der Angreifer zu sein, Deutschland in Wirklichkeit das Opfer einer verabscheuungswürdigen Koalition, die sich auf nicht zugegebene und nicht zuzugebende Gründe stützte, geworden war.

2. Unsere Presse!

Sie wird verachtet aus diesem Kriege hervorgehen, und man wird niemals zuviel Strenge gegen sie anwenden. Ihre verderbliche Rolle ist ohne Zweifel ausgespielt, und in allen Kreisen sowohl an der Front als auch im Innern des Landes begegnen ihre Informationen nur noch Glaublosigkeit und unverächtlichem Skeptizismus. Gewisse Zeitungen, wie zum Beispiel der offiziöse „Matin", sind zweifellos um mehrere Grade im Ansehen gesunken. Dieser war schon lange Zeit vor dem Kriege allgemein verachtet. Man kann sagen, daß die französische Presse sich im allgemeinen entehrt hat; schwerere Verantwortungen als diese auf sich geladen hat, kenne ich kaum. Sie hat den Haß unterhalten oder angestiftet, sie hat unablässig und schamlos gelogen. Lange Zeit hindurch hat sie Illusionen entstehen lassen, denen grausame Enttäuschungen gefolgt sind oder noch folgen werden. Ich schalte einige mutige Blätter aus, welche trotz der Härten und Unerträglichkeiten der Zensur sich bemüht haben, das Land in etwas die Wahrheit wissen zu lassen. Zum Beispiel die „Oeuvre" von Gustave Téry — zweifelhafter Charakter, aber Polemist ohnegleichen. Z. B. „l'Homme enchaîné", wo der Tiger, obgleich gealtert und immer Chauvinist, manchmal zu zeigen wußte, daß er seine Krallen und Zähne behalten hatte. Z. B. die „Homme du jour", welche häufig den Beweis eines schönen Mutes und anerkennenswerter Unparteilichkeit lieferte. Ich schließe davon aus die „Bataille", ja sogar die „Humanité", die „Humanité" ohne Jaurès, bedauerlicherweise! ! und endlich einige bescheidene Blättchen, wie das „Bonnet rouge" von Almereyda. Jedoch die anderen? — — — Ich spreche nicht vom Ex-Guerre-sociale „Victoire", lächerlich und aufgeblasen, noch von den radikalen Organen, die es als gute Politik ansahen, sich den Verleumdungen und den nationalistischen Verschmähungen der „l'Action française" anzuschließen. Ich spreche von der ernsthaften Presse, wie dem „Temps" oder den „Débats" und den großen „Revues", welche vor dem Kriege den lateinischen Gedanken ehrten, und die seitdem unter Anschluß an den Lügenpakt ihr Teil dazu beitrugen, die öffentliche Meinung irrezuleiten. Jedoch ich gestehe, daß man gerade die Schuld des „Matin" niemals zu hoch veranschlagen kann. Wer erinnerte sich wohl nicht der giftigen Kampagnen vor dem Kriege? Als Vorwand mochte Marokko oder die Fremdenlegion dienen, Tag für Tag bewiesen perfide Angaben, vielerlei Nadelstiche seinen einseitigen Haß und seine Provokation. Ich habe oft vorausgesagt, und zwar bereits lange vor dem Kriege, daß die chauvinistischen Agitationen, an welchen unsere Regierung teilnahm, unbedingt mit einem Konflikt enden würden. Ich bin einer von denen, welche die Katastrophe durchaus nicht überrascht hat. Aber ist es nicht niederschlagend, zu denken, daß die Verantwortlichen nicht zu ergreifen sind, und daß die gewissenlosen Männer, welche unter dem Schutz des Anonymats diese tödliche Kampagne für Frankreich herbeigeführt haben, straflos daraus hervorgehen! Ich habe als Dokument die sämtlichen Ausgaben des „Matin" aufbewahrt. Das ist ein wahres Monument von Bluff und Heuchelei. Ich erinnere mich, daß, als ich im September 1915 verwundet war und zum Depot zurückkam, mich die Neugierde befiel, die Nummern vom August 1914 mal wieder durchzusehen. Eine erbauliche Lektüre für den, der die Ereignisse von damals kannte. Charleroi ist dort ganz unerwähnt gelassen, und der harmlose Leser würde gar nicht ahnen, welches Unglück sich dahinter verbirgt. Man stelle sich also unsere Überraschung vor, als wir die Besetzung von Lille erfuhren und den blitzschnellen Marsch von „von Kluck" auf Paris.

Deutsche Kriegsgebete.

Von Franz Evers.

Ring der Güte, schließ dich wieder,
eine, die im Weltkampf stritten,
heile die verletzten Glieder,
hilf du allen, die da litten —
aber laß nicht Schwachheit siegen,
laß uns nicht im Völkerrat
noch dem Briten unterliegen —
auch im Wort sei deutsche Tat!

*

Uboot, junge Mythenwaffe,
zwinge Englands Fangarm nieder,
daß es nicht mehr Gold erraffe
aus dem Blut der Menschheitsglieder,
nicht mehr sich der Seemacht rühme,
triff ins kalte Mark dem Kraken,
trift die Flottenungetüme
tödlich wie Roms Enterhaken.

Und wenn sie um Frieden kommen,
gib nicht deine Schärfe hin,
sie zu strängeln, soll dir frommen,
Britennot ist Weltgewinn.
Die die Völker schlau verhetzten,
Kampf und Recht mit Lug bespein,
dürfen nicht die Unverletzten
nach dem Weltgerichte sein.

*

Gott in Fernen!
Gott in unserer Brust!
Es heißt, Millionenopfer bringen lernen,
aufrecht in Menschenleid und Heldenlust.
Wir darbten und litten
in harter Siegfriednot,
wir haben mit dem Tod
um das Reich gestritten.

Das Reich soll bleiben und sich mehren,
soll sich läutern und die Völker lehren.
Wir wollen, daß es ruchbar sei:
Deutschland wird Welt, Deutschland ist frei.

*

Und fragen sie auf Erden:
Was kann aus Deutschland Gutes kommen?
Sie sollen innewerden,
daß uns ein Stern entglommen —
ein Stern, der Völkern Pfade weist
und stetig Macht gewinnt,
der höchsten Opferlohn verheißt:
Daß wir zur Werktat durch den Geist
als Reich berufen sind.

*

Das Adlersinnbild bleibe
dein Schutz und führe dich.
Mit luftigem Vogelleibe
wiegt er in Himmeln sich.

Er überspäht die Erde,
dem Wirklichen vertraut,
und strebt zum Sonnenherde,
bis er die Wahrheit schaut.

Er hält mit starken Fängen
die gute Beute fest
und baut an Felsenhängen
sein Himmel- und Erdennest.

Erstarke, deutscher Glaube,
sprich dich der Lauheit frei,
auf daß die Friedenstaube
ein Adler sei.

3. Poincaré!

Bei dieser Nachsuche der Verantwortlichen ist es nötig, dem Präsidenten Poincaré einen besonderen Platz einzuräumen. Dieser Mann ist niemals recht populär gewesen. Eine kurze Zeit konnte die Reklame einer giftigen Presse allerdings die Aufgeklärtesten unter uns illusionieren. Seine Wahl wurde mit Vivats begrüßt, und auf den Straßen und Plätzen näselten die Kamelott's: „Il a le poing carré pour nous défendre — —" und andere chauvinistische Ulkereien. Als schlauer Mensch machte sich der Präsident daran, etwas auszubauen, das als Ganzes einem Strohfeuer glich. Indem er eine amerikanische Einfachheit anlegte, warf er das Protokoll (Formelnbuch) über den Haufen, verminderte die Ausgaben und unternahm durch alle französischen Provinzen diese unvergeßliche „Tournée" des nationalistischen Handlungsreisenden, welche durch den Krieg plötzlich unterbrochen wurde. Einige Monate später blieb von diesem hinterlistigen Bluff nur noch eine schwache Erinnerung zurück. Poincaré lernte nun die erste Art reiner Unpopularität kennen: „Das Schweigen über seine Persönlichkeit, ein drückendes Schweigen." Die Politiker, welche zu seinem Glück beigetragen hatten, zogen sich vor der öffentlichen Meinung zurück. Er wurde das, was er vorher gewesen war: „Der Komplice und Vasall von Briand, diesem Briand, dem großen Wahlherrn und Herrn der Republik." Vergeblich wiederholte er nun seine Besuche an der Front, vergeblich bemühte sich die offiziöse Presse, durch ihre Lobsprüche die öffentliche Meinung zu galvanisieren. Eine dumpfe Feindschaft folgte bald einer Gleichgültigkeit und verbreitete sich langsam in der Armee. Ich erinnere mich der Besichtigung, welche der Präsident in Begleitung des Königs Albert von Belgien auf der großen Ebene von Villers-Bretonneux abhielt; es war einige Tage vor der großen Offensive im September 1915. Beim Abmarsch vergewisserte man sich, daß wir keine scharfen Patronen bei uns trügen, und unsere Gewehre wurden sorgfältig untersucht. Ich stand in der ersten Reihe. Poincaré erschien, und ich wurde von seinem

mechanischen, automatischen Äußern überrascht, welches die rundlichen Formen und die Gutmütigkeit Joffres noch mehr hervortreten ließen. Ich hatte von ihm den Eindruck eines Mannes, den eine ungeheure Verantwortung schwer bedrückt. Diese Verantwortung, zwei Jahre Krieg, macht sich selbst bei denen augenscheinlich wahrnehmbar, die in Versailles den Rücktritt des alten, besiegten Clemenceau mit Geheul begrüßten. Nachdem nun unsere Augen geöffnet wurden, sind wir recht zahlreich, die Poincaré richtig einschätzen. Nicht als ob wir seine bemerkenswerte Intelligenz und seine ausgedehnte Kultur in Abrede stellen wollten! Als Advokat spricht er sehr gut oder vielmehr (denn er spricht nicht unvorbereitet), er schreibt sehr gut, ja sogar zu gut, in einem zu ausstudierten Stile, und mit seiner zu smarten Rhetorik, welche vielleicht den Gelehrten gefallen mag, hat er niemals die große Masse begeistern können. Ganz besonders der Charakter selbst steht nicht auf gleicher Höhe mit der Intelligenz. Unter falschem Schein von Bescheidenheit und Einfachheit ist er eine ruhmsüchtige Nichtigkeit, ein Extrakt von Selbsteingenommenheit, Peinlichkeit und Eigensinn, welche nur davon träumen, die Zurückgewinnung von Elsaß-Lothringen mit seinem Namen zu verewigen, kurz die „große Revanche“. Es unterliegt keinem Zweifel, daß seine persönliche Politik, die ja durch Barthou, Briand, Millerand und Delcassé genährt wurde, und deren Handwerkzeug er eher war als ihr Chef, den Krieg unvermeidlich machte. Am 14. Februar 1913 schrieb Baron Guillaume, belgischer Minister in Paris, an Herrn Davignon, belgischen Minister des Äußern: „Poincaré ist Lothringer und verfehlt keine Gelegenheit, dieses kundzutun, er war der Mitarbeiter und Anstifter der Militärpolitik von Millerand.“ Am 21. Februar präzisierte Baron Guillaume: „Ich erachte, daß es Poincaré, dem Lothringer, nicht mißfallen hat, vom ersten Tag an zu versichern, die Fahne seines Landes recht hoch zu halten. In den trüben Momenten, in welchen Europa sich befindet, bedeutet gerade die Anwesenheit Poincarés im Elysée eine große Gefahr. Unter seinem Ministerium sind die militärischen, leicht chauvinistischen Instinkte des französischen Volkes wieder aufgeweckt. Man hat seine Hand bei dieser Modifikation erkannt.“ — — So wurde er einer der Begründer des Gesetzes der dreijährigen Dienstzeit, und seine Wahl beschleunigte die Gesetzesannahme. Diese wurde von Deutschland als eine Art von vorausgenommener Mobilisation angesehen. Er befestigte immer mehr das russische Bündnis, welches jeden Tag lockerer zu werden schien. Er depeschierte an Delcassé nach Petersburg, und diese Handlungsweise an und für sich war schon eine Provokation. Mit England schloß er einen Militärvertrag ab, wo vorher nur einige mehr oder weniger herzliche Verständigung bestanden hat. Und dann die persönliche Freundschaft, welche ihn mit dem König Albert von Belgien verband, veranlaßte diesen, sich aus seiner Neutralität heraus zu unseren Gunsten zu entschließen. Es ist ein großes Unglück für Frankreich gewesen, daß die radikale Partei auf dem Kongreß von Versailles nur die schwächliche Person eines „Pams“ ihm gegenüberzustellen hatte. Ein Bourgeois oder ein Caillaux hätten uns sicherlich den Krieg erspart. Poincaré wird in der Geschichte der verderbliche Mann bleiben, dessen ehrgeizige und unvernünftige Ziele nämlich, das Deutsche Reich politisch zu isolieren, unser unglückliches Land in eine nie wieder gut zu machende Katastrophe gestürzt haben.

4. Die Intellektuellen!

Die französische Presse hat viel Aufhebens wegen des Manifestes der deutschen Intellektuellen gemacht. Ich habe dieses berühmte Schriftstück gelesen und gestehe, weder überrascht noch entrüstet darüber zu sein. Überzeugt, daß Deutschland seine eigene Existenz gegen einen Angriff, wo die Suggestion des Neides sich mit den Wünschen der Revanche vereinte, zu verteidigen hatte, ist es logisch, daß die Intellektuellen jenseit des Rheines sich nicht gescheut haben, den Militarismus und die Kultur zu vereinen, und somit bildete unter diesen tragischen Umständen die Armee für sie sicheren Schutz und Schirm. Ich billige in dieser Hinsicht nicht die Zaghaftigkeit, die absichtlichen Verschweigungen oder die Verurteilungen von Romain Rolland. Ich sehe hinüber zu den Deutschen, denen ich meine Bewunderung zolle. Wenn einmal Friede ist, wird man nicht ohne ein mitleidiges Lächeln die Anklagen der Barbarei, welche man in kindischer Weise gegen sie gerichtet hat, und all die vielen kindlichen Dummheiten, diktiert von chauvinistischer Erregung oder böser Absicht, lesen. Es entstand eine fixe Idee; hier ein beachtenswerter Wissenschaftler, dort ein tüchtiger Chemiker, dort ein berühmter Mediziner, alle wurden plötzlich gewöhnliche Abschreiber, elende Sammler, es genügte eben, daß sie sich der Kundgebung angeschlossen hatten. Eine einfache Unterschrift machte ihre Talente null und nichtig. Man sah hervorragende Publizisten sich bemühen (und zwar ohne sich um die Lächerlichkeit ihrer Handlungsweise zu kümmern), Beweise zu liefern, daß ein Beethoven nicht Deutscher, sondern Belgier sei. Ein Saint-Saëns versucht in lächerlicher Weise seine eigenen Werke über die gigantischen Werke eines Wagner zu stellen. Ich erinnere mich der Konzerte, in denen jegliche deutsche Musik streng verbannt war (allerdings nicht ohne Mühe). Der langweilige und lästige Saint-Saëns stellte sich dort zur Schau, wenn nicht die unerschöpfliche und banale Harmonie eines Massenet gegeben wurde, oder noch schlimmer, nämlich der transalpinischen Maestros. Selten waren die Schriftsteller und Künstler von irgendwelchem größeren Namen, die dieser nationalistischen Ansteckung entgingen und unter Verleugnung der Unbeliebtheit menschlich blieben und an ihren früheren Ansichten festhielten. Dieser schreckliche Krieg wird ein unverkennbarer Prüfstein der Meinungen und der Menschen gewesen sein. Bevor er losbrach, zollte auch ich dem Meister Anatole France die größte Bewunderung. Ich verhehlte mir zwar nicht, daß seine schreckliche Ironie das größte Lösemittel der französischen Festigkeit und Glaubhaftigkeit gewesen war. Aber nach einer weitläufigeren und schmiegsameren Intelligenz, nach einem feineren Geist suchten wir vergebens. War es die Ermordung von Jaurès und die Furcht, statt seiner der Sündenbock zu werden? Wir hatten den Schmerz, Anatole France in unanständiger Weise sich den polemischen Schriftstellern ohne Skrupel und ohne Aufrichtigkeit anschließen zu sehen, um Deutschland in niedriger Weise zu schmähen und überall Haß zu säen. Mit Ausnahme von Romain Rolland und einigen mutigen Publizisten, wie Henri Faber, Almereyda und der vornehmen und edelmütigen Severine, unterlagen alle übrigen der allgemeinen Narrheit. Große und reine Dichter, wie Henri de Régnier, verschiedene geniale Schriftsteller traten in den Schwarm der Zeitungsschreiber ohne Scham und einige Akademiker, die nach einer gehaltlosen Reklame dürstete. Wir sahen die eigenar-

tigsten Schauspiele. Wir sahen den alten Anarchisten Maurice Barrès vom „Ennemi des lois" sich an die Spitze der Patriotenliga stellen, während ein Rat von der Oberrechnungskammer mit 70 Jahren freiwillig an die Front ging und den Heldentod starb. Wir sahen die hervorragendsten unserer Zotenschriftsteller: einen Maurice Donnay, den früheren Nachtschwärmer, einen Henri Lavedan, Geschichtsschreiber des „Vieux marcheur", und den Robette Langlois sich schamlos hinstellen als Bürgen und Kämpfer für französische Moral und Zivilisation. Ich vergesse die Bazin, Masson, Rostand und Richepin, von denen wir ja allerdings keine Unparteilichkeit erwartet hatten. Aber die Meister, welche ich besonders bevorzugte, einen Bergson, diesen klaren und feinen Philosophen, auch Claude-Debussy, meinen lieben Debussy, wir sahen sie alle, sich den Darlegungen der Akademien anschließen und ungerechterweise Partei ergreifen und aus dem Stillschweigen heraustreten, welches sie so leicht, so würdig hätten bewahren können, ja so würdig — — — überhaupt nicht hervortreten. Ich sehe noch auf der Theaterbühne von T — — Alfred Capus, wie er seine Vorträge hielt. Ich erinnere mich dieses Kahlkopfes mit dem schmächtigen Antlitz, wenn er sich bei seiner Kurzsichtigkeit nahe über die Schriftstücke bückte und sie mit seiner etwas näselnden Stimme vorlas und die schon hundertmal gelesenen und wieder gelesenen, von ihm abgeklatschten Verleumdungschriften zum besten gab. Der Gegensatz war überraschend und komisch zwischen diesem hinterlistigen und gehässigen Menschen, der da sprach, und dem Ideal, welches er schamlos zu verteidigen verlangte, nämlich: „Die Zivilisation, das Recht und die Freiheit."

Noch immer nicht genug!

Von Emma Stropp.

Frauenarbeit — was sie in diesen Kriegsjahren geleistet — wir wissen es alle. Rühmend ist auch von Kreisen, denen in früheren Jahren die Bedeutung weiblichen Schaffens und Wirkens fernlag, anerkannt worden, daß nur durch die aufopfernde Mitarbeit der Frauen an den inneren Aufgaben der Kriegführung, an der Aufrechterhaltung des volkswirtschaftlichen Lebens durch ihre willige Anpassung an die veränderten Bedingungen der Haushaltführung die Möglichkeit geschaffen wurde, einen Krieg von dieser Ausdehnung, von so langer Dauer ohne eingreifende Schäden des heimatlichen Lebens durchzuführen.

Die Zahl der arbeitenden Frauen ist in diesen Kriegsjahren um viele Hunderttausende angewachsen, ihre fleißigen Hände rühren sich in Fabriken und Werkstätten, tief beugt sich der Nacken unter schweren Lasten, die Muskeln spannen sich um den Griff von Spaten und Sensen, sicher und fest leiten sie Gespanne und Kraftwagen durch die Straßen der Großstadt, auf holperigen Äckern, in Regen und Wind. In den Amtstuben aber klappern die Schreibmaschinen, in den Räumen der Banken gleiten kluge Frauenaugen über lange Spalten von Zahlen, in Wohlfahrtstellen und Hausfrauenvereinen erteilen sozial geschulte, erfahrene Frauen Beratung und Belehrung, und die Führerinnen der Frauen, die weitestblickenden und erfahrungsreichsten, arbeiten in Behörden und Kriegsämtern gemeinsam mit den Männern an der Lösung schwerwiegender wirtschaftlicher oder fürsorgerischer Fragen. Viele Hunderttausende —ja Millionen von Frauen tun ihre Pflicht — einfach und schlicht. Selbstverständlich war es ihnen, in die Lücken zu treten, die der Krieg in das männliche Arbeitsheer gerissen — sie schaffen mit Aufbietung aller Kraft, der körperlichen und der geistigen — als treue, opferwillige Soldaten des Wirtschaftskampfes. Aber sind schon alle „Dienstpflichtigen" in dieses Heer der Frauen, in diese Armee weiblicher Berufssoldaten oder freiwilligen Helfer eingereiht — oder gibt es auch unter den Frauen „Drückeberger"?

Leider muß diese letzte Frage Bejahung finden. Wohl sind in den breiten Volksschichten, in den einfacheren Bürgerkreisen, im gebildeten Mittelstand, in den Reihen der Frauen und Töchter des höheren Beamten- und des Offizierstandes die Mehrzahl bereits in irgendeiner Weise, entweder beruflich oder ehrenamtlich, im Dienste des volkswirtschaftlichen oder öffentlichen Lebens tätig.

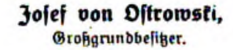
Aber sehen wir diese Reihen einmal durch, überblicken wir einmal den Kreis unserer Bekannten und Freunde, prüfen wir uns selbst — tun sie, erfüllen wir selbst unsere ganze volle Pflicht dem bedrängten Staate gegenüber? Wir genießen seinen Schutz, wir leben wohl unter mancherlei Einschränkungen und Entbehrungen — aber sicher behütet hinter der feldgrauen Mauer, die in Not und Tod unsere Männer bilden, die, abgesehen von den körperlichen Leistungen und Gefährdungen, Beruf und Verdienst, Zukunftstreben und Lebensarbeit freudig aufgeben um des Vaterlandes willen, um die Heimat, um uns, die deutschen Frauen und Mädchen, vor den furchtbaren Schrecken des Krieges zu bewahren.

Müssen nicht nur alle unsere Gedanken, sondern auch alle unsere Kräfte ihnen gehören, legen uns ihre Opfer nicht die ernste Verpflichtung auf, gleichfalls unter Zurückstellung der eigenen Lebensinteressen daran mitzuarbeiten, daß sie mit allem, was das blutige Kriegshandwerk an Rüstzeug erfordert, dauernd und in vollstem Maße versehen sind und das heimatliche Verwaltungs- und Wirtschaftsleben nirgend eine Hemmung erfährt — weil Arbeitskräfte mangeln? Viele Hunderttausende von Frauen dürfen in dieser Beziehung sagen: Wir tun unsere Pflicht. — Können es alle deutschen Frauen sagen?

Viele glauben es. Zahlreiche davon irren sich — die meisten von ihnen sind in den höheren, den besitzenden Ständen zu finden. Wohl gibt es auch in den breiten Volksschichten noch Frauen, die, weil der Mann einen hohen Verdienst bezieht oder sie selbst durch Renten gut versorgt sind, es nicht für nötig halten, selbst zu irgendeiner Arbeit zu greifen, obgleich sie durch häusliche Verpflichtungen nur wenig belastet sind. Aber ihre Zahl ist verhältnismäßig gering. —

Schon aus privatwirtschaftlichen Gründen wird die Frau aus dem Volke, die es mit ihren Aufgaben als Frau und Mutter nur irgend vereinbaren kann, sich um der jetzt hohen Entlohnung willen, einer ihren Fähig-

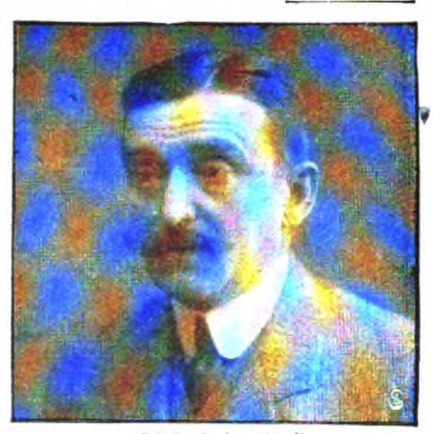




Josef von Ostrowski,
Großgrundbesitzer.



Alexander von Kakowski,
Erzbischof und Metropolit von Warschau.



Fürst Lubomirski,
bisheriger Stadtpräsident von Warschau.

Der neue Regentschaftsrat in Polen.

keiten entsprechenden Berufsarbeit zuwenden. Sich selbst damit nützend, dient sie gleichzeitig der Allgemeinheit. Auch liegt in dem engeren Zusammenleben der Frauen des Volkes ein wirksames Ausschaltungsmoment der Müßiggängerinnen. Derbe Worte und allgemeine Geringschätzung führen die Zaudernden früher oder später in den Kreis der Arbeitenden. Die Frauen des Bürgerstandes und des Mittelstandes werden aber durch die Teuerung gezwungen, in das Berufsleben einzutreten, viele von ihnen leisten in ihren Freistunden besoldete oder ehrenamtliche Arbeit im Dienst der Allgemeinheit. Jedoch nicht alle tun es — flanierend, in den Geschäften herumstreifend, vertrödeln manche von ihnen wertvolle Stunden, die sie dem Staate zum Opfer darbringen könnten.

Vor allem aber sind es die begüterten Kreise, in denen die „Drückebergerinnen“ zu finden sind. Es sind nicht immer nur die Frauen, die in Ichsucht und Oberflächlichkeit ihr Leben verbringen, jene Drohnen der Gesellschaft, die — leider — von den Männern als Spieltierchen gezüchtet werden. Auch viele an sich recht schätzenswerte Frauen und Mädchen halten sich noch immer von einer Betätigung in öffentlichen Diensten zurück. Es sind zumeist jene „Nur-Hausfrauen“, die — noch immer —



Vizeadmiral Erhard Schmidt,
Befehlshaber der deutschen Seestreitkräfte, die bei der Besetzung der Insel Ösel mitwirkten.

Zur deutschen Truppenlandung auf Ösel.



Ein Pfarrhaus auf der Insel Ösel.



nicht gelernt haben, daß ihre Lebensaufgabe mit der Fürsorge für Haus und Familie nicht erschöpft ist, daß sie, als Bürgerinnen eng mit dem Staatsleben verknüpft, ihm auch ihrerseits einen Teil ihrer Leistungsfähigkeit schulden. Spricht man mit solchen Frauen, so heißt es: „Ich habe wirklich keine Zeit — die Haushaltführung ist jetzt so erschwert." — Gewiß ist sie das. Aber wie machen es denn die berufstätigen Frauen, die doch auch dafür sorgen müssen, daß ihre Häuslichkeit in Ordnung ist und täglich die Töpfe dampfen? Sie haben eine bessere Zeiteinteilung, sind weniger umständlich und gewandter — auch als Hausfrauen.

Mit etwas weniger Schwerfälligkeit und mehr gutem Willen könnten, trotz ihrer Hausfrauennöte, aus diesen Kreisen viele jetzt noch brachliegenden Kräfte der öffentlichen Arbeit zugeführt werden, handelt es sich doch bei dieser oft nur darum, sich zwei- bis dreimal wöchentlich

für bestimmte Stunden zu verpflichten. „Ach, ich hab das ja versucht — aber es gab da Reibereien — und bloß Listen schreiben oder Bezugscheine ausstellen — das wurde mir zu langweilig."

Ja, haben denn die Männer, die jetzt ihrem militärischen Dienste nachkommen, sich nicht auch ihren Vorgesetzten zu fügen, ist das Postenstehen etwa nicht langweilig? Es können nicht alle — und besonders nicht die Neulinge der öffentlichen Arbeit an leitender oder gar „repräsentativer" Stelle stehen. Meine Damen, Sie sind Rekruten der heimatlichen Frauenarmee, müssen erst ausgebildet werden und — Disziplin lernen, jene Disziplin, die die berufsgewöhnte Frau als selbstverständlich erachtet, die jedoch den unabhängigen Herrscherinnen von Küche und Haus so bitterschwer fällt. Aber wenn diese Frauen schon nicht selbst in Reih und Glied eintreten wollen, so sollten sie sich wenigstens nur mit dem allernötigsten Dienstpersonal behelfen. Es gibt wiederum — noch immer — Haushaltungen, in denen zwei bis drei, oft noch mehr Dienstboten gehalten werden, die fast immer, gleich ihrer „Herrschaft", ein recht bequemes und tatenloses Leben führen. Schließt doch eure Empfangs- und Gesellschaftsräume — ihr müßt es der Kohlenknappheit wegen ja doch bald tun — und gebt eure Dienstboten frei, damit sie Dringenderes verrichten als Parkett bohnern und Staub wischen — Geschosse fertigen oder auf der Post Briefe sichten und austragen zum Beispiel — auf daß sie da einspringen, wo der Staat — wir alle — ihre Arbeitskraft gebrauchen.

Denkt an das Gesamtwohl — nicht nur an das Aufrechterhalten eurer Lebensgewohnheiten. Es ist doch Krieg! — Eure Männer und Söhne tun doch auch manches — „was sie bisher nicht nötig hatten" — manch feines Herrchen hat das Stubenaufwischen in den Kasernen gelernt und wäscht sich seine Wäsche jetzt höchst selbst. Entlaßt die überflüssigen Dienstboten auch, damit jene Frauen sie verpflichten können, die ihrer wirklich bedürfen. Haltet nicht drei Leute, wo eine Arbeitskraft genügen würde, wenn ihr selbst mit Hand anlegen würdet. Vergeßt nicht, daß in allen Staatsbetrieben die Nachfrage nach Arbeitskräften eine brennende ist, daß viele kranke und mit Arbeit schwerbelastete Frauen jetzt keine Hilfskraft finden können, weil „die am Kurfürstendamm" ihrer zu viele haben, sie auch so verwöhnen, daß sie für den Mittelstand — und auch für ihr eigenes späteres Leben — unbrauchbar werden.

Und die Fräulein Töchter? — Ja, es gibt noch immer „Fräulein Töchter" — obgleich ihre Zahl beträchtlich zusammengeschmolzen ist, weil die Jugend, schon in einem anderen Geiste aufgewachsen, mehr Zusammenhangsgefühl mit dem großen, pulsierenden Leben des Staates besitzt als viele ihrer Mütter. Aber doch — auch bei der weiblichen Jugend liegen noch viele Kräfte brach, die der Allgemeinheit zugeführt werden können, ihr zugeführt werden müssen. Es geht jetzt nicht an, Privatstudien zu pflegen, mögen sie auch noch so ernst aufgefaßt und durchgeführt werden. Auch die jungen Männer mußten des Vaterlandes wegen ihre Ausbildung unterbrechen, sie stehen im Schützengraben, die Studenten und Künstler, viele von ihnen decken graue Schollen in Feindesland.

Eine Anzahl von Studentinnen ist bereits mit gutem Beispiel vorangegangen, sie arbeiten für Lohn und Brot in Munitionsfabriken, andere werden folgen, denn sie wissen, daß es jetzt wichtiger ist, Patronen zu füllen, als alte Klassiker zu studieren, wenn dadurch auch die Erreichung des Lebenzieles auf einige Monate oder auch Jahre hinausgeschoben wird.

Kürzlich schrieb mir eine Jugendfreundin: „Meine Aelteste gibt den Beruf als Krankenpflegerin jetzt auf, um ihre schöne Stimme ausbilden zu lassen." Die Antwort lautete: „Dein Sohn hat seine Berufsstudien schon vor drei Jahren abbrechen müssen, weil die Vaterlandspflicht ihn rief, er trägt das Eiserne Kreuz erster Klasse. Du findest es ganz selbstverständlich, daß sein Universitätsbesuch Unterbrechung finden mußte: Frage dich selbst, was jetzt nötiger ist — Krankenpflege oder Gesangsstudien. Deiner Ältesten Stimme kann wohl noch ein Jahr auf ihre Ausbildung warten, Anne-Marie aber wird, wenn sie sich die Sache recht überlegt, sich von ihrem Bruder nicht beschämen lassen wollen." Prakti-

schen Berufen und allgemein nützlichen Betätigungen müssen unsere Mädchen jetzt zugeführt werden — Kunst und Wissenschaft in Ehren — aber heute stehen sie erst in zweiter Linie. Alle Kräfte, auch die der Frauen und Mädchen, müssen angespannt werden, um dem Feind zu wehren, das Land zu nähren und die Räder des großen Staatshaushaltes in allen seinen Einzelbetrieben in steter, niemals gehemmter Bewegung zu erhalten.

In England waren vor einiger Zeit bereits 700 000 Frauen, darunter ein sehr hoher Prozentsatz aus den sogenannten höheren Kreisen, allein in den Munitionsfabriken tätig, ihre Zahl wächst ständig, denn in England weiß man genau, worauf es ankommt, und daß die „silbernen Kugeln" nicht mehr genügen. Die Zahl der gebildeten Frauen, die in unseren Munitionsfabriken, im Postwesen und anderen Staatsbetrieben in Reih und Glied mit den Frauen des Volkes arbeiten, ist noch gering. Das muß anders werden; auch die verwöhnten und vom Glück begünstigten Frauen müssen sich klar werden, daß es Todsünde am Vaterlande bedeutet, wenn sie jetzt nicht jede verfügbare Stunde der Allgemeinheit widmen. Auch in den Luxushäusern muß man „Zeit haben" für höhere Pflichten.

Die Pflicht der Stunde ruft alle Frauen in die Reihen der weiblichen Soldaten des Wirtschaftskampfes — denn ihrer sind noch immer nicht genug!

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Die Schlacht in Flandern geht ihren Gang. Hatten sie anfangs nur die Wahl, abzubauen oder anzurennen, hatten sie sich, im Bewußtsein ihrer Unfähigkeit ihre Lage durch geordneten Rückzug zu verbessern, zum Anrennen von vornherein entschließen müssen, bleibt ihnen nun nichts übrig, als darin fortzufahren bis zur Erschöpfung. Daran arbeiten sie also mit dem äußersten Aufwand an Hilfsmitteln und mit rücksichtsloser Aufopferung von Menschenleben. Die Schwierigkeiten des Kampfgeländes, das sich, früher als dem Angreifer erwünscht, in einen Sumpf verwandelt, erhöhen die Mißerfolge, die ihnen andauernd beschieden sind. Vergebens haben sie sich in eine neue Taktik eingearbeitet. Vergebens ändern sie die Richtung ihrer Sturmangriffe. War die Angriffsrichtung am 4. Oktober nach Nordosten versucht mit dem Ziel auf Passchendaele, so wurde neuerdings nach Norden abgedreht. Die Frontbreite wurde noch mehr eingeschränkt. Sogar die doch wahrlich nachgerade matt gewordenen Franzosen mußten ihre Linien noch mehr verdünnen, um sich mit mehreren Divisionen ins englische Gedränge am Ypernbogen zu pressen. So entstand der neue Massenangriff vom 9. Oktober.

Es war ein neues Beispiel erfolgloser Anstrengung, das spröde Kriegsglück durch übertriebenen Einsatz auf die Seite des hartnäckigen Verlierers zu zwingen. Unerbittlich schlug auch dieser Versuch fehl. Die Lage, in die sich die Engländer verrannt haben, ist so ungünstig wie möglich. Ein Blick auf die Karte zeigt die Ueberlegenheit unserer Stellung, welche die englische im Halbkreis umfaßt. Eine Tollheit scheint es, gegen diese Umfassung anzugehen, gegen die die englische Stellung nur mit ununterbrochenem Nachschub dichter Truppenmassen und mit ununterbrochenem Spiel von Massenfeuer überhaupt gehalten werden kann.

So nach dem wirklichen Stand der Dinge betrachtet, ist es leicht verständlich, daß unsere Verteidigung, deren Führung und deren Durchführung sich in den schwersten Aufgaben bewährt, auch dem Ansturm des 9. Oktober ein vernichtendes Schicksal bereitete. Nach tagelangem Zerstörungsfeuer und frühmorgens einsetzendem Schlagfeuer der Engländer geschah der Anprall in tiefgegliederten dichten Massen gegen unsere Linien zwischen Bixschoote und Gheluvelt. Die Berichte zeigen, wie die schonungslos eingesetzten, immer aufs neue anrennenden Massen der Engländer und Franzosen nutzlos aufgeopfert wurden. Bis tief in die Nacht dauerte der erbitterte Nahkampf. Durch wuchtige Gegenstöße wurden die Angreifer in der Linie Poelkapelle bis südlich Gheluvelt restlos abgeschlagen.

Als Angriffziel mußten nach Lage der Dinge die Höhen gelten, die bei Moorslede und Passchendaele eine Basis für ein späteres Vorgehen bilden würden. Daran arbeitet die versammelte Hauptmacht des englischen Heeres. Aus dem Bericht vom 13. Oktober geht hervor, daß die Engländer nach dem Scheitern des Ansturmes vom 9. ihre Front, die an sich schon kaum 15 Kilometer schmal war, auf zwei Drittel beschränkt haben. Es sind erneute Angriffe in dieser geringen Ausdehnung zwischen den Straßen Langemarck—Houthoulst und Zonnebeke—Moorslede angesetzt worden. Gleichzeitig konnte bereits berichtet werden, daß die schwersten blutigen Opfer dem Feinde nichts einbrachten. Der gewissenhaft erwähnte Gewinn von je einem halben Kilometer an zwei Stellen unserer unversehrten Stellung spielt natürlich keine Rolle.

An der Arrasfront, an der Aisnefront, an der Maas wurde andauernd gekämpft. Im großen ganzen spielten sich Ereignisse von Bedeutung auf diesen Gebieten wie an den übrigen Landfronten nicht ab.

Dagegen brachte die vorige Woche die hochbedeutsame Meldung, daß Teile unseres Heeres und unserer Flotte auf der Insel Oesel Fuß gefaßt haben.

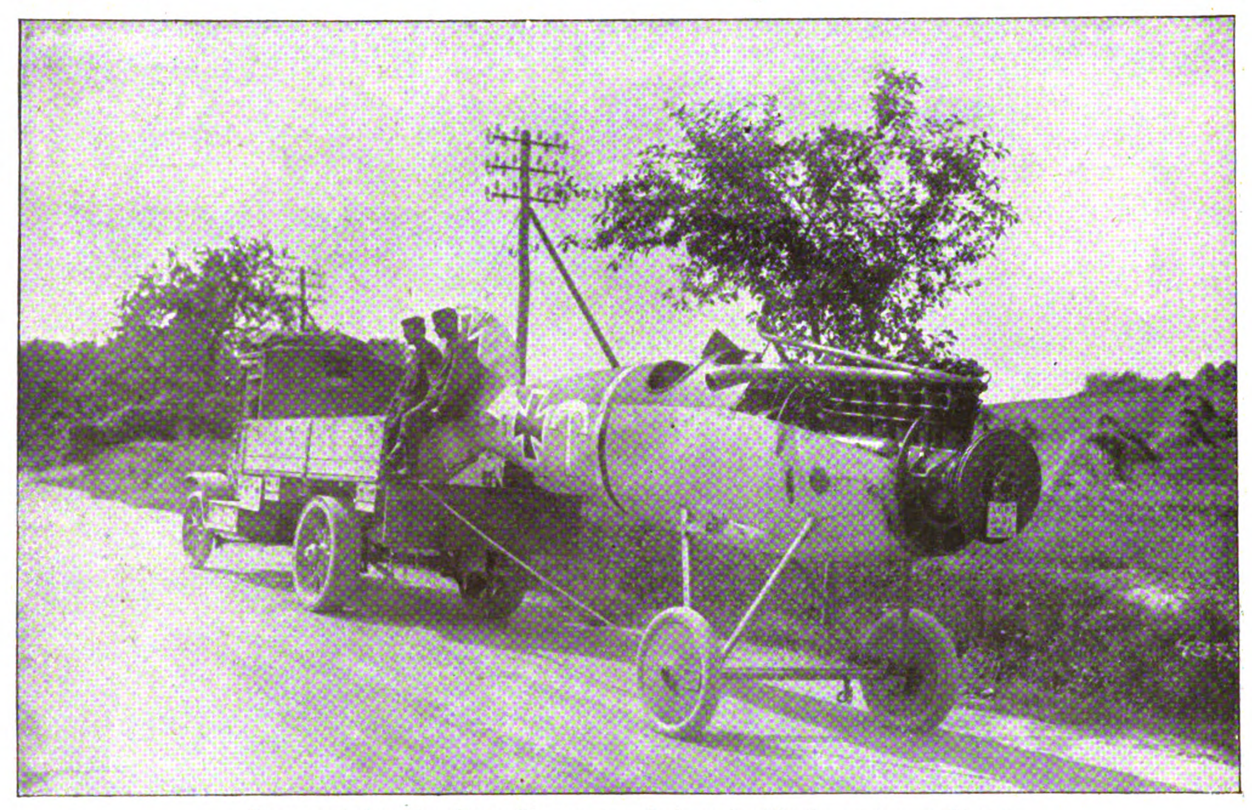
Als Vorläufer dieser Botschaft war eine Meldung von erfolgreichem Luftbombardement dieses neuen Schauplatzes eingetroffen.

Die neue Ueberraschung bildet ein neues Glied in der Kette von Ereignissen, die von unserer Kriegsleitung im Zusammenwirken von Heer und Flotte geschmiedet wird. Auch diese Einzelerscheinung steht in engem Zusammenhang mit dem Verlauf der Ereignisse, der vom Willen und von den Absichten unserer einheitlichen Führung geleitet wird. Unbeirrt machen wir Fortschritte, die uns dem siegreichen Ende näher bringen. Wir begrüßen den Schlag, zu dem Landheer und Flotte am Rigaischen Meerbusen sich vereinigten, frohen Mutes im Uebergang in die neue Woche.

Dem zielbewußten, einmütigen Zusammenschluß der treuen Verbündeten Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Türkei und Bulgaren kann es nicht fehlen, die Erfüllung unserer gemeinsamen Siegeshoffnungen in absehbarer Zeit zu erleben.



Kaiser und König Karl in Wolhynien: Empfang auf dem Bahnhof in Kowel.



Transport eines deutschen Flugzeugs auf einer Landstraße an der Westfront.



Deutsche Luftbeute: Englisches Großflugzeug (Typ Handley-Page),

das kürzlich von unseren Flugabwehrkanonen in Flandern abgeschossen wurde. Das Flugzeug hatte 3 Mann Besatzung und trug 16 Bomben von je 50 kg an Bord.

Von der deutschen Luftwaffe.





Von links: Kronprinz Georg, Prinzessin Helene, Prinz Paul, Königin von Griechenland, Prinzessin Irene, König Konstantin, Prinzessin Katharina.



Phot. Alaf.

Der augenblickliche Wohnsitz des Königs: Villa Werli am Zürichberg.

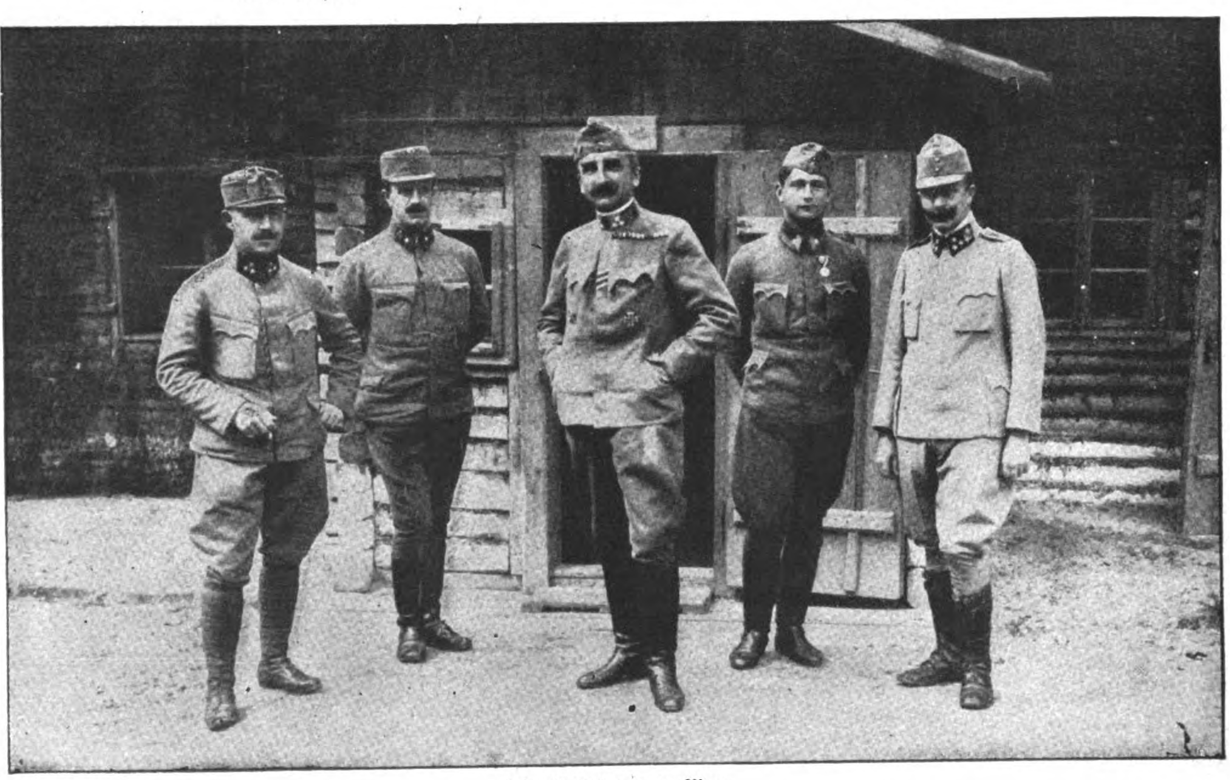
Vom Aufenthalt des Königs Konstantin von Griechenland mit seiner Familie in der Schweiz.



Oberst Frhr. Kreß von Kressenstein,
Chef des Stabes eines Armee-Oberkommandos, erhielt den Orden Pour le Mérite.



Generallt. Graf Egon von Schmettow
befehligte die Divisionen, die die russische Stellung nordwestlich von Jakobstadt durchbrachen.



Oberst Frhr. von Mor,
Kommandant einer k. u. k. Inf.-Brigade, mit seinem Stabe.



Aus Rumänien: Straßentypen aus Bukarest.

Nach einem Original unseres Spezialzeichners Kurd Albrecht.



Phot. Ziegenborn. Hauptmann Gadebusch. — Major Kurz. — Phot. Chraspolski. Oberstabsarzt Wolf. — Fliegerleutnant Hans Appel. — Oberleutnant Schneevoigt.

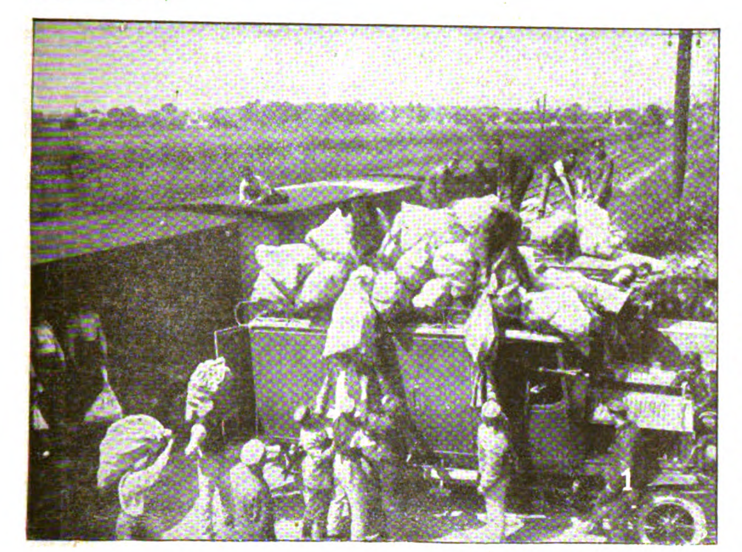
Off.-Stellv. Luchterhand. — Vizefeldwebel Walter Wolff. — Leutnant H. Hebbel. — Phot. Langhammer. Leutnant Krügermeyer. — Phot. Seidl. Hauptmann Wittenstein.

Fliegerlt. Walt. Heinz Kypper. — Hofphot. Kaschlow. Leutnant Walter Römer. — Phot. Leske. Off.-Stellv. Karl Pleit. — Hofphot. Zeligmann. Unteroffizier Rich. Beck. — Unteroffizier Ad. Wellhausen.

Phot. Schäfer. Oberleutnant Knaus. — Phot. Höffert. Leutnant Walter und Konrad Wiederholt. — Phot. Heep. Leutnant Wilh. Reimann. — Phot. Bock. Oberjäger Otto Bedke.

Leutnant Wilh. Sabban. — Vizefeldwebel Paul Kubisch. — Feldw.-Leutnant Fritz Schmidt. — Pionier [illegible]ädler. — Feldwebel Willi [illegible].

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.











Von der Feldpost im Westen.

Phot. Haeckel.

1 Verladen der Feldpostsäcke in die Autos

2. u. 3. Feldpostbriefkasten.

4. Inneres eines Feldpostamtes.

5 Ankunft der Feldpost am Feldpostamt.



Phot. Hünich.

Weibliche Hilfspolizistinnen in Leipzig: Bei der Ausgabe von Droschkenmarken.



Ausstellung von Kriegsbildern Prof. Schöbels an der Westfront.

Nachtlied.

Nun steigt am Bügel der Leier
Die goldene Vega herauf,
Nun tun sich zu heiliger Feier
Des Himmels Geheimnisse auf.

Die sieben Plejaden schweben
Gleich Grazien zum festlichen Tanz,
Mars hält im Mondlichtweben
Übers Haar Berenikes den Kranz.

Demantgleich funkelt Capella,
Dem strahlenden Adler gesellt,
Ave, Venus, Maris Stella!
Bist auch du eine leidende Welt?

Fern leuchtest du, Kreuz des Südens,
Gewußt, von uns ungesehn;
Ihr wandelt dort Wege des Friedens,
Unbekümmert um unser Geschehn!

Seid ihr Perlen von Gottes Geschmeide,
Auf unsterblichen Schnüren gereiht?
Oder Tränen vom Weltgeistkleide,
Gestreut in die ewige Zeit? —

Ihr Sterne in leuchtender Ferne,
Ihr wandelt in lautloser Pracht,
Doch weiß ich zwei kleinere Sterne,
Die mir strahlen in dunkelster Nacht!

Alfred Friedmann.

Alt-Thüringen im Bilde.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Das Städtische Museum zu Erfurt hat für diesen Sommer und Herbst gemeinsam mit dem Verein für Kunst und Kunstgewerbe die Ausstellung „Alt-Thüringen im Bilde" veranstaltet, die aus den Beständen des Museums zusammengestellt ist und die Entwicklung der Landschaftsdarstellung vom 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zeigen soll.

Beginnend mit den Kupferstichen der Städteansichten aus der Vogelschau, unter denen Erfurt an erster Stelle steht, und den breiten, fein gestochenen Blättern aus Merian mit dem weiten Feldervordergrund und der zierlichen Figurenstaffage bis zu den von barocker Ornamentik und allegorischen Gestalten überwucherten Ansichten des 18. Jahrhunderts. In ihnen beginnt schon das bis weit ins 19. Jahrhundert herrschende Prinzip der unterschiedlichen Behandlung der drei Gründe sich bemerkbar zu machen. Andere Stiche wieder, wie der vom hochfürstlichen Residenzschloß und Lustgarten zu Hildburghausen, geben ein Bild der seit den Schöpfungen des Sonnenkönigs an großen wie kleinen Fürstenhöfen entstehenden, durch geschorene Hecken streng gegliederten Parkanlagen mit Wasserkünsten, Irrgärten usw. Diese schon eine malerische Auffassung bekundenden Darstellungen leiten zur Zeit um die Jahrhundertwende zur zweiten Gruppe über, die in der Hauptsache der Vedutenmalerei gewidmet ist. Hier beherrschen Karl Benjamin Schwarz, den man wohl den Maler des Saaletales nennen darf, und Georg Melchior Kraus, der dem Weimarer Kreis um Goethe nahestehende Maler und Kupferstecher, den Raum. Der erstere mit seinen feinsinnig aufgefaßten, matt kolorierten oder getuschten Radierungen, der andere mit reizvoll durch Staffage belebten Ansichten aus dem Park zu Weimar, aus Paulinzella usw. Ihnen schließen sich Jakob Roux mit kraftvollen Kupferstichen, wie Wielands Grabdenkmal oder Schillers Garten in Jena, sowie Joh. Georg Martini aus Rudolstadt an. Es folgt eine Unterabteilung mit Ansichten von Thüringer Schulanstalten, wie Schnepfenthal, Schulpforta und Roßleben. Die einzelnen Landschaftsgruppen dieser Abteilungen werden durch Porträtstiche belebt. So sehen wir im ersten Raum Fürsten und Helden aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, darunter den Herzog Bernhard von Weimar, im zweiten Raum den Weimarer Dichterkreis und bekannte Schulmänner, wie Salzmann, Herm. Aug. Franke u. a.

Die dritte Gruppe (Abb. S. 1440) zeigt das Volksleben in Krieg und Frieden. Hier wechseln feierliche Fürstenempfänge und Festzüge, wie der zierliche Bauernzug zu Ehren des Großherzogs Karl Alexander und seiner Gemahlin Sophie in Weimar, mit Trachtenbildern, unter denen die Altenburger vorherrschen, Uniformblättern und wilden Szenen aus der Zeit der Belagerung Erfurts im Jahr 1813. Als dekorative Zutat sind in diesem Raum Erzeugnisse der verschiedenen Thüringer Industriezweige eingefügt. Gewaltige Humpen und Zinnwillkomms mit Wappen behängt, Fayencekrüge und Teller mit bäuerlichen Darstellungen, Bauernhandtücher mit eingewebter Spinnstubenszene und vor allem kostbare Glaskrüge mit bunter Emailmalerei (Abb. S. 1441) aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die der Hütte Böhm in Lauscha entstammen.

In dem Hauptraum (Abb. S 1440) werden die seltenen und sehr wertvollen großen, meist von Richter gezeichneten und von Hammer gestochenen kolorierten Umrißstiche vorgeführt, die von Ludwig von Kleist in Schleiz herausgegeben sind. Eins der schönsten Blätter in zartester Farbtönung ist das mit dem Denkmal Louis Ferdinands in Saalfeld. Daneben sehen wir farbige Aquatintastiche von Ludwig Heß, Jena, und kräftig kolorierte Kupferstiche von Theodor Götz, Weimar. Von letzterem sind die köstlichen Blätter aus Bad Berka an der Ilm, die ein Bild des derzeitigen beschaulichen Badelebens geben. Stammbücher und Stammbuchblätter mit zierlich gemalten Freundschaftsurnen, Obelisken, geflochtenen Haarkränzchen und überschwenglichen Versen legen Zeugnis ab von der Stimmung jener gefühlseligen Zeit.

Während in den bisherigen Abteilungen nur die Kunst des Grabstichels und der Radiernadel zur Anschauung kam, enthält die fünfte Gruppe Handzeichnungen und Aquarelle. Wir treffen hier auf Namen, wie Joh. Ad. Klein, H. N. C. Dornheim, E. Hasse, C. Wilder, Hasenpflug, Friedrich Preller, Georg u. Karl Wagner, Carl Hummel, Edm. Kanoldt, F. A. Meyerheim und andere. Wir sehen unendlich fein ausgeführte, jedes Blümchen und jeden Halm wie jedes kleine architektonische Ornament aufs genaueste wiedergebende Zeichnungen, und wir sehen flott hingeworfene Studienblätter, die nur das Wichtigste betonen und herausheben und so mit ihrer Kunst des Weglassens schon auf die moderne Landschaftsdarstellung hinweisen.

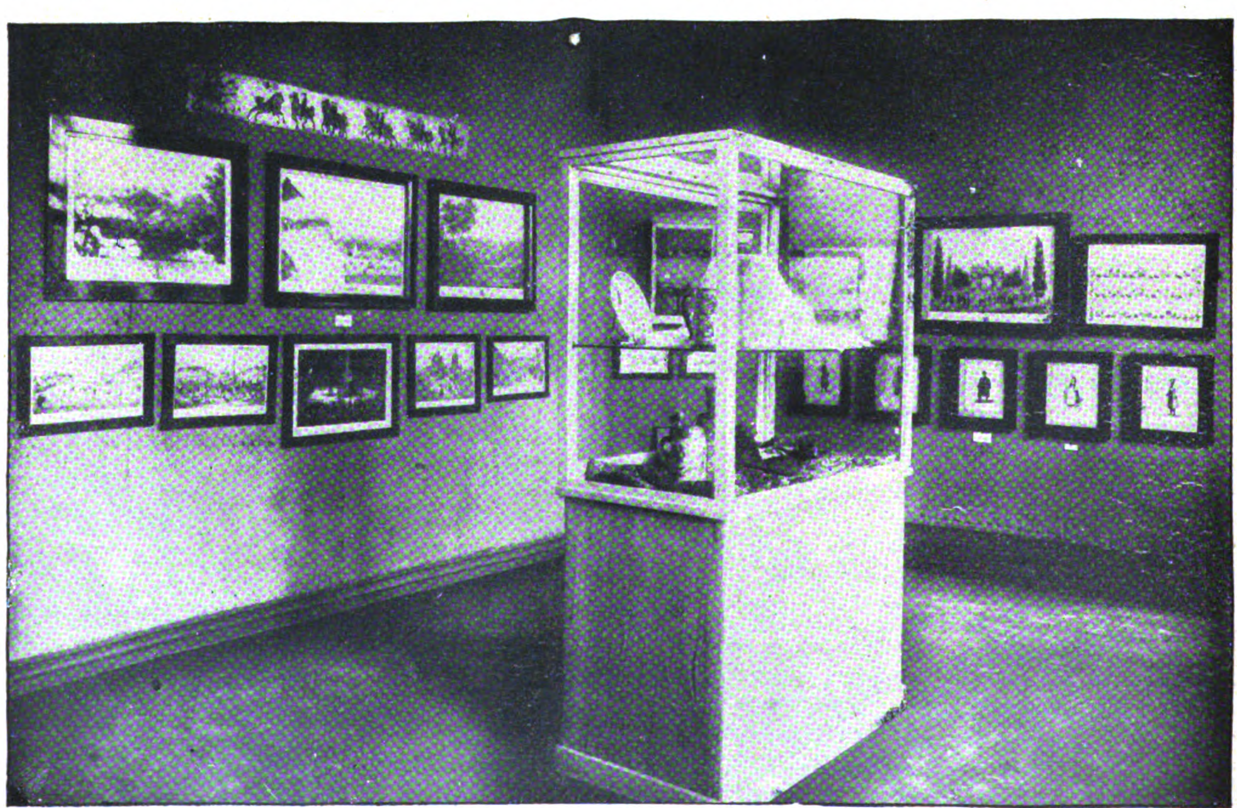
Die letzte Gruppe endlich ist dem höfischen Werk gewidmet. Hier erscheint das an Fürstenhöfen eifrig betriebene edle Weidwerk sowohl in Blättern mit Jagden, Tierparks und Jagdschlössern wie in einer Reihe von



Ausstellungsraum: Die höfische Kunst.

Jagdgruppen in Porzellan und Glas und in Tassen und Tellern mit Jagdszenen, während die graphischen Landschaftsdarstellungen in einer Anzahl Vasen mit Thüringer Ansichten ihre Ergänzung finden. Ihnen ist eine Silhouettengruppe eingegliedert, unter der die elegante Gestalt des einstigen Statthalters von Erfurt, des Freiherrn von Dalberg, hervorragt (Abb. obenstehend.)

Fürstenbildnisse in großen Stichen und Lithographien,



Ausstellungsraum: Das Volksleben.



Glaskrug aus der Hütte Böhm in Lauscha um 1684.

so der kolorierte Stich von G. M. Kraus, den Herzog Karl August von Weimar in preußischer Kürassieruniform darstellend, wie die große Lithographie nach dem bekannten Krügerschen Bilde, Wilhelm I. als Prinz Wilhelm mit Franz Krüger auf einem Spazierritt zeigend, bilden den Schluß der Ausstellung, die in ihrer Vielseitigkeit geeignet ist, den Sinn für die mannigfaltige Schönheit des Thüringer Landes zu wecken und zu fördern.

A. v. P.



Eine eiserne Denkmünze.

Von einem Mitgliede des Ausschusses zur Förderung der militärischen Jugendvorbereitung in der Provinz Brandenburg ist dem Königl. Generalkommissariat eine von Bildhauer Breitkopf, Cosel, geschaffene eiserne Denkmünze zur Verfügung gestellt worden, die an solche Personen verliehen werden soll, die, außerhalb des Rahmens der militärischen Vorbereitung stehend, sich ganz besondere Verdienste um sie erworben haben.

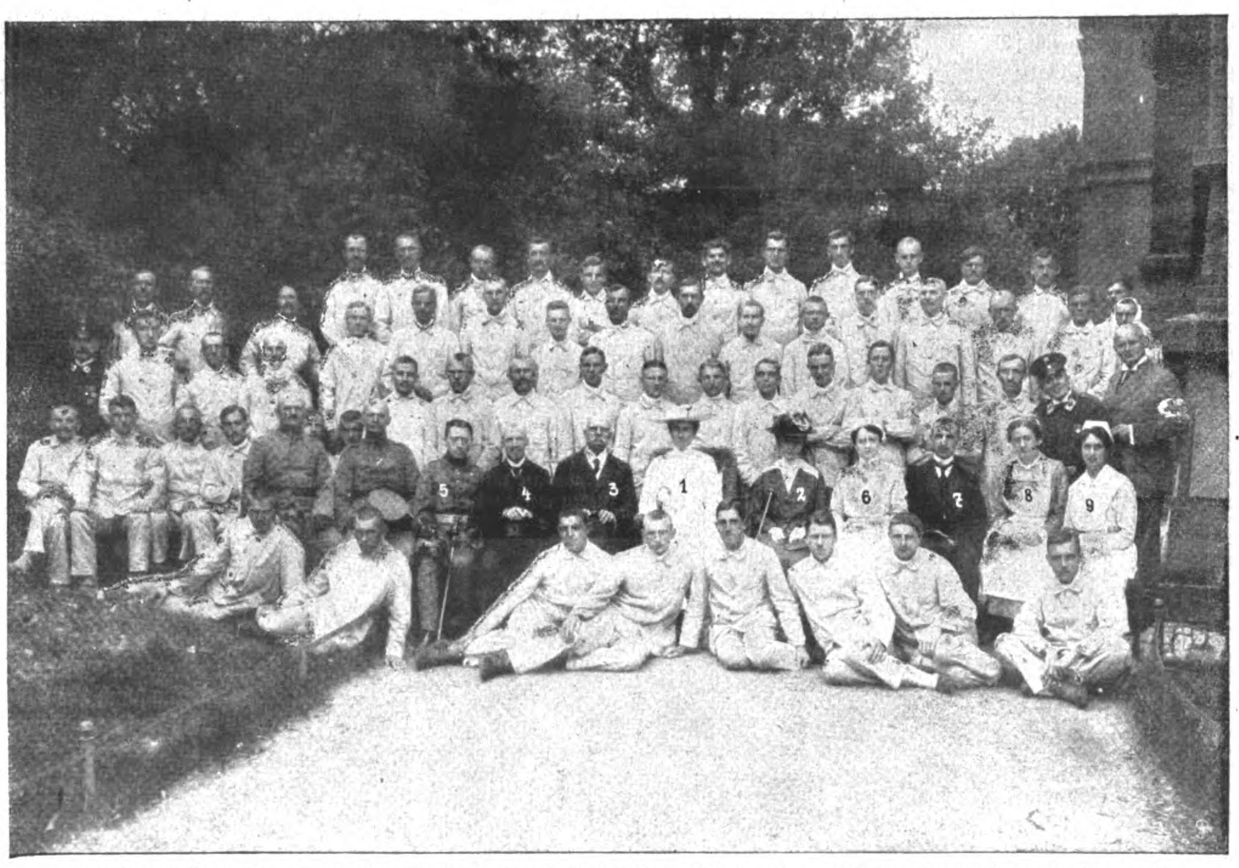


Säuglings- und Kleinkinderfürsorge in Niederbayern: Ausschuß des Vereins für Säuglingsfürsorge in Landshut.

1. Frau Regierungspräsident von Pracher, I. Vors.; 2. Frau Bezirksamtmann Heim, II. Vors.; 3. Frau Medizinalrat Dr. Grahamer; 4. Frau Rat Hammer; 5. Frau Regierungs- u. Forstrat Dr. Jucht; 6. Oberin Marta Lux; 7. Regierungs- und Medizinalrat Dr. Gebhardt; 8. Medizinalrat Dr. Grahamer.



Versammlung des Internationalen Hotelbesitzervereins in Bad Neuenahr.



1. Fürstin Anna Luise zu Schwarzburg-Sondershausen, 2. Staatsdame v. Gerber, 3. Kammerherr v. Schwartz, Territorialdelegierter der freiwilligen Krankenpflege zu Schwarzburg-Sondershausen, 4. Leitender Arzt Dr. Moszeik, 5. Hauptmann Förster, 6. Helferin Frl. von Schneidewind, 7. Leiter Ger.-Assessor Boer, 8. Hilfsschwester Bein, 9. Hilfsschwester Muhle.

Besuch der Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen im Vereinslazarett vom Roten Kreuz in Sondershausen.


Spezialaufnahme.

Elsa Koch,
eine neue Koloraturſängerin der Berliner Hofoper.


Phot. Nehrdich.

Trude Tandar,
die neue Heroine des Hoftheaters in Kaſſel.



Verw. Frau Cornelia Krafft,
Albert Lortzings letzte Tochter,
geſtorben im 90. Lebensjahr.



Dr. Ludwig von Hörmann,
bekannter Tiroler Schriftſteller.
Zu ſeinem 80. Geburtstag.



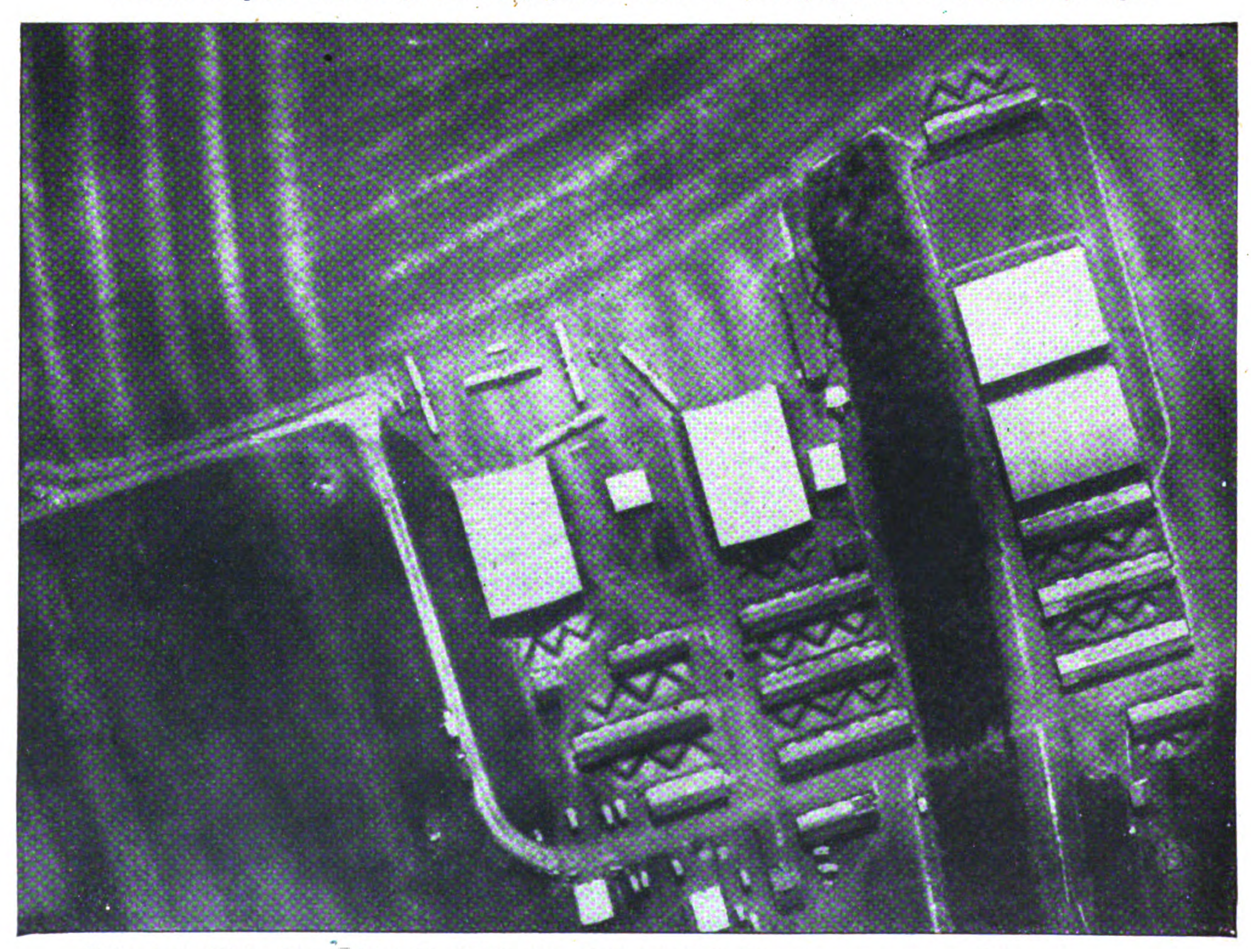
Kgl. Preuß. Muſikdir. Albert Keller,
um die Muſikpflege in Kiel verdient.
Zum 70. Geburtstag.



Olga Rappo †
Mitglied des rumäniſchen Fronttheaters, auf dem
Heldenfriedhof von Focſani beſtattet.



Ein Stimmungsbild von der Front: Ein Fesselballon wird vor heraufziehendem Gewittersturm geborgen.



Ueber dem Feind: Französischer Flughafen, von einem deutschen Flugzeug aus geringer Höhe aufgenommen.
Man erkennt deutlich die Flugzeughallen sowie 5 große, vor den Hallen stehende Flugzeuge.

Die Freiheit

Roman von Sophie Hoechstetter.

7. Fortsetzung.

Preißing sagte: „Mir fällt dabei eine hübsche kleine Szene bei Balzac ein. Im Père Goriot."

„Es gibt noch keinen deutschen Père Goriot", unterbrach der Dichter. „Turgenjew, Väter und Söhne — Shakespeare, König Lear — aber im Deutschen — eigentlich eine Idee —"

„In Père Goriot", sagte Preißing gemächlich, „gibt es eine Pensionsbesitzerin, in deren Haus sich ungefähr folgendes abspielt: ein angesehener Gast hatte sich dort verlobt, einige Damen waren darüber dem Irrsinn nahe, andere ziehen eben aus, ein anderer erschoß sich. Da kommt die Polizei, und der angesehene Herr wird als Raubmörder verhaftet. Alles flieht, Schrecken, Entsetzen, zertrümmerte Existenzen, das Haus ganz plötzlich geleert. Da fängt die Pensionsinhaberin an zu weinen und klagt: sie habe doch drei Zentner grüne Bohnen eingelegt, die verdürben nun, es sei ein unermeßlicher Schaden —"

Er lachte vor sich hin. Der Dichter stand plötzlich auf, er müsse die Abendblätter holen mit dem Heeresbericht. Die Schauspielerin verschwand. Preißing saß mit der Malerin allein. Sie sagte: „Sie können nicht zur Tat, ich kann nicht zum Motiv. Man kann dabei nicht denken, in zehn Jahren haben wir andere Nöte, und wir lächeln weise darüber wie über Balzacs grüne Bohnen."

Ihr altes Kindergesicht wurde hart: „Leidenschaften ohne Gelegenheit — das ist's, um zu vergehen. Ich müßte ein Mann in dieser Zeit sein, Sie ein völlig normal gewachsener Mann. Was hilft uns Ironie? Was hilft es uns, zu denken, auch in Frankreich, auch in England gibt es sicherlich jetzt noch Seelen, der von Pascal oder Carlyle nicht gänzlich unverwandt — Machtlose gegenüber der öffentlichen Meinung. Welche Bitternis bleibt es uns, solange wir leben, daß eine solche Flut von Lüge und Verleumdung, wie sie von diesen Ländern ausging, noch möglich war."

Preißing lächelte nicht mehr, fragte zögernd, etwas kühl: „Sind Sie eine internationale Pazifistin geworden? Und schwebt Ihnen so etwas vor wie die Wirkung Wereschtschagins?"

Fräulein Rothe, die gegen vierzig Jahre alt sein mochte, antwortete rasch: „So lächerliche Hoffnungen kann eine Unberühmte nicht haben. Aber jeder möchte mit seiner Kraft etwas tun." Sie dämpfte ihre Stimme: „Wissen Sie, meine Eltern hatten einen Hof — im Weichselgebiet. Wir waren wohlhabend und glücklich, viele Kinder, ein stolzer Vater. Da war einmal ein Dammbruch, Wolkenbruch, ein rasendes Wetter: unsere Felder, unser Vieh, unser Haus und Hof — ich kann es nicht beschreiben. Zwei von den Brüdern ertranken. Nach Jahren war da ein neuer, unbesieglicher Damm, neue Gebäude, die zerrissenen, klaffenden Aecker durchzog wieder der stille Pflug. Aber wir konnten das andere, das Ereignis, den Kampf, nie vergessen. Und es war eine Naturgewalt gewesen. Jetzt wollten unserem Vaterland dieses Geschick Völker bereiten, die wir geachtet, wenn nicht sogar in vielem ihres Wesens geliebt haben —"

Es tat ihm wohl, eine Affektvolle zu hören. Er dachte der fürchterlichen Nüchternheit seiner Frau, die ihm ein schönes Rätsel gewesen war.

„Der Normale hat das Glück, immer wieder zu vergessen und in jedem Lebenszustand die Gefühle der Allgemeinheit zu teilen. Wird Friede, so liegt ihnen das Jetzige fern in der Vergangenheit. Man muß wieder anbahnen zwischen den jetzigen Feinden. Wie die Menschen, die immer wieder am Vesuv Häuser und Weinberge errichten."

In dem Pensionsraum brannte eine einsame elektrische Birne. Vor dem Fenster standen die Bäume im Straßenlicht so unwirklich grün und leuchtend. „Ich vergaß, Sie haben geheiratet", hörte Preißing hinter sich sagen, denn er sah auf die seltsame Unwirklichkeit der Berliner Frühsommernacht hinaus. „Das ist ein Unterschied, Sie begründeten etwas in der Zeit, vielleicht ganz still eine neue Familie für das Vaterland."

Es überlief ihn heiß. Er hatte doch nur an sein persönliches Glück gedacht. Es tat ihm wohl, etwas anderes sprechen zu hören als die Streite der Menschen um Recht und Vorteil und Hannas kleinliches Fürsorgen um ihren Besitz.

„Kommen Sie doch einmal zu uns," sagte er — „ich wüßte Ihnen auch Kriegsbilder. Frauen, die Mannesarbeit auf den Aeckern tun — so ein einsames Weib, das den Pflug führt — oder in der Dämmerung steht, überwältigt von dem Alleinsein — also Millet, nicht Wereschtschagin — das lohnte sich auch zu malen, das wäre auch ein Kriegsbild."

Er wurde lebhaft, weil eine freundliche Antwort auf seine Idee kam — fern, im Hintergrund seines Denkens hörte er Hanna von einer verschrobenen alten Jungfer reden, die Bilder male, nun ja, wer nicht Mann, Haus, Heim habe, käme auf solche Ideen

— — Und ganz kalt sagte er sich, er wäre wirklich nichts als ein Mann mit einer hohen Schulter, der beseligt eine Hoch- und Geradgewachsene begehrte.

„Die Normalen haben es leicht", bemerkte er ziemlich trivial.

„Und für eine etwas höhere Schulter haben die Menschen auch ein wenig gutmütiges Bedauern, Preißing. Für solche mit anderen Abnormitäten, wie es z. B. Gedichte, Bilder, Kompositionen sind, haben sie Gelächter. Sofern man durch Gedichte und so weiter nicht zwanzigtausend Mark Jahreseinkommen erzielt."

Er lächelte: „Sie sind sehr gütig, wenn Sie meine hohe Schulter und Ihre Bilder auf gleich stellen. Ich nehme es dankbar an, denn die hohe Schulter ist vielleicht nicht das einzige, was mich manchmal traurig macht."

Er lief durch Berlin — hörte ein paar Vorträge, freute sich der Stadt, der Vereinfachung, des Verschwindens mancher Dinge. Wenn er die letzten Jahre hier gelebt hätte! Wenn er nicht so früh sein Leben festgelegt?

Machte es die Einsamkeit des Landes oder die kleine, engbrüstige Stadt, daß er seine leichte Mißgestalt wie eine ewige Last gefühlt — und seine Leidenschaft zu Hanna als etwas, das nur die Ehe erlösen konnte?

Aber wohl mit anderen klügeren und wissenderen Menschen redend, spöttelte er über ihre karge Einfalt in Gedanken — und sehnte sich doch zu ihr in ihre Atmosphäre urgesunder Lebenskraft. Glücklich sind die Banalen, denn sie werden das Erdreich beherrschen, dachte er, fern von sich.

Eines Nachmittags tat er das Notwendige in die Handtasche und fuhr nach Potsdam in ein bekanntes Hotel. Er bekam ein Zimmer mit dem Blick auf die Kolonnaden am Stadtschloß, konnte seine Gartenfront sehen und den weiten Paradeplatz, dahinter die melancholischen Bäume. Musik spielte. Alte Märsche — alte Preußenmärsche. Er stand am Fenster, bewegt, ohne Pflicht zur Fassung. Weimar und Potsdam sind unsere teuersten Orte. Manche würden noch sagen Bayreuth und denken dabei nicht an des Königs große Schwester. Sils Maria dachte er noch — nein, auch das hieß jetzt Weimar. Dachte, eine andere Generation wird einst mit der Stätte von Fritz Nietzsches Lebenswerk auch sein Leben verbinden.

Er sah lange auf den alten Platz hinunter, der Abend wurde schon so leise.

Um dieses Abends willen war er gereist. Er mußte Frau v. Rothkirch wiedersehen. Vielleicht hatte sie keine große Freude an dem Mann von Hanna, geb. Schierstein.

Doch am Ende waren das wohl nicht seine einzigen Verdienste, der Mann von Hanna zu sein. Es wurde ihm bewußt, daß er eine halbfertige Habilitationsschrift liegen hatte, in der in den letzten vier Monaten kein Satz mehr geschrieben war.

Er ging durch eine breite, stille Straße — über einem Hause stand in mächtig großen Buchstaben, daß hier Predigerwitwen wohnen sollten.

Eine Glocke schlug bimmelnd an. Ja richtig, die hing hier aus alten Zeiten. Ein weiter Flur. Schönes, weißes Gitterwerk, eine Treppe. Aus Fritzenzeiten. Die gnädige Frau wäre zu Hause.

Er begrüßte Frau v. Rothkirch, begrüßte auch ihre Möbel und Dinge — die in ähnlicher beseelter Harmonie wie damals in Jena die Räume so beschaulich und schön machten. Er fragte nach ihrem Sohn, ihrem Bruder, hörte Gutes — war von der Anmut ihres Wesens betroffen und dachte, als sie ihn so fraulich und herzlich bat, doch ihr heute verspätetes Abendbrot noch zu teilen, warum sie wohl nicht wieder geheiratet habe.

Was war es? Treue — Freiheitsbedürfnis — keine neue Neigung? Es hing ein lebensgroßes Oelbildnis über ihrem Schreibtisch, das er in Jena nicht gesehen hatte. Ein sehr junger Mann von überaus stolzer Haltung, die das Brustbild ausprägen konnte. Eine elegante Uniform, weiter, hoher Kragen, Gardeabzeichen, volle Lippen, etwas krauses, helles Haar, eine Spur von Brutalität oder sehr betonter Jugendkraft.

„Das Bild — verzeihen Sie — es erinnert mich so absonderlich stark an jenes Porträt des Prinzen Bernhard, der in holländische Dienste ging — und das im Wittumpalais in Weimar hängt, in Anna Amaliens Schlafzimmer — ihr und Karl Augusts zweiter Sohn."

Sie antwortete: „Das ist auch ein zweiter Sohn, der hinter einem schwächeren, zarteren Bruder zurückstehen mußte. Es ist das Bild von Viktor Rothkirch, zu der Zeit gemalt, als wir heirateten."

„Ungeheuer jung."

„Ja, wir waren einundzwanzig und achtzehn Jahre — er war Reiteroffizier, stürzte, so verlor ich ihn."

Vor diesem Bild fühlte sich Preißing in eine ungeheure Entfernung gerückt. Er dachte durchaus nicht an Hanna, seine Ehe bei dieser Distanz. Er fühlte, vielleicht hatte dieser Mann nicht gehalten, was das ausdrucksvolle Bild versprach, denn es war nur Rasseprodukt. Er kam sich persönlich niedrig vor — seine gequälte Knabenzeit stieg in ihm auf — der da oben war freigeboren gewesen — körperlicher Kühnheit fähig.

Er hörte eine Frage nach seiner Frau. Er wandte den Blick nicht von dem Bild, fühlte, daß dieser Mann eine sehr junge Dame wohl bezaubern konnte — und hörte sich sagen: „Meine Frau hat sehr viel Vergnügen an der Wirtschaft." Er dachte dabei, noch

vor dem Bilde stehend, Marianne Rothkirch hätte mir nein gesagt. Auch wenn ich nicht von Sinnen gewesen wäre und gar noch meinen Bruder um Hanna gebracht hätte.

Er war so froh gekommen — nun lähmte ihn etwas. Nicht Neid. Manchmal gehen wir durch ein sehr schönes Schloß — aus Pietät, aus ästhetischer Freude oder um unser Stilgefühl zu stärken. Und plötzlich drängt es uns hinaus in Gassen und Alltag. Wir merken, wir haben die Lebenskunst so tief verlernt, jene schöne, alte, reine Lebenskunst zur Harmonie.

„Aehnelt Ihr Sohn diesem Bild?"

Und als er eine leise Bejahung hörte, wurde ihm sonderbar zärtlich und weich. Er dachte, daß der eine Rothkirch tot war, ein Frühgebrochener, der andere noch Knabe — und sagte, daß es ihm unbeschreiblich schwer sei, in dieser Zeit dem Vaterland nicht dienen zu können. Es wäre immer doch nur eine Beschönigung der Ohnmacht — auch wenn man noch so viel Bureauarbeit täte.

Sie lenkte ab — er hatte sie vorher um einen Spaziergang durch die Königlichen Gärten für morgen gebeten. Sie sprach vom Neuen Palais, von Sanssouci, von den Sonntagen, die sie mit ihrem Jungen meist in den Gärten verbrachte. Sie sprach von König Friedrichs letztem Geschick, der großen Vereinsamung. Er sah sie dabei an, als wäre es seine Pflicht, so seine Aufmerksamkeit zu bekunden. Er wußte, daß er seit Monaten immer in ein ganz seelenloses Frauengesicht geblickt, und daß das Rätsel Hanna kein Rätsel war. Daß er die hoffnungslosesten Ansprüche stellte, wenn er erwartete, sie würde aus ihrer gehaltenen Simplizität Feuer, Geist oder Herz brechen lassen. Frau v. Rothkirch sprach weiter von Fridericus Rex — von der Neuausgabe seiner Werke, von manchen seiner Lebensbeziehungen, die Preißing fremd geblieben. Dabei wollte es ihm scheinen, als behielte sie diesen Gesprächsstoff, um keinen anderen aufkommen zu lassen. Ihr Mund war sehr rot, ausdrucksvoll und doch von großer Jugend. Die Linie des Kinns, die Linie der Wangen so außerordentlich edel, nicht frauenhaft weich, sondern von einer jünglinghaften Herbe. Er dachte, sie beschäftigt sich viel mit geistigen Dingen. Er fühlte ihre Anmut, ihr Beseeltsein — war minutenlang fast glücklich und wußte jäh, wenn er nicht bald ging, so wurde es ihm schließlich völlig unerträglich, zu gehen.

Verfrüt brach er auf. Ganz plötzlich. Fast brüsk.

„Sie haben mir so wenig von Ihrem häuslichen Leben gesagt", hörte er sie sanft, leise.

Er beugte das Gesicht. „Ich würde vielleicht meiner Frau unrecht tun. All dieses muß man nicht sprechen."

Er küßte ihre Hand — „Auf morgen also um zehn Uhr, ich darf Sie abholen in die Königlichen Gärten, ich danke tausendmal."

Da sah er — nein, das Licht im Zimmer war nicht wirr und täuschend, sondern eine stille, reine Flamme — sie blickte ihn an — und ihr Gesicht trug den Zug des Schmerzes.

Er war so erschüttert, daß er kein Wort mehr fand, ganz stumm ging.

Die Straßen waren so still. Die Predigerwitwen hatten keine Lichter mehr. Sein Schritt klappte einsam auf dem Pflaster.

Preißing stand an seinem Fenster im Hotel, der Mond war schon hoch am Himmel, das Preußenschloß lag beglänzt von seinem weißen Licht.

Er entsann sich nicht mehr, als erwachsener Mensch je geweint zu haben. Nun tropften ihm langsam Tränen über Tränen auf seine Hände.

Er war verzweifelt, weil Marianne Rothkirch ihn traurig angesehen hatte. Nicht mitleidvoll. Traurig und auf eine Weise, daß er fühlen mußte, es wäre einst, in hinuntergesunkener Zeit, nicht ein ungeheuerlicher Gedanke gewesen, ihr von einer Neigung zu sprechen. — — —

Als Preißing sein Haus wieder sah, seine Felder, seine Gärten, seine Frau, war es ihm, als beträte er die

Fremde. Ihn schauderte leise — denn er wußte auch, die Frau, die ihm zugehörte, würde bald wieder die aufregende Macht über ihn haben. Sie trat ihm fast herzlich entgegen — ja, alles sei gefegt, geputzt, frisch. Sogar der Lackierer wäre da gewesen an Fensterbrettern, an Fensterladen.

Im Eßzimmer hingen zwei Bilder, die neu waren. Preißing kam ein ästhetisches Unbehagen, das doch nicht laut werden durfte, denn da hingen stark vergrößerte Photographien seiner Mutter und seines Bruders. Die Vergrößerung hatte kalte Papierflächen in den Gesichtern bewirkt, die Formen des Ausdrucks beraubt — seelenlos leer wirkten die Bilder. Um beide waren gelbe Strohblumenkränze gelegt, die mit Trauerfloren überwunden, mit ebensolchen Schleifen versehen nach Grab und Kirchhof aussahen. Er begriff nicht so recht, daß Hanna diese leichenhaften Bildnisse für pietätvoll oder gar schön hielt — aber er fand im Hause noch so allerlei andere Kleinigkeiten, die ihn nachdenklich machten, ohne daß er recht wußte, was so gewisse Veränderungen, halb feierlich, halb grotesk, für einen Sinn besaßen.

Er war in der Nacht gefahren, ein paar Morgenstunden auf dem Bureau gewesen — es lag der lange Sonntag zu Hause vor ihm. Hanna, die sehr hübsch aussah in einer weißen Batistbluse und einem faltigen schwarzen Rock nach neuer Mode, sagte ihm, sie müsse nachmittags ins Pfarrhaus — er hörte zerstreut ihre Erklärungen für diese Notwendigkeit und ging seinerseits zu dem Inspektor, um wegen der Heuernte zu beraten. Ob man eingeben sollte, Gefangene dafür zu erhalten, und so weiter.

Als der Nachmittag versank — es war so still im Haus, und er fühlte sich einsam — suchte er eine Kammer auf, in der allerlei Dinge aus seiner Knabenzeit waren. Die kleine Lederhandtasche, die er mit in Potsdam gehabt, wollte er dazustellen. Für seine Fahrten nach Jena mußte er eine neue kaufen. Diese aus Potsdam sollte verwahrt werden, um keine andere Spur mehr zu tragen — oder um ihm aus den Augen zu sein — so genau wußte er es nicht. Die Kammer lag im zweiten Stock bei einigen Gastzimmern. Vielleicht kommt die Malerin, dachte er, und sah in die Zimmer. Sie hatten alte Möbel — Biedermeiersachen oder geblümte Sofas aus Kattun.

In einer der so verlassen wirkenden Stuben war ein alter Sekretär, der einen Tempel enthüllte, wenn man die Platte öffnete. Es stak kein Schlüssel — aber es gab da eine Feder, auf die man drücken konnte — Und lediglich, um die Tischlerspielerei zu erproben, öffnete er. Da sah er ein Häufchen Briefe und kleine Pakete, dachte, was ist das nur, und griff danach. Es waren Feldpostbriefe an Kurt, von seiner Mutter Hand — unbestellbar zurückgekommen. Eine Menge, Menge Briefe. Er legte sie wieder zurück — scheu fast. Dann dachte er — warum sollte er nicht doch einen solchen Brief lesen? Vielleicht würde etwas darin stehen, was auch ihm noch wohl tun konnte. Vielleicht irgendein warmes Wort der Mutter, das, wenn auch an den anderen Sohn gerichtet, ihm einen weichen Herzenszug von ihr zeigte, der den Eindruck des schrecklich vergrößerten, konventionellen Bildes fortschob, das ihn heute so kalt berührt hatte.

Er erbrach irgendeinen der Briefe — las, daß Kurt ihr einziges Glück sei — las nicht weiter und bemerkte beim Zurückstecken in den Umschlag, da war noch eine Einlage von Hannas etwas schulmäßiger Hand. Und als wäre dies völlig sein Recht, legte er den Brief glatt und überblickte den Inhalt.

„Lieber Kurt, wir denken immerfort, wie es Dir gehen mag. Wir können gar nichts anderes mehr denken, und ich bitte Dich von Herzen, gib nur der Tante recht fleißig Nachricht. Wenn Du ihr Kleinigkeiten schreibst, so, was Du alle Tage tust, beruhigt es sie vielleicht, denn sie hat nur die Vorstellung, Du wärest in lauter Schrecken und Entsetzen gegangen, und man hört doch auch wieder (im Dorf haben schon einige Karten aus dem Feld), daß es manchmal recht gemütlich und kameradschaftlich ist. Vielleicht kommt doch auch Dein Regiment nicht sobald in eine Schlacht. Ach, jetzt sieht man hier nur noch alte oder kranke Männer, Ferdinand redet von wichtigen Stellen, die er vertreten oder bekommen soll. Wenn jetzt alle Gesunden und Geradgewachsenen draußen sind, findet er vielleicht auch eine Anerkennung."

Preißing legte den Brief wieder zusammen. Damals — es war im August geschrieben — hatte Hanna wohl noch nicht gedacht, daß der genannte Ferdinand sogar bei ihr selbst „eine Anerkennung" finden würde, weil der Gesunde und Geradgewachsene im Felde gefallen war.

Er blieb, die Reisetasche aus Potsdam neben sich, in dem alten Gastzimmer sitzen — sah alte Stücke an den Wänden, die Queen Victoria beim Regierungsantritt und den Herzog von Altenburg, den Rheinfall bei Schaffhausen, Karl Friedrich von Weimar und Martin-Luther-Bilder, die wohl sein Großvater gekauft. Er wünschte, er könnte in diesem Raum bleiben — weggerückt in alte Zeit. Eine fassungslose Reue überkroch ihn. Wie kann man das Leben so fürchterlich mißverstehen. Art gehört zu Art — was für eine unselige Nötigung, daß er um die „Anerkennung" Hannas nicht nur geworben, nein, sie sogar mit einer Gewissensschuld erkauft hatte.

Er wußte, daß es kein Aussprechen mit Hanna gab. Sie würde doch nur etwas begreifen, das eine praktische Nützlichkeit in sich schloß. Sie war seine Frau geworden und wirtschaftete im Sinn ihrer Schwiegermutter, sie tat vollkommen ihre Pflicht, also, was weiter. Er stand auf dem Hof — hörte die Grillen zirpen — sah die ersten Heuwagen einfahren — und dachte, einmal gehe ich hier fort.

Manchmal überbietet sich ein Tag an Leistungen! Preißing war in den Baumgarten gegangen — er saß auf einer alten Bank in Gebüschen, roch den Jasminduft und war unruhig. Da hörte er unweit von sich auf dem Bleichplatz zwei Weiber reden. Sie gossen die Wäsche, schienen auch ihre Qualität zu prüfen, denn sie äußerten, daß es teure und schöne Sachen seien. Dann kam: „Nu da, die Frau Preißing hat schon gewußt, warum sie zugegriffen hat. Der andere hätt ihr auch können als ein Krüppel heeme kumm. Und Herrschaft spiele, das is ihr Wille gewest — ich weeß noch, wie der Herr von Zenge immer hergemacht hat, da hat sie sich eingebild, sie könnt eine adelige Dame werden.“ „Ach nee,“ kam die andere Stimme, „auf den Herrn Kurt hat sie's abgesehen gehabt, die wollt einen Schönen, Jungen.“

Das Gespräch verlor sich im Volkstümlichen. Daß in der Nacht alle Katzen schwarz seien und das Wesentliche am Mann nicht seine Schulter wäre. Man kann die Stimme des Volkes hochschätzen, gewiß. Nur ist es nicht immer wohltuend, sie zu hören.

Wie sonderbar, dachte Preißing, daß man sich manchmal noch einbildet, die Leute, denen man Arbeit, Lohn und nach bestem Gewissen und Können Fürsorge gibt, möchten für uns auch ein wenig Zartgefühl haben.

Er war einsilbig beim Abendbrot. Ließ Hanna das Wort. Die Tüncher, Lackierer, die Bleiche, das Reinemachen — ja, und wie es in Berlin gewesen sei? Hübsch? Interessant? Hanna saß nach Tisch auf dem Sofa, über dem die Bilder mit den Kränzen und Trauerflören hingen. Preißing rauchte. Ob diese Trauerflöre nun immer blieben? Oder ob Staub und Sonne sie vielleicht bald zerstörten, dachte er idiotisch. Ihm bangte vor dem weiteren Verlauf des Abends. Er hörte einer Geschichte aus dem Pfarrhause zu. Der Sohn wäre Unteroffizier geworden. Und Hanna begriff nicht, weshalb er nicht als Fahnenjunker aufgetreten sei. „Ich begreife es auch nicht“, antwortete Preißing — in dem hohnvollen Gedanken, daß er mit diesen Worten eine Harmonie zwischen sich und Hanna herstellte. Auf einmal sagte sie in ein Schweigen hinein: „Wenn die Tante ein Enkelchen hat, dann kommt der Trauerflor von ihrem Kranz herunter.“ Er verstand erst nicht, denn dieser Trauerflor war doch erst kürzlich angebracht worden. Dann dämmerte ihm eine Erklärung für die allerlei Wunderlichkeiten im Hause auf.

Er ging zu Hanna, fragte sehr leise, so daß es wie zärtlich klang: „Wann?“ und hörte sie laut und wie in einem starken Selbstbewußtsein sagen: „Um Weihnachten.“ — —

Glanzlos ging der Sommer hin. Hannas Leben und Denken kreiste um ihr Kind. Es wurde nie anders genannt als „mein Kind“. Ihm kam es zu keiner rechten Freude darüber. Wollte ihm einmal ein Vorgefühl von Vaterglück aufsteigen, so lähmte es wieder Hannas Wesen, zu dem er Wege nicht fand, auch kaum mehr suchte. Er wußte nur, daß er ihr jetzt ganz tief verpflichtet war — daß Gedanken und Wünsche, die ihn umrißlos zuweilen erfüllt hatten, schlafen mußten. Er tat jeden Tag ein mögliches Maß von Pflichten und benützte die Zeit der Gerichtsferien, an seiner Habilitationsschrift weiter zu arbeiten. Sie hatte ein schönes Thema, das nicht nur Abstraktes zuließ, und manche Stellen, die das rein Menschliche berührten, schrieb er besonders sorgsam und in einer gewissen Freude. Er dachte, Frau v. Rothkirch würde es einmal lesen. Zuweilen erhielt er einen kleinen Brief von ihr — und dachte dann lange an der Antwort. Aeußerlich war er viel ruhiger geworden. Er hatte sich abgefunden mit seiner Kriegsuntauglichkeit und schien freieren Herzens, nahm Anteil an den großen Ereignissen des August, den Siegen in Polen, den Balkanfortschritten. Er lernte verstehen, daß zur Freude zuweilen Entsagung die Vorbedingung sein muß.

Im Oktober fuhr er einmal nach Weimar, sah das bunte Laub im Park mit einer Sehnsucht nach größeren Gärten, die nicht jeden Fußbreit Erinnerungen trugen. Er dachte melancholisch an seine Versuche, Hanna für eine Erweiterung und Stilisierung des alten Baumgartens zu interessieren. Alle solche Dinge, von denen er sich Schönes erhofft, stießen bei ihr auf stummen Widerstand. Seit sie einige Möbel und Bilder ins Haus gebracht — wahrscheinlich in dem tiefbürgerlichen Gedanken, nicht mit leeren Händen zu kommen, wollte sie bei allem, daß es bliebe wie bisher. Er merkte, es war nicht unfreundlicher Wille gegen ihn, sondern eine schwerwiegende Hochachtung vor allem, was ein Haus erhalten hatte, und oft schien es, als fürchte sie von winzigen Veränderungen das, was man in der Sprache eines anderen Jahrhunderts einen bösen Einfluß der Gestirne genannt hätte.

Weil sie das Kind erwartete, widersprach er ihr nicht mehr, ließ ihm lästige Unbequemlichkeiten, deren Verbesserung ihm ein Anliegen gewesen, und dachte in sonderbarer Ergebenheit, das Kind würde doch wie sie. Auch das Kind würde diese, ihre Art tragen, die nicht zu beeinflussen, die nur mit Brutalität zu unterdrücken wäre.

Er ging in Weimar in das Wittumpalais — hörte den Führer erzählen und alle Geheimnisse des Schlaf- und Sterbezimmers enthüllen, während er stand und das Bild des Prinzen Bernhard ansah, dem Frau v. Rothkirchs Mann so sehr geglichen hatte. Er dachte, was ihr dieser Mann gewesen sein konnte? Der Schwung einer unerwachten Jugend? Eine von jenen Neigungen, die später fast nichts einzelnes mehr sind, sondern mit dem Begriff früher, heiterer, festlich schöner Jugend verschmolzen? Wie zart muß das

doch sein — er hatte es nicht aus der Wirklichkeit gekannt. Die Gestalten seiner ersten Jünglingsträume existierten nicht — sie gab es nirgends, und sie waren verweht.

Er machte ein wenig Einkäufe in der Stadt für Hanna. Sie liebte Postkarten mit kleinen Prinzen, die Anblicke der kaiserlichen Schwiegertöchter mit ihren Kindern und hatte, wenn man so sagen konnte, eine Vorliebe für die braunschweigische Ehe. Sie wollte jetzt immer Kinderbildchen sehen, und er suchte beim Buchhändler nach Künstlermonographien — nach Dyckschen, Gainsboroughschen Kindern.

All die neuen Ansichtskarten machten sie fröhlich. Er benutzte ihre erschlossene Laune, erzählte von den schönen Porträts im Wittumpalais, holte endlich einen Band über Goethes Leben herbei und las ihr den Brief des achtzehnjährigen Karl August an Fritsch vor, Goethe betreffend.

„Denk dir, ein Achtzehnjähriger. Was für ein Maß von Kultur, von wundervollster Intuition und einem so edelgebildeten Willen."

Aber es ging ihm hier wie einer Goetheschen Gestalt. Seiner schönen Hörerin waren die Worte ein Schlafmittelchen gewesen — und als sie, immerhin etwas verwirrt und ihrer Unhöflichkeit bewußt, sich wieder faßte, fragte sie, ob denn der Großherzog wieder im Lande sei.

Er gab es noch nicht auf, ihre abendlichen Unterhaltungen auf eine etwas andere Linie zu bringen als die häuslichen und dörflichen Ereignisse. So fragte er sie nach den Zeiten ihrer Jugend, wo er nicht zu Hause gewesen war oder sie fort bei fernen, nun nicht mehr lebenden Verwandten. Sie solle ihm doch ein wenig erzählen — da wären gewiß junge Leute gewesen, Freundinnen und ihre Brüder. Solche heiteren Zeiten, an die man gern dächte. Und vor seinen Gedanken stieg ein Bild heller Jugend auf — ein Garten irgendwo, ein Spiel, Lieder, junge, kaum sich des Lebens bewußte Mädchen und Gymnasiasten oder Studenten, in deren Augen der leichte Rausch ersten Wunsches lag.

„Du meinst wohl, wer mir den Hof machte?" fragte sie, den einfältigen Zug einer kleinen Eitelkeit über dem Gesicht. Und sie sprach von einem jungen Pastor, irgendeine tödlich reizlose, langweilige Geschichte.

(Fortsetzung folgt.)

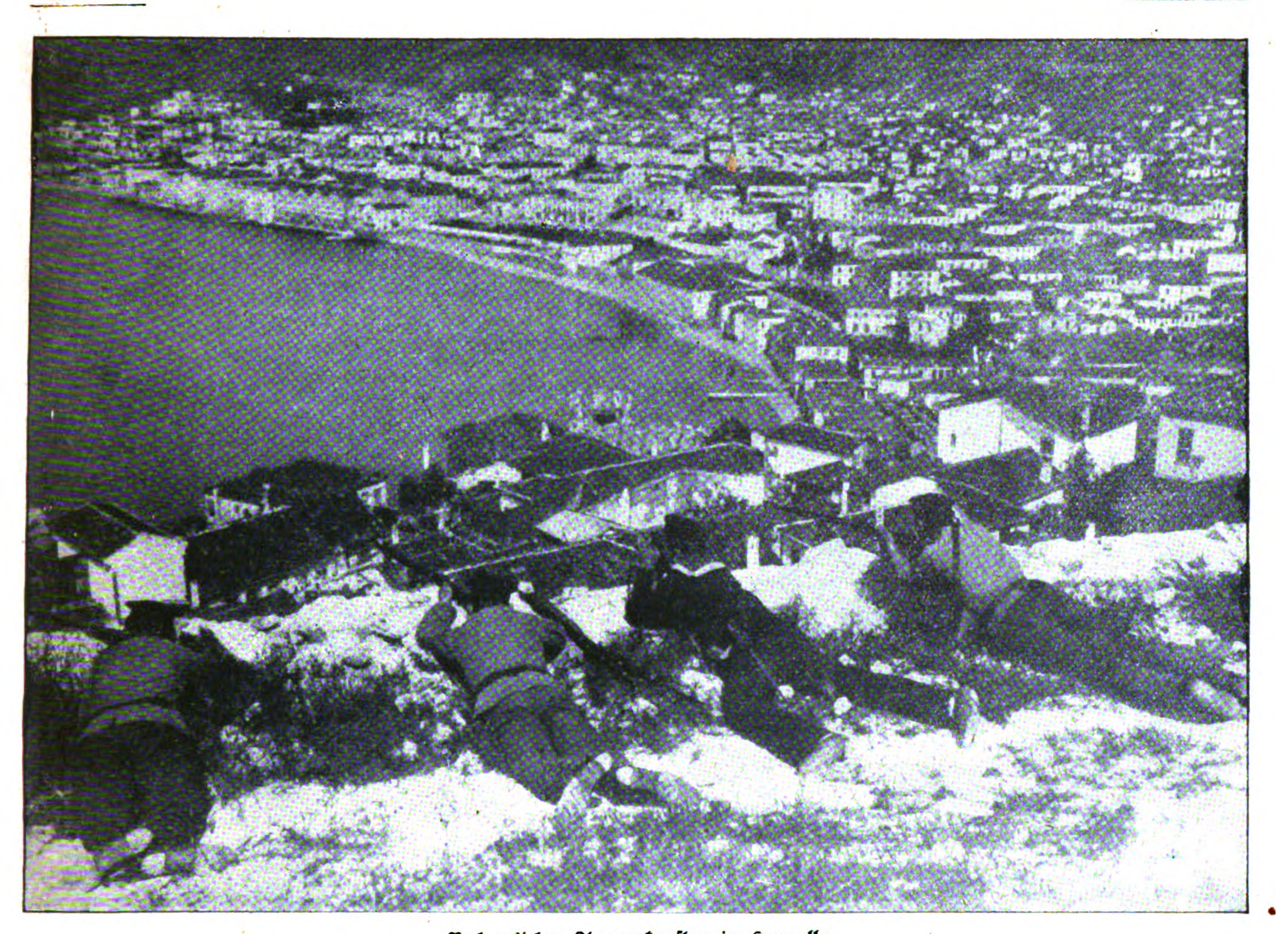
Bulgarenwacht am Ägäischen Meer.

Von Walter Tiedemann. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen von Bufa.

Im Norden des klassischen Gewässers der antiken Welt, des Aegäischen Meeres, liegt dort, wo es von der griechisch-mazedonischen Küste begrenzt wird, am gleichnamigen Golf die jetzt im Weltkrieg so vielgenannte Stadt Kawalla, das alte Neapolis. Sie liegt etwas versteckt in einem Winkel, der von der halbkreisförmig geschweiften Küste und der vorgelagerten großen Insel Thasos gebildet wird, und hat wegen ihrer Abseitigkeit bisher auch keine beträchtliche Rolle im Verkehrsleben der Levante gespielt. Die höchst wechselvollen Geschicke Mazedoniens in neuster Zeit spiegeln sich auch in der Geschichte Kawallas wider. Bis zum Ausbruch des letzten, für die Türkei so unglücklichen Balkankrieges war die Stadt wie ganz Mazedonien in türkischem Besitz und gehörte zum Wilajet Saloniki, dann fiel sie an Griechenland, und im Verlauf des Weltkrieges ist sie nun von den Bulgaren besetzt worden und bildet seitdem einen wichtigen Stützpunkt im Osten unserer mazedonischen Front.

Kawalla ist, wie unsere Bilder erkennen lassen, zum größten Teil auf einer ins Meer vorspringenden Halbinsel gelegen. Die weithin schimmernde weiße Häusermasse türmt sich in terrassenförmigem Anstieg auf und wird von den gut erhaltenen Resten eines Kastells aus byzantinischer Zeit überragt. Es ist ein packendes Landschaftsbild, das der Beschauer dort oben genießt. Auf der Landseite erheben sich hinter der sanft geschwungenen Bucht mit ihren hellen Häusern und freundlichen Gärten die düsteren Ausläufer des Rhodopegebirges, im Südwesten aber, jenseit der blauen Fläche des Golfes, steigt in Entfernung von 20 Kilometer deutlich erkennbar das Hochland der Insel Thasos auf. Sie wird mit dem Segelboot in sechs Stunden erreicht und gehört zu der wundervollen Inselwelt der Aegäis, die sich, dank dem schwachen Verkehr in jenen Gewässern, bis auf den heutigen Tag etwas vom Duft und vom geheimnisvollen Zauber des Altertums bewahrt hat. Von Thasos holten sich die Helenen eine ihrer edelsten Marmorsorten, Gold, Silber und Opale, aber auch den geschätztesten Honig, Wein und Öl. Der Krieg ist auch an dieser Idylle im blauen Griechenmeer nicht spurlos vorübergegangen: auf Thasos sitzt jetzt der Brite und lugt nach Kawalla hinüber, wo der Bulgare Wache hält.

Im Innern zeigt Kawalla mit seinem Leben und Treiben die charakteristische Buntheit einer Levantestadt. Kunstlos gebaute Häuser von nur geringer Höhe, launisch gewundene Straßenzüge, reger Verkehr, eine Unmenge von kleinen Existenzen, die ihr Brot auf der Gasse suchen und um so geschäftiger tun, je mehr es ihnen an ernster Arbeit fehlt. Die Einwohnerzahl wird auf 25000 geschätzt. Wie überall in den Küstenstädten der Aegäis ist auch hier die Bevölkerung sehr gemischt, sie besteht aus Mazedoniern, Türken, Griechen, Westeuropäern und jenem menschlichen Mixtum compositum, das sich Levantiner nennt, und unter dem man im näheren Orient so ziemlich alles versteht, was sich nicht in eine bestimmte Nation einordnen läßt, aber eine höhere gesellschaftliche Stellung für sich in Anspruch nimmt. Da der abendländische Einschlag mit seiner Nüchternheit der Tracht überwiegt, bietet das Straßenleben von Kawalla freilich bei weitem nicht jenen exotischen Reiz, wie ihn der Fremde in Konstantinopel oder Smyrna empfindet. Den Mittelpunkt des Verkehrs bildet der Marktplatz, wo ein großartig gebauter Aquädukt aus römischer Zeit, einer der besterhaltenen seiner Art, schon von weitem die Blicke auf sich lenkt.



Bulgarischer Ausguckposten in Kawalla.



Türkischer Landsturm auf dem Wege zur Kaserne in Kawalla.



Der Marktplatz von Kawalla mit dem gut erhaltenen römischen Viadukt.

Auch in Kawallas Farbenpalette hat jetzt der Krieg den dominierenden Ton gebracht, auch hier wird der Bürger auf Schritt und Tritt daran erinnert, daß Mars die Stunde regiert. Hat die Stadt in militärischer Hinsicht früher nur die Rolle einer entlegenen kleinen Garnison gespielt, so ist sie jetzt zum wichtigen Waffenplatz geworden. Allenthalben begegnet man bulgarischen und auch türkischen Soldaten, jugendlichen Gestalten in knapp anliegender Uniform und verwitterten bräunlichen Landsturmmännern, die hier erst eingekleidet werden sollen.

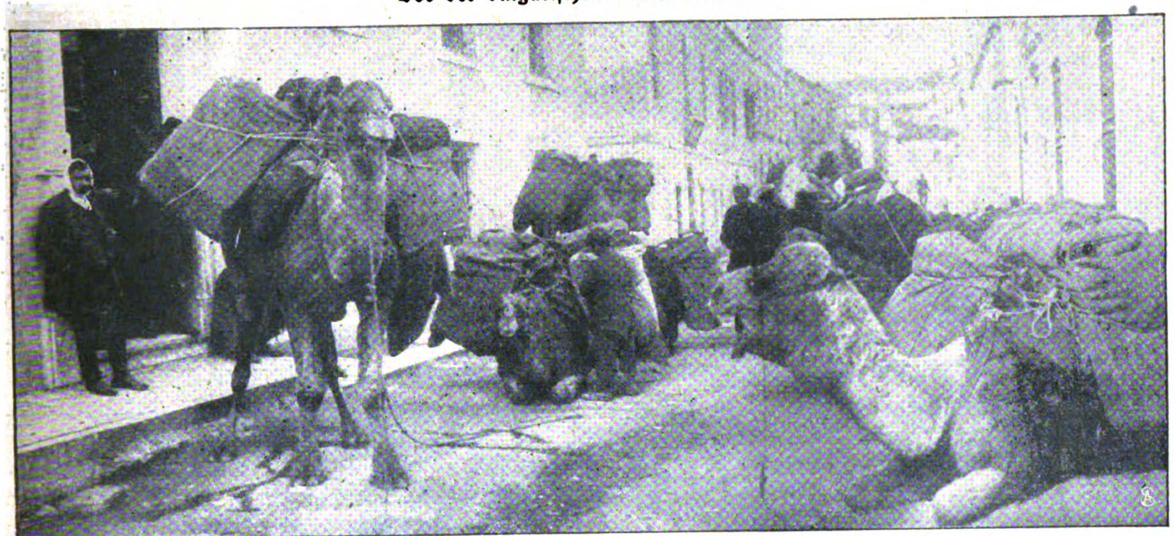


Der Marktplatz in Drama.





Vor der bulgarischen Kommandantur.



Ankunft einer Kamelkolonne vor den Tabaklagerhäusern.



Aus Kawalla: Vor den Läden der Kleinhändler.

Man sieht die Soldaten im Dienst und sieht sie in ihren Mußestunden, wenn sie im Straßengewimmel lustwandeln und vor den Läden der Kleinhändler, vor dem auf dem Pflaster ausgebreiteten buntscheckigen Kram der Trödler neugierig und feilschend stehenbleiben.

tabak. Die Güte des mazedonischen Tabaks, im Handel noch immer ziemlich allgemein nur türkischer Tabak genannt — der weitaus größte Teil des sogenannten türkischen Tabaks stammt aus Mazedonien — erfreut sich ja bei allen Zigarettenrauchern des besten Rufes,



Die Hauptverkehrstraße von Kawalla mit dem alten Kastell im Hintergrund.

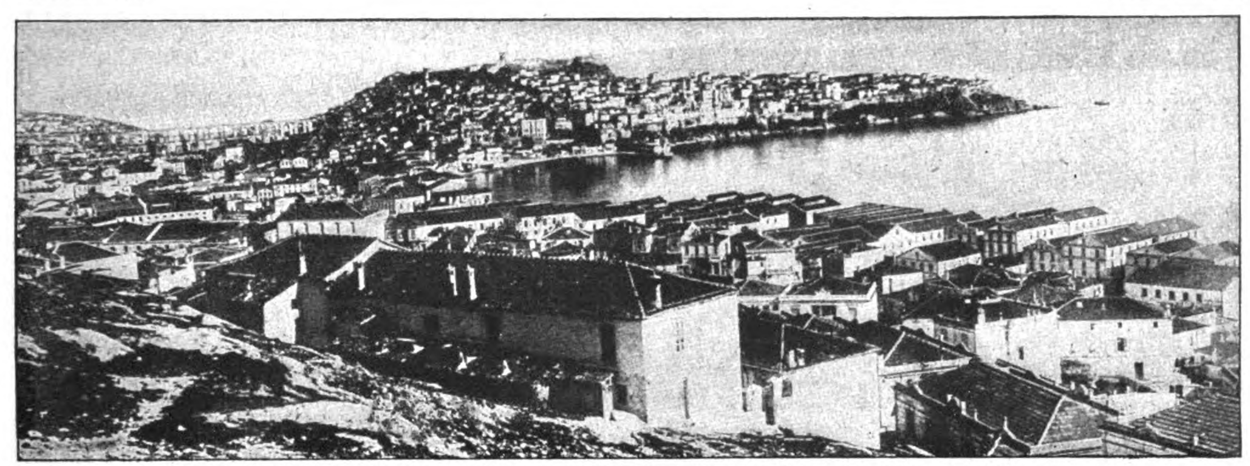


Türkische Wäscherinnen in Drama.

Vor der bulgarischen Kommandantur aber drängt sich das Volk, besonders die Frauenwelt, um Auskunft in allerlei Angelegenheiten zu erhalten.

Der wichtigste Ausfuhrartikel Kawallas und seines Hinterlandes, besonders des Städtchens Drama, aus dem wir ebenfalls einige Bilder vorführen, ist Zigaretten-

und gerade auf den Tabakfeldern von Kawalla und Drama gedeiht das aromatische Kraut in erlesen feiner, milder Qualität. Die Aufnahme auf Seite 1453 zeigt die Ankunft einer Kamelkolonne vor den Tabaklagerhäusern. Obwohl es in Kawalla drei große Zigarettenmanufakturen gibt, die mehr als 5000 Arbeiter beschäftigen,



Blick auf Kawalla: Rechts im Hintergrund die von den Engländern besetzte Insel Thasos.

geht der Rohtabak zum größten Teil jedoch — oder ging, genauer gesagt, in Friedenzeiten — in Ballen und Kisten auf dem Seeweg ins Ausland, um dort seine endgültige Verarbeitung zu finden. Besonders die deutsche Raucherwelt verbraucht davon einen stattlichen Teil.

Die Wahl.

Skizze von E. Albrecht-Doussin.

Es schneit und weht. Scheinbar ohne Weg und Spur gleitet der Strohschlitten vorwärts.

Hans Lühe hält seinen starken, schweren, weitausgreifenden Bitjughengst fest im Zügel, daß er ihm nicht gar zu rasch über das blaue Hohleis der Moorwiesen saust. Neben ihm sitzt wie immer sein Freund Lißmann, das schöne, schmale Gesicht ganz eingewickelt in den Pelzschal.

Beide haben die Drillinge unter der Decke liegen. Ein Tag ohne Weidmannsheil, ist kein Tag für Hans Lühe!

Schwäne ziehen zur See. Langsam und niedrig, mit wiegendem, wuchtigem Schwingenschlag teilen sie den weißen Wirbel der Lüfte über dem Aspengehölz. Ein signalhafter Laut klingt herab.

„Wollen wir Marie einen mitnehmen?“ fragt Hans Lühe rasch. Doch Lißmann schüttelt den Kopf. „Kehren wir denn überhaupt bei ihr ein?“

„Natürlich! Wir müssen ja auf den Mond warten, und das tun wir am besten in ihrer warmen Stube.“

„Wie du willst.“

Lißmann ist in so träumerischer Stimmung. —

Das weite Moor ist ohne Laut und Leben. Nur aus den wenigen offengebliebenen Stellen der ausgetorften Wiesen kommt hier und da das „Bak-bak“ gründelnder Wildenten. Der Schnee fällt rasch und dicht, ein weißer Vorhang weht vor den Waldumrissen.

„Wenn es so fort geht, Hans, verschneit dein Luderplatz, und dann ist's nichts mit Isegrimm; dann freu ich mich aber auf deine Laune!“

„Es geht nicht so fort. In einer Stunde ist der Himmel klar wie Glas.“

„Schade auch sonst um alle Arbeit und Mühe.“

„Hast du welche gehabt?“ fährt Hans Lühe auf. Lißmann schweigt.

„Es sei denn, daß du's als Arbeit rechnest, im Schlittenstroh — und Pelz zu sitzen und dich an Ort und Stelle fahren zu lassen, während mir die Finger zerfrieren.“

„Ich kann deinen Hengst nicht fahren“, murmelt der andere und steckt die Hände tiefer nur in den Jagdmuff.

Sie sprechen nichts. Ich liebe sie, ich liebe sie, ich liebe sie, macht Lißmanns Herzschlag. Da ist das Dorf, der in Schneeschleier gehüllte, pappelumstandene alte Gutshof. Im Eckzimmer des Wohnhauses brennt Licht. Also sitzt Marie eben bei der Vesper am runden Tisch unter der Hängelampe und wird ihnen Tee aufbrühen und eine Flumenschnitte streichen oder Warmbier bereiten.

Marie hört die Haustür schlagen, die festen Stiefeltritte im Vorraum und Hans Lühes forsches „Hallo, Marie!“ Ihr ernstes Gesicht sieht durch die Tür, es ist ein wenig rot geworden. Heut hat sie keinen Besuch erwartet. Freilich, als ob Hans Lühe sich um das Wetter scherte!

„Wir wollen mit dir vespern“, sagt er, sich ohne weiteres an den Tisch setzend. „Donnerwetter, sie hat frischen Rosinenwecken!“

Lißmann hält Maries Hand viel länger in der seinen, viel länger sieht er in ihre blauen, stillen Augen, auf ihre wortkargen Lippen.

Groß und stark, mit ihrem Bau fester, blonder Flechten steht sie vor Lißmann, der erst fragt, ob sie ihr auch gelegen kämen, ob sie nicht zu oft vorsprächen, vorgestern doch erst bis in den späten Abend hinein — — —

Hans Lühes Stimme fällt hart und ungeduldig in seine freundlichen Worte. So eine Idee, anzunehmen, daß man ungelegen kommen kann!

Sie sitzen in den grünen Lehnstühlen am Tisch und plaudern. Hans Lühe hat zu seiner Freude Wolfsspuren im Moor gefunden und nun mit einem gefallenen Pferd einen Luderplatz im Wald hergerichtet nebst einem versteckten Ansitz. Wenn der Mond aufgeht, wollen sie hin.

„Nun komm ich doch zu neuen Schlittendecken!“ sagt er voller Sicherheit.

Lißmann sieht immer wieder Marie an, und von ihr



starrt er in die Lampe. Wie sie lächelt, wenn Hans Lühe spricht. Wie sie ihr lauscht, der forschen, raschen Stimme, die aber Worte sprechen kann wie Peitschenschläge.

Vom Vorraum aus wird der riesige Doppelofen mit Geräusch frisch eingeheizt. Es riecht plötzlich nach Torf in der Stube. Marie schenkt noch einmal die Teetassen voll, schiebt die Tonflasche mit Hagebuttschnaps Hans Lühe näher. Lißmann steht auf und geht in das Nebenzimmer zu Maries Klavier.

Sie hört ihn so gern spielen. Er spielt im Dunkeln. Sein weiches, leises Schubertlied soll sie erinnern, daß auch er da ist, soll sie sanft zu ihm ziehen, sie umwerben.

„Also, Marie," sagt Hans Lühe mit einem Sprung das Thema ändernd „haben Sie jetzt entschieden? Welcher von uns beiden ist's?"

Sie läßt den Kopf sinken. „Nein, noch nicht", erwidert sie stockend. Und wieder wie vorhin bekommt sie ein rotes Gesicht.

„Sie wissen immer noch nicht, wem Ihr Herz gehört?" Eine lange Zeit schweigt sie. Er hat nicht im entferntesten ein Maß für die Kämpfe, die ihr Inneres seit Wochen zerwühlen. Aber erklären kann sie das nicht.

„Ich weiß nicht, wes Herz mir gehört", kommt es leise, bedeutungsvoll, und ihre Hände krampfen sich ineinander.

„Unser beider!"

„Hans," wehrt sie mit mühsamem Lächeln, „warum wollt ihr nicht meine getreuen Freunde und Nachbarn bleiben, es ist so schön so. Und eure Freundschaft ist so gut, die zerbricht doch dann —"

„Nein, Marie, wir halten unser Abkommen; Ihrer Entschließung und Wahl beugen wir uns anstandslos. Unsere Freundschaft bleibt bestehen, wir gehen beide ehrlich zu Werke, wir betrügen uns nicht. Aber — halten Sie uns nicht hin! Was mich betrifft, ich warte nicht mehr geduldig, ich kann nicht, ich — — ich fühle es zuweilen wie Feuer in meinem Blut brennen. ."

Er steht auf, er reckt sich, breitet die Arme ins Ungemessene. Aber Marie wirft sich nicht hinein, obgleich ihr das Herz schwer klopft. „Man will doch heiraten!" fährt er fort. Man will sich einen Erben für seinen Hof groß ziehen, man will — glücklich sein! Lißmann!" schreit er in jähem, heißem Zorn über ihr Schweigen ins Nebenzimmer. „Hör auf mit deinem Geklimper in drei Teufels Namen, komm rüber und sag Marie ein Wort, daß sie endlich zupackt, dahin oder dorthin!"

Lißmann tritt in den Schein der Lampe. Seine Augen halten Maries Augen fest, sein Gesicht ist sehr blaß, so blaß, wie das ihre plötzlich wurde. „Liebe ist geduldig und dient sieben Jahr und noch mehr und wankt nicht; lassen Sie sich Zeit, Marie, ich glaube, ich weiß die Unklarheiten und Schwankungen Ihres Innern; lassen Sie sich Zeit, vielleicht stellen Sie uns einmal auf die Probe."

Jäh wendet Marie sich ab. Das sann sie sich schon längst aus. Beider Liebe auf eine Probe zu stellen, da sie ihre Sprache nicht zu verstehen scheint. Oh, aus der ungewissen Qual herauszukommen, sich sagen zu müssen, sie lieben und wollen mich nur, weil keine andere Erreichbare da ist.

„Komm," sagt Hans Lühe kurz zu Lißmann, „es ist Zeit für uns."

Der Abend steht dunkel vor den Scheiben, es hat aufgehört, zu schneien, ein bitterer Frost setzte ein, und sie haben noch weiten Weg.

Als die kleine Moorschenke, wo das Pferd eingestellt wird, erreicht ist, schwimmt der Mond zwischen Zirruswolken, und als sie in ihren Filzstiefeln und Schafpelzen zum Köderplatz auf die Waldschneise kommen, steht er frei und groß, in goldener Ruhe über dem meilenweiten, verschneiten Forst. Auf einen stummen Wink Hans Lühes klettern sie über einen sturmgefällten Stamm und kriechen in den versteckten Ansitz.

In diesem Moment denken sie an nichts mehr. Das Jagdfieber packt sie. Taghell liegt die schmale Blöße vor ihnen. Am Rand der Pferdekadaver mit aus dem Schnee ragenden Beinen.

Ein Geräusch kommt von dort, ein Kratzen, ein Krachen von Knochen, ein tiefes Knurren. Hans Lühe prüft den Drilling. Er hat Augen und Ohren wie ein Luchs und sieht vorn am Pferdehals einen starken, eisgrauen Wolf die fletschenden Zähne knurrend einschlagen. Zwei geringere zerren an den Hinterkeulen.

Knisternd reißen die gefrorenen Fellfetzen vom Kadaver ab, die Hufeisen blinken im Mondlicht. Grüne Raubtierlichter schillern.

Lautlos hebt Hans Lühe den Drilling, faßt den Kapitalen dicht hinter dem Blatt und schießt. Eine mächtige Flucht. Ein Schlagen und Röcheln in der Dickung. Dann wieder Totenstille.

Mit einem Jubelruf springt der glückliche Schütze hinüber. Lißmann braucht ihm nur noch zu helfen, den Gewehrriemen um den Hals der Beute zu schlingen, um sie durch den Wald zu schleifen.

Er ist ohne Neid. Kein Weidmannsheil neidete er je dem Freund, den er so gern und bereitwillig bewundert. Aber Marie — Marie würde er ihm neiden in heißen Schmerzen. — —

Und über die weißen Wälder kommt der Frühling, streicht ihnen warm, atmend den Schnee ab, holt aus den Bruchhölzern Juchtendüfte, Farben und Vogellieder heraus, weht über die heißen Wiesen buntgemalte Falterflügel, wirft den wilden Gräben um ihre goldene Versunkenheit frühe junge Blumen und führt den schweren Tritt der Weidekühe auf gelbgesternte Hutungen.

Da bringt Marie ein Mädchen mit in das alte Haus. Minne heißt sie. Und hell und fein ist sie. Lebensprühend von der braunlockigen Stirn bis zu den tanzenden Füßchen.

Tut es ihr weh, das weiße Kleid mit der rosa Seidenschärpe, das da die dunkle Treppe herabkommt — auf den verstummten Hans Lühe zu? — —

Was gibt es Schöneres, als mit Hans Lühe in die weiten Moore zu wandern vor Tau und Tag zur Frühbalz auf den Birkhahn oder das Auerwild, aus dessen hornweißem Schnabel das seltsame Liebeslied hervorkommt? Der rüttelnde Turmfalk, der sein helles „Kli-kli-kli" herabwirft aus dem Ätherblau, ist nicht hoch genug für Hans Lühes Kugel, der Reiher nicht heimlich genug in dem lichtgrünen jungen Rohrpfeifengürtel des Torfsees, wenn sie es will. — —

Aber sie will es nicht, sie will allen das königliche Leben schenken, dieses Leben der Liebe.

„O Frühling!" sagt sie jauchzend.

„O Frühling!" wiederholt er erbebend und aus tiefer Brust. So hat er ihn noch nie gesehn, nie erlebt. Und nichts wissend und fühlend als sich selber in blühender Kraft, in warmer Jugend und gutem Recht, liegen sie sich eines Tages am Herzen. Das ist unter den leuchtenden Bäumen vor Marias Fenster, im Kirschblütenduft.

Sie wissen es kaum. Sie — küssen sich.

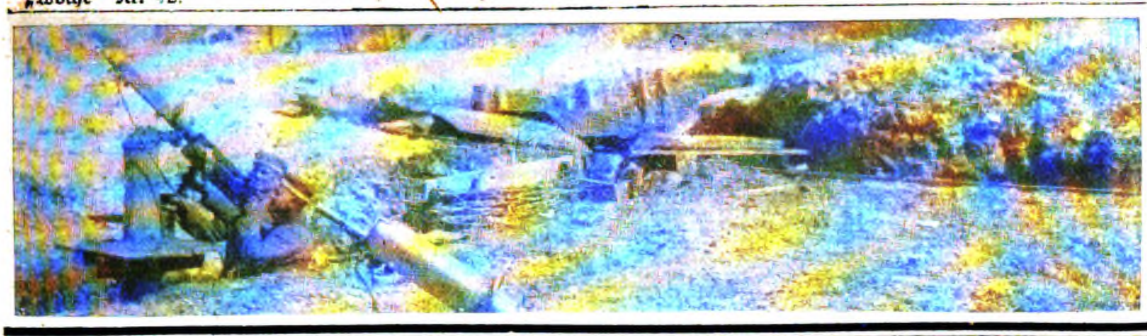
„Was tut Liebe . . ?" fragt Marie tonlos.

„Liebe schwankt nicht!" erwidert Lißmann und nimmt tröstend ihre Hände in die seinen.

Schluß des redaktionellen Teils



Ein malerisches Lagerbild. K. u. K. Kriegspressequartier.



Maschinengewehrstand in der vordersten Linie zur Bekämpfung feindlicher Flieger.

Phot. Spelling.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt

Dr. Karl Wild: „Wie die Franzosen vor 200 Jahren in Heidelberg und in der Pfalz hausten.“ Kaiserslautern, Hermann Kayser.

Otto Bölke: „Unter dem Banner der Versöhnung“. Die Flamen in Belgien und die Flamen in Deutschland. Leipzig, Krüger & Co.

Dr. Karl Wagner: „Die künstliche Höhensonne (Quarzlampe) in der Medizin“. Graz, Deutsche Vereins-Druckerei und Verlagsanstalt.

Dr. Leo Schwering: „Belgien der Angelpunkt des Weltkrieges“. Regensburg, Friedrich Pustet.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau,** Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.,** Prager Straße 35, **Düsseldorf,** Oststraße 105, **Frankfurt a. M.,** Kaiserstraße 10, **Hamburg,** Neuerwall 2, **Hannover,** Georgstraße 20, **Kassel,** Königsplatz 53, **Köln a. Rh.,** Wallrafplatz 3, **Leipzig,** Petersstraße 22, **Magdeburg,** Breite Weg 184, **München,** Theatinerstraße 3, **Nürnberg,** Karolinenstraße 51, **Stuttgart,** Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1— unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind



Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklbg.) am Schweriner See. Sanatorium für innere u. Nerv.-Leid. San.-Rat Dr. A. Steyerthal.

Bad Polzin (Moorbad in Pommern). Kaiserbad Sanatorium, physikalisch-diätetische Heilanstalt. Sanitätsrat Dr. Hölzl.

Brandenburg.

Buckow Kr. Lebus (Märk. Schweiz). Sanatorium und Erholungsheim Waldfrieden. Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur. u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916. Tel. Nr. 55.

Falkenhagen Seegefeld - A. bei Berlin. Sanatorium **8—11 M.** San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelzimmer 9—11 M.)

Schlesien.

Blitzengrund (560 m) b. Görbersdorf, Schl. Kl. Lungensanat. f. d. Mittelstand. Anwend. sämtl. mod. Heilfakt. Arzt im Hause.

Westdeutschland.

Godesberg a. Rhein. Kurfürstenbad „Godesberg“. Für Nervöse u. Erholungsbed. San.-Rat Dr. Stähly. Direktor Butin.

Teutoburger Wald.

Bad Lippspringe Kurbad am Teutoburg. Wald. Bahnstation. Kurbrunnen: radioaktive Heilquelle. Bestbewährt bei Lungen- und Halsleiden. Bäder und Inhalationen. Ermäßigung für Kriegsrekonvaleszenten. — Briefadresse: Kurbad Lippspringe.

Bad Lippspringe unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden. Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünst. Prosp. d. d. Brunnen-Administration. (Man beachte die Adresse.)

Sanatorium Lippspringe Priv.-Heilanst. für alle Erkrank. der Atmungsorgane. Eig. mod. Inhalat. Erstkl. komf. Einricht. Prosp. fr. Bes. u. Leit. Dr. Brackmann, Badearzt.

Bad Pyrmont San.-Rat Wichmann. ★ Sanatorium. Saline f. Nervenleiden. Erholungsheim. Geöffnet.

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen „Der Quellenhof“, bish. „Hotel Quisisana“. Vornehmst. Haus im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. M. Möbus.

Sachsen.

Bad Elster Sanatorium. Geh. S.-Rat Köhler. Vorn. Einr., Moor-, Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren. Eig. Gutsbesitz.

Bad Reiboldsgrün i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

Dresden Hotel Bellevue Weltbekannt u. vornehm. Unvergl. herrl. Lage a. d. Elbe, gegenüb. d. Kgl. Schloß u. Opernhaus. Zeitgemäß erneuert. Gr. Garten u. Terrasse.

Leipzig Fürstenhof Einheitspreise Mark 5 und 6 mit Frühstück.

Weisser Hirsch -Oberloschwitz. San.-Rat Dr. Teuschers Sanat. Phys. diät. Kurmittel. Kleine Pat.-Zahl.

Zöbisch Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.

Sächsisches Erzgebirge.

Aue i. Erzgeb. San.-Rat Dr. Pillings Sanatorium f. Nervenkranke, Herz-, Magen-, Darmleid., Stoffwechselkr., Hydrotherapie, Diät., Massage. Elektr. Luft-Lichtk., Heilgymn. Röntgenkabinett.

Bärenfels b. Kipsdorf, Erzgeb. Altes Forsthaus. Das ganze Jahr offen. Behagl. große Zimmer. Freie, doch geschützte Lage am Walde. Gute Küche, mäß. Preise. Frau Prof. Burger.

Harz.

Hasserode Villa Daheim, Erholungsh. u. Sanator. Diät. Bäd.-Liegek. Ia. Ref. Mäß. Preise. — Haus Clara, Heim für Alleinstehende. C. Giraud. Dr. Morgenroth.

Sülzhayn Süd-Harz, Sanatorium „Otto Stubbe“ für Leichtlungenkranke. Beste Lage im Südharz. Spezialarzt Prosp.

Thüringen.

Sommerstein Waldsanatorium bei Saalfeld, Thür. Regenerations- u. Schrothkuren. Schrift Ha frei.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Sanat. Kurh. Walzer. Herz- u. Nerv.-Leid. Tabes v. 12 M. tgl. an inkl. Bhdl. Offiziersh. Dr. Walzer.

Wiesbaden Hotel Badhaus Goldener Brunnen. Eig. Quelle. Pens. inkl. Bad. Trinkkur 7—10 Mark. Haus Dambachtal, Dambachtal 23 u. Neubg. 4. neuzeitlichste Pension. Jahresbetrieb Z. m. Pens. 7.50 an.

Bergstraße.

Bensheim Maler. geleg. Kreisst., Schnellzugst., Gymnas., höh. Töchtersch., niedr. Steuern, mod. Villenkol., mild. Klima, gute Hotels, herrl. Ausfl. in d. Odenwald. Prosp. d. Versch.- u. Verk.-Ver.

Bayern.

Bad Kissingen im Herbst u. Winter Trink- u. Badekur. Hotel Wittelsbach, gut, angenehm. Aufenthalt.

Bad Reichenhall Kurhaus Axelmannstein. Allererst. Rang. Jahresbetr., eig. Badehaus, Ökon. u. Fischerei.

Bayrischzell Haus Sonnenschein. 850 m. Südl. Anschl. a. gebild. ev. Familie, zu läng. Aufenthalt geeign. Aerztl. geleit. Winter- u. k. Höhensonne-Kuren.

Königssee Oberb. Hotel u. Pens. Schiffmeister. Beste Lage am See. Schöne Räume. Angenehmer Aufenthalt. Gute Verpflegung. Zentralheizung. Prosp. d. d. Bes. I. Moderegger.

Partenkirchen Partenkirchner Hof. Mod. erstkl. Hotel-Pens. Gute Verpfl., eig. Kond. Jahresbetr. Tel. 304.

Partenkirchen-Kainzenbad Sanatorium für innerlich Kranke, Nervöse, Erholungsbed., Frauenleid. Moor- u. Mineralbäd. Jahresbetr. Leit. Arzt Dr. Behrendt.

Schweiz.

Arosa 1900 m ü. M. Elektrische Bahn ab Chur. Sommerkuren - Sommersport.

Hotel Rhätia u. Villa Germania. Mod. Komf., beste Lage a. Wald. Deutsches Haus.

Alpensonne. Dtsch. Hotel. Hygien. erstkl. Komf., fließ. Wass. i. jed. Zim. Prosp.

Hotel Bellevue, vornehmes Haus, sonnige Lage. Mäßige Preise. Prosp.

Arosa Waldsanatorium. All. Komfort. Modernst. ärztl. Einrichtg. Leit. Arzt. Geh. San.-Rat Dr. W. Roemisch. Näh. Prosp.

Inner-Arosa Arosa Kulm. Erstkl. Familienhaus. Neubau 1913. Eig. Orchester. Keine Lungenkranke.

Davos- Dorf, Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestibül, Terrasse. Bes. M. Neubauer. Leit. Arzt Dr. E. Nienhaus.

Davos-Dorf Sanatorium Guardaval. Vornehme Lungenheilanstalt Schloßartig gelegen. Prospekt.

Davos-Dorf Sanatorium Davos-Dorf. Leit. Arzt: Dr. J. Biland. Moderne Hygiene. Ill. Prospekt.

Davos-Platz Sanatorium Turban. Leit. Arzt: Geheimer Hofrat Dr. Turban. Prospekt.

Sanatorium Dr. Dannegger f. Lungenkr. Ruh. sonn. Lage. Mäß. Pr. Prosp.

Dolder-Zürich Waldhaus Dolder. I. klass. Familien-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.

Druck u. Verlag von August Scherl G.m.b.H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wittmann, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bremer, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 43. Berlin, den 27. Oktober 1917. 19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 43.



Die sieben Tage der Woche.

16. Oktober.

Die unter dem Befehl des Generals der Infanterie von Kathen auf Ösel kämpfenden Truppen setzen sich völlig in Besitz des Hauptteils der Insel. Gegen die Ostküste wird der Feind so scharf gedrängt, daß nur Teile sich über den nach Moon führenden Damm zu retten vermögen.

Im Rigaischen Meerbusen sind die Inseln Runö und Abro von uns besetzt worden.

17. Oktober.

Die auf der Halbinsel Sworbe noch Widerstand leistenden feindlichen Kräfte werden durch unsere Truppen überwältigt. Die Insel Ösel ist damit völlig in unserem Besitz.

Leichte deutsche Seestreitkräfte greifen in der nördlichen Nordsee innerhalb des Sperrgebietes nahe bei den Shetlandsinseln einen von Norwegen nach England gehenden Geleitzug von insgesamt 13 Fahrzeugen an, darunter als Schutz die beiden modernen englischen Zerstörer „G 29“ und „G 31“. Alle Schiffe des Geleitzuges sowie die Bedeckungsfahrzeuge einschließlich der Zerstörer werden vernichtet bis auf einen Geleitfischdampfer. Unsere Streitkräfte sind ohne Verluste und Beschädigungen zurückgekehrt.

18. Oktober.

Nordöstlich von Soissons hat sich die seit Tagen lebhafte Kampftätigkeit zur Artillerieschlacht entwickelt, die vom Ailette-Grunde bis Braye mit nur kurzen Pausen andauert.

An der Nordfront von Verdun stoßen zu kühnem Handstreich badische Sturmtruppen bei Höhe 344 östlich von Samogneux in die französischen Gräben vor, zerstören fünf große Unterstände und führen die Besatzung, soweit sie nicht im Nahkampf fällt, gefangen zurück.

Die Sichtung der auf Ösel gemachten Beute hat bisher folgendes Ergebnis: 10 000 Gefangene von 2 russischen Divisionen. Nach Moon sind nur wenige hundert Mann entkommen. 50 Geschütze, dabei einige unversehrte schwere Küsten- und einige Feldbatterien. Zahlreiche Waffen und sonstiges Kriegsgerät.

19. Oktober.

Unter Befehl des Generalleutnants von Estorff erkämpfen unsere Truppen, in Booten und auf dem Steindamm durch den Kleinen Sund übergehend, das Westufer der Insel Moon. In schnellem Vordringen werden die Russen, wo sie Widerstand leisten, überrannt: bis zum Mittag ist die ganze Insel in unserem Besitz.

Unsere Seestreitkräfte haben in den Gewässern um Moon mehrfach Gefechte mit feindlichen Kriegschiffen. Das russische Linienschiff „Slava“ (13 500 Tonnen, Abb. S. 1463) wird in Brand geschossen und ist gesunken.

20. Oktober.

Wir haben auch auf der Insel Dagö Truppen gelandet, wo schon vor einigen Tagen Landungsabteilungen der Marine zur Sicherung der beabsichtigten Ausladestellen Fuß gefaßt hatten.

Das Ergebnis der siebenten Kriegsanleihe beträgt nach den bis jetzt vorliegenden Meldungen ohne die zum Umtausch angemeldeten älteren Kriegsanleihen 12 Milliarden 432 Millionen Mark. Kleine Teilanzeigen sowie ein Teil der Feldzeichnungen, für welche die Zeichnungsfrist erst am 20. November abläuft, stehen noch aus, so daß das Endergebnis 12½ Milliarden überschreiten wird.

21. Oktober.

Die Artillerieschlacht von Vauxaillon bis Braye steigert sich wieder zu größter Heftigkeit.

Die Insel Dagö ist ganz in unserer Hand. Die zwischen der Insel Moon und dem Festland gelegene Insel Schildau wird von uns besetzt.

Von der russisch-rumänischen Landfront ist nichts von Bedeutung zu berichten.

22. Oktober.

Die Gesamtbeute auf Ösel, Moon und Dagö beläuft sich auf mehr als 20 000 Gefangene und über 100 Geschütze sowie zahlreiches Kriegsmaterial.

Die U-Boot-Beute im September beträgt 672 000 Raumtonnen.

Martin Luther als Volkserzieher.

Von Professor W. Rein, Jena.

Zwei Naturen lebten in Martin Luther und lagen miteinander im Streit, ähnlich wie in Bismarck. Letzterer, durch und durch Legitimist, zerschlug Throne und setzte Fürsten ab; ersterer hing mit allen Fasern seiner Seele am mittelalterlichen Kirchentum und mußte es doch bis in seine Grundfesten hinein erschüttern. Beide von Haus aus konservative Naturen wurden doch zu Umstürzlern. Sie fühlten den inneren Widerspruch sehr tief und litten schwer darunter, je älter sie wurden. Sie bestätigten damit ein psychologisches Gesetz, welches lehrt, daß die Eindrücke der Jugendzeit tief und unauslöschlich sind und ihren Einfluß mit wachsendem Alter immer stärker geltend machen.

Der konservative Zug zeigt sich bei Martin Luther vor allem in der religiös-kirchlichen Auffassung. Ein Stück Mittelalter ist an dem Theologen Luther zeitlebens hängengeblieben, so daß man ihm sogar vorwerfen konnte, er habe mit seiner Kirchenreform auf halbem Wege haltgemacht. Als Volkserzieher aber erweist sich Luther durchaus ein Neuerer, ja als so moderner Mensch, daß man behaupten kann, die Gegenwart lebe von seinen Ideen, allerdings vielfach ohne es zu wissen, ja auch nur zu ahnen. Auf dem Erziehungsgebiet betritt er ganz neue Bahnen. Hier bereitet er eine Wandlung vor, die von durchgreifender Natur ist. Aus ihr sind unsere großen Geister hervorgegangen, von Leibniz zu Lessing, von da über Schiller und Goethe zu Kant und von hier zum Freiherrn v. Stein bis zu Bismarck. Sie alle sind

ohne Luther nicht denkbar. Da hat man in einem Griff die ganze Wucht des Lutherschen Geistes vor Augen.

Mit innerer Notwendigkeit wurde Martin Luther von der Theologie zur Pädagogie geführt. Er betrat damit den Weg, den alle großen Erneuerer gegangen sind. So erhoffte Plato die Verwirklichung seines Idealstaates durch eine entsprechende Erziehung der Jugend; Comenius, der Prophet des Dreißigjährigen Krieges, sah ein neues, glücklicheres Geschlecht heraufsteigen auf Grund einer durchgreifenden Schulreform; Fichte wollte nach dem Zusammenbruch des preußischen Staates auf dem Schlachtfeld von Jena den neuen Staat mit Hilfe einer neuen Nationalerziehung heraufführen. So auch Luther. Das kommende Geschlecht ist auch seine Hoffnung:

„Soll man der Christenheit wieder helfen, so muß man fürwahr an den Kindern anheben, wie vorzeiten geschah."

„Es ist schwer," sagt er an einer anderen Stelle, „alte Hunde bändig und alte Schälke fromm zu machen, daran doch das Predigtamt arbeitet und viel umsonst arbeiten muß; aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen, obgleich auch etliche darüber zerbrechen."

Aber damit seine Hoffnung in Erfüllung gehe, bedarf es einer Wandlung im Erziehungswesen. Die alte Schulerziehung, die Luther am eigenen Leibe in Mansfeld, Magdeburg und seiner lieben Stadt Eisenach erfahren hat, muß einer neuen Auffassung weichen, da sie nichts geleistet hat. „Ja," so fragt Luther, „was hat man gelernt in hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Esel, Klotz und Block werden? Zwanzig, vierzig Jahre hat einer gelernt und hat weder Lateinisch noch Deutsch gewußt. Ich geschweige des schändlich lästerlichen Lebens, darinnen die edle Jugend so jämmerlich verdorben ist." Mit beredten Worten geißelt Luther die Lehrer, die selbst nichts gelernt hätten und nichts Gutes noch Rechtes hätten mögen lehren, ja auch die Weise nicht gewußt, wie man doch lernen und lehren sollte. „Wessen ist die Schuld?" so fragt er und antwortet darauf: „Es sind keine anderen Bücher vorhanden gewesen, denn solche tolle Mönch- und Sophistenbücher. Was sollten denn anders daraus werden, denn eitel tolle Schüler und Lehrer, wie die Bücher waren, die sie lehrten? Eine Dohle heckt keine Taube, und ein Narr macht keinen Klugen."

Hier galt es also den Hebel anzusetzen, wenn er eine Besserung herbeiführen und sein Werk auf eine feste Grundlage stellen wollte. Und Luther zögerte nicht. Aus der großen Zahl seiner Schriften, die das Erziehungsproblem mehr oder weniger eingehend behandeln, seien folgende drei vor allem herausgehoben: 1. An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. 1520. 2. An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen. 1524. 3. Predigt, daß man die Kinder zur Schule halten soll. 1530.

Da es zu Luthers Zeit noch keine Tagespresse gab, mußte er sich der Flugschriften bedienen. Er hat es in so reichem Maße getan, daß man ihn wohl als den ersten deutschen Journalisten bezeichnen kann. Auch darin ein ganz moderner Mensch, der weiß, welche Macht in den Händen der Presse liegt. Und wie versteht Luther diese Macht zu gebrauchen und in seinen Dienst zu stellen! Sowie er die Feder in die Hand nimmt, strömen ihm die Gedanken nur so zu und mit ihnen die volkstümliche Sprachweise, die in Bildern und packenden Ausdrücken den Leser so fesselt, daß er nicht los kommen kann.

Die erste der genannten Schriften war in kurzer Zeit in 4000 Exemplaren verbreitet. Sie bezieht sich auf die Reform der Universitäten. „Die Universitäten", so heißt es an der Spitze, „bedürften auch wohl einer guten starken Reformation; ich muß es sagen, es verdrieße, wen es will." Er beklagt, daß an ihnen nicht die Heilige Schrift und christlicher Glaube gelehrt werde, sondern allein „der blinde heidnische Meister Aristoteles mehr regiere, denn Christus." Ja, er läßt sich zu den harten Worten hinreißen: „Es tut mir wehe in meinem Herzen, daß der verdammte, hochmütige, schalkhaftige Heide mit seinen falschen Worten so viele der besten Christen verführt und genarrt hat."

Man sieht, daß Luther bemüht ist, einen anderen Inhalt der heranwachsenden akademischen Jugend zu vermitteln. Dabei spricht er die Warnung aus, die auch heute noch gilt: „Viele Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen auch nicht, sondern gut Ding und oft lesen, wie wenig sein ist, das macht gelehrt in der Schrift und fromm dazu."

Aber seine Gedanken greifen viel tiefer. In der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation stößt er drei römische Mauern ein. Die erste besteht in der Heraushebung eines besonderen geistlichen Standes über dem weltlichen. Luther sagt dagegen: Es gibt keinen besonderen Priesterstand, sondern nur ein Priesteramt. Auftraggeber ist die Gemeinde. Die zweite Mauer: der Papst sei Ausleger der Schrift. Luther aber gibt jedem Christen das Recht der Schriftauslegung, wie es im Urchristentum war. So ist jeder Gläubige Priester. Die dritte Mauer besagt: Nur der Papst darf ein Konzil berufen. Dagegen Luther: Das weltliche Schwert ist kraft seiner Teilhaberschaft am allgemeinen Priestertum die berechtigte Stelle, ein Konzil zu berufen.

So stößt Luther drei wesentliche Grundlagen der römischen Kirche um. Das wichtigste Stück und das weitesttragende ist dabei seine Lehre vom allgemeinen Priestertum und mit ihr verbunden die Forderung der Gewissensfreiheit: „Über die Seele kann und will Gott niemand lassen regieren, denn sich selbst allein." Davon wußte der mittelalterliche Mensch nichts, der durchgängig gebunden war: religiös an die Autorität der Kirche; politisch und wirtschaftlich an den Lehnsherrn; im Handwerk stehend an die Zunft. Luther griff diese Gebundenheit an der Stelle an, die dem Deutschen das Heiligste ist, und rollte damit die gesamte Stellung auf. Denn auf die religiöse Befreiung folgte die politische und dann die soziale. So mußte die religiöse Mündigsprechung auch das Erziehungsgebiet erfassen, das mit den tiefsten Wurzeln in der Lebens- und Weltauffassung verankert ist.

Das mittelalterliche Bildungswesen hatte unter dem Schutz und Schirm der Kirche von außen her betrachtet eine anerkennenswerte Entfaltung genommen. Universitäten und Lateinschulen breiteten sich über das Land aus und vermittelten eine gelehrte Bildung. Daneben kamen auch zahlreiche Privatschulen, die man als deutsche Schulen bezeichnen kann, gewissen praktischen Bedürfnissen der Kaufleute und Handwerker in den Städten entgegen. Aber die breiten Schichten des Volkes waren illiterarisch geblieben. Sie entbehrten jeglicher Schulbildung, da ja keinerlei Schulzwang bestand. Weder die mittelalterliche Kirche noch die mittelalterlichen Staatengebilde fühlten von sich aus den Drang, die allgemeine Schulpflicht vorzuschreiben und damit das gesamte Volk in die Vorhöfe der Bildung einzuführen.

Diesen gewaltigen Fortschritt in der geistigen Hebung des Volkes zu bewirken, war der Tatkraft und dem



Wittenberg 1517—1917.

Von Rudolf Herzog.

Tritt vor, Mann Gottes, hier ist Wittenberg.
Greif deinen Hammer, daß das Kirchtor schallt.
Nur Gott ist groß! Und über das Gezwerg
Der Kreatur siegt seine Allgewalt.

Allmächtig ist er und allwissend auch,
Allgegenwärtig wie der Sonne Blitz.
Sein Wort besteht.. Nur seins! Und Schall und Rauch
Wird vor dem Wort der Menschen Aberwitz.

Schlag an das Wort, das keine Furcht verträgt,
Kein Deuteln kennt und keine Sklavenwelt,
Das jede Kette klirrend niederschlägt,
Die seine Söhne fern vom Vater hält.

Die Freiheit bringst du. – Arm und reich verschmilzt.
Hoch und gering nur eines Vaters Kind.
O Seele, wenn du selig werden willst:
Der Vater harrt, und seine Lieb ist blind.

Was du ersehnst – du brauchst des Mittlers nicht.
Was du gefehlt – du sagst es ihm allein.
Und wie dein Herz frei seine Bitten spricht,
So kann auch frei nur seine Buße sein.

O Freiheitstag! Nach seinem Ebenbild
Schuf uns der Schöpfer, seines Tuns bewußt.
Das Knechtskleid ab! Und seid wie Er gewillt!
Und Söhne wachsen an der Vaterbrust. –

Hoch schwingt der Mönch den Hammer durch das Land..
Am Kirchtor prangt ein Blatt. Herbei, herbei!
Was sagt es – Lest! „Wer nur des Vaters Hand
Vertrauend faßt, der ist der Sünden frei.“

Ein Stöhnen erst. „Mönch, Mönch, das ist kein Spott?..“
Ein Notschrei dann – ein Schrei voll Seligkeit – –
Und Luther steht barhaupt und frei vor Gott,
Und seine Augen wachsen in die Zeit

Und sehn ein Volk, vor andren auserwählt,
Ein Volk im Glanz, dem keine Kette klirrt,
Wenn eins es sich zu Deutschlands Namen zählt
Und einig erst in Gotteskindschaft wird. – –

Die Erde brennt.. Durch Deutschland geht der Tod..
Sei einig, Volk! Zerschlag den Höllenzwerg!
Den Hammer hoch! Wie einst in Deutschlands Not
Tritt vor, Mann Gottes! Hier ist Wittenberg!

---

genialen Tiefblick Martin Luthers vorbehalten. Das können auch unsere katholischen Mitbürger neidlos anerkennen!

Nicht als ob Martin Luther tatsächlich nun die Volksschule mit der allgemeinen staatlichen Schulpflicht ins Leben gerufen hätte. Dies konnte erst eine nachfolgende Zeit vollbringen. Aber er hat diesen Schritt vorbereitet. Er beruht durchaus auf religiöser Grundlage und konnte von hier aus in deutschen Landen so wirkungsvoll werden. Aus dem Ideal des allgemeinen Priestertums ist die deutsche Volksschule geboren. Der Gedankenzusammenhang ist sehr einfach und durchsichtig. Jeder Christ soll ein Priester sein und verantwortlich für seinen Glauben. Daß er es könne, dazu soll ihm die Heilige Schrift verhelfen. Aber nur der kann sie gebrauchen, der lesen und schreiben gelernt hat und mit Verständnis der Schrift zu folgen vermag. Deshalb müssen Knaben und Mädchen schon frühzeitig in die Elemente alles Wissens eingeführt werden. Damit war die allgemeine Volksschule im Prinzip durch Martin Luther begründet.

Daß sie in die Wirklichkeit eingeführt werden konnte, auch dazu hat Luther die Vorarbeit geleistet. Bekanntlich übertrug er, um sein Werk, den Bau einer neuen Kirche, zu festigen, die Bischofswürde dem Landesherrn. Dieser wurde in den evangelischen Staaten summus episcopus. Damit übernahm der Staat die Bildungsangelegenheiten auf seine Schultern. Und er konnte nun durchsetzen, was der mittelalterlichen Kirche versagt war, da ihr die äußeren Machtmittel abgingen, die allgemeine Schulpflicht. Das geschah in den Thüringer Staaten zu Anfang des 17. Jahrhunderts, während England damit erst gegen Ende des 19. damit vorging und einzelne Staaten Nordamerikas heute noch dieser Wohltat entbehren. Dies bedeutet einen gewaltigen Vorsprung Deutschlands innerhalb der Völkerfamilien. Auf dem breiten Grund der allgemeinen Volksbildung konnte es im Laufe der Jahrhunderte sein Bildungswesen immer fester gestalten, immer weiter ausbilden und von Stufe zu Stufe einer weiteren Vollendung entgegenführen.

Aber noch nach einer anderen Seite hin erstreckten sich die erzieherischen Ideen Luthers. Sie wirkten in das staatspolitische Gebiet insofern hinüber, als durch ihn eine Wandlung in der Auffassung des Staates auf deutschem Boden eingeleitet wurde, die noch lange nicht zum Abschluß gekommen ist. Will man seine Wirkung nach dieser Seite hin in eine kurze Formel zusammenfassen, so kann man sagen, daß er, wie er der erste Journalist genannt werden kann, der erste Staatssozialist gewesen ist. Nicht auf wirtschaftlichem, wohl aber auf geistigem Gebiet. Wenn man unter Staatssozialismus im allgemeinen eine Neuregelung zwischen den Rechten und Pflichten des einzelnen verstehen kann, so bedeutet die Übertragung der Bildungsangelegenheiten auf den Staat und die Einführung der allgemeinen Schulpflicht durch ihn einen tiefgehenden Eingriff in die Rechte der Familie, die das Kind als das ihr allein zugehörige Glied betrachtet, über das sie freie Verfügung hat. Diese spezifisch englische Auffassung ist schon durch Luther untergraben und auf deutschem Boden durch eine staatssozialistische Regelung ersetzt worden. Die Kinder gehören nicht bloß der Familie, sondern auch dem Staate an. Folglich hat er das Recht, auf die Familien im Interesse des Ganzen einen Zwang auszuüben, wenn es sich nötig

erweist. Friedrich der Große gab mit seinem Wort: Ich bin der erste Diener des Staates, unserer deutschen Auffassung Ausdruck gegenüber dem berüchtigten Ausspruch Ludwigs XIV.: Der Staat bin ich. Auch Napoleon I. stellte seine Schulorganisation nicht in den Dienst der Allgemeinheit, sondern allein in den Dienst seiner Dynastie. In scharfem Gegensatz steht dazu die deutsche Staatsauffassung, die, vom Staatssozialismus getragen, den bloßen Rechtsstaat, das Ideal der ausländischen Demokratien, in einen Kulturstaat umgebildet hat. In diesem Prozeß, den Luther veranlaßt hat, stehen wir noch mitten inne, und zwar nicht nur durch theoretische Durchbildung der Idee, sondern auch in dem Bestreben, das Staatsleben nach den erkannten Wahrheiten in Wirklichkeit zu gestalten. Wenn heute, auch infolge des gewaltigen Krieges, diese Durchbildung sich wesentlich auf den praktisch-wirtschaftlichen Feldern vollzieht, so mußte dem der geistige Sozialismus voraufgehen, um die weiteren Schritte vorzubereiten und eine stetig zu erneuernde Grenzregulierung zwischen Individualismus und Sozialismus vorzunehmen.

Auf solche Weise hat Martin Luther den Aufstieg des deutschen Volkes vorbereitet und eingeleitet. Er hat ihm den rechten Weg gewiesen: durch Bildung zur Freiheit. Erst seine Herzensbildung verbunden mit reichem Wissen und eindringendem Verständnis für alle menschlichen Verhältnisse, dann wahre, echte Freiheit. Von der Freiheit eines Christenmenschen hat Luther 1520 das schöne Wort geprägt: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan; ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan." Diese Einheit von Freiheit und Gehorsam, von Herrschaft und Gebundenheit heißt deutsche Freiheit, die anderen als eine seltsame Antinomie erscheint, weil sie mit dem Verstand schwer begreiflich, allein dem Herzen ganz faßbar ist. Diese innere Freiheit, zu der der Christenmensch sich durchringen soll, ist einerseits ein trotziger Individualismus, ein Sichselbstbehaupten, eine Geborgenheit und Stille in Gott. Andererseits aber ein warmer Sozialismus, der keine untätige Ruhe leidet, sondern die Durchdringung der Welt mit den sittlichen Ideen fordert. Die tätige Nächstenliebe, die sich vor allem in der Organisierung der weltlichen Dinge betätigt und nicht im Almosengeben aufgehen darf, erzeugt den Egoismus und hält ihn in Schranken. Der freie Mensch verliert sich nicht an die Welt, er bleibt über ihr, aber er arbeitet an ihr und trägt seine Kraft in sie hinein.

Das ist Lutherscher Geist, der die deutsche Entwicklung auf die Bahn gestellt hat, die zur Höhe führt. Das sollten vor allem die nie vergessen, die an der Lutherschen Dogmatik Anstoß nehmen und an seinem Katechismus sich ärgern und in dieser Beleuchtung gesehen ihn herabzusetzen sich erdreisten. Wem verdanken sie es denn, daß sie mit ihren Gedanken frei und ungezwungen Himmel und Erde durchlaufen können? Keinem anderen als Luther, der die Heteronomie gebrochen und die Unterwerfung unter eine Autorität, die von außen her unserm Geist gebieten will, beseitigt hat. Dankbar sollten aber auch die Völker sein, die uns heute Barbaren schimpfen. Denn die Welt verdankt uns Deutschen zwei große Revolutionen. Deutsche waren es, welche den Widersinn der geozentrischen Auffassung brachen und dafür das heliozentrische System aufstellten. Sie wiesen damit dem Erdball die richtige Stellung im Weltsystem an. Luther eroberte unserem Geiste den Platz, von dem aus er den Flug in alle Gebiete zu unternehmen vermag.

Aber indem er die Bahn frei machte, vergaß er nicht, Landmarken aufzurichten, die vor einem Mißbrauch der Freiheit schützen können. In der französischen Revolution von 1789, die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit an die Wände der Häuser schrieb, hat man nicht an Warnungstafeln gedacht. Deshalb wurden die hohen Worte, die nicht in die Herzen eingingen, sehr bald inhaltlose Phrasen, hochtönende Reden einer herrschsüchtigen Demokratie, die nichts weiß von einem ethischen Sozialismus, der die egoistischen Leidenschaften der Menschen zu bändigen vermag. Turmhoch über jenen abgeleierten Phrasen steht die Idee der Freiheit, wie sie, von Luther eingeführt, durch unsere Besten ausgebildet worden ist.

Auf ihr ruht die deutsche Kulturwelt. Um sie kämpfen wir heute den schwersten Kampf, den bisher unser Volk bestehen mußte. Aber wie Luther unerschrocken sich nicht brechen ließ durch die Macht des Papstes, nicht durch die Macht des Kaisers, so wollen wir uns heute nicht von den falschen Demokratien der Welt niederringen lassen.

Deshalb erneuern wir sein Bild heute mit besonderem Nachdruck. Es stärkt uns in dieser schweren Zeit mit neuer Kraft. Wir alle, Katholiken und Protestanten, sollten wissen, was wir an ihm haben. Gewiß hat er Deutschland in zwei feindliche Lager gespalten, die sich jahrhundertelang gekämpft haben. Dieser Riß hat uns Deutsche viel Blut und viel Kummer gekostet. Aber er hat doch beiden Seiten auch große Wohltaten gebracht durch den Wettbewerb, in den sie durch die Kirchenspaltung hineingetrieben wurden. Beide haben gleichmäßig an der Hebung der Bildung bis in die untersten Schichten hinein teilgenommen und konnten hierin sich vielfach die Hand reichen. Die schwere Zeit, die wir durchleben, hat den Gedanken an das Trennende zurückgeschoben und das Verbindende, das zeitweise ganz verblaßt schien, gestärkt. Dies wollen wir als bleibenden Gewinn aus allem Kampf herausretten und für die Zukunft bewahren. Ueber der konfessionellen Trennung steht die gemeinsame Liebe zum Vaterland. So dürfen wir hoffen, daß heute Tausende denkender Katholiken in anderer Stimmung ihres deutschen Landsmannes Martin Luther gedenken, als das vor dem großen Kriege hie und da der Fall war. Der Geist der Versöhnung, der keineswegs eine Abschwächung der prinzipiellen Standpunkte bedeutet, bindet uns Deutsche heute fest zusammen und läßt uns in Luther einen großen Volkserzieher erkennen, dessen Verdienste das Gesamtvolk willig anerkennt. —

Unterirdisches Ringen.

„Da wären wir endlich!" so atmet in meinem Zuge hinter mir mancher brave Pionier auf, der sich mit zwei schweren Minenrahmenstücken vom Pionierpark bis hierher auf diesen steilen Höhenkamm in dem glitschigen Laufgraben heraufgeschleppt hat, und mit demselben Gefühlsausdruck betrete ich durch den niedrigen, betonierten Stolleneingang den steil in die Tiefe führenden Treppenschacht, um dem abzulösenden Kameraden meine Ankunft zu melden und mir von ihm zur Übernahme der Stellung das Wissenswerteste aus dem Stand der Arbeiten und den Beobachtungen der verflossenen acht Tage mitteilen zu lassen. Das meiste aus den Ereignissen ist mir zudem aus den täglichen Meldungen an die Kompagnie bereits bekannt, über die geplanten Neuarbeiten enthält mein Ablösungsauftrag das Wichtigste,

und nur die Beobachtungen über das Verhalten des Gegners bedarf noch der eingehenden Übergabe an Ort und Stelle. Es ist nicht gerade das Angenehmste, was ich da erfahre; der Gegner muß offenbar seit einer Reihe von Tagen Verstärkungen seiner Mineurtrupps vorgenommen haben, um uns endlich den Vorsprung wieder abzunehmen, den wir seit einem halben Jahr durch fleißiges Arbeiten ihm gegenüber hatten behaupten können, und vor drei Tagen hat er uns einen Stollen durch eine Quetschmine zerstört, der leider auch vier brave Pioniere zum Opfer gefallen sind. Die Last der Verantwortung ist stark gewachsen, doppelte Arbeit und dreifache Aufmerksamkeit ist die Losung für die kommenden Tage.

Ein kurzer Gang durch die wichtigsten Teile der viel hundert Meter langen unterirdischen Anlage, die wir in neunmonatiger Tätigkeit geschaffen, soll die Übergabe abschließen. Von der obersten Galerie, die für die heutigen Kampfverhältnisse veraltet ist, steigen wir durch einen steilen Schacht von zwölf Meter Tiefe hinab in das untere Stockwerk, das sich als schier endloser Gang 28 bis 35 Meter unter der Erdoberfläche hinzieht; wir brauchen nur der ofenrohrähnlichen Luftleitung zu folgen, durch die vom Stolleneingang her durch einen Ventilator ständig frische Luft bis hier herabgedrückt wird; und trotzdem ist die Luft hier noch so schlecht, daß man ganz auf elektrisches Licht angewiesen ist, da es wegen Sauerstoffmangels unmöglich ist, ein Streichholz zum Brennen zu bringen. Doch in der nächsten Nische hängen ja die Selbstretter mit Sauerstofflasche und Kalipatrone, so daß wir uns auch in der allmählich immer schwieriger werdenden Atmung von der Zufuhr frischer Luft unabhängig machen können. Rasch hat sich jeder einen Apparat umgehängt, und weiter geht es in das feuchte Dunkel der unterirdischen Nacht hinein. Lange Reihen aufgestapelter Sandsäcke, die des Abtransportes harren oder zum Verdämmen von Sprengladungen in Bereitschaft zurückgehalten werden, sperren uns hier und dort den Weg, und mühsam klettert man an den Kistenreihen vorbei, in denen die Sprengmunition in reichlichem Vorrat aufgestapelt daliegt, um bei nötig werdender Sprengung sofort zur Hand zu sein.

Alle zwanzig bis dreißig Meter gehen niedrige Stollen feindwärts schräg nach unten hinab, um die feindlichen Angriffstollen von unten her zu überwachen und zu bedrohen. Bis zu 40 und mehr Meter Tiefe steigen sie hinab in die Erde, denn die kleinen Verhältnisse vom Anfang des Minenkrieges haben sich auch hier längst ins Gigantische ausgewachsen. Zwei Meter unter der Grasdecke kamen die Franzosen damals auf eine unserer Sappen zuminiert, um sie durch Sprengung zu zerstören. Durch den Erdaufwurf ihres Miniergutes stutzig gemacht, haben wir dann bei einer gewaltsamen Erkundung Eingang und Verlauf des Stollens so festgestellt, daß wir ihm aus sechs Meter Tiefe mit Erfolg beizukommen vermochten. Der Feind hatte aber unsere Gegenarbeiten gehört und seinerseits wieder in zehn Meter Tiefe eine Gegenmine gegen die unsrige angesetzt, und so war man tiefer und tiefer gekommen, indem sich aus dem Angriff gegen die oberirdischen Werke immer mehr ein Verteidigungskrieg gegen die unterirdischen Arbeiten herausbildete.

Wir folgen einem der seitlichen Gänge feindwärts. Die Luft reicht hier zu atmen nicht mehr aus, und wir nehmen unsere Selbstretter in Gebrauch. Zischend fährt der lebenspendende Sauerstoff in den großen Gummibeutel und gelangt von dort beim Atemholen durch den Atemschlauch in den Mund, während die ausgeatmete Kohlensäure in der Kalipatrone unter starker Erwärmung absorbiert wird, so daß der Beutel von Zeit zu Zeit neu gespeist werden muß. Dreißig, vierzig, fünfzig Meter geht es vorwärts, und längst muß die erste Linie des Feindes hinter uns liegen; dann beginnt der Stollen steil anzusteigen, so daß er endlich kaum mehr als sechs Meter unter einem sehr wichtigen Kreuzungspunkt des feindlichen Grabensystems mündet, in welchem der Verkehr von hier aus dauernd überwacht werden kann. Ganz vorn, vor Ort, liegen zwei Pioniere als Horchposten und lauschen angestrengt in die dunkle Stille, die nur ab und zu unterbrochen wird durch einen Schritt des über uns stehenden feindlichen Postens, durch den dumpfen Schlag eines einfallenden Infanteriegeschosses oder das lärmende Tosen einer einschlagenden Mine. Der Verkehr ist um diese frühe Morgenstunde noch gering, und aus der Nachtmeldung ist außer

---

In Heft 44 der „Woche“ beginnt von

Rudolph Stratz

ein neuer Roman

„Das freie Meer“

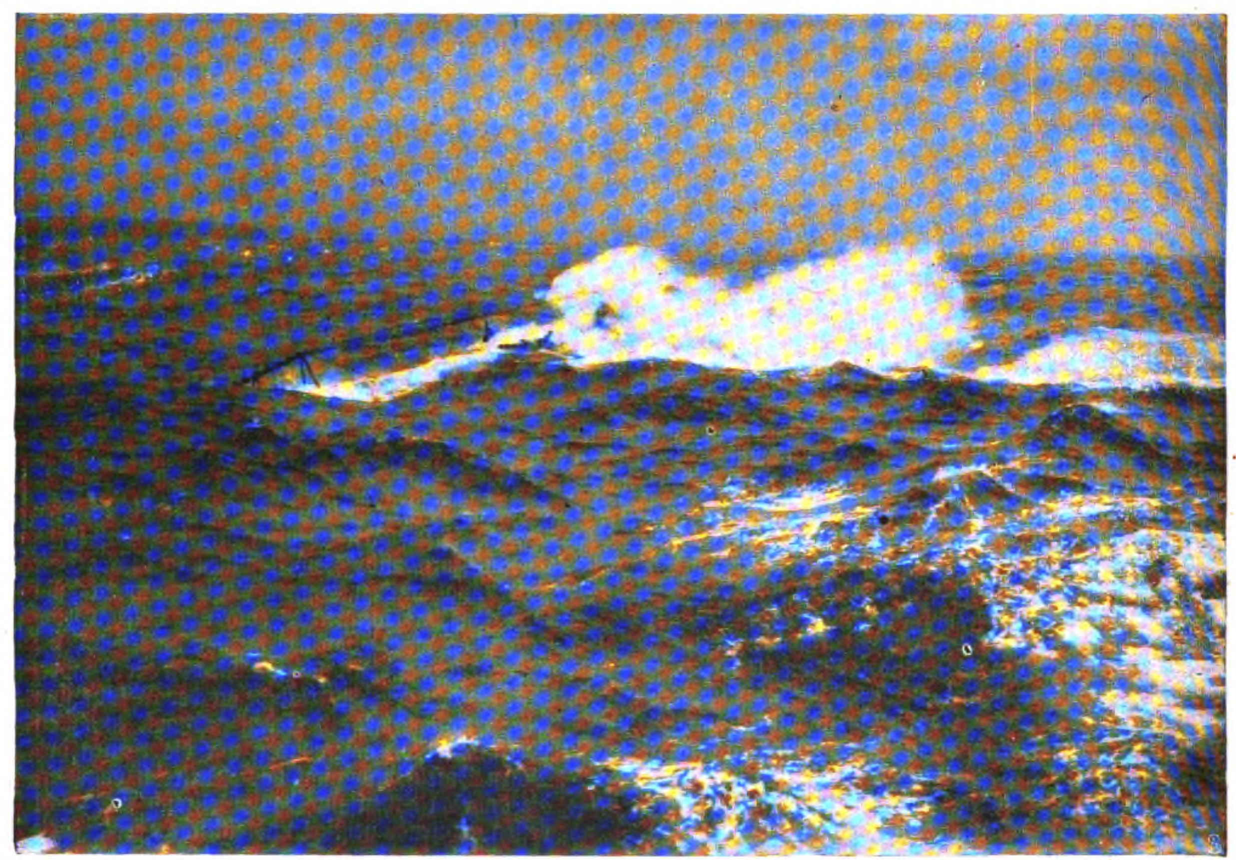
✱

Der Verfasser schreibt uns hierzu:

England ist der Feind. Das wußte die deutsche Volksseele seit Kriegsbeginn und ballte all ihren Manneszorn und Freiheitswillen in dem „Gott strafe England!“ zusammen. Wir erkannten England ganz und kannten es doch nur halb. Großbritannien wurde von den meisten unter uns, die es nie selbst betreten, unterschätzt, von der Minderheit, die den Seelenverkäufer an der Themse und seine Helotenschaft auf Erden geschaut, zum Teil überschätzt. Die einen sahen nur die kleinen britischen Inseln und nicht das Weltreich dahinter, die anderen sahen nur das Weltreich und nicht dessen gähnende geistige und sittliche Leere. Seit einem Vierteljahrhundert kenne ich England und vieles, was draußen in der weiten Welt zu England gehört oder ihm Knechtdienste leistet. Noch kurz vor dem Krieg war ich lange Monate auf den britischen Inseln. In dem Roman möchte ich den ungeheuren, blutsaugend den Erdball umklammernden Wasserpolypen schildern, wie er ist und den Kampf auf Tod und Leben mit uns kämpft. Wir haben die Waffen, seine drosselnden Fangarme zu zerhauen, die Kraft, die Erde zu befreien. Der Kampf mit der großen Seeschlange geht um die hohe See. Deutschlands Sieg heißt das freie Meer. Für das freie Meer streitet bei uns das U-Boot und der Zerstörer, der Schlachtpanzer von Hornsriff und der verwegene Kreuzer in fernen Breiten. Streitet unser unüberwindliches Heer. Streitet ganz Deutschland bis zum Sieg unserer gerechten Sache zu Luft, zu Wasser und zu Lande. In der Zuversicht auf den Sieg, der uns wider eine Welt voll Teufel durch die Freiheit der Meere zum deutschen Frieden führt, sind diese Zeilen geschrieben worden.

dem An- und Abrücken eines kleinen Schanztrupps nichts von Bedeutung zu erwähnen.

Fünf Stollen weiter ist die zurzeit gefährlichste Ecke; der Franzmann hat sich mit großer Vorsicht und außerordentlich ruhig arbeitend, über uns hinweg gegen unsere Stellungen vorgeschoben, aber zum Glück sind wir schräg unter ihm, und können seine Arbeiten vorerst noch ohne ernste Sorgen ungestört weiter verfolgen. Denn wir haben unterdessen unsern Stollen mit 300 Gramm Sprengstoff geladen und können ruhig zusehen, wie er sich mit einer Arbeit weiter abmüht, die doch im letzten Augenblick vor der Vollendung dem Untergang geweiht sein wird. Nun scheint er aber so weit zu sein; Stelle Zwei Glühzünder werden nach sorgfältiger Prüfung in die Mitte der Ladung eingesetzt, an das bereits verlegte Doppelkabel angeschlossen und die Leitung mit dem Leitungsprüfer geprüft: alles ist in Ordnung. Mit stoffumwickelten Schuhen schaffen die Pioniere von der zur Verdämmung bereitgelegten Sandsackmauer Stück für Stück vor die Ladung und wehren so den Explosionsgasen durch einen zehn Meter dicken Wall den Eintritt in unsern Stollen, so daß sie mit ihrer vollen Wucht auf das Gestein wirken und es auf einem kugelförmigen Umkreis von acht bis zehn Meter vollständig zermalmen und alle Hohlräume darin zerquetschen müssen. Die Verdämmung wird gerade noch



U-Boot bei heftigem Sturm. Hofphot. Schensky.

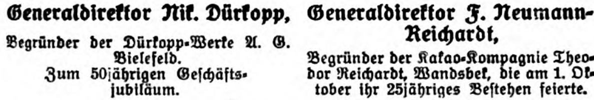
die Meldungen der Horchposten stellen alle einstimmig eine Veränderung des bisherigen Verkehrs im Stollen fest, die darauf schließen läßt, daß der Gegner mit dem Laden seiner Mine beschäftigt ist. Das Zurückschaffen des Miniergutes hat schon seit zwei Tagen aufgehört, die Sandsäcke scheinen in langen Reihen im Stollen aufgesetzt zu werden, offenkundig als Verdämmungsmaterial für die Ladung. Dann folgte der Antransport schwerer Munitionskisten mit leisen Schritten, wie wenn die Mineure Sandsackballen an ihre Sohlen gebunden hätten, aber doch ab und zu vernehmbar; daneben ein Pickeln an der alten Arbeitstelle, die sich aber nicht mehr weiter vorwärts schiebt, so daß der Verdacht einer versuchten Täuschung sich um so weniger von der Hand weisen läßt, als abbröckelndes Gestein und Spatengeräusch in dem plumpen Täuschungsversuch völlig fehlen.

Wir sind also bereit für alle Fälle; seit drei Tagen liegt die Ladung in der Hauptsache fertig an Ort und vor dem Beginn der Horchpause fertig, in der alle Arbeit und aller Verkehr im Abschnitt ruhen muß, damit die Posten in den einzelnen Stollen sicher nur die Arbeiten des Feindes ungestört von den unsrigen vernehmen.

Um besser zu hören, legen wir uns lang am Boden hin und pressen das Ohr fest an den steinigen Grund. Die elektrische Grubenlampe ist ausgedreht, und kein Lichtstrahl lockt die Gedanken durch neugierige Augen von ihrem Ziel ab, keine Unbequemlichkeit der Lage stört das völlige Aufgehen der Sinne im Reiche des Schalles. Aus der Ferne, kaum hörbar, ein leises Rauschen wie von schlürfenden Schritten auf dämpfendem Teppich, ab und zu das Absetzen eines schweren Gegenstandes, ganz sachte und doch nicht sachte genug: also noch immer Munition! Für dreißig Meter Tiefe brauchen sie freilich zur Sprengung eines Trichters mehrere hundert Zentner, und die Verdämmung, die auch nicht unter vierzig Meter betragen wird, dürfte auch noch einen vollen Tag in An-







Generaldirektor Nik. Dürkopp,
Begründer der Dürkopp-Werke A. G. Bielefeld.
Zum 50jährigen Geschäfts-jubiläum.

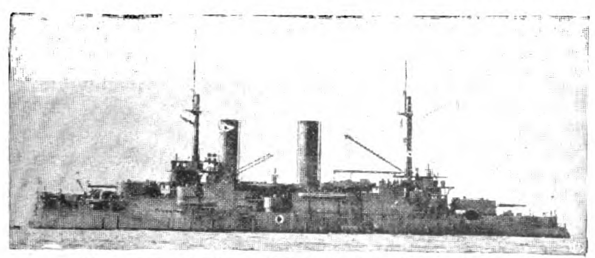
Generaldirektor F. Neumann-Reichardt,
Begründer der Kakao-Kompagnie Theodor Reichardt, Wandsbek, die am 1. Oktober ihr 25jähriges Bestehen feierte.

spruch nehmen. So lange haben wir also sicher noch Ruhe. Doch unser Plan geht weiter: die Ladung soll unsere Beute werden! — Und da macht der Abbau einer großen Verdämmung wenig Spaß. — Ich setzte verstärkte Horchposten an und gebe ihnen Befehl, den Beginn der Verdämmungsarbeiten zu melden.

Seit einer Stunde schon herrscht an der gefährdeten Stelle eine schwüle, beklemmende Stille, die erst jetzt sich langsam in vorsichtigen, verhaltenen Bewegungen löst. Die Prüfung der Leitungen muß sie lange aufgehalten haben, aber jetzt beginnen sie erfreulicherweise mit dem Heranschaffen der Sandsäcke. Denn eine Quetschung des unverdämmten Stollens wollte ich nicht riskieren, um nicht durch die heißen Sprenggase ein Mitgehen der ganzen, gefährlichen Ladung zu bewirken; aber drei bis vier Lagen sollen mir schon genügen.

Prompt läuft die Meldung der Posten ein. Ich lasse den Glühzündapparat bereitstellen, die Horchposten in den Nachbarstollen zurückziehen und bleibe vorerst noch am Apparat. Nach einer halben Stunde scheint es mir Zeit zu sein. Melder zur Verständigung der Abschnittsführer gehen ab, meine Leute sind alle verständigt, und in fünf Minuten kann die Sache geschehen sein.

Vor mir steht der Apparat geheimnisvoll in einen Kasten eingebaut, im Grunde genommen dieselbe Maschine, die uns im behaglichen Heim in längst vergangenen Friedenstagen durch ihr Licht angenehme Gesellschaft leistete. Langsam — mit schwankenden Gefühlen — ziehe ich mit dem Schlüssel die Feder auf — die Uhr von



Das vernichtete russische Linienschiff „Slava"

Menschenleben, die mit einem Ruck ablaufen wird, so jäh .... und uns mit vielen Kameraden retten soll vor den teuflischen Fallen und Höllenmaschinen derer da drüben, die uns mit zehnfacher Ladung und hundertfachem Tode bedrohen! —

Wie die Zunge einer Natter züngeln im Halbdunkel des Unterstandes die beiden blanken Kupferdrähte aus dem Kabelende heraus zu den Anschlußklemmen der Höllenmaschine empor; ich helfe ihrem gierigen Drang, fest haften sie jetzt am Apparat.

Ein langsamer, bedachtsamer Druck mit dem Finger, — — ssssrrr! Die Erde wankt, und die Schatten im Zimmer tanzen nach dem Takte der an der Decke hängenden Lampe, welche die Schwingungen der Erde aufnimmt und fortführt. — . . .

Mit Eifer geht es gleich an die Aufräumungsarbeiten; alles ist mit Selbstretter ausgerüstet, denn anders ist es unmöglich, den Stollen zu betreten, in dem die giftigen Sprenggase aus allen Ritzen und Spalten des Gesteins herausquellen. Unheimlich ist die Tücke dieser Gase; kein Geruch, keine Farbe macht sie erkennbar, und unvermutet anfallender Schwindel erfaßt die Vergifteten mit jäher Plötzlichkeit, und wer ihnen unkundig Hilfe bringen will, sinkt ebenso unverhofft neben ihnen nieder.

Fünf Stunden angestrengter Arbeit gehen vorüber; endlich ist der Durchbruch durch zersplitterte Rahmenhölzer und zermalmtes, nachbröckelndes Gestein fertig. Das erste, die Zündleitung des Gegners durchzuschneiden, obwohl sie wahrscheinlich schon durch unsere Quetschung zerstört sein wird, dann sehen wir uns beim Schein unserer elektrischen Grubenlampen im Stollen um. Jenseit einer langen Sandsackreihe liegen aus sitzender Stellung umgesunken vier Mineure, abwechselnd rechts und links an die Stollenwand angelehnt, beim Durchhanteln der Sandsäcke vom Verhängnis ereilt, von den Gasen der Sprengladung erdrückt und erstickt. — Vier junge, blühende Menschenleben! — Und doch eine Sühne für unsere vier braven Kameraden, die wir vorgestern auf dieselbe Weise verloren haben — und doch ein geringer Einsatz im Vergleich zu den Hunderten von Männern, deren Verderben das Ziel ihrer Arbeit gewesen war. A. K., Leutn., Pion.-Batl.

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Das war eine Woche, in der eines jeden Deutschen Brust sich höher hob. Im Sturm erobert fiel Ösel, fiel die ganze geschlossene Inselgruppe, die den Meerbusen von Riga beherrscht. Ein Erfolg ohnegleichen. Der Beweis ist geliefert, daß die deutsche Flotte im Zusammenwirken mit dem deutschen Heere den schwierigsten Aufgaben gewachsen ist. Mit einem Schlag ist ein östlicher Stützpunkt für die Behauptung der Ostsee geschaffen, der unserm westlichen Stützpunkte Kiel das Gleichgewicht hält. Ein Strom erfrischender Seeluft ging über das Land hin und fegte so manchen Dunst hinweg.

Unser ist, was der gierige Engländer für seine Eroberungzwecke ausbaute und einrichtete. Nun mag der Frost die Brücke über den Moonsund zum Festland schlagen, sie wird hinfort uns dienen. Fortan werden die Batterien auf der Spitze der Halbinsel Sworbe nach unserm Belieben den Zugang zur Rigaischen Bucht durch den schmalen Irben-Kanal beherrschen. Der Schlag, den unsere vereinten Land- und Seestreitkräfte nach sorgsamster Vorbereitung mit unwiderstehlicher Kraft führten, bildet den zweiten Akt auf dem östlichen Kriegschauplatz des Jahres 1917, dessen ersten Akt die Einnahme von Riga und Dünamünde ausfüllte. Folgerichtig und planmäßig entwickelt die Handlung sich weiter.

Die Landung auf der Insel Ösel bot die größten Schwierigkeiten. Ganz abgesehen von der groben See,



die zur Zeit der Ausführung draußen stand. Es galt, zuvor die Minenfelder aufzuräumen, die in unberechenbarer Regellosigkeit ringsum lauerten. Es galt, im Feuerbereich der Küstenbatterien von Dagö der feindlichen Flotte gegen die Kassar-Wiek zu, die schmale Fahrtrinne des Soelo-Sundes langsam und kaltblütig auszumachen. Es galt, unsern Truppentransporten nebst ihren Geschützparks, Verpflegungskolonnen und sonstigem Zubehör an den geeigneten Stellen die Landung zu ermöglichen, ohne über Kaianlagen zu verfügen. Es galt, die Verbindung der feindlichen Garnison über die Insel Moon hinweg mit dem Festland abzuschneiden. Es galt, zu verhüten, daß der Feind seine Kräfte auf die einzelnen Angriffspunkte zusammenziehen konnte.

Alle Aufgaben wurden glänzend gelöst. Das großzügig angelegte Unternehmen glückte in allen Einzelheiten.

Unter englischer Leitung war Ösel mit Dagö, Moon und Worms mit ungewöhnlich starken Streitkräften besetzt. Diese wurden durch unsere konzentrisch vorgehenden Truppen, denen leichte Marinelandungstrupps vorgearbeitet hatten, vollständig überrumpelt. Im Nu war der Damm über den Kleinen Sund nach der Insel Moon verriegelt, waren starke Teile der Besatzung auf der Halbinsel Sworbe abgeschnitten und mußten kapitulieren. Inzwischen nahmen wir die Hauptstadt Arensburg. Sehr bald konnten 10 000 Gefangene gemeldet werden, darunter Zugehörige von drei russischen Divisionen.

Den Höhepunkt der Leistung bildete die Niederkämpfung der Küstenbatterien durch die Geschütze unserer Großkampfschiffe. Da hatte unsere Flotte ihre hohe Überlegenheit über die Leistungsfähigkeit der englischen in einer Form dargetan, wie es überzeugender nicht gedacht werden kann. Mit Stolz und Genugtuung erfuhren wir die Einzelheiten über die Plötzlichkeit, mit der die von den Engländern errichtete Seefestung auf Sworbe, die sich schon als ein zweites Gibraltar zu gebärden anfing, zum Schweigen gebracht wurde. Ebensowenig konnten die feindlichen Küstenbatterien auf Dagö und an andern Stellen sich wirksam behaupten.

Auf Dagö hatten zunächst Marinetruppen festen Fuß gefaßt. Auch diese Insel kam sehr bald ganz in unsern Besitz. Ebenso die Insel Moon.

Von der tiefgründigen Kassar-Wiek aus bekamen wir den Moonsund in unsere Herrschaft und damit die ganze Rigaer Bucht und den Schlüssel zum Finnischen Meerbusen.

Es folgten die Meldungen von der Besetzung der Insel Schildau und Runö und im Zusammenhang damit von der Räumung von Reval, von Baltischport, von einer Panik, die sich ganz Estlands bemächtigte und ihren beredten Ausdruck in den Vorbereitungen fand, die in Petersburg getroffen werden, um den Sitz der Regierung nach dem alten Moskau zu verlegen.

So hat diese Woche zu allem übrigen die Bedrohung unserer linken Flanke an der Ostfront in einen Stützpunkt für uns verwandelt, der erheblich mehr bedeutet als nur eine willkommene Frontverkürzung.

Dazu kommt das alle Erwartungen übertreffende neueste Ergebnis der unermüdlichen Tätigkeit unserer Unterseekräfte. Dazu kommt ferner die gewichtige Tatsache, daß unsere leichten Seekräfte bei den Shetlandsinseln einen vollständigen englischen Geleitzug von 13 Schiffen mitsamt den begleitenden beiden Zerstörern vernichteten.

London, ebenso Manchester, Birmingham, Nottingham, Derby, Lowestoft, Hull, Grimsby, Norwich und Mappleton wurden von unserer Luftflotte in einem glänzend durchgeführten und besonders erfolgreichen Unternehmen mit einer gewaltigen Anzahl von Bomben belegt. Auf dem Rückwege wurden vier Einheiten des Luftgeschwaders im Nebel über das französische Kampfgebiet hin abgetrieben.

Neben all diesen Ereignissen empfingen wir von der Westfront neue Meldungen bewundernswerter Leistungen unserer Truppen. Ein jeder weiß zwischen den Zeilen unserer Heeresberichte zu lesen, was wir unsern Kämpfern an der Flandernfront und bei Soissons an Dank und Bewunderung schuldig sind. Welche ungeheure Kriegstüchtigkeit und welch namenloser Opfermut spricht allein aus den wuchtigen Worten des Berichtes vom 20. Oktober: Die Artillerieschlacht bei Soissons dauert an. In nur nachts vorübergehend nachlassender Heftigkeit bekämpfen sich die dort zusammengezogenen Artilleriemengen mit äußerster Kraft. Anhaltendes Massenfeuer von Minenwerfern hat die vordere Kampfzone zwischen Vauxaillon und Braye in ein Trichterfeld verwandelt.

Daß auch die innere Front daheim ihre Schuldigkeit tut, ist nur selbstverständlich. Es ist das wenigste, was wir tun können, wenn das Ergebnis der letzten Kriegsanleihe zur vollen Befreiung des Vaterlandes beiträgt.



DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Kaiser Wilhelm und Zar Ferdinand auf der Fahrt nach dem Schloß.

Der Kaiser in Sofia.

Bufa.



Henriette v. Esmarch †
geb. Prinzessin zu Schleswig-Holstein, Witwe des berühmten Chirurgen Prof. Dr. Friedr. Esmarch.



Prof. Eden,
der neue schwedische Ministerpräsident.



Phot. Raab.

Generalleutnant von Estorff,
befehligte die das Westufer der Insel Moon erkämpfenden Truppen.



Phot. Zühner.

Kaiser und Sultan beim Einzug in Konstantinopel.
(Den Herrschern gegenüber der türkische Kriegsminister Enver Pascha).

Kaiser Wilhelm in Konstantinopel.



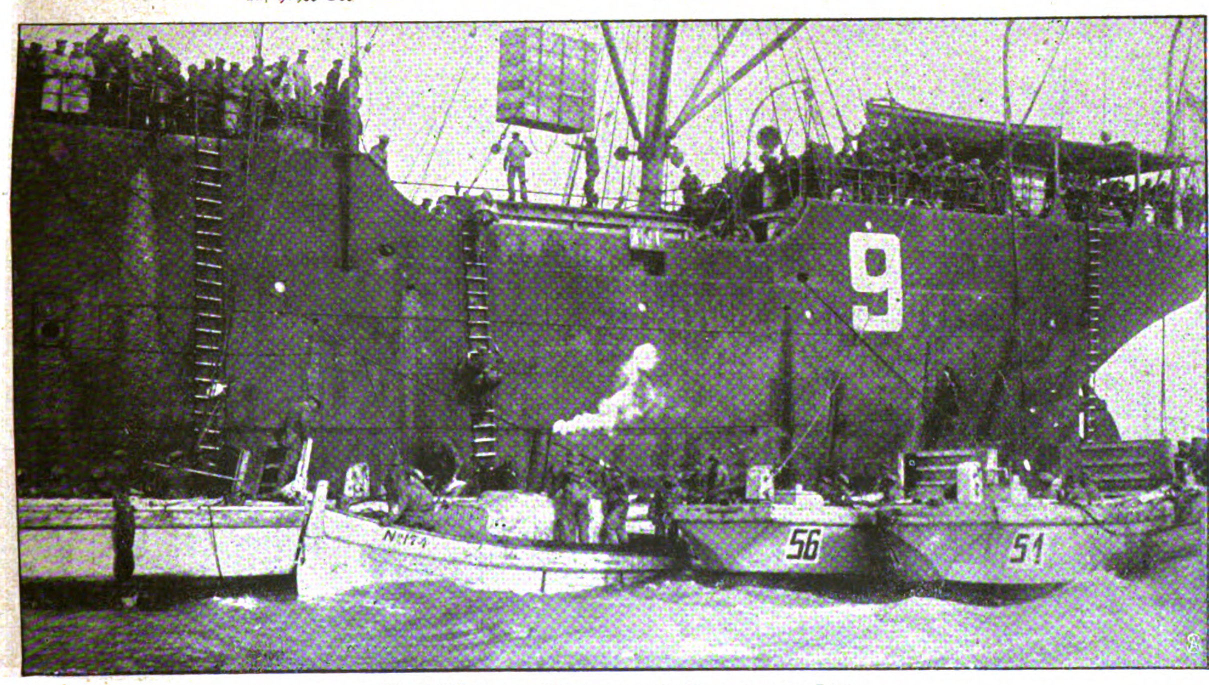
Transportflotte vor dem Auslaufen im Heimathafen.



Die Gulaschkanone an Bord eines Truppentransportdampfers auf hoher See



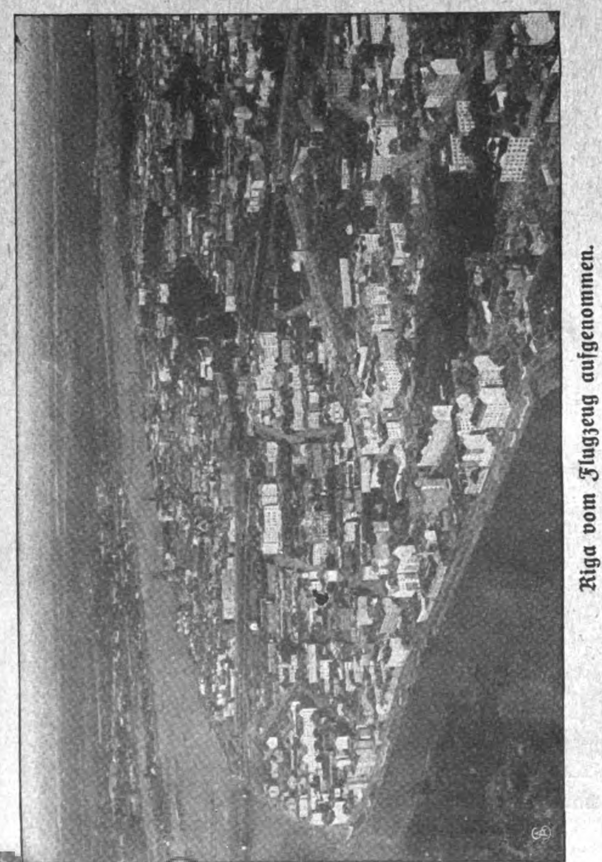
Ausschiffen von Truppen vor Ösel.



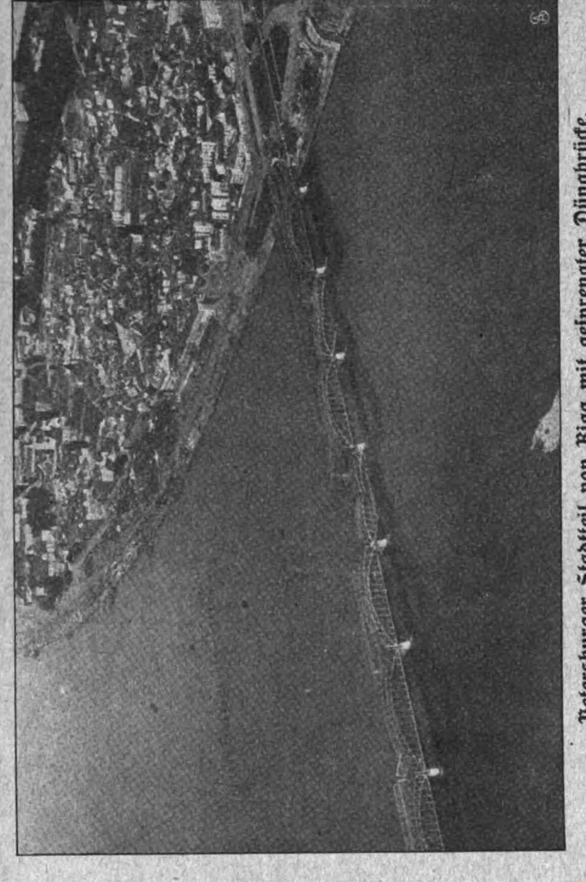
Ausschiffen von Truppen und Bagage vor Ösel.

Zur Besetzung der Insel Ösel.

Bufa.



Riga vom Flugzeug aufgenommen.



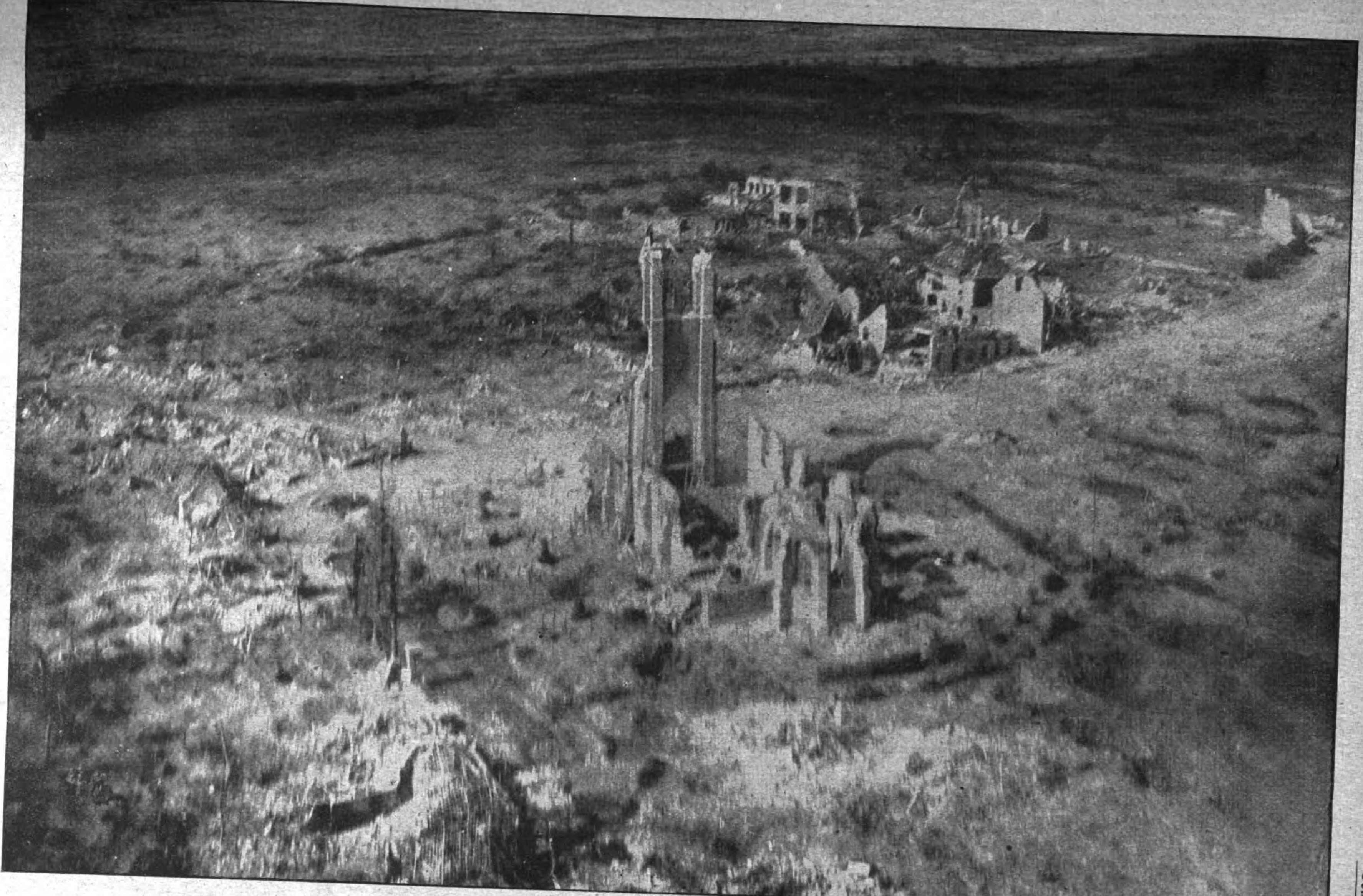
Petersburger Stadtteil von Riga mit gesprengter Dünabrücke.

Das eroberte Fort Dünamünde.



Die eroberten schweren Batterien von Dünamünde.

Riga und Dünamünde aus der Vogelschau.



Der Krieg in Flandern: Die Reste des Dorfes Becelaere.



Stabsarzt K. Kleibömer. — Oberleutnant Möllenkamp. — Leutnant Hans Treplow. — Leutnant Willi Haase. — Oberleutnant Otto Jakob.

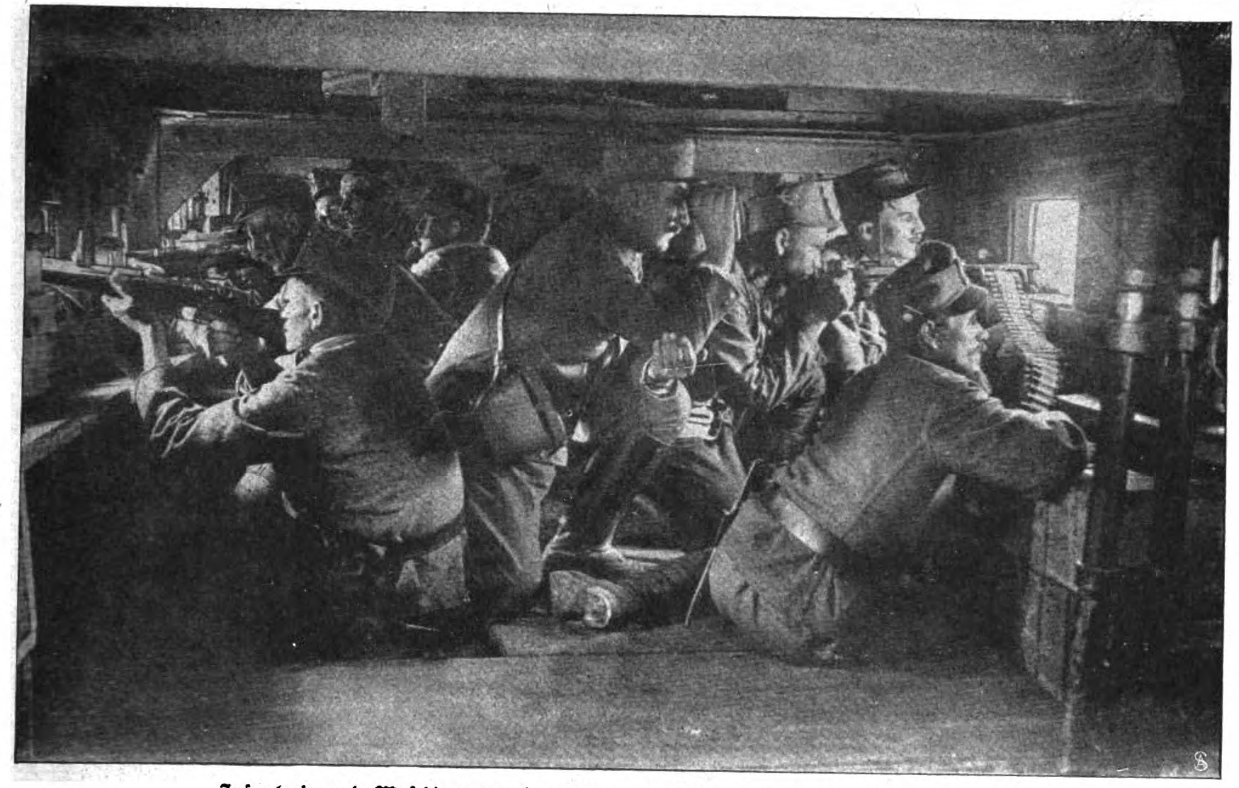
Hofphot. Ebel. Leutnant Rich. v. Wagner. — Vizefeldwebel Joh. Maurer. — Phot. Bassoth. Leutnant Arno Golchert. — Vizefeldwebel Waldheim. — Phot. Thomsen. Leutnant Rich. Boysen.

Wachtmstr. Thiesbürger. — Hauptmann Arlt. — Phot. Elschner Leutnant Jacob. — Leutnant Georg Klopper. — Leutnant Paul A. Schulz.

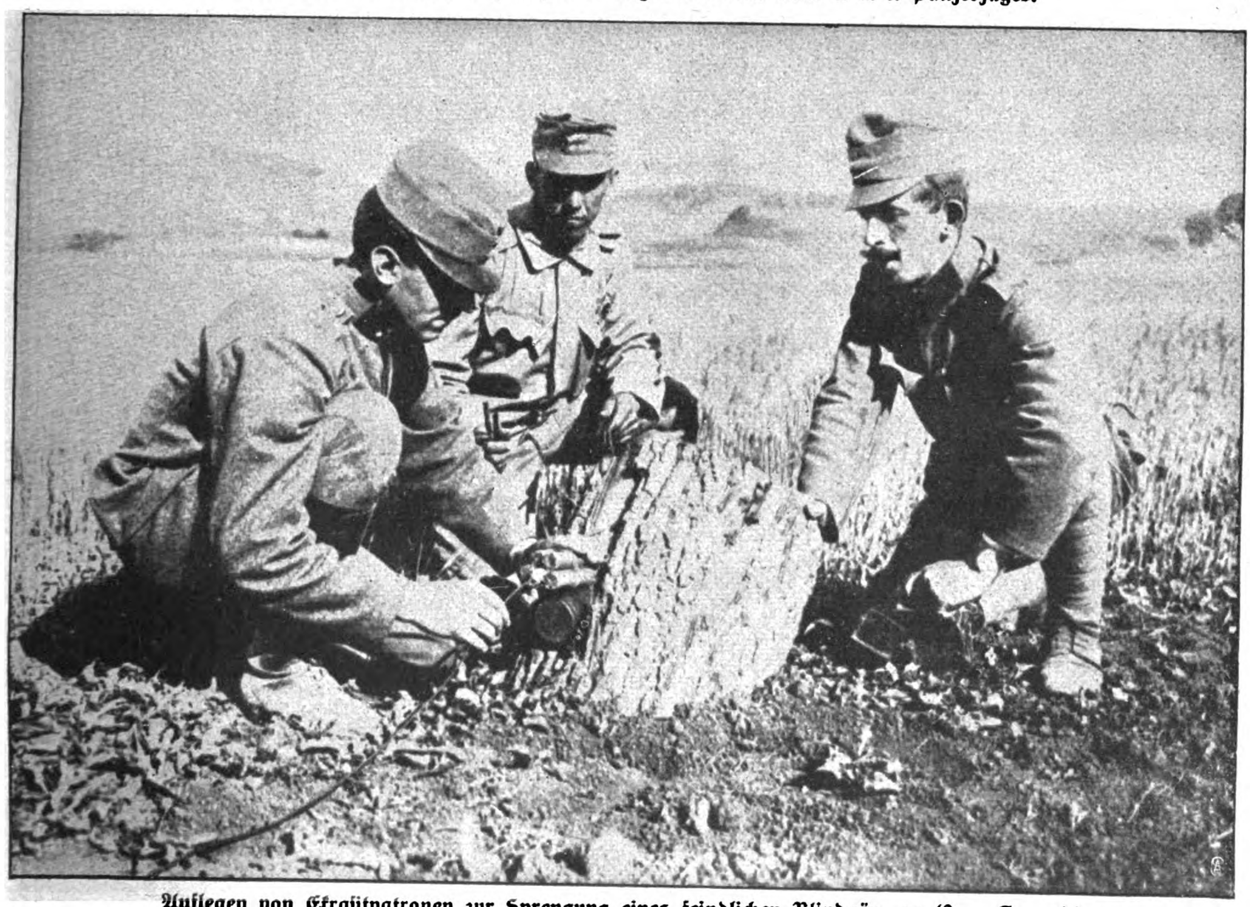
Vizewachtmstr. Karl Schoof. — Leutnant Otto Stößer. — Phot. cemtz. Feldwebel F. Voth. — Phot. Naujock Off.-Stellv. Otto Piesk. — Off.-Stellv. Herm. Berner.

Leutnant Gust. Peters. — Leutnant Rombach. — Gefreiter Roth. — Off.-Stellv. Herm. Rehme. — Phot. Päppele. Unteroffizier Rechel.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Infanterie und Maschinengewehrabteilung im Innern eines k. u. k. Panzerzuges.



Auflegen von Ekrasitpatronen zur Sprengung eines feindlichen Blindgängers (8-cm-Granate).

Von der österreichisch-ungarischen Armee.



Der Bürgermeister bei der Ansprache an Abordnungen vor der Verteilung des Hanseatenkreuzes. Busa.

Dr. Fehling, der Bürgermeister von Lübeck, beim Besuch seiner Landeskinder an der Ostfront.



General d. Inf. von Beseler, Generalgouverneur von Polen, bei einem Spazierritt

mit General d. Inf. Barth, dem Inspekteur des Ausbildungswesens der polnischen Wehrmacht

Laut- und Schriftsprache.

Von Adolf Winds.

Zwischen Laut- und Schriftsprache klaffen Unterschiede. „Eine Rede ist keine Schreibe“, sagt der schwäbische Ästhetiker Friedr. Th. Vischer. Dennoch wird uns der Schriftsteller am ehesten ansprechen, in dessen „Schreibe“ die Lautsprache am vernehmlichsten durchklingt. Papierdeutsch lieben wir heute weniger als je. Was ist sein Kennzeichen, sein Merkmal? Wir lesen es nur mit dem Auge und nicht mit dem Ohr. Der Tonfall der lebendigen Rede, hat ihn die Niederschrift nur richtig aufgefangen, erleichtert uns auch dort die Aufnahme des fremden Gedankens, denn Hören ist ein psychologischer Prozeß. Nicht der Sinn des einzelnen Wortes erreicht unser Auffassungsvermögen, sondern die Geschlossenheit des Satzbildes, dieses wieder ist an eine bestimmte Tonfolge gebunden. Die Schallwirkung — auch die nur gedachte — ruft bestimmte Vorstellungen in uns wach, auf Grund deren Wort und Sinn leichter verstanden werden. Assoziationsvorgänge nennt das der Psycho-Physiologe, dem Redner, noch mehr dem Schauspieler gibt seine Praxis Gelegenheit, diese Zusammenhänge zu beobachten. Seine Kunst verweist ihn auf das Studium von Ton und Tonfolge, denn nur durch den sinnfälligen Laut, der dem abstrakten Wort gegeben wird, verlebendigt sich erst Wort und Begriff, und zwar um so entschiedener, je zutreffender sich das Wort in Laut umsetzt. Von Ekhof behauptet man, er wäre imstande gewesen, den Hörer durch das gesprochene Alphabet zu rühren. Der unmittelbaren Kraft des Lautes wird hier das gleiche zugetraut wie dem begrifflichen Inhalt der Rede, noch mehr: hier scheint sogar die Schallwirkung des Lautes die inhaltliche des Begriffs zu überragen. Dieser Umstand ist jedem Schauspieler bekannt; er weiß, daß in bestimmten Fällen ein Schrei, ein Schluchzen, das hörbare Verbeißen einer Träne eine größere Wirkung auszuüben vermag als die dem Affekt entströmende Wortfülle. Den Höhepunkt eines leidenschaftlichen Ausbruches nennt die Technik der französischen Bühnenkunst den Cri d'animal. Man könnte ihn treffender noch als Naturlaut bezeichnen und gerät, den Faden verfolgend, unwillkürlich in die Labyrinthe, in die sich die Forschungen über den Ursprung der Sprache verlieren. Neuere Philologen haben u. a. die Ansicht Herders widerlegt, der das Entstehen klanglich bezeichnender Wortgebilde, wie Donnern, Knirschen usw., reinen Schallwirkungen zuschrieb; es wurde ihm nachgewiesen, daß diese Wortbildungen lautlich ganz andere Wurzel und Stimme und nicht den Klangreiz zur Grundlage haben. Dennoch finden sich in der menschlichen Sprache Urlaute: im zischenden Haß, in lechzender Gier, in knurrendem Groll, in „Klag- und Wonnelaut Bräutigams und Braut, in des Liebesstammelns Raserei“. Das sind aber nicht Schall-, sondern Empfindungslaute, sie weisen Zusammenhänge mit der tierischen Lautsprache auf, sie schlafen im Untergrund unseres Bewußtseins. In diese tieferen Sprachschichten hinunterzusteigen, ist die Aufgabe des Dichters, sie ist von niemand glänzender gelöst als von Goethe, daher die nie versiegende Kraft seiner Lyrik; sie ist aber auch eine der Aufgaben des Schauspielers, vielleicht seine wichtigste, denn er soll dem Ausdruck die Fülle geben, wie der Dichter dem Gedanken das erlösende Wort.

Wie dieser nun die wortarme Alltagsrede durch die Ausgiebigkeit seines Formenschatzes begrifflich erweitert, so erweitert sie der Schauspieler klanglich durch das Eindringen in tiefere Sprachschichten; hier trifft er sich mit dem Volksredner, der seine stärksten Wirkungen auch aus diesem Born schöpft. Diese klangliche Erweiterung der Sprachgrenzen vollzieht sich nicht durch Strecken des Tonumfanges; ihn ohne Veränderung beizubehalten, ist sogar die Voraussetzung für die Natürlichkeit der Sprache; wohl aber durch eine feinere Schattierung der Modulation, durch die Mannigfaltigkeit in Abstufung und Rhythmus, durch eine innere Beweglichkeit der Stimme. In der Kunst des Gesanges, nicht aber in der der Rede werden die tonlichen Grenzen nach oben und unten erweitert; im Gesang ist der Laut als solcher vornehmlich der Träger der Wirkung, man denke nur an das hohe C des berühmten Tenors und den Jubel, der ihm wie Donnerschlag dem Blitz folgt. Der Ausdrucksgewalt vom gesungenen und gesprochenen Wort sind verschiedene Ziele gesetzt.

Man kann in der Oper, im Musikdrama, selbst bei der größten Deutlichkeit des Vortrags, ohne Textbuch kaum sein Auskommen finden. Wird auch das Wort einzeln verstanden, so findet aus musikalischen Gründen oft eine Verdehnung der Satzglieder statt, das Satzbild als solches vermag nicht in der notwendigen Geschlossenheit in unser Auffassungsvermögen zu dringen. Im übrigen aber bilden Klangreiz und schlummernde Kraft des Naturlauts die Elemente, die sowohl der Kunst des Gesanges wie der der Rede zugrunde liegen, nur daß in jener der Klangreiz das Übergewicht über den Naturlaut gewinnt, in dieser die Kraft des Naturlauts den Ausschlag gibt. Die Empfänglichkeit des Hörers aber ist nicht in beiden Fällen dieselbe, den Klangreizen ist er nicht in gleichen Maßen zugänglich; der Unmusikalische ist für sie bis zu einem gewissen Grad taub, der Gewalt des Naturlautes aber ist jeder unterworfen.

Die Wahrheit dieses Satzes erfährt der Schauspieler so gut wie der Volksredner, der Prediger. Dem geistigen Inhalt der Rede vermag nur der im Denken Geübte ohne Mühe, ohne Anstrengung zu folgen; ist das Wort dagegen von den Tonwellen des Naturlautes gesättigt, dann faßt den Begriff auch der schwerfällige Verstand. Wodurch? Eben durch die rhythmische Gewalt, durch die Fülle von Tonabstufungen, die man in ihrer Mannigfaltigkeit Sprach- oder Sprechmelodien nennen kann. Zorn, Kummer, Zärtlichkeit, Begeisterung, kurz alle Zustände und Leidenschaften äußern sich in einer nur ihnen besonders eigenen Sprachmelodie, man kann sie sogar ohne Worte zu Gehör bringen. Wie Ekhof durch das Alphabet. Und merkwürdig! Diese Melodien liegen allen Sprachen gemeinsam zugrunde; ob Italiener, Franzose, Neuseeländer: dem Tonfall ihrer Rede wird man entnehmen können, welcher Affekt sie bewegt. Höchstens, daß dieselbe Melodie hier auf der zirpenden Flöte, dort auf der brummigen Baßgeige gespielt wird. Diese Sprachmelodien sind offenbar älter als die Sprachen selber, sie bilden den Boden, aus denen sie hervorwuchsen, sie liegen als Überreste der Entwicklung im Untergrund des Bewußtseins. Die Ursache der Übereinstimmung der Sprachmelodien ist die Gleichartigkeit der Naturlaute, diese wiederum haben die Gebärdensprache zur gemeinsamen Grundlage; namentlich der Schauspieler weiß, daß sich die Überzeugungskraft der Sprache aus der Überzeugungskraft der Gebärde ent-

wickelt, jene aus dieser erst hervorgeht. Automatisch. Das sind die Wurzeln des Baumes, der sich in seinem allmählichen Wachstum weit verzweigt und verästet.

Erhöht nun der Schriftsteller das Ausdrucksvermögen der Umgangsprache durch seinen größeren Wortschatz, durch die gesteigerte Kunst der Satzverkettung und Vergliederung, so wächst sie an Eindringlichkeit, je größer die Rücksicht ist, die in der Wahl der Worte auf ihre innere Klangfähigkeit genommen wird, und in der Gliederung auf die rhythmische Eigenart der Lautsprache. Diese wiederum erfährt ihre Steigerung und Erhöhung nur im Munde des Redekünstlers, vor allem des Schauspielers, der berufen ist, ihr auch im Fluß der Leidenschaften zutreffenden Ausdruck zu geben, ja gehalten ist, mit der Wahrheit des Naturlautes die Schönheit des Klangreizes zu verbinden.

In der Ausbeutung des Naturlautes steht er auf unwandelbarem Boden, ehernen, ewigen Gesetzen gegenüber, seine Kunst wird um so wirksamer sein, je sicherer sie aus dem Urquell schöpft, je reiner die Tonwelle aus dem Lautbecken gehoben wird; der Pfuscher mit seinen plumpen Händen wird die Gewässer trüben; darum hat es auch zu allen Zeiten gute und schlechte Schauspieler gegeben, jene die für den Naturlaut das feine Ohr besaßen, und diese, die ihn verfälschten. Der Wandel, der im Laufe der Zeiten vor sich gegangen, liegt auf den Gebieten des Klangreizes, hier ist die Kunst des Schauspielers, des Redners, ja auch des Schriftstellers dem Wechsel unterworfen. Wohlverstanden, die Melodien, die Tonfolgen bleiben dieselben, nur wünscht man sie anders vorgetragen, bald mit vollem Orchester, bald als Streichquartett, bald presto, bald largo, je nach der nervösen Verfassung des Zeitalters und der seinem Schoß entstammenden Dichtung. Für neue sprachliche Klangreize ist man stets empfindlich und empfänglich gewesen; der Schauspieler, der Sprachkünstler verdiente sich von je den Preis, der sie aus der Zeitströmung heraus erlauscht und entdeckt. So gut dem Schriftsteller trotz dem festgefügten Bau der Sprache neue Wege offen stehen, ihr Schönheiten zu entlocken, die nicht hergebracht, die eigenartig sind, so vermag auch die Kraft des genialen Sprechkünstlers, Schauspielers, ihrem ebenso festgefügten Lautkörper neue Töne zu entlocken; wie dem Schriftsteller bietet sich auch ihm, freilich in engeren Grenzen, ein ergiebiges Arbeitsfeld. Er wird in die geheimnisvollen Urgründe der Naturlaute untertauchen, tiefer, als es anderen gelingt, den Grundton in neuer Schwebung unserem Zeitempfinden näher bringen, aber auch im Bereich des Klangreizes ausgetretene Pfade verlassen und alte Musikstücke in Tempo und Takt anders dirigieren. Der Wechsel auf schriftsprachlichem Gebiet liegt in den vorhandenen Niederschriften offen am Tag, der Wandel der Lautsprache ist wie Wellenschlag, sein Auf und Ab ist nur am Rauschen zu erkennen.

Das Predigerseminar in Wittenberg.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Mit dem Gedenktag der Reformation verbindet sich für die Lutherstadt Wittenberg noch ein Jubiläum besonderer Art. Am Abend des 31. Oktober 1817 traf König Friedrich Wilhelm III., der am Morgen dieses Tages in Potsdam mit seiner Familie das Abendmahl genommen hatte, in Wittenberg ein, begleitet von dem Kronprinzen und einem glänzenden Gefolge. Seine Absicht war nicht nur, den Grundstein zu einem Lutherdenkmal in Wittenberg zu legen: vor allem wollte er eine Anstalt eröffnen, die der Lutherstadt einen Ersatz bieten sollte für die alte Universität, die man mit Halle vereinigt hatte; und seine Teilnahme an der Eröffnungsfeier sollte zeigen, einen wie hohen Wert er der neuen Gründung beimaß. Die neue Anstalt war das Predigerseminar.

Die Wittenberger Schloßkirche
(Kirche des Predigerseminars) vor ihrer Wiederherstellung.

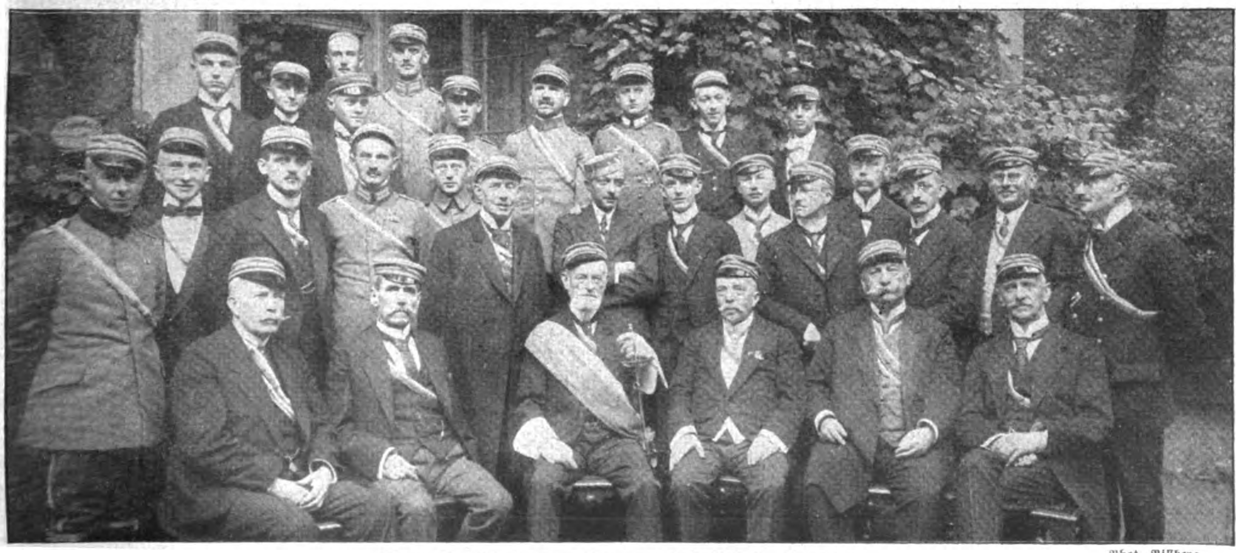
Es fehlte damals nicht ganz an Anstalten, die den jungen Theologen Gelegenheit gaben, sich wissenschaftlich und praktisch fortzubilden, nachdem die Studien auf der Universität ihren Abschluß gefunden hatten. Keine aber hatte es verstanden, diese Fortbildung umfassend, gründlich und zielbewußt zu gestalten. Das sollte die Aufgabe des Wittenberger Seminars sein, des ersten evangelischen Predigerseminars im modernen Sinne des Wortes. 20—25 Kandidaten, die sich bei der ersten theologischen Prüfung ausgezeichnet hatten, fanden sich in den ehrwürdigen Gebäuden des alten Luthergrundstücks zusammen. Unter der Leitung von drei Direktoren und einem Professor — später zwei Direktoren und einem jungen Inspektor — trieben sie zwei Jahre lang wissenschaftliche Arbeit auf allen Gebieten der Theologie, predigten des Sonntags über Luthers und Melanchthons Gräbern in der historischen Schloßkirche, die nun zur Kirche des Seminars erklärt wurde, unterrichteten in der sog. Lutherschule, um auch die Arbeit der Volksschule kennenzulernen, und führten im übrigen ein Leben in rechter evangelischer Freiheit, jugendlich froh und doch zugleich in gesammeltem Ernst. Starke Impulse für eine innerliche Auffassung des Pfarramts, für wissenschaftliche Vertiefung und praktische Vervollkommnung sollten sie aus dem Seminar mit-

Das Wittenberger Predigerseminar (von Osten gesehen).

nehmen — das war die Absicht des königlichen Stifters. Und diese Absicht ist in einer hundertjährigen Geschichte zu reicher Erfüllung geworden. Hervorragende Männer haben an der Anstalt gewirkt: H. L. Heubner, K. J. Nitzsch, Richard Rothe, Heinrich Schmieder, Georg Rietschel u. a. mehr. Und von den 1200 jungen Theologen, die unter diesen Lehrern gearbeitet haben, hat mancher später seinen Namen tief in die Tafeln der Kirchengeschichte gegraben — es sei nur erinnert an Stier und Steinmayer, an Hahn und Liebner, an Hermann Cremer und Christian Rogge. — Der Krieg hat der Arbeit des Seminars vorübergehend ein Ende gemacht. Sämtliche Kandidaten traten in den Kriegsdienst, die meisten mit der Waffe. Neun von den „alten Wittenbergern" sind den Heldentod gestorben. Möchte die Zeit nicht fern sein, in der das Seminar zu neuer, friedlicher, fruchtbarer Arbeit seine Tore wieder öffnen kann.

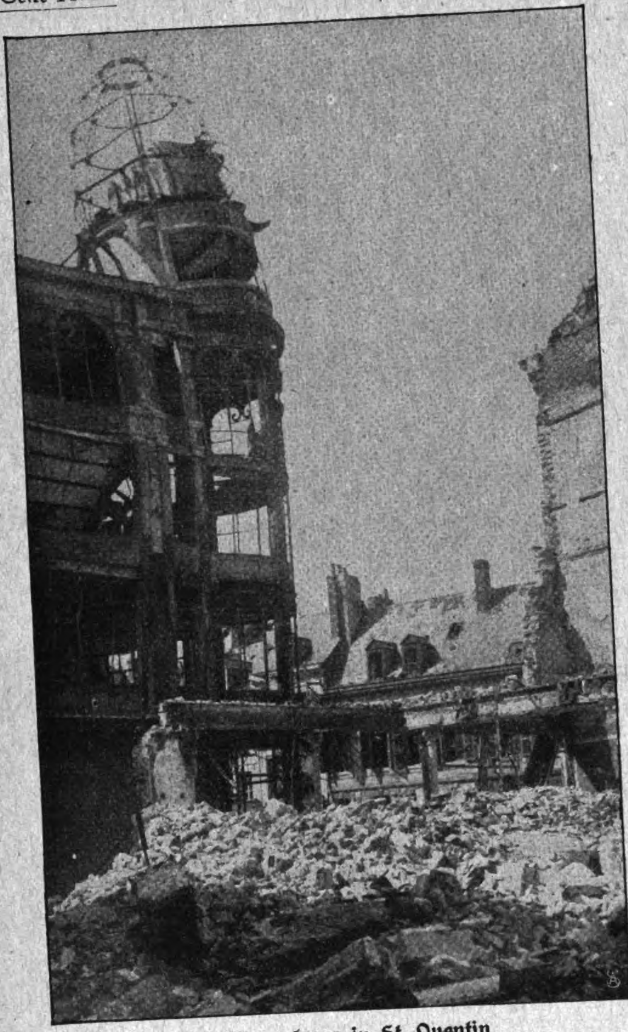
Eine studentische Jubiläumsfeier.

Am 7. September 1907 beging eins der ältesten Korps des Kösener S. C. Verbandes, das Korps Lusatia zu Leipzig, sein 100. Stiftungsfest. Die Feier wurde unter Beteiligung einer außerordentlich großen Zahl von alten und jungen Angehörigen des Korps begangen und nahm einen glanzvollen Verlauf. Wie anders mußte sich vor kurzem die 110. Wiederkehr des Stiftungstages abspielen! Von den Angehörigen des Korps stehen zurzeit noch etwa 90 im Felde; 12 haben ihren Burschenschwur mit ihrem Leben eingelöst, 11 sind mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse, gegen 80 mit demjenigen zweiter Klasse und viele mit den Kriegsauszeichnungen der deutschen Bundesstaaten und unserer Verbündeten geschmückt. So war es nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis von alten Lusaten, die sich auf dem (in ein Lazarett umgewandelten) Korpshaus in der Karlstraße in Leipzig am Stiftungstage einfinden konnte. Unser untenstehendes Bild gibt die Teilnehmerschar wieder, die in echt korpsstudentischem Geist die Jubelfeier des blaugoldroten Bandes beging, in stillem Gedenken an die Dahingeschiedenen, aus deren großer Zahl der sächsische Staatsminister von Schlieben und der Reichstagsabgeordnete Bassermann genannt seien, die beide bei der 100. Stiftungsfeier als Festredner zu den versammelten Korpsbrüdern und Korpsschwestern gesprochen hatten. Mit tiefer Bewegung wurde der im Felde Gefallenen und der noch im Kampfe stehenden Korpsbrüder gedacht. Alle Teilnehmer aber waren einig in dem festen Vorsatz, alles daranzusetzen zu wollen, um nach siegreich erkämpftem Frieden die alte Überlieferung ihres Bundes zu neuer fröhlicher Blüte zu bringen.

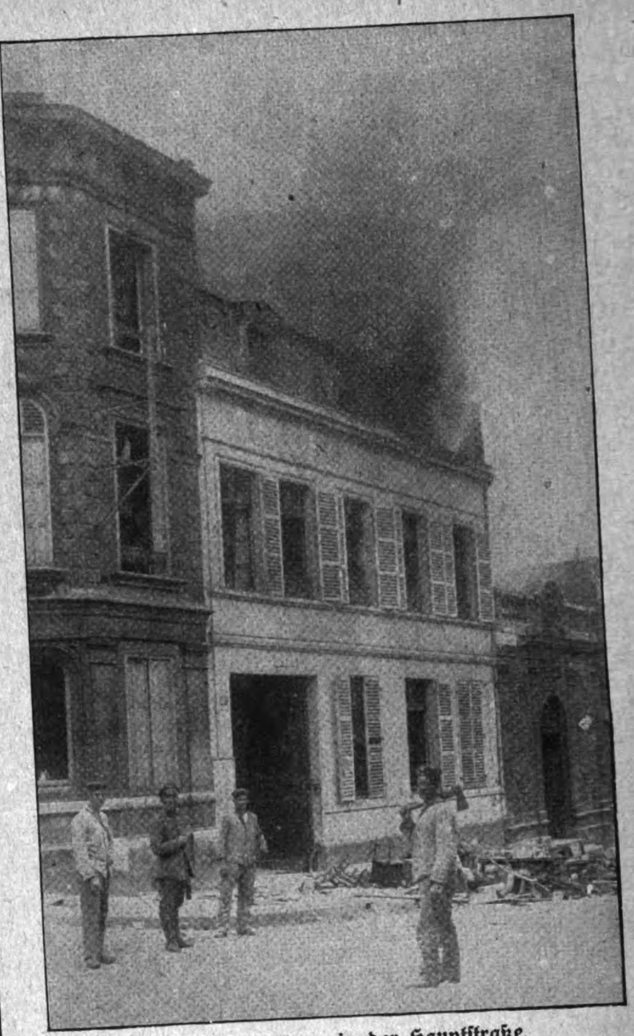


Phot. Bilberg.

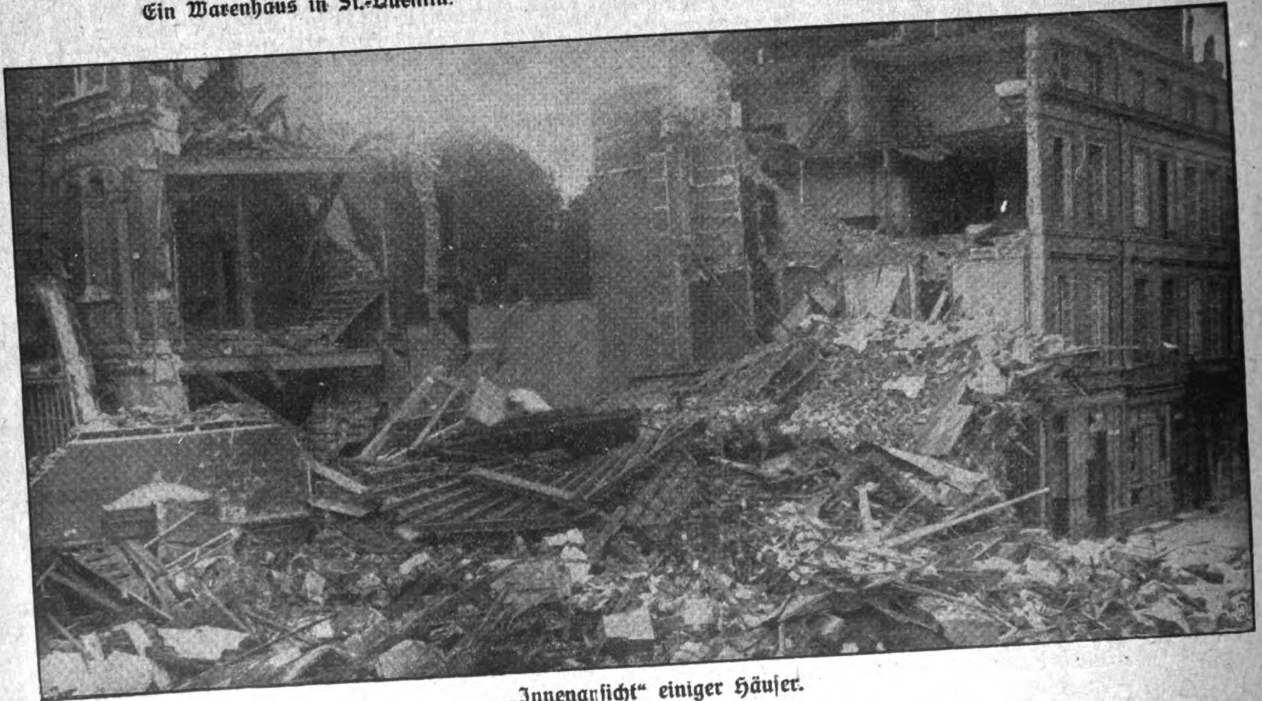
Vom Jubiläum des Korps „Lusatia" in Leipzig.



Ein Warenhaus in St.-Quentin.



Brennendes Haus in der Hauptstraße.



„Innenansicht“ einiger Häuser.

Die Zerstörung von St.-Quentin.

Leutnant Anslinger.





Leutnant Adam.

Leutnant Thuy.

Phot. A. Müller.

Leutnant Kurt Wüsthoff.

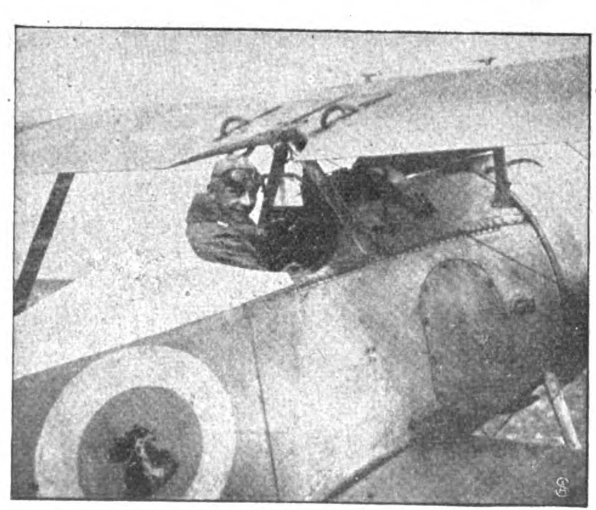


Oberleutnant Berthold.



Photothek.

Leutnant Böhme.



B. J. O.

Oberleutnant Schleich.

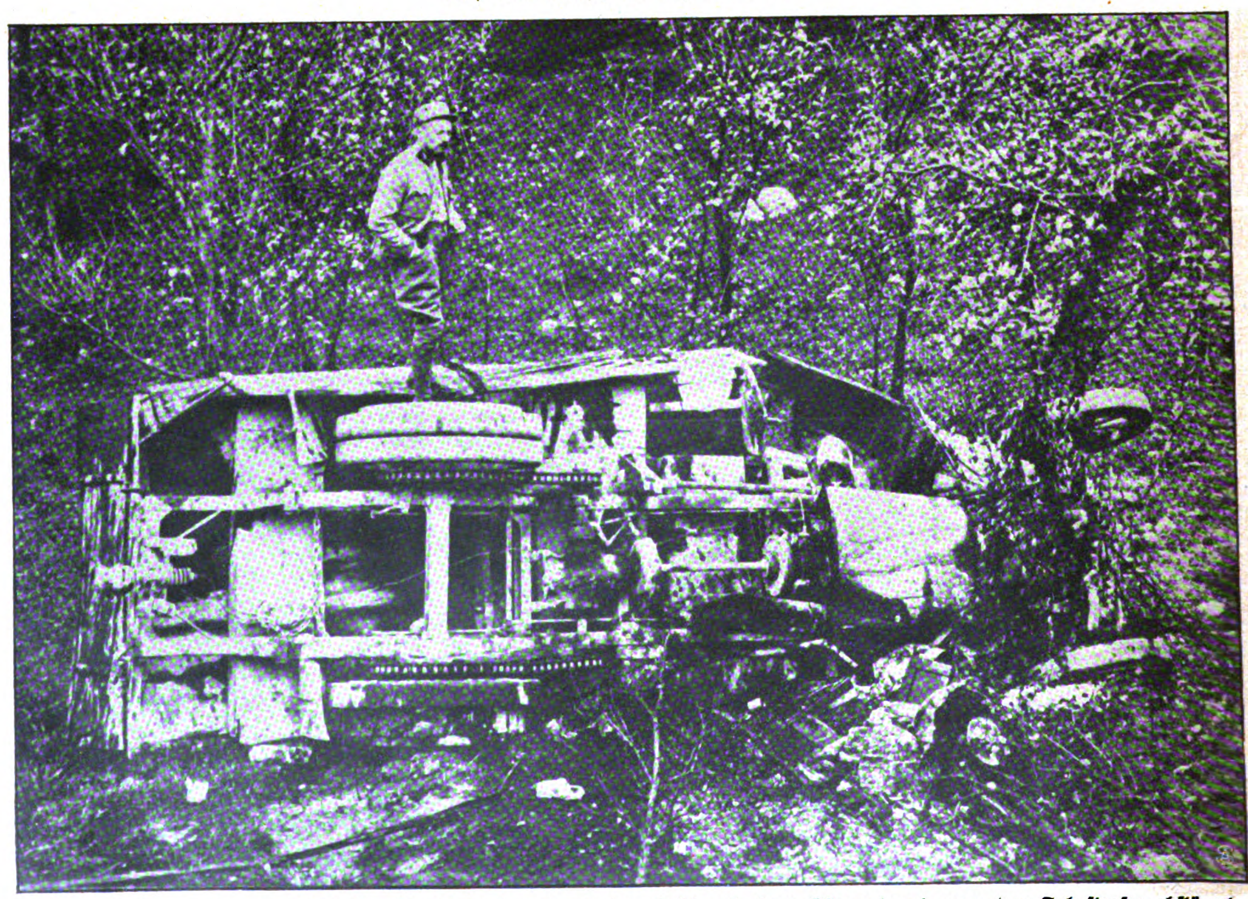


Oberleutnant Frhr. v. Althaus.

Erfolgreiche deutsche Kampfflieger.



Auf dem Marsch im Cepovanertal.



Die Gewalt der modernen Geschosse: Ein Auto, das durch den Luftdruck einer Fliegerbombe von der Fahrstraße abstürzte.

Aus dem Isonzogebiet.

Die Freiheit

Roman von
Sophie Hoechstetter.

8. Fortsetzung.

Einmal kam eine fremde Dame auf den Hof. Es war ein letzter Oktobertag mit viel Sonne. Die Dame hatte einen Mietwagen aus Jena, brachte Grüße von der Malerin Rothe aus Berlin auf einer Karte nebst der Bitte, Fräulein von Pleß das Schlachtfeld von 1806 zu zeigen.

Er ging mit der großen, brünetten Vierzigerin den Weg nach Vierzehnheiligen — zeigte ihr die alte Kirche und führte sie ein Stück weiter ins Land. Früher hatten ihn solche Erscheinungen, größer als er, kräftig, stolz, immer in eine törichte Verlegenheit versetzt. Jetzt fragte er ruhig, ob mit der Besichtigung ein Zweck verbunden sei — ein literarischer vielleicht.

Ein Vorfahr wäre bei Vierzehnheiligen gefallen. Sie sei die letzte Urenkelin. Allerdings ja, sie schriebe eine Geschichte ihrer mit ihr erlöschenden Familie.

Er war ein wenig erstaunt, die Stattliche, Wohlgebildete sich die Letzte eines erlöschenden Hauses nennen zu hören. Sie stand neben ihm, sah über die herbstlich öden Felder hin — abgewandt, aufrecht.

„Eine erlöschende Familie", sagte er halblaut. „Warum?"

„Warum? Oh, das ist bald erzählt:

„Es wenden die Götter
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern
Und meiden, im Enkel
Die einstmals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn."

Es war keine Pose über diesem Fräulein v. Pleß. Also, nicht alle Menschen reden nur vom Einwintern des Gemüses, der Aepfel, Rauchfleisch, Feldpostpäckchen, der Zeit und der Zeitung. Jemand wagt, auf einer herbstlichen Wiese stehend, in Worten der Iphigenie zu sprechen. Er war angeregt, sprach von der alten Zeit, und daß es hier oben im Winter so unbeschreiblich einsam wäre.

Da antwortete die fremde Dame, mit dunklen, schönen Augen ihn erbarmungslos betrachtend: „Wer äußerlich eine Abnormität trägt, hat es ebenso schwer, wie alle deren inneres Gleis nicht im Alltag läuft. Sie aber werden einst ein schönes Alter haben. Wenn die wirre Zeit der Leidenschaften vorüber ist."

Sie sagte das so eindringlich, daß es fast seine Taktlosigkeit verlor.

„Irgendeinen Wechsel auf die Zukunft schreibt sich wohl jeder", antwortete er.

Er sah nachdenklich die fremde Dame wieder davonfahren und entsann sich, daß er vor seiner Hochzeit von einem gastlichen Haus geträumt hatte — so ganz altmodisch gastlich, wie es sich auf dem Lande gehört. Aber vor Hannas Hausfraueneigenschaften erstarben einem solche Gedanken.

Der Winter setzte ein. Hanna ging stolz umher. Er empfand es oft als eine Unnatur, daß er fast nie eine reine Freude der Erwartung für das Kind hatte. Dabei flackerte immer wieder die Neigung für Hanna in ihm auf — und er sehnte sich, diese Zeit möge erst vorüber sein.

Kurz vor Weihnachten hatte Preißing eine wichtige Verhandlung vor dem Oberlandesgericht, die sich den ganzen Tag hinziehen mochte. Er brach schon im Morgengrauen auf — und schärfte der Mamsell ein, ihm sofort zu telephonieren, wenn etwa bei seiner Frau sich Anzeichen einstellten. Freilich er war schon oft unter solchen Abmachungen in die Stadt gefahren — und die Niederkunft konnte vielleicht auch erst in ein oder zwei Wochen sein.

Es kam keine Nachricht. Zur Heimfahrt hatte er sich einen Mietwagen bestellt. Der fuhr erschrecklich langsam durch den eisigen Dezemberabend.

Im Hause brannte viel Licht. Steif und verfroren ging Preißing über den leeren Flur ins Zimmer — klingelte, wartete — zündete sich eine Zigarre an und vergaß, den Pelz abzulegen.

Da stürzte die Mamsell herein, strahlend: „Ich gratuliere, Herr Doktor. Ein Sohn. Ein prachtvolles Kind. Ein Herrchen! Wir hatten gar keine Zeit, zu telephonieren, wir brauchten keinen Doktor, drei Stunden im ganzen, dann war das Herrchen schon da."

Er ging nach oben, trat erschüttert an das Bett seiner Frau. Hanna sah blaß und zufrieden aus. Er wußte nicht so recht, was er sagte. Die Hebamme brachte ihm ein Bündel. Er sah ein Büschel brauner Haare über einem winzigen faltigen Gesicht.

Nun hast du ein Kind, einen Sohn, dachte er. Ohne Tadel und Mangel. Man habe es noch nicht gewogen, aber es möge gewiß acht Pfund.

Er wußte nachher nicht mehr viel von dieser ersten Begegnung mit seinem Kind. Ein Nebel, ein Schleier schien ihm über allem zu liegen.

Als er Hanna gute Nacht wünschte, sagte sie: „So, nun hat die Tante ein Enkelein."

Er rätselte an dem Wort. Man hatte ihn ausquartiert, weit ab von dem Zimmer irgendwohin. Es

war da nicht geheizt. Nun, wer hatte auch Zeit für ihn. Er konnte nicht einschlafen. Er kam sich wie ein Narr vor, denn ihm schien alles so unheimlich. All dieses Natürlichste, aufs beste Gewordene, so seltsam fremd und unheimlich.

Nun war da ein Kind im Hause von ihm. Er wollte es liebhaben, er wollte um des Kindes willen diese so bitter enttäuschende Ehe vergessen. Er zwang sich zu denken, in einem Jahr, in zwei Jahren war das Kind schon ein Etwas. Ein kleiner Junge, ein Selbst. Und dann sollte er glücklich werden. Eine heitere, freie, schöne Kindheit haben — eine unzerbrochene Jugend. Aber zu diesen Gedanken wollten keine Bilder kommen — kein Leben, keine Wärme. Er wanderte durch das Zimmer wie ein armer Gefangener. Er horchte, ob er das Kind nicht hörte durch die Stille der Nacht. Vielleicht weinte es.

Es hatte dunkle Haare wie Kurt. Vielleicht haben viele kleine Kinder so einen dunklen Flaum. Vielleicht lernte das Kind bald lachen. Vielleicht, wenn er es erst einmal in der Hand hielt, war es ihm näher.

Warum fühlte er denn so eine Totenruhe in sich? War das Kind nicht empfangen, als ihm Hanna noch schien wie das einzige Gefühl des Lebens?

Er schauderte zusammen. Wußte dumpf, sie hat ja nie an dich gedacht. Es müßte Kurt gehören.

8. Kapitel.

Nach vierzehn Tagen war Hanna wieder auf. Stolz erfüllte sie, daß sie sich so überaus rasch erholt hatte, sich vollkommen gesund, fröhlich, munter fühlte. Ihr Tageslauf ging ja selbstverständlich ganz um den Kleinen. Er schrie und trank, wurde zusehends schöner, so sagte Hanna, und Preißing dachte dabei, vielleicht wird er nach und nach, wie man sich ein kleines Kind denkt. Ihm stieg angesichts der Hilflosigkeit immer nur Mitleid auf. Er konnte sich gar nicht vorstellen, wie aus dem kleinen Etwas, das noch mit hochgezogenen Beinchen lag, das Gesicht in den Fäustchen verbarg, ein richtiges Kind werden sollte. Eines Abends kam er unerwartet früh heim, unerwartet ins Zimmer, da hörte er Hanna dem Kleinen vorplaudern: „Nun, mein Kurtchen, hat's geschmeckt? Sind wir zufrieden? Will Kurtchen jetzt schlafen?"

Also, sein Sohn hieß Kurtchen. Er hatte das ja genau gewußt. Wie anders sollte wohl Hanna ihr Kind nennen als Kurtchen? Die Rede war nie davon gewesen. Aber ihm schien, als habe er es schon tausendmal gehört — oder tausendmal gewußt, daß Hanna sich sehnte, mit einer zärtlichen Stimme Kurtchen zu sagen.

Als sie ihn bemerkte, war sie eine Sekunde verlegen, beugte sich über das Kind und sagte halb lässig: „Das Enkelchen von der Tante, nicht wahr, soll doch Kurtchen heißen?"

Er dachte, ich bin verbittert. Alles quält mich. Gewiß kann niemand etwas dafür. Und er zwang seiner Stimme einen freundlichen Ton ab.

Da wurde Hanna vergnügt, hielt ihm den Kleinen hin — und lachte, als er ein wenig ängstlich das Köpfchen streichelte.

„So sehr zerbrechlich sind wir nicht."

Sie war ein wenig schmaler geworden, ihre Farben zarter, ihr Wesen viel weicher. Er fühlte sich wie bei einem Unrecht, denn ihr alter Reiz sprang auf ihn über.

„Du, höre mal — da drüben in der Gaststube ist es gar nicht nett für mich."

„Aber Kurtchen meldet sich zwei-, dreimal in der Nacht."

„Doch hoffentlich der Wärterin. Stehst du denn etwa da immer auf?"

„Nun, nicht vom ersten Tage ab. Aber jetzt. Weißt du, ich muß das doch sehen. Er ist ja so drollig. Nachts sieht er aus wie ein gelehrter alter Herr."

Irgendein Unwägbares an ihr weckte ihm Gefühle von früher. Er sehnte sich zu ihr — und dachte am nächsten Tag, vielleicht bestand auch für andere Menschen die Ehe aus diesem Auf und Ab.

Es war ein so hübscher Anblick, sie mit dem Kind beschäftigt zu sehen, und als einmal der Kammerherr v. Zenge vorfuhr, zu gratulieren, und ihm ein paar sehr herzliche Worte sagte, fühlte sich Preißing fast froh. Ob nicht manches anders wurde nun? Man konnte über das Kind sprechen — über seine Zukunft — vielleicht machte manche Frau erst die Mutterschaft zum Menschen.

Der Januar brachte Tage, als sei es bald Frühling. Regen, Wärme, Knospen an den Bäumen. Eine ganz wunderliche Zeit. Preißing fühlte sich plötzlich jung — ging durch die Gärten, fand Schneeglöckchen und hatte einen Augenblick sonderbarer Seligkeit, als er versuchte, die weißen Blumen dem Jungen in die Fäustchen zu stecken. Der Junge hatte nun wirklich schon ein Gesicht. Aber solche Bemerkungen ließ Preißing nicht verlauten. Denn das Kind hatte für Hanna vom ersten Tag ab die gewinnendsten Züge besessen.

Kleines Herrchen, sagte Hanna zu dem Kind. Und sie war über alle Maßen stolz. Manchmal war es Preißing, sie fühle sich erst durch dieses kleine Herrchen hier ganz als Herrin, Besitzerin. Die Dauernde, Festbegründete.

An einem so besonders milden Tag tat sie eine von ihren Wunderlichkeiten.

Sie zog einen Pelzmantel an, wickelte um das Steckkissen des kleinen Herrchens unbeschreiblich viele Schals — und trug es durch das Haus. Die Mamsell schritt türenöffnend voraus. Preißing kam gerade heim aus der Stadt — und sah den seltsamen Zug.

„Ja, was ist denn das?"

„Oh, es ist so warm — und in den Stuben ist überall geheizt, ich muß ihm das Haus zeigen, ich muß Kurtchen sein Geburtshaus zeigen."

Es lag trotz des Pelzmantels und der vielen Wolltücher etwas wie Poesie um Hanna und ihr Tun. Preißing war angeregt. Vielleicht besaß manches an ihr, was ihm oft alltäglich und kleinlich, allzu bürgerlich erschien, doch einen feineren und tieferen Grund, dessen Symbolik er nur nicht sofort verstanden hatte.

„Nun, wie findet das kleine Herrchen das Haus? Erzähle, was sagte er? Ist er mit den Verhältnissen seiner Eltern zufrieden?"

Sie antwortete lachend und gewandt: „Er mochte gar nichts geändert. Er findet alles, wie es ist, wunderschön."

„Und der Vater muß sich fügen? Oder darf wenigstens noch ein Meinungsaustausch stattfinden?"

In der Nacht aber sah er wieder die dunklen Fensterkreuze gespenstisch sich vom Schein einer Mondhelle abheben — und mußte an Kurt denken — den die Frau an seiner Seite wohl geliebt hatte oder geliebt hätte.

Am andern Abend saß Hanna verweint und entsetzt am Bett des Kindes. Es war krank — fieberte, und Hanna sagte immerfort, es hat sich gewiß nicht erkältet. Eine bange Nacht, ein banger Tag, zwei Aerzte. Preißing kam es vor, als habe er das alles gewußt. Als würde es nur völlig unbegreiflich sein, wenn es anders käme, als läge nur Notwendigkeit und tiefer Sinn darin, wenn ihm dieses Kind nicht blieb. Der alte, gute Landarzt stand bei ihm auf dem Korridor und versuchte schonend anzudeuten, was bevorstehen würde. Da unterbrach ihn Preißing fast ruhig: „Ich bitte Sie, versichern Sie doch meiner Frau, daß sich das Kind nicht erkältet hat. Daß es an etwas anderem liegt. Sie quält sich sonst so."

Der alte Herr schob sich die Brille zurecht, nickte und ging noch einmal in das Krankenzimmer.

In einer Abenddämmerung hörte das kleine Leben auf. Preißing war es, als hätte ihn das Kind noch einmal angesehen — mit einem richtigen Blick. Mit einem fernen, resignierten Blick. Doch vielleicht bildete er sich das nur ein. Er sah auf das arme Gebilde, das nun wie aus Wachs war, und als hätte es nie gelebt. Und wußte wieder sonderbar ruhig, daß er nie ein Recht auf ein Kind von Hanna besessen hatte.

Sie war jedem Wort von ihm unzugänglich. Sie lag und weinte. Wie eine Zerschmetterte und völlig Hoffnungslose. Sie wollte den Pfarrer und die Frau Pfarrer haben. Die kamen zu ihr, als seien sie ihre Eltern, und Hannas Art war, als sei sie eine Witwe, der das Kind gestorben. Das fiel Preißing erst auf, als der Pfarrer zu ihm sagte: „Zürnen Sie ihr nicht, der jungen Frauen Gedankengänge sind oft ein wenig wunderlich."

Im Hause gingen nun alle auf leisen Füßen. Die Mamsell kam zu Preißing, im Dorf sei doch der Tischler fort. Wer nach Jena solle und das Särglein kaufen. Ein so kleines, weißes Särglein für das arme kleine Herrchen. Weil es doch nur die Nottaufe erhalten habe — oh, ach, man habe sich so auf den Kirchgang mit ihm gefreut gehabt. So, auf den Kirchgang. Ja, das habe die gnädige Frau immer mit Herrn und Frau Pastor besprochen, wenn das Wetter mild sei — sie wollte einen Kirchgang, keine Haustaufe.

Er ging in die Stadt das Särglein kaufen. Er mochte nicht fahren. Er hatte die Vorstellung, daß er sonst das traurige Gehäuse mit auf den Wagen nehmen mußte. Und das konnte er nicht. Unterwegs — der Januartag war voll Frühlingsluft, und Glückliche fühlten heute ihr Glück wohl stärker — wünschte er, das Kind möchte nicht in die Erde kommen, sondern die Flammen trügen all das Unerfüllte zurück ins Unbekannte. Doch wußte er, Hanna wollte sicher den kleinen Hügel wie einen Trost, und es mochte sein, wie sie begehrte.

Er ging durch die alten Gassen von Jena, mutlos, gequält. Was sollte denn nun weiter werden? Wie



konnte es zwischen ihm und Hanna sein? Alles gemeinsam Erlebte war kein freundschaftliches Band geworden, sondern stand eher als trennende Beschämung zwischen ihnen. Sie wußten voneinander, daß jedes allein mit seinem innersten Wesen war — und seine Neigung, die einst ein stürmisches Begehren gewesen, mußte eine Verlegenheit überwinden, sich zu äußern.

Er sah plötzlich in einem Ladenfenster sein Spiegelbild, dachte verwundert, warum litt ich nur so sehr an meiner äußeren Ungleichheit? Es konnte viel traurigere Gestalten geben, als die seine war. Seine hohe Schulter schien ihm fast geringfügig. Lange hatte er nicht mehr in den Zügen Vorübergehender nach einem Eindruck gesucht. In diesem Ehejahr mit Hanna war er wohl von all solcher Eitelkeit geheilt worden.

Das Särglein. Er besann sich auf ein Geschäft, starrte in die Fenster eines Blumenladens. Es gab nicht viel jetzt.

„Preißing! Tag, lieber Preißing!"

Er wandte sich, von der warmen Stimme betroffen, sah Thorbrügge vor sich — ein so schmal gewordenes Gesicht — eine dick verbundene linke Hand.

„Und Sie haben mir nicht geschrieben, daß Sie im Lande sind?"

Thorbrügge sagte, daß er bei seiner Schwester in Potsdam gewesen sei. Verwundet. Einen Schuß an der Hand — zwei Finger verloren. Nun müsse er in seine Garnison. Er könne bald Garnisondienst tun. Jetzt habe er zu Preißing fahren wollen. Ob er gleich mitkommen könnte?"

„Nein", antwortete Preißing. „Nein, Thorbrügge, Sie sollen nicht in ein Haus, wo ein kleines, totes Kind liegt. Sie haben gewiß tausend Schrecknisse gesehen — aber in der Heimat sollen Sie nicht in ein Haus mit einem toten Kind —"

Er sagte das so ruhig hin. „Ein kleines, totes Kind ist ein jämmerlicher Jammer. Und ich muß erst noch ein Särglein kaufen. Wo wohnen Sie — nachher gehe ich zu Ihnen."

Der andere faßte ihn sanft am Arm.

„Sie wissen nun mehr als ich, lieber Preißing. Meine Schwester sagte mir, daß Sie den kleinen Jungen hätten. Lassen Sie mich mit Ihnen gehen."

Preißing stand nun nicht mehr so verlassen vor dem kleinen leeren Sarg. Und Thorbrügge fragte, ob sonst noch Wege wären. Brauche er nicht andere Dinge? Nein? Ob es ihm recht sei, er bestelle sich einen Wagen nach Romstedt, der ihn zurück in die Stadt brächte. Und dann wolle er mit ihm heimgehen — ganz langsam wollten sie über die alte Straße nach Weimar wandern und dann durch die Schlucht hinauf bis zu Preißings Haus. Da könnten sie besser sprechen als in einem Gasthof.

Es lag noch das Licht des Nachmittags über dem Land. Thorbrügge fragte, ob Preißing ihm nicht erzählen möge. Aber er verneinte. „Sie wollen mir Gutes tun — sprechen Sie dann von sich, von Ihren Erlebnissen —"

Thorbrügge antwortete: „Ich hoffe, ich komme bald wieder hinaus. Erzählen soll man erst später. Ich kann sehr schlecht von den Dingen draußen reden."

Sie schwiegen eine Weile, sie gingen wie Verschlossene nebeneinander her. Und doch wußte Preißing ganz gebieterisch, er würde heute reden müssen. Er brauchte einen Rat. Und bei Thorbrügge wußte man Vergessen für solche Dinge, die wieder verschwinden müssen, wenn sie gesagt sind.

Der andere begann, als habe er dieselbe Überlegung gehabt: „Sie haben sich Frau von Wichmanns Sachen angenommen damals. Ich sah sie in Berlin. Sprechen Sie einmal nicht als Jurist, sondern nur als Mensch. Sie sind nun verheiratet, vielleicht weiß man da mehr vom Wesen einer Frau. In Frau v. Wichmann lebt ein Rechts- oder Pflichtgefühl, das ich nicht verstehe. Wir waren einander einst nahe. Ich liebe sie noch. Ihr Mann ist ein ethisches Nichts. Und doch — sie kann den Entschluß zu einer Ehetrennung nicht fassen. Und ich — nun, wenn ich falle — Sie verstehen, ich kann nicht drängen —"

Preißing dachte nach. Er sah dabei auf den Weg. Den hatten so viele Schritte zertreten. Soviel unnütze Wege gibt es, soviel fruchtlose Schritte.

„Was einmal einem andern angehört hat", sagte er abgebrochen. Er besann sich, fand nicht die Worte für die Farbe seines Empfindens. Er sah, daß Thorbrügge so unbeschreiblich reine Augen hatte — das tat ihm wohl und weh. Er ließ jede Maske fallen.

„Über Gewissensdinge weiß selten ein Dritter ganz den Rat. Besäße ich das Recht, gegen mich selbst hart zu sein, meine Frau in eine unklare Stellung zu bringen — ihr einen geliebten konkreten Besitz zu rauben — nur weil ich einsehe, ich schloß meine Ehe nicht aus einem ethischen Grund?" Er machte eine halb zornige Geste. „Erotik und Ethik — es klingt so nach Broschüren für Unerwachsene. Ich weiß nur nicht feinere Worte. Gewissensdinge sind schwer zu normieren. Ich sage Ihnen nur das, manche Naturen können nicht handeln, sollten nicht handeln. Vielleicht fühlt Frau v. Wichmann so. Vielleicht kann sie nie etwas zu ihrem eigenen Nutzen tun. Ihre Rechtsbegriffe binden sie an den Mann. Ein überzartes Gewissen — oder nur das Ergebnis der Ehe. Auch meine Rechtsbegriffe binden mich an meine Frau."

„Lieber Preißing, Mann und Frau haben aber verschiedene Lagen. Erinnern Sie sich an die Inschrift, die Carlyle seinem Trauring gab? Sie hieß

'entsage'. Die Frau braucht sich diese Aufforderung gewiß nicht vorzuhalten — ich meine, sie ist ja immer die Nichthandelnde. Bei Ihnen? Nun, glauben Sie, Ihr Weg der Resignation ist eine Gewissenssache? Jetzt ist nichts zu sagen. Sie haben ein totes Kind im Hause. Leid. Aber maßen Sie sich an dem Großen? Nur dann ist Resignation vornehm. Eine Ehe, die man aus Pflichtgefühl weiterschleift — um im besten Falle einst einen anständigen Alltag zu erreichen — kann das der Sinn einer Jugend sein?"

Preißing fühlte, er konnte nicht ganz verstanden werden, weil es unmöglich war, alles zu sagen.

Er ließ seine Augen über die Berghalden hinschweifen — dachte, wie er vor einem Jahr gefühlt hatte —

„Nun fernab von Zweck und Schuld: Sie wissen erst dann von einer Frau, ob Sie sie ewig lieben, ob Sie ihr hingegeben bleiben, wenn der Besitz ist. Das Unerreichte bleibt gar schöpferisch. Die Sehnsucht versetzt Berge. Der Besitz erst bedeutet die große Aufklärung. Und wenn eine Frau liebt, kann sie auch schuldig werden. Das meine ich. Und sonst weiß ich leider nichts."

Sie schwiegen. Der Weg wurde steil. Zwischen den Büschen lagen die grauen Schleier der kurzen Dämmerung.

„Sie haben mir doch viel gesagt, Preißing. Ich habe noch etwas Zeit — und will noch etwas tun."

„Ja, Sie sollten wohl die Dinge entscheiden. In solchem Warten reifen keine Entschlüsse."

Sie kamen auf das Hochplateau. Preißing fröstelte.

„Es ist nicht schön gewesen, was ich von meiner Frau sagte—"

„Ich weiß nicht mehr, was Sie sagten, Preißing. Ich ahne nur, Sie haben Wünsche bitter erkauft. Es war vielleicht immer der Wunsch Ihrer Jugend gewesen, das ganz Gesunde, Normale zu besitzen — ohne zu denken, daß ein Mensch wie Sie dort nur mißverstanden werden kann. Vielleicht aber wird durch das kleine Kind, das wieder sterben mußte, in Ihrem Hause vieles anders."

Die Lichter von Romstedt tauchten auf. Thorbrügge blieb noch einmal stehen.

„Seien Sie nicht mutlos, Preißing. Und gehen Sie den traurigen Vaterweg nicht kranken Herzens. Vielleicht handelte es sich um Sie — und Sie waren dem Schicksal wichtiger als dieses noch unerweckte Sein —"

Im Hof stand der Wagen aus der Stadt. Thorbrügge fuhr davon.

Langsam stieg Preißing die Treppe hinauf. Langsam trat er bei Hanna ein. Er dachte gequält, daß sie so sehr litt.

Hanna hatte sich nicht abhalten lassen, mit auf den Kirchhof zu gehen. Es regnete, eine dünne Glocke läutete, daß es war wie schrillende, klagende Rufe. Preißing fror in seiner Seele. Die Frau, die nur widerstrebend seinen Arm genommen, hatte keinen Blick für ihn — sie war wie erloschen, ihre Tränen fast ermattet. Die Schulkinder sangen mit heftigen, erregten Stimmen einen Choral. Und der Pfarrer sprach, und das Särglein verschwand. — Plötzlich wußte Preißing, es war ein schönes Kind gewesen und sein Sohn. Wenn er einmal ganz alt war, wußte er vielleicht mehr von diesem Kind. Dann erinnerte er sich vielleicht ganz glücklich, daß er einst einen kleinen Sohn gehabt, dem er die ersten Schneeglocken des Jahres in die Fäustchen gesteckt — und im Erinnern bekam das Kind vielleicht ein Lächeln — und war ein Trost.

„Komm, Hanna — komm nach Hause." Er sagte es ganz leise, fast zärtlich, als gehöre auch die Frau schon dem Erinnern an.

An diesem Tag bestaunte er noch ihre Fassung. Sie hatte es gewünscht, daß man die Nachbarn, die Bekannten aus den Dörfern bewirte. Ihr wäre es wohl wie eine Schlechtigkeit gegen das Kind erschienen, nicht diese Art Feier zu halten. Es war alles gemacht wie bei der Mutter Tod. Auch sah das Haus fast dieselben Gäste. Und Hanna sprach mit jedem, dankte jedem einzelnen, daß er gekommen sei, sie fragte nach allen Angehörigen im Kriege, und schließlich lag es fast wie ein vertraulicher Friede über der Versammlung. Preißing fühlte sich aufs äußerste abgespannt, als er endlich die letzten Nachbarn bis über die Hausschwelle begleitet hatte — und wie ein Automat immer wieder versichert, daß er für alle Teilnahme herzlich danke.

Nun war das Haus leer, und als er seine Frau suchte, hatte sie sich eingeschlossen, und nach einer Weile kam die Mamsell begütigend, es sei die Nachwirkung — von all der Erregung — sie würde jetzt wohl einschlafen.—

Was nun? Er ging rastlos durch die alten Räume des Erdgeschosses. Was nun? Was fangen wir miteinander an? Jemand hatte ihm heute gesagt, er solle mit seiner Frau eine Reise machen. War es Zenge gewesen? Natürlich, wer denn sonst. Zenge hatte dort mit ihm in der Fensternische gestanden und lebhaft von der Notwendigkeit anderer Eindrücke geredet. Aber man kann doch nicht in dieser Jahreszeit wandern — draußen sein. Schaudernd dachte er an Hotelzimmer, lange Abende.

Ein Gedanke, ein Einfall kam ihm: wenn er vielleicht ein paar Soldaten, Rekonvaleszenten, ins Haus bekäme? Vielleicht Kriegsfreiwillige oder gediente Einjährige, daß Menschen da wären, die an dem Tagesleben teilnahmen, die noch etwas Hilfe brauchten und andere Gedanken verkörperten? —

Hanna verbrachte die nächsten Tage damit, die kleine Wäsche des Kindes zu ordnen. — Preißing suchte sie ein paarmal auf, fand sie aber verschlossen und jedem Gespräch unzugänglich. Nach Tisch ging sie stets sofort wieder zu dieser Beschäftigung. Sie wollte ihn nicht dabei haben — und so setzte er sich in sein Arbeitzimmer, um zu schreiben.

Eines Nachmittags — es war helles Wetter, und die Eibenhecken des Gartens vor Preißings Fenster waren noch von der Sonne bestrahlt — fuhr ein Wagen in den Hof. Nach einer Weile kam Emma, das Dienstmädchen, auf welche Hanna so große Stücke hielt, mit glitzernden Augen herein und meldete, eine Dame sei draußen. Die wolle zu Herrn und Frau Doktor. Aber die gnädige Frau wolle keinen Besuch. Sie wolle keine fremden Leute sehen. Ob sie eine Karte habe? Nein, die wäre bei der gnädigen Frau liegengeblieben.

Preißing ging hinaus und fand auf dem Flur Frau v. Rothkirch. Sein freudiges Erstaunen verriet sich durch einen lebhaften Ausruf. Sie trug dunkle Kleider, sah etwas blaß aus, und als sie mit ihm in seinem Arbeitzimmer war, sagte sie ihm Worte der Teilnahme und fragte nach seiner Frau.

Er antwortete hastig, daß seine Frau nicht wohl wäre, noch sehr angegriffen sei und sich entschuldigen ließe. Sie redeten mit gedämpften Stimmen. Frau v. Rothkirch war von ihrem Bruder nach Jena gerufen worden, weil er dort noch einmal mit Frau v. Wichmann sich treffen wollte zu einem letzten Abschied. Und da sie nun so nahe gewesen, wollte sie doch Preißing und seiner Frau ihre Teilnahme aussprechen. Sie sagte ihm gute und sanfte Worte — und dann sprachen sie von Thorbrügge.

Ihn rührte dieser Besuch. Und es tat ihm wohl, ein wenig reden zu können, so wie er fühlte — nicht mit mühselig gesuchten Worten, einem kargen Verständnis angepaßt. Als Frau v. Rothkirch ging, verschwand gerade das letzte Licht des Tages. Er brachte sie zu dem Wagen — sie wollte mit dem Abendzug noch nach Berlin fahren.

Er sah dem Wagen lange nach. Sie hatten nichts Besonderes miteinander geredet — aber er fühlte, daß es etwas Schönes gewesen war.

Dann suchte er nach Hanna — aber sie war nicht zu finden. Sie kam erst zum Abendbrot, und statt sich irgendwie zu entschuldigen, daß sie den Besuch nicht mitempfangen habe, sagte sie fast spöttisch: die Teilnahme dieser fremden Dame habe ihm gewiß wohlgetan. Er sah ein ungutes Licht in ihren Augen — und antwortete nur kurz, Frau v. Rothkirch ließe ihr viele Grüße sagen. Sie wäre mit ihrem Bruder in Jena gewesen.

Dann fing er an, dem Rat des Kammerherrn folgend, von einer Reise zu sprechen. Sanft und freundlich betonte er die Notwendigkeit neuer Eindrücke. Wohin sie wohl möchte? In eine Stadt? Nach Berlin, Dresden, in den Thüringerwald? Nein, sie solle doch nicht denken, man träfe in dieser Kriegszeit auf lustige, lachende Menschen. In jeder Familie fast gäbe es Trauer. — Doch Hanna sagte immer nur nein. Aber sie wollte auch keine Gäste ins Haus. Sie könne sich jetzt mit niemand befassen. Sie sah so sonderbar aus, und plötzlich sagte sie: „Nun war alles umsonst.“ Er konnte nichts anderes als Gemeinplätze finden: daß doch manche Eltern das erste Kind verloren hätten und man ein Unglück eben überwinden müßte. Und endlich warf er ein wenig bitter hin, er hätte doch auch das Kind verloren.

Da hob sie die Augen, in denen wieder jene verschlafene, sonderbare Trägheit lag, und musterte ihn, als sei er ein Fremder.

„Nun müssen wir eben zusammenhalten“, sagte er, zu ihrer Sprache sich bemühend. „Und darum dachte ich, wir sollten etwas fort. Ich mache mich ein paar Wochen frei — und du bist dann nicht fortwährend von Erinnerungen umgeben.“

Sie wiederholte, daß sie es nicht täte. Die Erinnerungen seien doch nun ihr einziges. Das kleine Grab. Sie solle wohl das kleine Grab allein lassen? Wenn er kein Gefühl dafür besäße, nun, sie habe es.

Und sie war ihm so fremd und fern wie niemals in den Zeiten vor der Ehe, und daß er sie wieder begehrenswert fand, trotz aller Enttäuschung, die er an ihr erfahren, quälte ihn. Müde ging er in sein Zimmer, zu arbeiten.

Was er an den nächsten Tagen an gütigen Worten mit ihr versuchte, fiel ins Vergebliche. Ihr Wesen behielt das Verschlossene, fast Listige. Sie ging jeden Tag in das Pfarrhaus und auf den Kirchhof, blieb oft stundenlang fort — und manchmal fand er sie dann in entlegenen Zimmern des Hauses oder in den Ställen, als wolle sie den gebliebenen Besitz an Gütern und Habe betrachten.

Gegen ihren Mann bezeugte sie eine kühle Scheu. Auch wenn er nur eine kleine Zärtlichkeit versuchte, war sie wie eine Tiefbeleidigte. Es mußte zu ihren Begriffen von Trauer gehören, daß man sich in jedem Sinn mit Gefühlen oder Affekten, die nicht dem Trauerkummer galten, verschloß. Oder aber, sie war jetzt keines andern Gefühls fähig. Manchmal erinnerte sie ihn fast an seine Mutter, mit der sie doch gar nicht verwandt gewesen.

Er sah Hannas dunkle Gestalt am Gartenzaun stehen — blicklos in die Landschaft starrend — oder er hörte ihre ruhelosen Schritte über die Böden des Hauses gehen — wußte, sie stand an Dachluken, immer über das Land sehend. Manchmal war ihm, als hätte sie irgendeinen unklaren Plan.

(Fortsetzung folgt.)



Frisches Obst.



Die Lägelträgerin.

Obst- und Weinernte in der Rheinpfalz.

Von G. Fischer, St. Ingberg. — Hierzu 8 Aufnahmen.

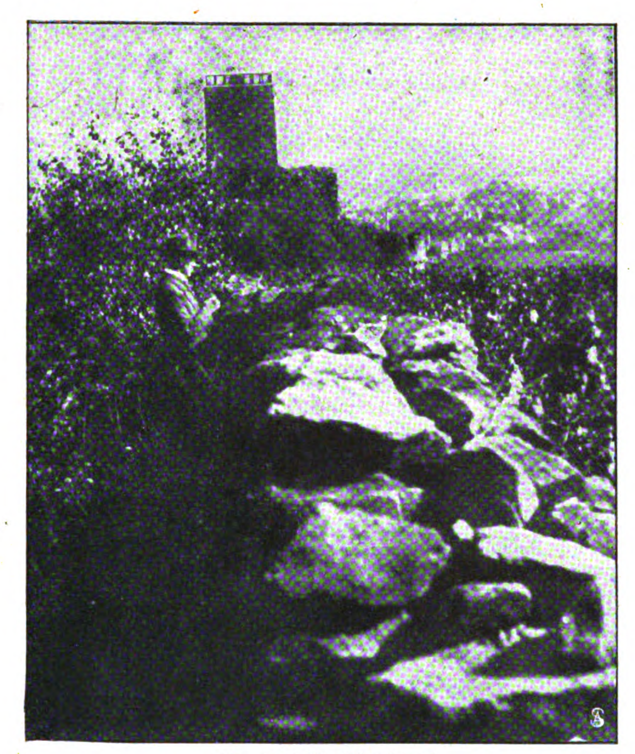
Wie im dritten Kriegsjahr allerwärts die Ernten in Deutschland gut ausfielen, unseren Feinden zum Trotz, kann die diesjährige Obst- und Weinernte in der Pfalz auf sehr gute Resultate zurückblicken. Während meines Erholungsurlaubes den herrlichen Herbst über in Wachenheim, im Weingebiet der Rheinpfalz, entstanden diese Zeugnisse emsiger und fleißiger Arbeit.

Wachenheim ist ein rühmlichst bekannter Weinort,



Frohe Arbeit.

welcher auf seiner über 400 ha großen Weinbergfläche in guten Jahren feinste Weine hervorbringt. In den hervorragendsten Lagen (hier sind zu nennen: Gerümpel, Goldbächel, Bächel, Luginsland, Böhlig, Altenburg) wird hauptsächlich die Rieslingrebe und Gewürztraminer kultiviert. Nur durch sorgfältige und intensive Pflege der Rebe ist es möglich, solche feinen Marken zu erzielen. Sind doch Preise von 17 000 Mark für 1 000 l bezahlt worden, ja im Jahrgang 1915 kamen sogar bei den Käufen die Mittelarweine von 6 000



Die alte Wachtenburg.



Die Kelterpresse.



Feine Reben.



Heimfahrt
von der Weintraubenlese.





Spezialmarke im Garten.

bis 25 000 Mark und die Auslesweine bis zu 60 000 Mark. Ein Beweis dafür, daß in diesen Lagen die feurigen Edelgewächse erzielt werden, die mit den Rheingauweinen gleichen Schritt halten, ja an Süße diese übertreffen. Es gibt in diesem Jahr Obst- und Rotweinanlagenfelder, die bis zu 300% eingebracht haben, also das Dreifache vom Wert. In den drei Gemeinden Wachenheim, Dürkheim und Ungstein sind Winzervereine, die viele

Millionen für die 17er Ernte eingenommen haben. Den größten Besitz von Wachenheim hat ein Haus, das sich noch bis in die Gemarlungen Forst, Deidesheim, Ruppertsberg und Bad Dürtheim erstreckt.

Landschaftlich bietet Wachenheim wie die meisten der rebenumkränzten Orte ein sehr anmutiges Bild; hoch gelegen, am Ausgang zweier schöner Waldtäler, umgeben von Weinbergen und überragt von der umfangreichen Ruine der Wachtenburg ist es im Sommer das Ziel vieler Ausflügler. Unsere Aufnahmen geben ein Bild von der reichen Ernte der gesegneten Rheinpfalz.

Rußki.

Novelle von Charlotte Niese.

Auf der Straße ziehen sie entlang. Eine graue Schar, mit Hacke und Spaten. Langsam gehen sie, Lust zur Arbeit scheinen sie nicht zu haben. Unser Feldgrauer mit seiner Knarre über der Schulter sagt ein befehlendes Wort, aber ihr Schritt wird nicht viel schneller. Es kommt eine Straßenbiegung, und wir müssen den ganzen Zug vorüberlassen. Unwillkürlich sieht man in ihre Gesichter.

Gar manche sind alt, andere jung. Hier und dort wüste, tierische Züge, dann wieder ein feines Gesicht, eine vornehme Haltung. „Rußkis!" ruft ein Kind mit schriller Stimme, und die Frau neben ihm lacht und macht eine grüßende Bewegung. Da wendet sich einer der Gefangenen zu ihr und lächelt. Er hat ein rundes, rosiges Gesicht, schwarze Haare liegen ihm tief in die Stirn, und ein Paar dunkle Augen sehen sehnsüchtig zu uns hinüber. Zu der Frau oder in die Ferne? Der Zug geht langsam weiter, er verschwindet im Gewühl der Großstadt.

Wo habe ich dieses Gesicht schon gesehen, diese dunklen, sehnsüchtigen Augen, diese in die Stirn fallenden Haare? Es ist lange her. Auf meiner Heimatinsel saß Pitter und strickte seine Netze. Am Wasser wohnte er, dort, wo das alte Gemäuer der Burg aus dem Sand hervorragte und einigen Fischerhütten Schutz bot vor dem heulenden Sturm. Es wehte viel dort an der Ecke, besonders im Winter und Herbst, wenn die Sturmvögel um das alte Mauerwerk schrien und der Wogenschaum weißgelb aufspritzte. Aber die Sonne konnte im Sommer heiß auf dem Dünensand liegen, und dann war das wilde Wasser eine Schmeichelkatze geworden, die sanft über die großen Steine strich. Denn damals lagen noch überall die großen Steine am Wasser, die mit dem Eis aus dem fernen Norden gekommen sein sollten. Jetzt sind sie lange gestohlen. Steinfischer zu sein, war auch damals ein Gewerbe und kein übles; aber es mußte dunkel sein am Strand und schlechtes Wetter, sonst konnte den Dieb schon damals irgendeine rächende Gerechtigkeit erreichen. Es gab Leute, die behaupteten, daß Pitters lahmer rechter Arm mit einigen großen Steinen zusammenhing, die einstmals ein Schmuck des Strandes gewesen und dann plötzlich nicht mehr da waren. War es wahr oder Gerede? Wir Kinder machten uns nichts aus den großen Steinen, die doch noch immer in reicher Zahl im Wasser lagen oder bei flacher See aus ihr herausragten. Aber Pitter war für uns eine Persönlichkeit, der man mit einer gewissen Scheu gegenübertrat. Denn erstens war er ein Russe, ein Rußki, wie er wohl sagte, zweitens konnte er nicht ordentlich Deutsch, und endlich war etwas an ihm, das man den Kindern nicht sagte, das wir aber doch wußten. Wenn wir uns auch kein rechtes Bild davon machen konnten. Pitter konnte in die Zukunft sehen.

Daß Pitter etwas Prophetisches oder Unheimliches an sich hatte, konnte man nicht sagen. Er war ein Mann unbestimmten Alters, mit einem verwitterten Gesicht und merkwürdig farblosen Augen, die er meistens nicht ganz öffnete. Er war ungeschlacht in seinen Bewegungen und mehr grob als höflich. Vor einigen Jahren war er auf unsere Insel gekommen; auf welche Weise, weiß ich nicht, genug, er war da, saß in seiner kleinen Hütte am Strand, fing Fische, die ihm die Fischfrauen abkauften, wenn er sie in Handwagen bis an die Stadt fuhr, und tat sonst nichts, was bemerkenswert war. Er saß nur viel am Strand und sah mit seinen hellen Augen in die Ferne. Und wie es denn gekommen war, ich weiß es nicht, aber was ich ganz gewiß weiß, ist, daß die Leute zu ihm kamen und ihn fragten, wann wieder ein Schiff an den Strand käme, und daß er es ihnen dann nach einigem Zögern und manchmal sehr unfreundlich sagte.

Es war die Zeit vorüber, wo sogar in der Kirche für einen „gesegneten Strand" gebetet wurde. Wenn ein Schiff in Not war und auf einer der Sandbänke oder Steinriffe in Stücke ging, dann kam sobald wie möglich die Behörde und suchte vom Schiff zu retten, was zu retten war. Aber sie war bedächtig und ließ sich Zeit wie alle Behörden, und wo gibt es in der Welt nicht Hände, die sich nach fremdem Gut ausstrecken? Manche Kiste mit gutem Inhalt, mancher Ballen Tuch ist auf die Seite gebracht worden, ehe mein Großvater mit Gerichtsdiener und Schreiber zur Stelle war. Damals gab es weder Telephone noch Telegraphen, und Großvaters Pferde waren nicht die jüngsten. Es war immer schrecklich schön, wenn nach einer Sturmnacht die Botschaft kam, an dieser oder jener Stelle der Insel liegt ein Schiff auf dem Strand, und gar manches Mal durfte ich mitfahren und habe gezittert, ob die, die in den Masten hingen, noch gerettet wurden.

Manchmal geschah es auch, manchmal aber war das Schiff verschwunden, ehe Retter kommen konnten, und die gierigen Wellen fraßen nicht allein Geld und Gut, sondern auch kostbare Menschenleben. Wer aber zuerst wußte, wo ein Schiff auffahren würde, und wer Lust hatte, sich zu bereichern, der wartete wohl eine Nacht lang und noch länger, um auf ein gestrandetes Schiff zu treffen. Und Pitter wußte, wann ein Schiff kommen würde!

Natürlich — niemand glaubte daran! Wer laut davon sprach, der wurde ausgelacht, und es kam auch vor, daß Pitter sich irrte. Er prophezeite ein Schiff im Westen, und es liefen zwei im Osten auf ein Riff. Aber irren ist menschlich, und im allgemeinen war so viel sicher, daß die Schiffe wirklich kamen. Pitter sah sie. So erzählten die Leute, aber meistens wurde nicht allzuviel von dieser seiner Eigenschaft geredet. Mein Großvater sagte, das wäre Altweibergewäsch, und er verbäte sich solches

Gerede. Aber sein Schreiber behauptete, wenn der Sturm käme, dann sähe Herr Justizrat aus dem Fenster und sagte: „Wohin der verwünschte Schlingel nun wohl das arme Schiff bestellt hat?"

Dann geschah etwas, das niemand erwartete. Wenigstens unsere Küchenherrschaft nicht, die sich laut und lange darüber ereiferte. Pitter war in den Stand der heiligen Ehe getreten! Pitter, der kein richtiges Deutsch verstand, der schmutzig war und schlecht gekleidet, der niemand gerade ansehen konnte, den ein ordentliches Mädchen ganz gewiß nicht nehmen würde! Unsere Dienstmädchen häuften viele unangenehme Eigenschaften auf Pitter, aber mehr noch auf die Person, die ihn nahm! Das war Line Struckers, eine ältere Person, die irgendwo Haushälterin gewesen war und wohl sehr verlegen um einen Mann war, wie unser sehr hübsches Hausmädchen kichernd sagte. Sogar Kutscher Hinrich beteiligte sich an der allgemeinen Verdammung.

„Nun geht die Kraft von ihm!" sagte er, langsam an seiner Pfeife saugend.

„Die Kraft?"

„Nu ja, er konnte doch alles vorher sagen. Wann die Schiffe auf den Strand liefen!"

In der Küche wurde es still, und Strina, die Köchin, murmelte einen Vers aus dem Gesangbuch. Sie glaubte felsenfest an alles, was mit Zaubern und Prophezeien zusammenhing, und wußte sich vor der Angst nur zu schützen, indem sie einen frommen Spruch flüsterte.

„Die Kraft geht von ihm!" wiederholte Hinrich. „So was muß einer können: wenn zwei dabei sind, dann ist es nichts mehr!"

Er ging aus der Küche, und die Mädchen schwatzten weiter. Natürlich über Line Struckers, auf die sich der weibliche Zorn lenkte. Sie sollte Pitter einfach zum Pastoren geschleppt und ihn gar nicht einmal vorher gefragt haben. So was tat man doch nicht, wenn man auch oft die Männer etwas gewaltsam behandeln mußte. Denn sie waren nun einmal schwerfällig, und die Frauen mußten verständig mit ihnen umgehen. Aber wie Line Struckers sich benahm, war grauenvoll.

Also hörten wir viel Böses von Line Struckers und waren erstaunt, als wir sie einmal sahen. Eine zierliche, rundliche Frau mit unruhigen Augen, sauber gekleidet und sehr redselig. Sie hatte etwas auf dem Kontor zu tun. Was es war, sagte sie uns nicht. Aber wie sie wieder herauskam, lud sie uns ein.

„Nu is es bald wieder feines Wetter! Kommen die kleinen Herrschaften nicht einmal zu mich heraus? Ich laß eine Badekarre bauen, und bei mich können die Handtüchers getrocknet werden. Eine Badekarre mit Räders. Wenns Wasser flach ist, fahr ich sie tief hinein, wenn es hoch is, zieh ich sie aufn Strand!"

„Kann Pitter noch sagen, wenn ein Schiff aufläuft?" fragte mein Bruder, und Frau Pitter wurde rot. „Das hat er nie gekonnt!" erwiderte sie und ging eilig davon.

Großvaters Schreiber, der unsere Unterhaltung gehört hatte, sprach hinter ihr her.

„Sie hat gedacht, Pitter hätte viel Geld. Weil er doch die Schiffe voraus sagte, und wo sie aufliefen. Aber Pitter hat nichts. Nur das, was er von den Fischen kriegt, die er fängt. Und dann hin und wieder ein Trinkgeld, wenn er irgend jemand einen Gefallen tut. Dafür kauft er sich dann Schnaps!"

Ob die Kraft wirklich von Pitter gegangen war, kann ich nicht sagen. Jedenfalls wußte er nicht im voraus, daß an seinem Strand, fast vor seinem Häuschen ein großes Schiff unterging. Es war eine wilde Sturmnacht im März. Die Schiffahrt hatte in der Ostsee schon eingesetzt. Deshalb waren viele Fahrzeuge unterwegs. An anderen Stellen der Insel saßen auch zwei Schiffe in Lebensgefahr auf den Sandbänken, und es gab viel zu tun für die Behörden. Daß überall hin Wachen kamen und Aufsicht. Es war eine große Aufregung. Man erlebte jedes Jahr soundsoviel Schiffbrüche, aber daß ein ganzes großes Schiff mit Mann und Maus gradeswegs untergehen konnte, kam doch sehr selten vor. Wir liefen alle zum Strand hin, wo Pitter wohnte. Hier sah es traurig aus. Schiffstrümmer, Kisten und Kasten lagen wüst durcheinander oder schwankten noch in den zornigen Wellen. Eine Menge von Menschen stand umher, suchte und sammelte. Die Strandwachen versuchten aufzupassen, aber was damals eilig weggeschnappt und geborgen wurde, soll nicht wenig gewesen sein. Und Pitter ging zwischen all der Aufregung umher, hatte einen kleinen Jungen an der Hand und sagte immer dasselbe Wort: „Rußki!"

Der Junge war bewußtlos ans Land getrieben, und Pitter hatte ihn in sein warmes Bett gesteckt und ihm Branntwein eingeflößt. Seine Kleidungstücke waren inzwischen getrocknet, und nun stand der kleine Kerl im Wind und Sandregen, schüttelte seine schwarzen Haare und lachte. Lachte sogar, als die Leute den Körper einer älteren Frau brachten, der soeben angetrieben war. Er kannte sie, denn er sagte etwas, das wie Mammi klang.

Jetzt erschien Großvater mit seinen guten, alten Pferden, und wir wurden nach Hause gefahren. Ebenso, wie mit Hilfe des Gerichtsdieners und der Strandwachen einige Ordnung am Strand hergestellt wurde.

Es war ein entsetzlich schönes Abenteuer. Ich sehe mich noch vor unserer Köchin stehen und ihr von meinen Erlebnissen berichten. Sie weinte Ströme von Tränen, fragte unablässig und rief nach jeder Antwort: „Nu hör aber auf!" Wenn ich dann die Küche verlassen wollte, zog sie mich zurück.

„Sag, wo viele Leichens hast du gesehen? Bloß eine? Mein besten Kind, besinn dir! Auf so ein großes Schiff, da müssen noch mehr Personens gewesen sein! Du hast man schlecht aufgepaßt, ganzen schlecht!"

Frau Pitter erhielt in dieser Zeit bei uns eine andre Stellung. Wenn sie erschien, wurde sie in die Küche geladen und bekam Kaffee und Weißbrot. Denn sie war doch bei allem dabeigewesen, und es kam ihr auf einige Tote mehr oder weniger nicht an.

„Ja", sagte sie. „Wenn ich das denk! Ich schlafe ganz geruhig und Pitter auch. Den Wind sind wir ja gewohnt, und wir liegen im Schutz. Aber denn hör ich Böllerschüsse und faß Pitter an. Er schläft wie ein Toter. Denn krieg ich ihn wach, und wie wir rauskommen, ist es schwarze Nacht, und wir sehen die Hand nicht vor Augen. Nur manchmal ein Blitzen. Sie schossen auf dem Schiff. Wahrhaftig, es war gerade auf einen der großen Steine gefahren und brach auseinander, ehe wir helfen konnten. Und was hätten wir helfen können! Das hab ich auch dem Gericht gesagt und Herrn Justizrat, und wenn da vierzehn Menschen auf gewesen sind, denn ist das wohl schrecklich. wenn sie alle sterben müssen. Bis auf das Kind. Pitter will es ja behalten. Es heißt Iwan. Ist wohl was Russisches. Die Frau ist wohl die Wärterin gewesen. Aber ich muß Kostgeld haben, darum komme ich her. Pitter sagt, es ist einerlei, ich sag, es ist nicht einerlei! Sonst geb ich das Wurm ins Armenhaus!"

Ihr Gesicht war hart geworden, und unsre Mädchen fragten nach anderen Dingen. Was wohl alles in dem

Schiff gewesen war. Irgendein Tagelöhner, ganz im Westen der Insel, verkaufte mit einem Mal unter der Hand Strohhüte für Damen und sonderbare Dinger, die man Korsetts nannte, und die aus Seide gemacht waren. Und jemand anders hatte Hemden und Unterröcke zu verkaufen. Es war komisch, und Herr Justizrat durfte es natürlich nicht wissen. Von diesen Sachen ahnte Frau Pitter nichts. Sie glaubte auch nicht, daß so etwas angehen könnte. Wofür gab es denn die Polizei auf der Insel und die feinen Herren, die auf alles so achtgaben, daß die ehrlichsten Menschen nicht den kleinsten Vorteil haben durften? Die ganze Ladung war geborgen bis auf das, was im Wasser lag, und jede Nacht trieben Leichen an. Aber die wurden begraben und machten keine Umstände mehr; sie hingegen hatte das Kind auf dem Hals, und niemand nahm es ihr ab!

Als sie gegangen war, schwiegen die Mädchen. Nur Kutscher Hinrich sprach. Er nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte: „Von ihm ist die Kraft gegangen, und sie hat großartig gestohlen!"

Im nächsten Sommer badeten wir am Strand, wo Pitters Hütte lag. Er schob die Karren nach dem Stand des Wassers herein und hinaus, und sie trocknete unsre Handtücher und die geflochtenen Schuhe, die bei dem steinigen Strand notwendig waren. Iwan half ihr. Er war groß geworden, hatte ein sonnverbranntes Gesicht und harte, kleine Fäuste. Er sprach die Sprache Pitters, ein halb gebrochenes Plattdeutsch, und Frau Pitter schalt darüber.

„Der Junge will nicht ordentlich Deutsch lernen. Sitzt mit Pitter zusammen und schwatzt ein Kauderwelsch zusammen. Pitter lacht, wahrhaftig, er lacht. Und einmal haben sie auch zusammen gesungen, aber da bin ich dazwischengefahren!"

Ihre Augen funkelten böse, und klagend setzte sie hinzu, daß es noch immer nicht in Ordnung wäre mit dem Kostgeld für Iwan. Die Herren sagten, daß sie nach allen Seiten geschrieben hätten, und daß der Junge ganz gewiß einmal von seinen Verwandten geholt würde. Bis dahin war aber noch niemand gekommen, und das Kostgeld, das ihr die Gemeinde gab, war zu klein! Schon zweimal wäre sie beim Gericht gewesen, die aber sagten immer, daß sie den Fall untersuchen wollten, und weiter käme es nicht.

„Er soll ins Armenhaus!" schloß sie ihre Rede, und Pitter stand plötzlich neben ihr und sagte in seiner schweren Sprache: „Das soll er nicht!"

Was aus den Bemühungen der Behörden wurde, etwas über Iwans Angehörige zu erfahren, ist mir nicht bekannt. Er blieb jedenfalls auf der Insel und bei Pitter. Wir sahen ihn häufig. Im Sommer am Strand, wo er oft bei uns war und uns die großen blauen Disteln brachte, die damals noch dort standen. Oder den Balg einer Möwe, eine bunte Muschel oder sonst irgend etwas, das uns begehrenswert erschien. Er sprach längst geläufig Deutsch. Im Winter ging er in die Stadtschule, und er erhielt sogar Privatstunden. Dieselben, die ich hatte. Herr Sörensen verstand es, kleine und größere Kinder zusammen so zu unterrichten, daß jedes beschäftigt wurde, und so saß Iwan zwar weiter unten als ich, aber doch in demselben Raum und lernte eifrig, wenn er nicht einem Schmetterling nachsah, der durch das Schulzimmer flog, und der doch nur von Papier war und künstlich fliegen mußte. Iwan verstand mancherlei, an das die Jungen seines Alters nicht dachten. Er spielte ganz reizend die Mundharmonika und fand auf ihr Melodien, die wir gar nicht kannten. Als er größer wurde, erschien er mit einer alten Harmonika. Sogar Herr Sörensen ließ sich etwas von Iwan vorspielen und sagte: „Wo hat der Junge das her?"

Iwan erwiderte: „Weil ich ein Rußki bin!" Denn gelegentlich wurde er so genannt. Nicht allzuoft. Damals schon vergaß man die Schicksale der Kleinen und Einsamen; aber gelegentlich brüstete sich Iwan damit, daß er besser wäre als die elenden Deutschen. Dann gab es Prügel und eine schnelle Versöhnung. Er war gleich wieder heiter, und die anderen Knaben wußten, daß seine Pflegemutter ihn schlecht behandelte, ihn schlug und ihn wohl auch hungern ließ. Aber Pitter, der sonst die Stadt scheute, ging mit Iwan zum Konditor und ließ ihm die großen weißen Männer aus Kuchenteig geben, die gelegentlich zu haben waren; oder die herrlichen Kröpel, die in der Erntezeit auch von andern Leuten feilgeboten wurden. Als ich dann die Insel verlassen mußte, war Iwan schon ein großer Junge, der eingeladen wurde, weil er die Harmonika spielte, und der gelegentlich auch Geld in der Tasche hatte und es mit großartiger Gebärde ausgab. Mutter Pitter draußen am Strande durfte freilich nichts davon wissen; auch nicht, daß, wenn Iwan in Jungengesellschaften ging, er bei einem kleinen Schneider einen netten Anzug hängen hatte und überall anständig erscheinen konnte. So ist er auch bei uns im Haus gewesen, war merkwürdig anstellig und verständig, und man hat wohl darüber gesprochen, daß er doch eigentlich etwas Ordentliches lernen müßte. Aber Pitter wollte seinen Jungen erst einmal für sich behalten. Er ließ ihm, wie gesagt, Privatstunden geben, damit schien er sich vorläufig zu beruhigen, und die andern taten es wohl auch.

Mein Vater würde sich sicherlich des Knaben angenommen haben, aber er hatte schon längst die Insel verlassen. Als die Reihe an mich kam, gab es bald den Krieg von Siebzig, und wie ich eines Tages wieder auf der geliebten Insel vom Schiff aus aussteigen durfte, war doch auch hier manches verändert.

Ich dachte erst wieder an Iwan, als ich zum Strand ging, um zu baden. Da stand noch die kleine Hütte, dieselben Badekarren, immer windschief und zugig, und dieselbe mit Strauchwerk und Gras überwachsene Ruine, von der so viele Geschichten erzählt wurden.

Ein sehr hübscher großer Junge fuhr mit der Hand durch seine Haare, was wohl seine Begrüßung war, und ich schüttelte Iwan die Hand. „Spielst du noch so hübsch die Harmonika?" fragte ich. Er schloß die dunklen Augen.

„Ich will Musikant werden!" erwiderte er.

Eine keifende Stimme kam vom Haus her, und Frau Pitter erschien. Sie hatte eine Peitsche in der Hand, mit der sie auf Iwan losschlagen wollte; als sie mich sah, ließ sie den Arm sinken, aber sie schalt weiter. Es war ein Kreuz mit dem Jungen! Nichts täte er, und ihr Mann wolle ihn nicht hergeben. Die Rußkis! Sie taugten nichts! Sie war atemlos, als sie aufhörte, und Iwan stand dabei, rauchte eine kleine Pfeife und schien sich zu belustigen. Mit zornigen Augen sah sie ihn an, er lachte aber nur und zeigte seine weißen Zähne. Dann trug er meine Sachen zur Badekarre und schob an dem klapprigen Ding, bis es gerade stand.

„Du kannst dich wohl immer noch nicht mit deiner Mutter vertragen!" sagte ich, und Iwan zeigte wieder seine Zähne.

„Mutter ist sie nicht!" erwiderte er dann. „Wenn Vater nicht wäre, ich säße lange nicht mehr hier. Aber Vater — —" er hielt inne und griff nach einem getrockneten Seestern, der im Tang saß. „Vater ist gut."

„Er verzieht dich!"

„Nun ja, sind wir nicht beide Rußkis?"

„Jetzt seid ihr doch Deutsche!"

„Kein Gedanke! Ich bin ein Rußki, und Vater ist es auch. Und einmal geh ich auch nach Rußland!"

„Da kennt dich doch niemand, und du wirst ganz allein sein!"

„Wer weiß?" Der Junge stand vor mir, und seine dunklen Augen nahmen einen ganz besonderen Glanz an. „Wer weiß?" wiederholte er. „Vater kann sehen, was andre nicht sehen, und er sagt — —"

„Iwan!" Frau Pitters schrille Stimme klang scharf vom Haus her, und aus den dunklen Sammetaugen schoß eine grünliche Flamme. Aber er ging langsam dem Rufe nach.

Ein Jahr später kam die Sturmflut, die auch auf meiner Insel dahinfegte und grausam am Strand wütete. Pitters Haus nahm sie weg und noch andere Wohnungen; als ich einmal wiederkehrte, war der ganze Strand anders geworden. Die mit Gras und Stauchwerk bewachsene Ruine hatte sich ein ganzes Ende weiter aus der Erde gehoben, und einige Neugierige suchten nach Schätzen, die einstmals von den Seeräubern vergraben sein sollten.

Ich fragte nach Pitter. Ja, das war eine merkwürdige Geschichte. Pitters Haus war von einer großen Sturzwelle erfaßt und auf die kochende See getrieben worden. Wo seine Trümmer geblieben waren, wußte niemand. Aber irgendwo auf einer dänischen Insel war eine Frauenleiche angetrieben, die nach der Beschreibung wahrscheinlich Frau Pitter sein mußte. Sie war aber nicht einfach ertrunken wie damals so viele Menschen, sie war auf ein Brett gebunden, und im Munde steckte ein Knebel. Ihre Ohrringe waren als Erkennungzeichen nach hier geschickt worden; der Goldschmied meinte, daß sie Frau Pitter gehörten.

„Und wo sind denn Pitter und Iwan geblieben?"

Mein Gewährsmann, ein alter Schiffskapitän, setzte seine Ledermütze bedächtig von einem Ohr aufs andere. „Ja, davon weiß ich auch nicht viel zu sagen. Die Leute sprechen ja allerlei. Pitter hat die große Sturmflut im voraus gesehen und sich mit Iwan aus dem Staub gemacht. Er hatte das zweite Gesicht, wissen Sie. Als er heiratete und soviel Streit mit der Frau hatte, ging die Gabe von ihm. Die will nämlich ihre Ruhe haben, sonst stiftet sie bloß Verwirrung an. Aber allmählich ist denn doch die Ruhe wieder über Pitter gekommen, und er hat gewußt, was bald eintreten würde. Da hat er sein Geld von der Sparkasse genommen — er hatte recht viel darauf, und dann noch einiges, was er verwahrte — und dann ist er mit Iwan losgezogen. Mit einem Boot nach Laaland hinüber und von dort vielleicht nach Rußland. Vorher aber haben die zwei die Frau festgebunden und ihr einen Knebel in den Mund gesteckt. Sie war ja nicht nett, und Iwan hat ein paarmal gesagt, die sollte noch einmal an ihn denken. Was sie vielleicht auch getan hat, als sie festgebunden lag, nicht schreien konnte und der Sturm das Haus mit sich riß. Das kleine Mädchen vom Lotsen, dem das Haus auch wegging, sagt, Iwan hätte ihr gesagt, er wollte Mutter Pitter mal ganz lange festbinden. Jedenfalls sind die zwei Rußkis weg und nicht wiedergekommen."

So erzählte der Kapitän, und andere berichteten dasselbe. Aber niemand sprach viel von der Sache. Weil die Sturmflut doch an der ganzen Ostseeküste so gewütet und soviel Schaden angerichtet hatte, daß das Schicksal der einzelnen bald vergessen wurde. Nur das kleine Mädchen vom Lotsen, das ich einmal am Strande traf, dachte noch an Iwan. Sie war blaß und klein, man sah ihr die vierzehn Jahre nicht an, aber sie war jetzt wieder vernünftig und konnte alle Fragen beantworten. Bei der Sturmflut war sie nämlich zwei Tage im Boot auf der Ostsee herumgetrieben und halb tot geborgen worden. Da hatte sie das Gedächtnis verloren, und es dauerte Monate, ehe sie ordentlich sprechen konnte. Nun saß sie neben den wenigen Stranddisteln, die das Grausen überdauert hatten, und strickte. Als ich sie nach Iwan und Pitter fragte, trat ein leises Rot in ihre Wangen.

„Iwan sagte mir, daß der Wind käme, sein Vater sah es im voraus. Da sorgten sie, daß sie wegkamen."

„Und Frau Pitter?"

Sie sah sich um, schüttelte aber den Kopf. „Ich weiß nicht. Sie war so schlecht und Iwan so gut."

Weiter wollte sie nichts sagen. Nur, als ich meinte, Iwan würde nun nie wiederkehren, lachte sie.

„Er will mich heiraten! Der kommt wieder! Er holt sich auch sonst was!" Und sie zeigte auf das Mauerwerk, das schweigend und geheimnisvoll aus dem Sande ragte. Aber Iwan ist niemals wiedergekommen, niemals. Als ich später einmal das kleine Mädchen wiedersah, war sie eine sehr stattliche und ernsthafte Handwerkerfrau geworden, die vielleicht nur ganz gelegentlich an einen Jugendtraum dachte, der vergangen war wie die meisten Träume.

Lebt sie noch? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß in diesem eben vergangenen Winter die Eisschollen ein Boot an die Insel trieben, in dem zwei erfrorene Russen lagen. Der eine war ganz alt; der andere sehr viel jünger, aber auch mit grauen Haaren. Man nahm an, daß sie aus einem Gefangenenlager ausgebrochen waren, um über die See nach Dänemark zu fliehen. Da ist die Kälte gekommen, der Eisgang. Sie haben den Weg in die Freiheit gefunden, aber in eine andere Freiheit, als sie dachten. Alte Insulaner wollten die Zwei erkannt haben. Pitter war es und sein Pflegesohn Iwan. Pitter sollte irgendwo in der Ruine noch Geld vergraben haben von damals her, als er die Schiffe, die stranden sollten, im voraus erblickte und von manchem Räuber Geld erhielt. Jetzt hat er es vielleicht noch holen wollen. Aber von Pitter sprechen die Leute wenig; er hatte die Kraft und hat sie schlecht angewendet. Man muß reine Hände behalten, wenn man sie ausüben will, sonst geht die Gabe des Hellsehens von einem. Aber von Iwan wissen noch viele Menschen zu reden, besonders die Frauen. Nun sind sie alt geworden, aber auch in alten Herzen können die Blumen der Erinnerung blühen, und vielleicht sind sie noch duftiger als vor vielen Jahren. Iwan war so gut, so schelmisch, so freundlich. Er spielte so schön die Harmonika. Er ist gewiß ein Künstler geworden oder sonst ein angesehener Mann. Er war noch jetzt hübsch als Toter, und seine Hände waren fein und gepflegt. Seine Pflegemutter hat er vielleicht umgebracht und vielleicht auch gewütet und gemordet in Ostpreußen. Aber ist er nicht ein Russe, halb gut, halb schlecht, gerade, wie die Gelegenheit sich bietet?

Rußki! rufen die Kinder wieder. Da kehren die Gefangenen zurück. Einige stumpfsinnig ausschreitend, andere mit sanften Zügen und schwermütig dunklen Augen. Und ich möchte wohl wissen, ob die zwei Rußkis, die ich kannte, auf meiner Heimatinsel die letzte Ruhe fanden, nachdem die Welt sie herumtrieb und sie gewiß viel sündigten. Aber ich werde es auf dieser Erde niemals erfahren.

Schluß des redaktionellen Teils.



25 Kerzen 4 Volt mittels kleiner Akkumulatoren

Prospekt gratis.

Alfred Luscher, Akkumulatorenfabrik Dresden-A., Grüne Str. 18/20

SANGUFORM ein flüss., zitronensaures Eisenoxyd, ohne Mineralsäure hergestellt, für Rekonv. u. Blutarme ein empfehlensw. Präparat. Zu haben in allen Apotheken. Pr. p. Fl. M. 1.50

Dr. Praetorius & Co. Breslau 5.



500 Briefmarken M. 4.25. 1000 Stück M. 13.25 2000 St. M. 45.—. 3000 St. M. 115.— 40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75 100 Übersee-Marken M. 1.60.

Alle echt und verschieden. **Albert Friedemann LEIPZIG 18, Floßplatz 6.**

Liste über Briefmarken und Albums kostenlos

Ställe tragbar, f. Geflügel, Schweine etc. Tausende geliefert. Alle Geflügelgeräte. Katalog frei. **Geflügelpark Auerbach 9. Hess.**



Feldordensbleche Bänder, Orden **Chr. Heinr. Arnold** Coburg W 38.

Hämorrhoiden Mittel, 1000fach bew. M. 4 u. 7.50. Prosp. fr. **Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 8.**



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 3, vers. grat. Katal. A über **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B. üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer. Klosett-Zimm.-Rollstühle, ca. 150 Mod.

Reines Gesicht



rosige Frische verleiht rasch und sicher **„Krem Haifa".** Unübertroffen gegen **Sommersprossen, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. — Tausendfach erprobt. Sich. Wirkung! Preis 2.50 Mark. **H. Wagner,** Cöln 24, Blumenthalstr. 99

Armee-Uhren mit Leuchtblatt

Über 100000 im Gebrauch



Marke „National"

Alleinverkauf für ganz Deutschland
Ankerwerk Staubdicht hat sich fürs Feld am besten bewährt

Armband-Uhren 9⁵⁰, 12, 15, 18, 25, 30, 35—100 ℳ

Armee-Taschen-Uhren 8⁵⁰, 10, 12, 15, 20, 25—50 ℳ

Taschen-Wecker-Uhren 25, 30, 35 und 45 ℳ

Cello. Glasschützer 1 M.
Moderner Schmuck jeder Art

Portofreier Versand geg. Voreinsendung d. Betrages
Nachnahme ins Feld nicht zulässig.
Mehrjährige Garantie
Verlangen Sie meine Preisliste u. Prospekt kostenlos.

J. Niesslein Uhren Special-Haus Dresden-A30 Wilsdrufferstr.

Schönheit der Büste



rosig zarte Haut in kürzester Zeit nur durch

Dr. Richters „Festoform".

Dies ist tatsächlich eine Methode für junge Mädchen und Frauen sowie ältere Damen zur Erzielung schöner Körperformen, ohne Taille und Hüfte zu erweitern, indem es die Plastik der Formen zu höchster Vollendung bringt. Es ist, kurz gesagt,

das Allerbeste.

Vor Nachahmung jeder Art wird gewarnt, bei Nichterfolg

zahle Geld zurück

lt. Garantieschein. Unschädlich, einfachste Anwendung. Preis M. 3.—. Doppeldosis M. 5.—. Zusendung diskret per Nachnahme (postlagernd wird nichts gesandt) nur durch

Dr. Hans Richter, Berlin-Halensee 29.

Arterien-Verkalkung! (Blutandrang, Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerden) Kostenlos erhalten Sie: Prospekte hierüber mit Vorwort von Dr. med. Weiss durch: **Allgemeine Chemische Gesellschaft Cöln a. Rh. 44, Herwarthstr. 17.**

Geld ist eine Macht,

aber eine noch größere Macht

bedeutet der beherrschende zauberische Bann, den manche Menschen ausüben, denn mit seiner Hilfe erreicht man auf dieser Welt Alles! Dieser persönlichen Zaubermacht öffnen sich alle und selbst die sprödesten Herzen. Wo sie ausgeübt wird, gibt es kein Mißlingen. Sie ist gleichsam der Schlüssel zu den größten und staunenswertesten Erfolgen und bringt selbst die kühnsten Wünsche in Erfüllung! Eine machtvoll bezaubernde Persönlichkeit kann sich die Verhältnisse schaffen, gewissermaßen erzwingen, die ihr angenehm sind. Sie wird überall beeinflussend und gebietend zur Geltung kommen, wird selbst stolzen und unnahbaren Menschen imponieren und Hochachtung abringen, wird selbst den härtesten Willen brechen. Einer machtvollen Persönlichkeit beugt sich eben alles! Wahrlich, es ist **das größte Glück** für einen Menschen, wenn er die Fähigkeit besitzt, den alles beherrschenden Zauber der Persönlichkeit zur Anwendung zu bringen. Dies nicht nur für Männer, die vorwärts streben, sich Bahn brechen, zu Ehre und Ansehen gelangen, Großes erreichen und Geld und Gut erwerben wollen, sondern auch für Mädchen und Frauen, denn sie haben doch ebenfalls ihre oft stolzen Pläne und Hoffnungen für einen glücklichen Ausbau ihres Lebens! Alle, alle, die sich jetzt vergebens nach den schönen Gütern des Lebens abmühen und verzehren, könnten das oft unerreichbar scheinende Ziel ihrer Wünsche wie im kühnen Fluge erreichen, wenn ihnen das geheimnisvolle überwältigende Machtmittel des persönlichen Zaubers zur Verfügung stehen würde! Wollen Sie sich dieses bezwingende Machtmittel aneignen und damit ein **Bevorzugter des Glückes** werden? Folgen Sie dem praktischen Wege eines Erfolgreichen! Bestellen Sie heute noch das Buch „Die Macht der Persönlichkeit". Wer dieses Werk besitzt, wird sich aus allen unfreien, beengenden und niederdrückenden Verhältnissen befreien und sein ganzes Leben von Grund aus glücklich umgestalten können. Ungeahnte persönliche Kräfte entstehen und drängen zur Entfaltung. Das ganze Wesen steht im Zeichen sieghafter Lebenskraft, sicheren Könnens, großen Selbstbewußtseins, geistiger Ueberlegenheit, zielbewußter, unbeugsamer Energie und Entschlossenheit! Viele Anerkennungen bezeugen den Wert des Buches. So und ähnlich schreiben die Leser: „Der Inhalt ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Endlich habe ich das, wonach ich mich lange gesehnt habe und spüre wieder Lebensluft und Tatkraft in mir." — „Ich habe jetzt alles so schön im Gange, daß ich Ihr Buch nicht um viel Geld entbehren möchte." — „Das Werk ist gerade für mich der beste Wegweiser." — Das Buch kostet portofrei M. 3.20, bestellen Sie heute noch bei



Garantie! Rücknahme bei Unzufriedenheit!

Rudolphs Verlag, Dresden-P. 373.

Schlaflosigkeit, nervöse Störungen u. Erregungszustände, Magen- u. Herzbeschwerden. **Reichel's „Baldrament"** (reiner Pflanzenauszug), ein ungemein beruhigendes, heilsam wirkendes Spezifikum, die natürlichste Medizin f. d. Nerven. M. 2,50. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4.

Juckenden Hautausschlag bes. in der Bettwärme zu lästigem Kratzen reizend (rote Punkte, kl. wäßr. Bläschen, Krätze) heilt völlig **Apoth. Schanz' Hautausschlagsalbe.** 2 Töpfe (Preis 6,00 M.) unbedingt erforderlich. Nachnahmeversand nur durch **Apoth. Schanz, Einsiedel bei Chemnitz (Sa.)** Bei Feldbestellungen Voreinsend. v. 6.20.

O u. X Beine



sofort kerzengerade bei Gebrauchv. **„Progresso"** ges. gesch. Das Neuste u. Vollkommenst. d. Jetztzt. Glänzende Dankschreib. Prospekte gratis. **Gust. Horn & Co.,** Magdeburg 8. 122 **Schönebecker Str. 99.**

Christbäumchen



mit Lichten u. reichem Behang, versandfertig im Karton, Stück 1.—, 1.50, 2.—, 3.—, 4.— M. Große illustr. Liste über neue Kriegs-Gesellschaftsspiele, Kanonen, Zauber- und Scherzartikel gratis und franko. **A. Maas, Berlin 42** Markgrafenstraße 84.

Briefmarken Auswahlen nach Fehllisten. Vorzugspreisliste gratis. Kohl-Handbuch, X. Aufl. 1915, 2 Bd. M. 16.50. **Paul Kohl** G. m. b. H. Chemnitz 33 W.

Krätze entsetzl. Bett-Hautjucken geheilt in 2 Tag. o. Berufsstör. 100000 f. bew. Monatl. üb. 100 Heilber. Vers. n. ausw. Personenz. ang. „Salus", Bochum 250, Kortumstr. 13.

Zur Ergänzung meiner Sammlung — kein Handel — suche von Privat oder aus Nachlaß schöne **Briefmarkensammlung** auch einzelne „Ganzsachen u. Briefstücke" zu kaufen. Eingeschriebene Ansichtssendung erwünscht. Sofortige Erledigung. Gefl. Angebote an **Dr. Eisert, München,** Theatinerstraße 45/1.



Gesichts-, Wangen- und Nasenröte sowie jeden Blutandrang nach dem Gesicht beseitigt sofort u. dauernd mein **„Edelblaß".** Kühlend u. beruhigend. Preis 2.25 M. exkl. Porto. **Paul Waser,** Berlin-Halensee 41, Bornstedter Straße 8.

Chr. Tauber Photo-Haus Wiesbaden W.



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 7 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Unentbehrlich für jeden kultivierten Menschen!

Gesichtsmassage und Handpflege. Wichtig zur Schönheitspflege für Damen und Herren. Preis M. 1.25 franko verschlossen. (Interess. illustr. Bücherkatalog gratis.) Bezug durch: **Neuzeitlicher Buchverlag,** Berlin-Schöneberg 63

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

„Jahrbuch 1916/17." (Norddeutscher Lloyd, Bremen.) 3. Teil. Berlin, Welt-Reise-Verlag.

Anna Croissant-Rust: „Winkelquartett". Berlin, Kronenverlag.

Paul Elsner: „Steen Steensen Blicher". Kobenhavn, Lehmann & Stage.

Dr. Eugen Jäger: „Krieg und Kriegsziele". Regensburg, Friedrich Pustet.

Dr. Albert von Ruville: „Die Herrin der Meere". Regensburg, Friedrich Pustet.

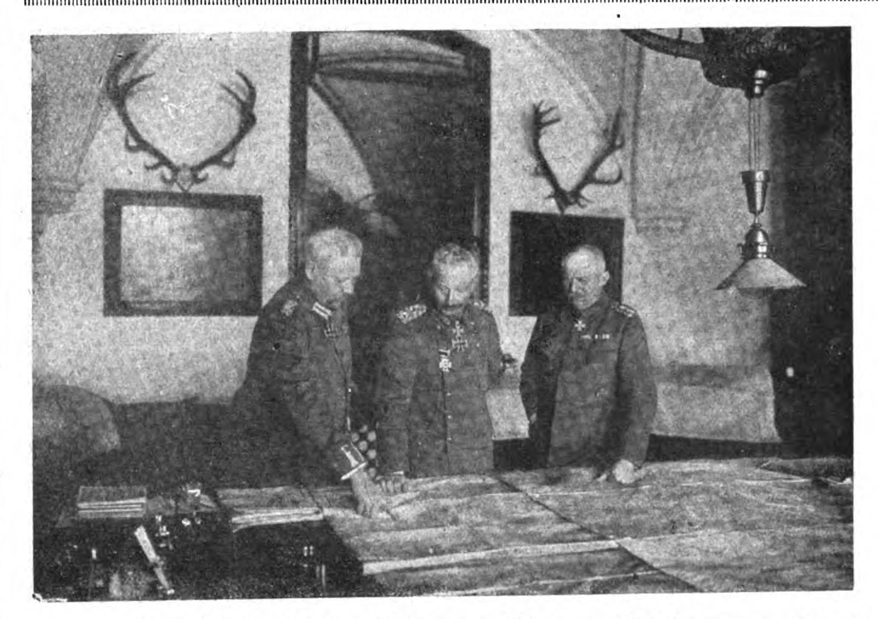
Dr. J. B. Loritz: „Unser Verbündeter Bulgarien". Regensburg, Friedrich Pustet.

Herbert Sehring: „Morgenrot". Dresden, Carl Reißner.

Ludwig Ganghofer: „Der Segen des Irrtums". Drei Einakter. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Ludwig Ganghofer: „Die letzten Dinge". Zwei Komödien. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Im Großen Hauptquartier im Januar 1917



Handpressen - Kupferdruck
in zwei Größen
Bild 32:46 cm, Papier 56:73 cm 6 Mark
handkoloriert 10 Mark, Porto u. Verpackung 50 Pfennig
Bild 19,5:28 cm, Papier 40:52 cm 3 Mark
handkoloriert 6 Mark, Porto u. Verpackung 45 Pfennig

Schnellpressen - Tiefdruck
Bild 32:46 cm, Papier 45:59 cm 2 Mark
handkoloriert 5 Mark, Porto u. Verpackung 40 Pfennig

Postkarte in Bromsilber
20 Pfennig, Porto für Drucksache 3 Pfennig

Postkarte in Tiefdruck
10 Pfennig, Porto für Drucksache 3 Pfennig

Das Bild ist als Kunstblatt in verschiedenen Ausführungen, einfarbig und farbig, sowie als Postkarte in Bromsilber und in Tiefdruck erschienen / Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung oder auch gegen Voreinsendung des Betrages bzw. unter Nachnahme direkt vom Verlag

August Scherl G. m. b. H., Abteilung Kunstverlag, Berlin SW 68



Wollen Sie
elegant u. billig gekleidet gehen?
Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3.
Risiko ausgeschlossen!
Diamand, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.

Bettnässen
Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **„Sanis Versand", München 112, Landwehrstr. 44.**

Ihnen das Altern
Runzeln, scharfe Züge, Krähenfüße, Stirnfalten verschwinden einzig nur nach biologisch. Verfahren durch Zuführung neuer, dem natürlichen Hautfett innig verwandter Fettsubstanz, des homogenen Lecithinhautnährstoffes „Creme Olana". Die welkende Haut u. erschlafften Gesichtsmuskeln werden wieder gekräftigt, glatt u. elastisch gemacht u. d. Altern der Gesichtszüge weiterhin wirksam verhindert. Erfolge über Erwarten. Dose 6.50 u. 3.50. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.

Entziehungskuren
(Morph., Coc., Alkoh.), Behandl. **nervöser Schlaflosigkeit.** Fremdenheim **Schmalz, Dresden-A.,** 25 Sidonienstraße. Nervenarzt Dr. Schlegel. Tel. 10 463.

Damenbart
und lästiger Haarwuchs kann **einzig** und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln** 24, Blumenthalstr. 9.

Unterricht

Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche", Berlin SW 68.

Stotterer erhalten eine vollk. natürl. Sprache in **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach,** nach dem wissenschaftlich anerkannten, **mehrfach** staatlich ausgezeichn. Heilverfahren. Prospekt frei d. d. Anstaltsleit.

WEIMAR Harthstr. 30
Prakt. Töchterbildungs-Institut
mit Lehrprogramm einer Frauenschule
gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt.
Ergänzung des Schulunterrichts i. Verbindung mit hauswirtschaftl., gewerbl. u. künstl. Ausbildg. Gediegene Erzieh. zu tüchtig. Persönlichkeit in fröhl. Gemeinschaftsleben. Großer Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor Dr. phil. Curt Weiß u. Frau.

LUGANO **Töchterpensionat — CUNIER —**
(Schweiz). Gutes Klima. Unterricht in Deutsch, Französisch, Jtalienisch, Englisch, Buchführung, Wissenschaften. Kunst. — Sport. — Deutsche Referenzen v. Eltern.

Stottern
jetzt radikal z. beseitig. Aber **wie?** Ausk. g. **Hausdörfer, Breslau,** Wilhelmsruh A. 53.

Von der Regierung genehmigte **Münchner Schauspiel-Schule, Otto König,** Kgl. B. Hofschauspieler, Ludwigstraße 17b. Zweigschule: Berlin W 50, Ansbacher Str. 52.

Buchführung lehrt am besten brieflich **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburgerstr. Verlangen Sie **gratis** Probebrief k.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prüfg. in Dr. Harangs Anst., Halle/S. 3

Militär-Vorbereitungsanstalt
Nur für Fähnrichprüfung.
Jede sachkundige Auskunft. 1917 bestanden 606, seit Kriegsbeginn 1656.
Berlin W 57, Bülowstr. 103. Dr. P. Ulich.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt
Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, **für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 5. August bestand. 4888 Zögl.,** u. a.: **3146 Fahnenj., 1916/17 u. a. 50 Abitur., 184 Einj. Bereitet zu all. Notprüfg., namentl. Beurl. od. Kriegsbeschädigte zur Reifeprüfung vor.**

Ingenieurschule zu Mannheim
Städtisch subventionierte höhere technische Lehranstalt
für
Maschinenbau, Elektrotechnik, Gießerei und Hüttenkunde.
Programme kostenlos.

Fort mit dem
Beinverkürzung unsichtbar, Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden
Extension G.m.b.H., Frankfurt a. M., Eschersheim Nr. 234.

Wer photographiert
sende seine Negative zum Kopieren pp. nur an unsere **elektr.** Photowerkstätte. Allerbeste, sauberste Arbeit, billigste Preise, schnellste Lieferung.
Hochinteressante Photo - Karten nach von uns erworbenen Original-Aufnahmen; 60 Stück Mark 5.— franko. Wiederverkäufer Extra-Preise.
M. Becker & Co., Jlmenau.

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. **Adressenverlag Joh. H. Schultz. Cöln 49**

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau. Hp. 181.**

Nebenerwerb durch schriftliche Heimarbeit. Off. an **Franz Rehfeld, Bützow 3** (Schw.).

Vertreter für Militärköhlersohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. **Köhlersohlenfabrik, Neu-Jsenburg H.**

Leichter Nebenverdienst!
Ansichtspostkarten.
100 Stück schwarze Karten M. **2.40,** 100 bunt, Chromo M. 3.30, Tiefdruck M. **4.20.** 100 Liebes-Serienkarten, bunt M. **3.60.** Auch Blumen, Landschaften, Frauenschönheiten billig. 300 St. alle Sorten gemischt M. **8.70,** keine Gratismuster! Prosp. u. 8 Must. **30** Pf. Leinenbriefmapp. 10 St. **3.50,** Kartenbriefe 100 St. **2.40,** einf. Briefmappen 50 St. M. **5.60.** **Kunstverlag Heros, Berlin, Sellerstr. 3.**

Reiseführer für Herbst und Winter

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Bad Polzin (Moorbad in Pommern). **Kaiserbad Sanatorium**, physikalisch-diätetische Heilanstalt. **Sanitätsrat Dr. Hölzl.**

Brandenburg.

Buckow Kr. Lebus (Märk. Schweiz). **Sanatorium und Erholungsheim Waldfrieden.** Vorzügliche Verpfleg. Gelegenheit zu phys. diät. Kur. u. ärztl. Leitg. Dtsch. Offiz.-Ver. 1916. Tel. Nr. 55.

Eberswalde **Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf"** f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholbed.

Falkenhagen Seegefeld - A. bei Berlin. Sanatorium **8—11 M.** **San.-Rat Dr. Straßmann.** (Einzelzimmer 9—11 M.)

Westdeutschland.

Bad Neuenahr **Heilanstalten für Zuckerkranke.** Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d. **Dr. Külz.**

Godesberg a. Rhein. **Kurfürstenbad „Godesberg".** Für Nervöse u. Erholungsbed. San.-Rat Dr. Stähly. Direktor Butin.

Teutoburger Wald.

Bad Lippspringe unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden
Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünst. Prosp. d. d. **Brunnen-Administration.** (Man beachte die Adresse.)

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen **„Der Quellenhof", bish. „Hotel Quisisana".** Vornehmst. Haus im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. **M. Möbus.**

Sachsen.

Bad Elster **Sanatorium.** Geh. S.-Rat Köhler. Vorn. Einr., Moor-, Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren. Eig. Gutsbesitz.

Bad Reiboldsgrün i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. **Hofrat Dr. Wolff.**

Chemnitz **Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung,** vollkommenste Einrichtung f. physikal. diätet. Behandl. Leicht- u. Schwer-Kranker. Zandersaal. Emser-Inhalator. Groß. alt. Park, freie Höhenlage. Modernst. Komf. Für Kriegsteiln. Ermäß. Prosp. **Dr. Loebell.**

Dresden Hotel Bellevue **Weltbekannt u. vornehm.** Unvergl. herrl. Lage a. d. Elbe, gegenüb. d. Kgl. Schloß u. Opernhaus. Zeitgemäß erneuert. Gr. Garten u. Terrasse.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prosp. frei. **San.-Rat Dr. Römer.**

Leipzig Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. Ausgang links.

Radebeul **bei Dresden.** Bilzsanatorium Gute Heilerf. Prospekt frei.

Tharandt **Sanatorium f. Nerv., innere, Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige.** San.-Rat **Dr. Haupt, Dr. H. Haupt.**

Zöbisch Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. **Bad Reiboldsgrün i. V.**

Harz.

Hahnenklee **Sanatorium Hahnenklee,** Oberharz. 600 m. Prosp. **San.-Rat Klaus,** Nervenarzt u. Arzt f. in. Krkheit.

Sülzhayn (Süd-Harz). **Heilanstalt f. Leichtlungenkranke, Sanatorium „Hohentanneck".** Somm. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne geschützte Lage, sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. frei.

Thüringen.

Sommerstein **Waldsanatorium** bei Saalfeld, Thür. Regenerations- u. Schrothkuren. **Schrift Ha frei.**

Tannenfeld **Kurhaus** für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz, S.-Alt. Prosp. durch **Dr. Tecklenburg.**

Tannenhof **in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.**

Süddeutschland.

Bad-Nauheim **Eleonoren-Hospiz,** Benekestr. 6-8. Familienh. I. R. i. best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. **A. Hanke,** Direktor.

Wiesbaden **Hotel Adler Badhaus** mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Lift. Zentralheizung. Anerkannt gute Küche. Offiz.-Ver. Man verl. Preisblatt.

Badischer und Württembergischer Schwarzwald

St. Blasien **Pension Waldeck f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.**

Bayern

Garmisch **Rosen-Eck,** Kurh. f. Erholgsbed. u. Nerv., kstl. u. nat. Höhensonnentherap.

Partenkirchen **Dr. Wigger's Kurheim.** Klin. geleit. Sanator. **für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erhol.-Bedürft. Gute zeitgemäße Verpflegung. 3 Aerzte. Auskunftsbuch.** Schönster Herbstaufenthalt.

Schweiz.

Arosa **Hotel u. Kurhaus Valsana. I. Rg.,** vorzügl. Lage. Jahresbetrieb. Komf. Pens. v. Fr. 10,— an. Prosp. Bes. **Jösler.**

Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsch. Haus. Pension v. Fr. 8,50 an. Tennis.

Davos- **Dorf, Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestibül,** Terrasse. **Bes. M. Neubauer.** Leit. Arzt **Dr. E. Nienhaus.**

Davos-Dorf Bergsanatorium. Haupts. Deutsche. Leit. Arzt Dr. Th. Janssen.

Davos-Platz **Waldsanatorium.** Leitend. Arzt: **Geh. San.-Rat Prof. Dr. Jessen.** Näheres d. Prosp. Deutsche Leitung.

Zürich **Grand Hotel Eden au Lac.** I. Ranges, modern. Familien-Hotel. Mäß. Preise. Pens.-Arrangements. **Ed. Kleber.**

Dolder-Zürich **Waldhaus Dolder.** I. klass. Familien-Pens. u. Hotel. Prächt. erhöhte Lage. Blick a. See. Ruhe.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bienick, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 44. Berlin, den 3. November 1917. 19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 44.



Die sieben Tage der Woche.

23. Oktober.

Die Artillerieschlacht nordöstlich von Soissons setzt mit voller Wucht wieder ein. Der Munitionseinsatz aller Kaliber erreicht am Abend im Kampfgebiet zwischen dem Ailette-Grunde und Braye eine gewaltige Höhe. Bei Eintritt der Dunkelheit ließ das feindliche Feuer nach, um dann von Mitternacht an sich zu anhaltender Trommelwirkung zu steigern. Bei Hellwerden beginnt mit starken französischen Angriffen die Infanterieschlacht.

24. Oktober.

Die südlich des Oise—Aisne-Kanals sich entwickelnden Kämpfe führen zu schwerem, wechselvollem Ringen zwischen der Ailette und den Höhen von Ostel. Der gegen unsere durch sechstägiges heftiges Feuer zerstörten Linien anstürmende Feind fand starken Widerstand und kam wegen schwerer Verluste nicht vorwärts. Erst einem späteren, nach neuer Feuervorbereitung geführten und durch zahlreiche Panzerwagen unterstützten Stoß frischer französischer Kräfte von Westen her auf Allemant, von Süden auf Chavignon gelang es, in unsere Stellungen einzubrechen und bis zu diesen Dörfern vorzudringen. Dadurch werden die dazwischenliegenden Stellungen unhaltbar. Bei der Zurücknahme der Truppen aus den in der Front zähe gehaltenen Linien mußten auch vorgezogene Batterien gesprengt und dem Feinde überlassen werden. Die Franzosen drängten scharf nach, doch wird durch das Eingreifen unserer Reserven der feindliche Stoß südlich von Pinon, bei Vaudesson und dem hartumkämpften Chavignon aufgefangen.

Die Gefechtstätigkeit in Tirol, Kärnten und am Isonzo ist merklich aufgelebt. Deutsche Artillerie hat in den Feuerkampf eingegriffen, deutsche und österreichisch-ungarische Infanterie hat heute morgen bei Flitsch, Tolmein und im Nordteil der Hochfläche Bainsizza die vordersten italienischen Stellungen genommen.

25. Oktober.

In mehr als 30 Kilometer Breite nach kurzer, starker Feuerwirkung zum Sturm antretend, durchbrechen oft bewährte Divisionen die italienische Isonzo-Front in den Becken von Flitsch und Tolmein. Die Täler sperrenden starken Stellungen des Feindes werden im ersten Stoß überrannt; trotz zäher Gegenwehr erklimmen unsere Truppen die steilen Berghänge und stürmen die feindlichen Stützpunkte, welche die Höhen krönten. Bis zum Abend sind mehr als 10000 Gefangene, dabei Divisions- und Brigadestäbe, und reiche Beute an Geschützen und Kriegsmaterial gemeldet.

26. Oktober.

Nach starker Feuervorbereitung stoßen die Franzosen von den Nordhängen des Chemin-des-Dames in den Ailettewald vor. Ihr Angriff trifft gegen die in der vorhergehenden Nacht an den Südrand des Waldes von Pinon herangezogenen Vortruppen, die nach kurzem Kampf auf das Norduſer des Oise—Aisne-Kanals zurückgenommen werden. Es gelingt dabei nicht, das vor den letzten Kampftagen in dem zerschossenen Walde von Pinon eingebaute Geschützmaterial völlig zu bergen. An den übrigen Stellen des Kampffeldes werden nach erfolgreicher Abwehr des feindlichen Stoßes unsere Linien plangemäß hinter den Kanal bei und südöstlich von Chavignon zurückverlegt. Mehrfach versucht der Gegner später die Kanalniederung zu überschreiten; er wird von unseren Kampftruppen überall zurückgeworfen.

In Ausnutzung des Durchbruchserfolges bei Flitsch und Tolmein sind unsere Divisionen über Karfreit und Ronzina hinaus im Vordringen. Die Truppen des Nordflügels der 2. italienischen Armee sind, soweit sie nicht in Gefangenschaft gerieten, geworfen und im Weichen. Unter unserm Druck beginnen die Italiener auch die Hochfläche von Bainsizza-Heiligengeist zu räumen. Wir kämpfen vielfach bereits auf italienischem Boden. Die Gefangenenzahl ist auf über 30000 Mann, dabei 700 Offiziere, die Beute auf mehr als 300 Geschütze, darunter viele schwere, gestiegen.

27. Oktober.

Die 2. italienische Armee ist geschlagen. Die italienische Isonzo-Front wankt bis zur Wippach; auf der Karst-Hochfläche hält der Gegner.

28. Oktober.

Italienische Kräfte, die unseren Divisionen den Austritt aus dem Gebirge zu verwehren suchen, werden in kraftvollem Stoß zurückgeworfen. Deutsche Truppen dringen in das brennende Cividale, die erste Stadt in der Ebene, ein. Görz, die in den Isonzo-Schlachten vielumkämpfte Stadt, ist von österreichisch-ungarischen Divisionen genommen worden!

Die Zahl der Gefangenen ist auf mehr als 100000 gestiegen, die Zahl der Geschütze hat sich auf mehr als 700 erhöht.

Das Welsche.

Von F. C. von Kuczynska.

I.

Stahlblau der Himmel, der Schnee, das Glanzziegeldach der Pfarrkirche im kalten, feuchten Schimmer des Mondes. Hoch ragt der gotische Turm, schlank mit kunstvoll durchbrochenem Helm empor. Der Mond, weißblau und frierend, hat das gepuderte Gesicht eines Pierrots, das sich zum Weinen verzieht. In der Mauernische eines müden, alten Hauses ein Brunnen im pompejanischen Stil. Eiszapfen hängen an ihm wie weiße Ziegenbärte. Sein Wasser rieselt durch die Stille der Nacht wie ein girrender Vogelruf. Er speit es in einen breiten Steintrog aus halbzertrümmerter Satyrfratze, die mit erloschenen Augen und breitem, gutmütigem Lachen wohl von Egeriens Quellennymphen träumt. . . Dicht aneinandergedrängt die altertümlichen, schmalen Häuser der Altstadt, schlafenden Hennen gleich, behaglich und gemütvoll. Wie Riesentonnen lagern die Laubengänge und Torwölbungen der Häuser da mit großen schwarzen Mäulern, in die sich die Nacht mit ihren Pantherklauen krallt. Schritte verhallen geheimnisvoll auf dem Steinpflaster der Lauben — rhythmisch — die ehernen Schritte

unserer Krieger. Prächtige, energische Gestalten. Sie sind heute erst hergekommen und gehen morgen wieder in die Stellungen. Aus furchtbarem Kriegstaumel erwacht, sehen sie wie erstaunt ins Leben, und etwas Wildes ist noch in ihnen. Hin und wieder öffnet sich scheu und schwer ein Haustor, wenn mit dem bronzenen Ring wie in Urväterzeit daran gepocht wird. Schatten gleiten hinein in feldgrauer Montur, schlüpfen im Halbdunkel durch mittelalterliche Höfe über die kühlhauchenden Tennen, enggewundene Treppenstufen hinan.. Und da hält auch schon ein brauner Frauenarm den Nacken des Mannes umschlungen, ein Joch, unter das sich willig die störrische starke Soldatenseele beugt. Es zittert durch die Nacht eine Sehnsucht wie der Duft von Tausenden von Lindenblüten. Noch einmal in einem letzten Lebensrausche verschwimmt das Heute, in einem heiteren Taumel von Schönheit und Liebe. Das Morgen treibt vielleicht schon auf schiffbrüchigem Brett dahin über schwankenden Wellengrund, in einer Zeit, in der nichts mehr sicher steht.

Bozen! Ein Städtebild aus dem 15. Jahrhundert! Liebliche, rundliche, efeuverwachsene Erker mit glitzernden Scheiben, wie große Dorflaternen unter weit vorspringenden Giebeldächern ausgesteckt! Lange, an der Außenwand der Häuser aufsteigende Kaminschläuche und schmale, schlingpflanzenumwucherte Türeingänge, eisenbeschlagen, mit schön verzierten Gewänden nach der Sitte des italischen Südens. Kleine Gassen laufen in irrsinnigen Krümmungen wirr und kraus bald hinauf zu den Bergen, bald schleichen sie über Ritschen wie Diebe hinter den Häusern her zu Hoftreppen und Brükkenstegen, bohren sich lichtscheu zwischen ihnen hindurch an Mauern, Buschwerk und Gärten vorbei zu Wiesenhängen, die von Sonnenlicht glänzen. Auf freiem, hellem Platze ragt der zedernschlanke hohe Säulenschaft des Marktbrunnens empor mit dem kühn sich gebärdenden Ritter an der Spitze. Ein rundes Marmorbecken, in seinen Füllungen schön gemeißelte deutsche Sagenbilder, fängt das aus vielen Röhren strömende Wasser auf. Schon manch ein Gretchen, das trippelnden Schrittes im Sonntagstaat beim Kirchgang über das holprige Pflaster der Stadt, „Katzenkopf" nach italienischem Vorbild benannt, hier vorüberkam, läßt sich plaudernd und kichernd auf dem Rande des Brunnenbeckens nieder und blickt träumend in die Flut. Hin und wieder abseits von engbrüstigen hökrigen Bürgerhäusern ein Patrizierhaus. Wappengeschmücktes Portal, hoher freier Giebel, idyllischer Hof, Hermen unter dunklem Lorbeer, nußholzgetäfelte Trinkstube, die einmal alle Jahr zur Zeit der Pfingsten die alten Burgritter beim „Meistertrunk" vereinigte. — —

Im kleinen Erker einer Weinstube hinter Butzenscheiben flackert noch ein Licht; wie ein grünes Katzenauge blinzt es, als lauere es vor einem Mausloch. Hier wohnt des Gastwirts Tochter, die Regina Belmonte, die welsche Regina! Regina del Monte, „Königin der Berge", nennen sie die Leute, die Sirene Südtirols! Tagsüber schenkt sie im „Torgglhaus" süßen, feurigen, weißen Terlaner aus, der uns wie Aetnawein durch die Adern rinnt. Alles tut sie mit dem Anstand einer Königin. — Am Abend nimmt sie dann den schweren Kopf der ganz Jungen, der Unsrigen, die lehmbespritzt oder schneebestäubt, heiß in der Seele vom großen Erleben, von der Front kommen, in ihre Hände. Dem einen, dem blonden Germanen, strahlen noch die Augen vor lauter Kampfbegier. Sie aber streicht ihm das Haar glatt. „Was willst du?" fragt er unsicher. „Es ist doch Krieg." Ihre blendenden Raubtierzähne, ihre stahlharten Augen blitzen ihn an. — Das Torgglhaus hat seinen Namen vom welschen „Törkel" (torcola), die Kelter!" „Törkeln"... den neuen Wein bei den Bauern „versuchen" und dann heimwärts schweren Ganges taumeln, torkeln. Überall mit Katzenschritten schleicht es uns nach, das Welsche, bis in die feinsten Aderschläge des Lebens! Aber der Adler von Tirol mit ausgespannten Flügeln, feuerrot wie blutgetränkt, spreizt sich herausfordernd auf den bunten Glasfenstern der Schenkstube! „Ich bin es! Ich! Was schert mich das Welsche!" „Adler von Tirol, warum bist du so rot?" „Ei nun, das macht, ich koste von Etschlands Rebenmoste, darum bin ich so rot!" — —

Wer einmal die Weine an der Etsch und an dem Eisack, die von Virgil Besungenen, die Lieblinge des Kaisers Augustus, den Isera, den rubinroten Traminer, den lieblichen Muskat und feurigen Vino Santo gekostet, wer einmal die Reuetränen des Magdalener*) geweint hat in hellen Mondnächten beim südlichen Gitarrenklang, wer den Duft einsog der Magnolien im Lenz und das Blühen der Bozner Täler gesehen, der wandelt umher wie ein Verzauberter! — —

Plötzlich aber bohrt sich ein Blick in den deinen: stechend, schwarz, aus italischen Augen. Den Piratenmantel um die Schultern geworfen, den schrägen Kalabreser tief in die Stirn des Banditengesichtes gedrückt und uns unterwürfig grüßend: der Welsche! Wir müssen an das Bild denken, das irgendwo in einem Tiroler Bauernhaus beim großen Kachelofen hängt, roh gemalt, im Grödner-Rahmen, unter der Großväteruhr, die in jeder zwölften Stunde das kleine Holzfigurenpaar, den „Bua und sein Deandl", zum Tanze herausläßt mit einem Juchzer. Es stellt eine rußige Schmiede dar: Die schwelende Flamme, der breit mit trotzigen Armen im Lederschurz heraustretende Schmied, wie er den Hammer schwingt und dem Mann im breitrandigen Hut und weiten Mantel — dem welschen Unterhändler — nachschaut der sich im Dämmern längs den Häusern hindrückt.... „Welscher, hüte dich!" Wie ein Donner tost die Stimme des Schmieds über das schleichende Gespenst dahin: „Hüte dich!"

Das ist die deutliche Stimme unseres Volkes, der volle, reine Glockenklang unserer Heimatlaute, das ist die Stimme des Herzens der Getreuen, die unser Land bewachen, und die der schleichenden Schlange den Kopf zertreten. Das ist der Geisterruf eines Andreas Hofer, eines Pater Haspinger und aller derer, die für den deutschen Boden, die deutsche Sprache und für die österreichische Heimat im Krieg ihr Blut vergossen haben . . .

Monatelang können wir in einer Stadt gewandert sein, ohne sie zu kennen. So haben wir ein Menschenantlitz auch oft betrachtet, ohne es zu sehen. Eines Tags aber sehen wir es, und seine Seele offenbart sich uns. Da mag es denn wohl geschehen, daß uns mit einem Mal ein Grauen, leises Grauen befällt, und wiederum, daß wir plötzlich von einer heißen Liebe erfaßt sind. Warum? Wir wissen es selber nicht! Bozens deutschwelsches Gesicht und Südtirols deutschwelsche Seele offenbaren sich erst dann, wenn wir seinen Zaubern bereits erlegen sind!... Das alte „Bauzanum", von den Welschen „Bolzano" getauft, die bedeutendste Handelsstadt Tirols, hat Zeiten erlebt, in denen sein „deutscher Charakter ernstlich gefährdet" war. So, als Napoleon, der mit der Rücksichtslosigkeit seines Gewaltmenschentums Teilungen, Trennungen und Neuformationen auf der ganzen Welt vornahm, auch in Südtirol

*) Ein Wein, der am Magdalenenhügel bei Bozen wächst.

die neuen Grenzen festgesetzt hatte, „die Welsch- von Deutschtirol scheiden sollten". Bozen, das vermöge seiner Lage jahrhundertelang den Vermittler zwischen der schimmernden italienischen Lorelei und dem nordischen Siegfried: Deutschland, gespielt hat, war schon im Mittelalter zu einem Brennpunkt der Interessen beider Länder geworden. Alljährliche große Messen, zu welchen Kaufleute aus beiden Lagern strömten, hatten seinen Handelsverkehr und dadurch den Wohlstand seiner Bürger bedeutend gefördert. Wenn seine alten Feinde: Wasser, Feuer und Kriege, von denen letztere sich häufig in seiner unmittelbaren Umgebung abspielten, nicht immer wieder seine Ruhe gestört hätten, so würde es nur gute Zeiten erlebt haben. An Bozens glücklichem Geschick sind die Gegensätze schuld, die seinen Charakter bestimmen. Von nordisch rauhen Winden geschützt, von des Sommers Vulkanglut erwärmt und von Rosen umsponnen, im Lenz vom südlichen Duft der Robinien durchhaucht, wird es zugleich von nordisch strengen Bergen umklammert, den Dolomiten einerseits — dem feingliedrigen Latemar, dem zackigen, riffigen Rosengarten, dem Schlern, woher der scharfe Ostwind weht, der dennoch das schöne Wetter bringt — anderseits von den Nonsberger Alpen und dem Mendelgebirge, dessen glatter „Porphyrrücken" sich wie eine mächtige breite Steinbank über dem Tal erhebt. Kristallener Schnee, eisige Firne, Lärchen und Föhren auf der Höhe! Im Tal aber, im dichten Sommerlaub die gelbflammende Zitrone, der schwefelgelbe Mais. Ein Paradies das weite weinreiche Etschtal, der alte Gau des früheren Rätiens und der „Bozener Boden" mit seinen duftenden, leuchtenden Obstgärten und Welschkornfeldern, den Turbanen seiner gestreiften Kürbisköpfe, der mittelalterlichen Romantik seiner deutschen Ritterburgen, seinen friedlichen Ansitzen und den bequemen, wohllüstigen Landhäusern mit dem Wasserplätschern und Quellgeriesel in der einschläfernden Sommerglut, überall zwischen Weinberg und Wiesengrund. Eine Circe lauert hier in „meergrüner Sommerpracht". Südlich lacht das Leben, der Himmel, lachen die Weinberge, der Jasmin und die Mädchen! Fast andalusisch! Eine andere Heiterkeit blüht hier, eine andere Erotik als im kälteren Norden! Andalusisch die großen Korallen im Ohr der schlanken Schönen, die mit ihren braunschillernden Augen, dem zweideutigen Lächeln und dem schlenkernden „alla Zuecca-Gang" Zuloagas Straßenbildern und ihrer ausschweifenden Grazie zu entstammen scheinen. Andalusisch die steinerne Heilige unter dem Mispelbaum vor der Kirche: Wie sie lächelt! Und die heilige Agathe gar — drüben bei der Stickerin Barchetta über dem Brückensteg — die mit grellroten Wangen und saphirblauen Augen in reinlicher Maschinenstickerei als Altardecke im Glaskasten zum Verkauf aushängt! Diese Heiligen! Ueberall stehen sie als Statuen, als Bilder, in Häusernischen, an Kirchenmauern, an Brückenstegen und auf Bergpfaden! Heiter in ihrer Umrahmung grünen Laubschmucks im Sommer und mit frischen Blumenkränzen auf dem selig geneigten Haupt der Gottesmutter, die oft viel eher einer glücklichen irdischen Braut gleicht — — —

Bei des Winters Uebergang in den Lenz, bei der Schneeschmelze, werden Eisack und Talfer rasend. Ueberschäumend wie wilde Jungen stürzen sie sich, wenn sie ausgetollt haben, in die ruhigen Arme der Etsch. Schon sind die ersten Kamelienknospen hervorgekommen, aber noch liegt der Schnee wie eine leichte Schicht Oberschaum in tiefen Bergmulden. Mitten hinein strahlen smaragdgrüne Rasenflecke wie feines Schmelzglas. Junge Triebe an Birn- und Apfelbäumen. Ueberall zwischen Gestein und altem Gemäuer der Pfirsich und die frühblühende Mandel mit rosiger Wange. Auch die Roßkastanie hat schon ihre feisten, braunen Knospen herausgesteckt, die wie gebrannter Zucker glänzen. Vor den Schutzhäusern für frierende Vögel, die auf Stangen und an Hausgiebeln wie Starbrutkasten hängen, sind Brotkrumen gestreut. Zwischen den Gutshöfen im Talkessel hin und wieder eine uralte Ulme . . . eine fromme Linde . . . und ein mächtig blättriger japanischer Kaiserbaum, der seine vorjährigen Samenkapseln wie Kugeln eines Rosenkranzes umherstreut. Bis zum „gescheibten" Turm, dem alten Bollwerk aus Ritterzeiten, dem Burghaus eines Freibauern, klomm der duftende Feigenbaum empor und die edle Sykomore. Klöster, Kirchen, Burgen, wie erneut im Lenz, sonnbeglänzt auf dem strahlenden Hintergrund der Berge, in deren Armen das Tal wie eine schöne Schale ruht. Wachtürme und Türmchen, Spitzgiebel und Giebelchen, Balkone und Erker in hellen starken Umrissen wie Freilichtbilder. Am Hügelrand, von Zypressen umstanden, Landhäuser im italienischen Villenstil, maisgelb getüncht und rosa gefärbt. Die breiten Fassaden, die vielen gekuppelten Säulen und Bogenfenster, das flach vorspringende Dachgesimse, unterhalb auf den Mauerhälsen mit Fresken und Skulpturen bedeckt, die schmal vortretenden Balkone versetzen uns im Geist in die kunstblühende Toskana, in das alte Tuskien. Kapuzinermönche, die zur Landschaft stimmen, in braunen Kutten und mit Sandalen an schwieligen Füßen, wandern vorüber. Blauschwarz gegen den Himmel ragt der Pinien malerische Gruppe. Nur ein kleiner, mürrischer Fleck im Tal, am Ufer der Talfer, zeichnet sich düster auf der Farbenpalette ab: die russischen Gefangenen im staubgrauen Gewand, die ausgeführt werden, und unsere Feldgrauen, die exerzierende Mannschaft . . . . In seinem Garten ist ein alter Bauer beim Salatpflanzen beschäftigt. Über das aufgelockerte Ackerfeld und die ersten Violen hat er große Matten aus Palmstroh gebreitet, wie sie auf römischen Kirchentreppen bei Festtagen ruhn. Ein anderer lüftet sein Heu im großen, offenen Heuschober. Auf holpriger Karrenstraße schreiten behäbig, die Wagen hochgepackt mit schweren Kornsäcken, Ochsen zur Mühle. Friedlich rauscht das Wasser und wälzt sich über das große Mühlrad. Eine Dorfidylle . . . Abseits am Weg ein Brunnen, wo die Ochsen zur Tränke gehen. Ihre dunklen Köpfe berühren fast die feingemeißelte, wunderschöne Rosette, die wie eine sich öffnende, riesige Christusrose auch diese einfache Brunnenwand ziert. Überall die alte, welsche Kultur, bei jedem Schritt, bei jedem Motiv, die uns mit Sirenenarmen umfängt! Am holzgedeckten Brückensteg, unter dem hinweg, kaum durch ein Wehr gebändigt, das Wasser zu Tal schießt, wächst Buschwerk kraus durcheinander, Haselnuß, Brombeer, Juniperus — und im Wiesengrund stehen kleine Primeln mit ihren rosaroten, neumodischen Frühjahrshüten auf dem Kopf. Hier sitzen in einer echt italienischen „Pergola", der Weinlaube einer Schenke, Bauern in Tiroler Tracht: hellgrüne Borten auf schwarzem Wams, Silberknöpfe auf der Weste. Jeder Berg, jeder Bezirk hat sein besonderes Nationalkostüm, daher diese Farbenpracht und Mannigfaltigkeit! . . . Weit hinaus schweift der Blick von der Pergola ins Ferne! Zu den Ansitzen Sankt Anton mit Burg Rendelstein, zu den Schlössern Reifenstein und Gröbenstein und zum sagenumsponnenen, märchenschönen Runkelstein mit seinem Tristan- und

Isoldegemach, durch das es wie süßer Minnesang zieht. . . . . Breitstapfig kommen wie flämische Zuchthengste, wuchtig, mit mächtiger Mähne, das Strohbündel im Schweif zu einem Zopf verflochten, den Bergpfad zur Schenke Tiroler Bauernpferde herauf und werden in den Hof abgeführt. Vor der Mauertafel beim Christusbild und ewigen Licht lüftet der Fuhrknecht den Hut. „Herr Jesus, schütz uns vor Not und Fahr." Gleich daneben wird der heidnische Neptun mit dem Dreizack, auf Birkenholz gemalt, der welsche Gott, angerufen! . . . In der Laube erzählt das alte Mütterchen, die Tiroler Hofbäuerin, von ihrem sechsten Sohn, der im Felde steht. An die Front abgegangen vor ein paar Tagen. „Abgeliefert worden", sagt der Wirt. Ihr Mann, der Hofbauer, ist schon gefallen. Die Alte nagt an einem Stück harten Brotes mit ihren schlechten Zähnen, aber sie beißt es doch tapfer zusammen, wie sie es wohl auch mit ihrem Schicksal gemacht hat. Ein Bauer neben ihr, mit trotzharten Zügen, blickt in vollkommener Ruhe auf seine beiden Ochsen, die am Wege warten. Sein Sohn mit dem blonden, scheu errötendem Knabenantlitz lehnt bei der trächtigen Kuh, die schwerfällig und sonnbeglänzt die straffe Goldhaut mit dem Schweife schlägt. Schweigend haben uns die Leute zuerst empfangen. Immer begegnen wir der feindlichen Abwehr in Blick und Gebärde beim Deutschtiroler allem Unbekannten gegenüber! Erst müssen wir zu den Tieren, den Ochsen und den Kühen, reden. „Was macht die Braune? Hat sie auch genug Futter? Wird sie bald kalben?" Dann erst gewinnen wir ihr Vertrauen, und sie werden warm, die Unsrigen! . . . Mit einem lauten „Grüß Gott" hat sich ein Soldat, einer von den Kaiserjägern, zu uns gesellt. Seine Brust zieren die große „Silberne", die „Goldene" und das „Signum laudis", das sonst nur Offiziere erhalten. Nun wird es erst lebendig unter den Bauern: „Grüß Gott, grüß Gott". Und sie rücken auf ihren Bänken zusammen und machen dem Eintretenden Platz. Nicht lange dauert es, daß er, vom roten Kretzer heiß geworden, seine Erlebnisse aus Rußland erzählt. Er war bei der ersten Armee Auffenberg, bei der Einnahme von Lublin. Er kann eine Episode aus dem russischen Feldzug nicht vergessen. Es mußte zum Sturmangriff vorgegangen werden. Die Offiziere selbst gaben nur widerstrebend das Kommando, 4000 Mann wurden über Sumpfland gejagt. Sie gingen mit unglaublichem Heldenmut vor, denn sie wußten, daß nur die Hälfte hinüberkommen werde. Die andere Hälfte blieb im Moorgrund, in den Sümpfen stecken . . . tagelang. Der Kaiserjäger lag in einem Buschwerk verwundet. Aber heißer als seine Wunde brannten ihn die Jammerrufe der Unglücklichen, die da langsam von einem wilden Feind zu Tode gemartert wurden, der die Maschinengewehre aussetzen ließ, um Munition an den ohnehin Verlorenen zu sparen. Während des Feldzuges hatte auch sein Vater irgendwo an der Seite des jüngsten Bruders gekämpft. Als ihn der Sohn fallen sieht, springt er wieder hinein in die tosende Hölle der Maschinengewehre . . . sein Mantel wird von unzähligen Kugeln durchlöchert. Endlich hat er den Vater geborgen, da trifft ihn selbst eine tödlich! Ueber seinen Jüngsten gebeugt sitzt nun der alte Mann bis zum Morgengrauen, wo ihn die Sanitätsoldaten bei der Leiche halb ohnmächtig finden und davontragen . . . Ein anderer Bruder ist verschollen. Einer kam ihnen nach Hause, von Felssteinen zum Krüppel geschlagen. Keine Arme mehr! Stoisch haben ihn die beiden Tiroler Eltern erwartet, bei seinem Anblick verbeißen sie die Tränen, dann gehen sie hinaus in den Stall zu ihren lieben Tieren, und da setzen sie sich nieder und weinen . . . Während noch die Leute den Worten des Kaiserjägers lauschen, kommt ein großer Hahn vorbeistolziert. Seine gelben Augen im roten Fleisch blinzeln uns hämisch an: „Geh fort, Welscher du!" Wie eine Schlange schleudert der Ochsenbauer das Wort von sich. „Welscher!" Es ist der Feind, es ist der geheime, lauernde, tagtägliche Feind! — — — Der Kaiserjäger, obwohl er von seinem Lungenschuß noch nicht geheilt ist und recht oft mühsam keuchen muß, sagt nun, von einem Hustenanfall unterbrochen, mit fröhlicher Stimme: „Ja, d' Walisch'n! Hier ent'n im Kronk'nsessel halt's mi nimmer. Uebern Munat bin i wiedrum draußt. Da zoag'n m'r den letzten Pelz*), de si so gern ankrall'n taten an unsre Berg', was 's hoaßt, mit unser anem anbandl'n! Sell ischt klor!" Er zieht seine Börse, klopft der feschen Kellnermaid auf den drallen Arm und deutet lächelnd auf die Inschrift am Pfeiler: „Wer gleich bezahlt, vergißt es nicht, den sticht der Dorn der Rose nicht." Bedächtig zahlt er die einzelnen Geldstücke hin, das Germanenantlitz vom breiten, blonden Vollbart umrahmt, aus dem die ganze Redlichkeit seiner deutschen Heldenseele blitzt, und sieht sich noch einmal treuherzig im Kreise um. Wie ein liebes Echo, so etwa wie des Waldhorns Klang, hallt sein „Grüß Gott" in unserem Herzen nach. Wir sehen ihn noch mit der Mütze winken und in den Weinbergpfad einbiegen. Mächtig schreitet seine kraftvolle Gestalt dahin zwischen Mauerwerk und wildwucherndem Christdornbusch, durch huschende Rebengänge, die in endlosen Reihen zu fliehen scheinen. Schmunzelnd sehen ihm die altertümlichen Bauernhäuser nach — die mit Schindeln gedeckten oder die in roten Ziegeldachmützen — die aus grünem Taxusgebüsch lugen. „Einer von den Unsrigen," sprechen sie, „einer von Tirol, einer aus unserer Jugendzeit! In unseren Mauern sind sie, Vater, Kind und Kindeskind, aufgewachsen . . . Alle vom selben Schlag . . . lauter Helden!" . . In den Rebengängen binden die Mädchen des Weinstocks alte Zweige an den Laubenstangen auf und stecken sich frischen Bux ins Haar. Wie süß duftet die erste Knospenblüte des Buchses und des Feigenbaumes Holz in der warmen Aprilsonne! Weich und einschmeichelnd! Und wie die Mädchen in roter Bluse und weißem Kopftuch schäkern, wenn ein Mannsbild vorübergeht! „Brich mich!" spricht die Blüte. „Zu was wären wir sonst da?" Die welsche Rosetta hat einen Strohhalm durch ihre blendenden Zähne gezogen und zwitschert kaum hörbar ein Liedchen vom „Tradimento", singt: „Vado girando il mondo cercar il Traditor!" Dann wirft sie einen Stein auf des Nachbars Grund! Was tut's! Wenn nur ihr Weinberg rein bleibt! Nur für Eigenwohl, Eigenwirtschaft hat der Welsche Sinn! Dann verspeist sie einen „Türken"**) ohne Hast mit Grazie. Ihre Glieder sind sonnenwarm, ihr Herz pulst unter der offenen Jacke heftig und froh. Aber die Worte vom Tradimento! Wie Dolche blitzten sie in der Sonne auf: „Verrat!" — auch wir wissen davon ein Lied zu singen! Vom Süden kam er, war in welschen Köpfen ersonnen . . . Am Grün der Hecken flattert ein schwarzer Trauerschleier vorüber, bläht sich im Wind und verschwindet dann in der dunklen Toreinfahrt eines Hauses. „Gedenket der Toten!" Er weht eine leise Mahnung durch die blaue Luft, er weht sie herab von dem altmodischen Hut, den eine Mutter trägt, die gerade vom Friedhof heimkehrt . . . Am Weg beginnen schon die Zedern zu dunkeln . . . Weiß wie

*) Pelz oder Welscher.
**) Maisfrüchte: Welschkorn.

ein Greis, immer bleicher wird der Rosengarten am Abend — — als müsse er sterben! Oben kauert der tückische Welsche, der König Laurin, bezwungen von dem Recken Dietrich, der ihm den Fuß auf den Nacken setzt! So steht die deutsche Treue in „schimmernder Wehr“ durch die Jahrhunderte da in ungebrochener Kraft. Zertritt Nattern und lauerndes Nachtgezücht! Es leuchtet ihr Schild im Glanz der ewigen Gesetze der Wahrheit! Und in unserem Geiste taucht die Statuette des tapferen Gastwirtes an der Mahr auf, des Peter Mayr, der durch Henkershand fiel, weil er die Treue höher schätzte als das Leben — und der in seiner Art ein deutscher Recke Dietrich war, der einem König Laurin den Garaus machen wollte . . . .

Wenn die ersten, warmen Regenschauer im April vorüber sind, stehen die Magnolienbüsche im kleinen Klostergarten der deutschen Ordenskirche in inbrünstiger Verzückung und halten zaghaft die silbrigen Blütenknospen duftend wie Mädchenlippen geöffnet. Eingedrängt von Mauer und Gitter, prunklos, abseits vom Leben und Lärmen der Straße, in einem Winkel verborgen, hat die Kirche der Deutschen Ritter etwas Weltfernes, Menschenfremdes, etwas, das nichts gemein hat mit der großen Menge und ihren Sorgen. Schmaler, hoher Spitzbogenstil, im Innern eng, einer Kapelle gleich, schlicht, fast puritanisch. Ein Bethaus für solche, die keine Zeit haben, sich der Mystik des Gebetes hinzugeben, die wie Kämpfer mit wehenden Kreuzrittermänteln hereinkommen, sich auf ein Knie niederlassen und mit ihrem Herrgott wie mit einem Heerführer reden, der sie wider die Ungläubigen gesandt hat. Die Wände kahl, kein Schmuck, keine Bilder. Nur das schwarze Kreuz im weißen Feld; dann die Wappenschilder mit Inschriften der Komture der Ordensballei und unter sturmzerfetzten zerschossenen Fahnen — den Ruhmestrophäen der Deutschen Ritter und der Tiroler Helden — unscheinbare, weiße Stucktafeln. Wie welke, große, tote Blätter, schlaff und verblichen, hängen die Fahnen von der Mauer herab, wie von einem Riesenbaum herunter, dem alten, starken Stamm der Habsburger. Wenn die Abendsonne durch die hohen, buntgemalten Glasfenster scheint, erstrahlen sie, und die Jahreszahlen auf den kleinen Tafeln beginnen zu leuchten, nicht wie goldene Buchstaben, nein, wie helle, große Sonnen! 1809! 1810! Und weiter zurück 1703! Und immer die tapfere Abwehr! Und weiter zurück zu den Türkenkriegen, in denen sich ein österreichischer Erzherzog mit seinen Tiroler Mannen durch dreifach überlegenen Feind hindurchschlug . . . und weiter: ein Wappen mit Turban und Mohrenkopf und das schwarze Kreuz des deutschen Ritterordens, vom goldenen Jerusalemkreuz überschattet — Nachklänge aus dem Morgenland und von den Kreuzritterfahrten. Es zeigt uns, wie schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts des deutschen Ordens Ansehen, durch Rührigkeit und Tapferkeit groß geworden, in der Gewährung von allerlei Privilegien im Orient einen sichtbaren Ausdruck der Anerkennung gefunden hatte. Ein eigenes Gefühl des Stolzes und der Rührung durchzittert uns, wenn wir jener gedenken, die nicht Abenteuerlust, Ehr- und Gewinnsucht aus der deutschen Heimat in den heiligen Kampf trieb, sondern die Liebe zu ihrem Heiland und zur Marienblume, der „Mutter der vielschönen Minne“, der im „Dunkel Leuchterinne“, „der Rosenblüh“, der „Lilienblatt“ — und welche der vielleicht törichte, aber inniggläubige Wunsch beseelt hatte, auch andere Völker teilhaftig werden zu lassen an den Himmelseligkeiten ihres Christentums. Es war die schöne Idealität jener Zeit und ihrer eigenen, naiven Seelen, die sie das Wunder der Kreuzzüge vollbringen half . . . Draußen an der Kirchhofsmauer ein überlebensgroßer Holzchristus am Kreuz, wie blutübergossen vom Schein des ewigen Lichtes in einer rötlichen Glasampel, die in sein gramdurchfurchtes Antlitz leuchtet. Und wie des Lichtes Flackern über den Göttlichen hinzuckt und der Wind pendelschwingend die große Kugelampel bewegt . . . da rinnen unter der Dornenkrone langsam blutige Tränen herab, und im sinkenden Abend beim Aveläuten stirbt wieder einmal für uns der Märtyrer der Welt. Aus den weißen, südlichen Magnolien im Klostergarten steigt nun leise ein Duft wie von Gebeten auf . . .

Mata Hari.

Eine Erinnerung von Emma Friedländer-Werther.

Das Leben gefällt sich manchmal darin, Schicksale zu schmieden, die so wechselnd und romantisch sind, daß kein Schriftsteller sie sich effektvoller ausdenken könnte.

So war das Dasein der indischen Tänzerin Mata Hari, die kürzlich in Paris als angeblich deutsche Spionin — was nicht erwiesen war — standrechtlich erschossen wurde. Ich lernte die schöne Frau vor zehn Jahren in Wien kennen und will ihr Leben erzählen, wie sie es mir mitteilte.

Sie war als die Tochter einer holländischen Familie in Holländisch-Indien geboren; ihre Eltern hatten Tee- und Kaffeeplantagen, und sie verlebte ihre Jugend teils drüben unter dem heiteren Himmel, teils in Wiesbaden, wo sie in einer Erziehungsanstalt war. Später heiratete sie einen holländischen Offizier, der aber schottischer Abstammung war, Sir Mac Lod, und wurde, wie sie berichtete, zur Hofdame der Königin von Holland ernannt.

Sie lebte nicht glücklich in ihrer Ehe, da der Oberst seine schöne Gattin mit unbegründeter Eifersucht quälte, ohne ihr selbst treu zu sein. Da er sich einst hinreißen ließ, in seinem mißtrauischen Zorn einen Schuß gegen sie abzufeuern, so fürchtete sie derartig seine Wutausbrüche, daß sie sich zur Flucht entschloß. Sie ging nach Paris, und da sie dort durch ihre frühere gesellschaftliche Stellung viele Beziehungen zu den besten Kreisen hatte, lebte sie sehr angenehm, ohne viel an die Zukunft zu denken. Als aber eines Tages ihr Geld auf die Neige ging, begann sie ihren Schmuck zu verkaufen und beunruhigte sich nicht weiter über das, was werden sollte. Sie verkehrte auch viel im Hause des Direktors des Louvre-Museums, der die indische Abteilung unter sich hatte. Wie bei all ihren Freunden hatte sie auch in dieser Familie öfter ihre indischen Nationaltänze getanzt, womit sie die größte Bewunderung erregte.

Eines Tages gewahrte sie zu ihrem Schrecken, daß sie doch etwas zu leichtsinnig in den Tag hineingelebt hatte, und als auch ihr letztes Schmuckstück verkauft war, befand sie sich in der größten Verlegenheit. Sie eilte zum Museumsdirektor, der ihr den Vorschlag machte,

Tänzerin zu werden. Um sie aber im rechten Licht und nicht alltäglich auf einer Varietébühne anfangen zu lassen, lieh er ihr echt indische, kostbare Gewänder aus dem Museum und ließ sie auch dort vor geladenem Publikum zum erstenmal auftreten, vergaß natürlich auch nicht, der Presse Einladungen zu senden. Der Erfolg war glänzend, und alle Pariser Zeitungen sprachen mit wahrer Begeisterung von der schönen neuen Jüngerin Terpsichores. „Als ich am Tage nach meinem Debüt aufwachte, war ich eine Pariser Berühmtheit", erzählte sie mir. Aber sie war auch eine so eigenartige Erscheinung, daß man unwillkürlich von ihr gefesselt sein mußte. Die herrliche, gertenschlanke, biegsame Gestalt der echten Inderin trug auf schlankem, langem Hals, der an die klassische Antike erinnerte, ein kleines Köpfchen mit dunklen Märchenaugen, die von langen Wimpern beschattet wurden; sie hatte regelmäßige Züge, die durch ein liebliches Lächeln erhellt wurden, eine sehr dunkle Haut, wodurch ihre Augen und Zähne noch leuchtender erschienen. Das Schönste war aber ihre Grazie: die Bewegungen klassisch, schien sie zur Tänzerin prädestiniert.

Sie war damals in Wien zum zweitenmal verlobt mit einem preußischen Kavallerieoffizier und Rittergutsbesitzer, einem bekannten Millionär. Das Paar erzählte, daß der Leutnant die schöne Lady Mac Lod einst in Brüssel in Gesellschaft kennenlernte. Sie hatte großen Eindruck auf ihn gemacht, da er sie aber nie mehr wiedersah, so war ihr Bild allmählich aus seinem Gedächtnis geschwunden. Mehrere Jahre später befand er sich in Nizza, und es wurde im Freundeskreis beschlossen, ins Theater zu gehen, um den neuen Stern am Pariser Varietéhimmel, Mata Hari, zu sehen. Wie groß war das Erstaunen des jungen Mannes, als er in der Diva die einst von ihm bewunderte Lady Mac Lod wiedersah. Natürlich machte er ihr seinen Besuch, und die beiderseitige Freude, die frühere Bekanntschaft zu erneuern, war so groß, daß sie mit einer Verlobung endete. Er überredete seine Braut, die Künstlerlaufbahn aufzugeben und ihm nach Berlin zu folgen, wo er sie seiner Familie vorstellen wollte. Da aber die Mutter des Leutnants dieser Verbindung nicht denselben Enthusiasmus entgegenbrachte wie ihr Sohn, so verzögerte sich die Heirat. Lady Mac Lod trat nun nicht mehr auf und lebte einige Jahre in Berlin in der Motzstraße. Nach einem Wortwechsel zwischen dem Paar hielt sich Mata Hari nicht mehr an ihr Versprechen des Nichtauftretens gebunden, eilte nach Wien, tanzte dort nach dem Pariser Rezept erst vor geladenem Publikum in der Sezession und wurde am nächsten Tag so von allen Direktoren bestürmt, daß sie ein sehr glänzendes Engagement fürs Apollotheater annahm. Ihr Bräutigam folgte ihr an die Donau, die Versöhnung fand statt, sie bestand aber darauf, ihre Theaterverpflichtung einzuhalten, und dies war möglicherweise der Grund, daß die Verbindung schließlich nicht zustande kam. Ihr Tanz war sehr eigenartig. In einem mit indischen Stoffen und orientalischen Geräten dekorierten Raum, in dem überall Opferfeuer dampften, führte sie ihren graziösen, erst sehr ruhigen Tanz in leichten duftigen Gewändern aus; plötzlich wurde er lebhafter, immer leidenschaftlicher und endigte damit, daß sie die Spangen auf ihren Schultern mit graziöser Bewegung löste und ihre Gewänder hinabfielen. Sie stand nur mit Trikot bekleidet in vollendetem Ebenmaß gebaut da. Doch konnte man sie kaum erblicken, denn im selben Moment verlöschte das elektrische Licht, und die Bühne wurde finster, während die Musik weiterspielte. Als sich die Szene nach einem kurzen Moment wieder erhellte, tanzte sie in ihrem indischen Kostüm weiter, als hätte der Tanz keine Unterbrechung erlitten.

Welche Kontraste in diesem Leben! Sorglose Kindheit in zwei Weltteilen abwechselnd verlebt. Dann vornehme Frau und Hofdame! Nachdem Tänzerin an Varietébühnen, schließlich in düsterer Kerkerzelle und das Ende vor den Läufen der auf sie gerichteten Gewehre! Arme, schöne Frau — — — !

Holder- und Rosenfrüchte.

Von A. Matthes, Berlin.

Noch sieht man überall die schwarzen Beerendolden an den Holunderbäumen und die roten Becherfrüchte an den wilden Rosensträuchern, obwohl schon vor Wochen die Reichsstelle für Obst und Gemüse einen Aufruf zur Einsammlung ergehen ließ. In Parkanlagen ist das wohl zu verstehen; sie sollen an erster Stelle die Augen der Besucher erquicken, und zu den Reizen des landschaftlichen Herbstbildes gehören auch die formen- und farbenreichen kleinen oder größeren Früchte an Sträuchern und Bäumen. Aber allmählich trocknen sie ein, oder sie werden überreif und weich, verlieren an Aussehen und fallen ab. So mag noch einmal an die Pflicht des Einsammelns erinnert werden. Holunderbeeren und Hagebutten sind dessen durchaus wert.

Der Holunder oder kürzer und richtiger Holder ist heute eine gefallene Größe. Von unsern Voreltern wurde er außerordentlich hoch geschätzt. „Es möchten alle Länder der Welt ihre Arzneibäume rühmen, soviel sie wollten," bemerkt z. B. gelegentlich ein älterer Dichter (Lohenstein), „so reichte doch keiner unserm an allen Zäunen und Gräben wachsenden Holderbaum das Wasser." Man übertrug seinen Namen auch auf einen andern, seiner öl- und ameisensäurereichen Beeren wegen noch heute geschätzten Strauch, den Wach- (ursprünglich Weck- oder Queck-) holder, d. h. den belebenden, und pflanzte beide gern in Haus- und Hofgärten. Dem eigentlichen Holder, dem Holunder, dichtete man sogar einen Haus und Hof segnenden Geist, die Holdermutter, an und schrieb ihm die Kraft zu, vor Feuer und Seuchen zu schützen. Der Name Hol — der bedeutete ursprünglich nichts als „hohler Baum", so genannt, weil seine Zweige nur mit leichtem, weißem Mark gefüllt sind, aber Volk und Dichter deuteten den Namen um und machten einen Holderbaum oder Holderstock daraus, sahen in ihm ein Sinnbild alles Holden und Lieben und erhoben ihn direkt zu einem Symbol des Geliebten, wie der Rosenstrauch vorzugsweise ein Symbol der Geliebten war. Die besonderen Heilkräfte seiner Wurzel und Rinde werden schädlicher Nebenwirkungen wegen, von Pharmakologen heute als nicht unbedenklich bezeichnet, die Blüten sind bekanntlich das stärkste schweißtreibende Mittel unter den Blütentees, und auch die Früchte sollen eine blutreinigende und gesundheraltende Wirkung haben, weshalb man sie gern zu Suppen benutzt oder zu Mus ein-

kocht, obgleich sie eines besonderen Aromas und angenehmen Geschmacks für sich allein ermangeln. Der Saft hält sich jedenfalls auch in nicht luftdicht verschlossenen Flaschen, wie der von Heidel- und Preißelbeeren, ohne Zuckerzusatz, wahrscheinlich infolge eines ausreichenden Gehalts an konservierenden Salzen oder Säuren (bei den Preißelbeeren ist es Benzoësäure) jahrelang unverändert und gibt, anderem Fruchtmark oder Rhabarber beigemischt, diesem mindestens eine schöne, kräftig dunkelrote Färbung.



Cividale (in der venezianischen Ebene).
(„Cividale ist in deutscher Hand." — Bericht des Chefs des Generalstabes der österreichisch-ungarischen Armee).

Die Hagebutten kann man im Gegensatz zum Holunder heute vielleicht zutreffend als eine aufsteigende Größe bezeichnen. Obgleich sie die Früchte der seit langem allgemein als „Königin der Blumen" geschätzten Rose sind, weiß man sie, die kleinen Kreise, wenige Kenner und Liebhaber ausgenommen, im allgemeinen noch nicht recht zu schätzen. Im Volk läßt man es sich an dem doch auch nicht gerade auszeichnenden Namen „Hage-butten" (so genannt der krugartigen Form wegen) nicht genügen, sondern nennt sie verächtlich Kratzbeeren. In der Tat können die feinen Haare, welche die kleinen, steinharten Früchte in dem fleischigen Kelchbecher umhüllen, nicht nur für Gaumen und Zunge, sondern auch für zarte Finger recht unangenehm werden, wenn man das Fleisch von ihnen zu befreien sucht. Doch auch als Blume hat ja die Rose ihre Dornen und wird darum nicht weniger gern gepflückt und nicht minder geschätzt. Das Kelchfleisch der Rosenfrüchte scheint auch wirklich der „Königin der Blumen" nicht ganz unwürdig zu sein. Das Sammeln und Säubern macht ungewöhnlich viel Mühe, aber es lohnt sich auch bei den allgemein verbreiteten wilden Hagebutten. Es brauchen nicht die großen Früchte der zum Einmachen und zur Gewinnung des Muses eigens angebauten Rosa pomosa (aus den Alpenländern) und der Rosa rugosa (aus Japan) zu sein. Diese stehen sogar zum Teil den kleineren Früchten an Aroma und Geschmack ähnlich nach wie die Gartenerdbeere der Walderdbeere. Die Hagebutten enthalten neben einigen Prozenten Eiweiß und Fett reichlich Säure, Salze, Zucker und sonstige stickstoffreie Extraktstoffe. Das aus ihnen (in Süddeutschland bereits fabrikmäßig) hergestellte Mus wird als Füllung zu feinen Konfitüren und Pfannkuchen merkwürdigerweise übereinstimmend von vielen Frauen höher geschätzt als selbst Himbeermarmelade. Ich kann mich zwar dem Urteil nicht ganz anschließen, es aber auch nicht bestreiten, möchte vielmehr vermuten, daß nur eine Frauenzunge den Feingeschmack voll zu würdigen vermag, wie ja umgekehrt manche anderen Gerichte in ihrer vollen Wertung mehr den Männern vorbehalten zu sein scheinen. Die Kerne erfreuen sich in der neueren Medizin einer wachsenden Schätzung, weil ein von ihnen gekochter



Phot. Perscheid.

Professor Hans Olde †
hervorragender Maler, Direktor der Kgl. Kunstakademie in Kassel.



Generallt. Frhr. Adolf v. Seckendorff,
der neue Gouverneur der besetzten Insel Ösel.



Leutnant Schnieber,
Führer der Kompagnien, die den Monte Mataiur stürmten, erhielt den Orden Pour le Mérite.

Tee, der schwach nach Vanille duftet, als diureticum manchmal noch auf die Nieren wirkt, wenn alle anderen Mittel versagen. Es soll Familien geben, die ihn selbst als tägliches Getränk benutzen, wobei er natürlich, wie das meist geschieht, durch Gewöhnung an spezifischer Wirkung verliert. Mir sagte ein Versuch weder im Aussehen noch im Geschmack zu. Ich habe deswegen die Kerne gebrannt, wie man Kaffee brennt, bis sie sich zu feinem Pulver zerstoßen ließen, und war überrascht von dem feinen Aroma, das sich beim Brennen entwickelte, dem dann auch der Geschmack des Getränks entsprach. Das Getränk ist nicht so schwarz und bitter, wie Kaffee und seine üblichen Surrogate. Die Bitterkeit und Schwärze dieser rührt bekanntlich davon her, daß sich der in den Rohprodukten enthaltene reichliche Zucker beim Brennen in schwarzfärbenden, bitterschmeckenden Karamel verwandelt. An Zucker aber sind die Kerne der Hagebutten nicht reich, wohl aber das Fleisch. Ich brannte deshalb auch einmal das Fleisch einer besonders kleinen, trockenen Art mit und beobachtete hierbei zwar einen köstlichen Duft wie nach allerhand Art feinsten gemischten Backobstes, aber dieser verflog völlig, und erzielt wurde dabei zwar ein dunkleres und kräftigeres, aber nicht so fein aromatisches, dem echten Kaffee nicht so ähnliches Getränk. Wer koffeinfreien Kaffee nur des Aromas wegen genoß, dürfte, namentlich wenn ihm an der Schwärze und Bitterkeit wenig gelegen ist, in gebrannten Hagebuttenkernen einen befriedigenden Ersatz für Kaffeebohnen finden, die ja auch nur die Kerne einer roten Beerenfrucht sind, von der man das Fleisch nicht benutzt.

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Die Berichte der verflossenen Woche vom Osten geben keine nähere Auskunft über die Art, wie unsere Heeresleitung den weiteren Verlauf der Ereignisse lenkt! Scheinbar herrscht Ruhe nach dem Sturm auf Ösel. Eine Ruhe, die vom äußersten Nordosten sich über die ganze lange russische Front hinzieht. Was dahinter steckt, wird sich später erweisen. Deutschland zweifelt nicht daran, daß alle eingesetzten Kräfte in voller Spannung nach vorwärts gerichtet sind, daß ihre Verwendung zweckmäßig und folgerichtig jederzeit von der einheitlichen Kriegsleitung bestimmt wird. Gefeiert wird nicht, mag in den Berichten die bündige Meldung „im Osten nichts von Bedeutung" auch noch sooft wiederkehren.

Im Westen dagegen werden Schlachten geschlagen, deren Erfolge uns mit Stolz und Bewunderung für die Leistungen unserer Kämpfer, für den Geist der Truppen und für die Tüchtigkeit aller einzelnen Führer im einheitlichen Zusammenhang mit der Oberleitung wie in ihrer Selbständigkeit erfüllen.

Mit vollem Recht feierten wir zu Beginn der Woche einen neuen glänzenden Sieg in Flandern, den deutsche Truppen in schwerem Ringen über einen zahlenmäßig weit überlegenen Gegner errungen haben. Neun feindliche Divisionen, englische und französische, unternahmen nach maßlosem artilleristischem Schlagfeuer nördlich Passchendaele und beiderseits von Gheluvelt einen Gewaltangriff. Ein wütendes Aufopfern dichter Massen, die wie die Schwaden vor der Sense von unserem Sperr- und Abwehrfeuer und unsern Maschinengewehren umgelegt wurden, ein schonungsloses Einsetzen gedrängter Reserven, die unserm Flankenfeuer anheimfielen, trug dem Feind nur einen neuen schweren Mißerfolg ein. Das waren nicht, wie die zertrümmerten Feinde ihren Völkern daheim fälschlich meldeten, kleinere Unternehmungen, das war eine gewaltige Katastrophe, in der ein einheitlicher großer englischer Angriff am 22. Oktober mit einem glänzenden deutschen Sieg endigte.

Auch der 26. brachte den Engländern eine schwere blutige Niederlage.

Die französischen Angriffe brachten eine erneute Aktion im Sinn der feindlichen Absichten auf Laon. In zwei Teilen unternahmen die Franzosen einen großen Angriff am Damenweg vom Ailette-Grund nördlich von Vauxaillon bis zur Höhe von Paissy. Sechs Tage lang hatten sie unsere Linien unter Trommelfeuer gehalten. Ihre Sturmtruppen fanden gleichwohl den heftigsten Widerstand, erlitten schwerste Verluste und kamen nicht vorwärts. Es bedurfte erst neuer Feuervorbereitung und starken Einsatzes frischer Kräfte, um bis Allemant und Chavignon vorzudringen. Gleichzeitig angesetzte Angriffe mehrerer französischer Divisionen scheiterten blutig bei Filain.

Die gesamten schweren Kämpfe bei Soissons lassen klar erkennen, daß wir allen Prüfungen auf unsere Abwehrkraft nachdrücklichst zu begegnen wissen. Sie zeigen anderseits, daß die Kräfte Frankreichs in zunehmender Erlahmung sind. Sie reichen, wie aus dem Gang der Handlungen klar ersichtlich, nicht hin, einen noch so heftig anspringenden Angriff nachhaltig durchzuführen.

Und nun Italien. Zum dutzendstenmal hat es sich zu einer Offensive angefeuert und begeistert. Alle an der Westfront irgend abkömmlichen Franzosen usw. sollten dazu mit heran trotz aller Verkehrsschwierigkeiten und sonstigen Hemmungen. Denn eine ganz große Offensive gegen seine alten Verbündeten Österreich-Ungarn und Deutschland sollte es diesmal werden, eine Offensive, die zur Entscheidung führen sollte und mußte. Die verflossene Woche brachte diese Offensive, aber in umgekehrter Richtung. Italien erlebt das Mißgeschick, daß seine ehemaligen Verbündeten trotz Flandern, trotz Ösel, trotz Soissons sich gerade mit ihm beschäftigten. Alle erdenklichen Anstrengungen waren nicht imstande, dem Angriff der Österreicher und Ungarn Schulter an Schulter mit den Deutschen standzuhalten. Mit überraschender Plötzlichkeit wurden die Italiener bei Flitsch und Tolmein, den beiden in ihre Stellungen vorspringenden Punkten, gepackt, geworfen und verfolgt.

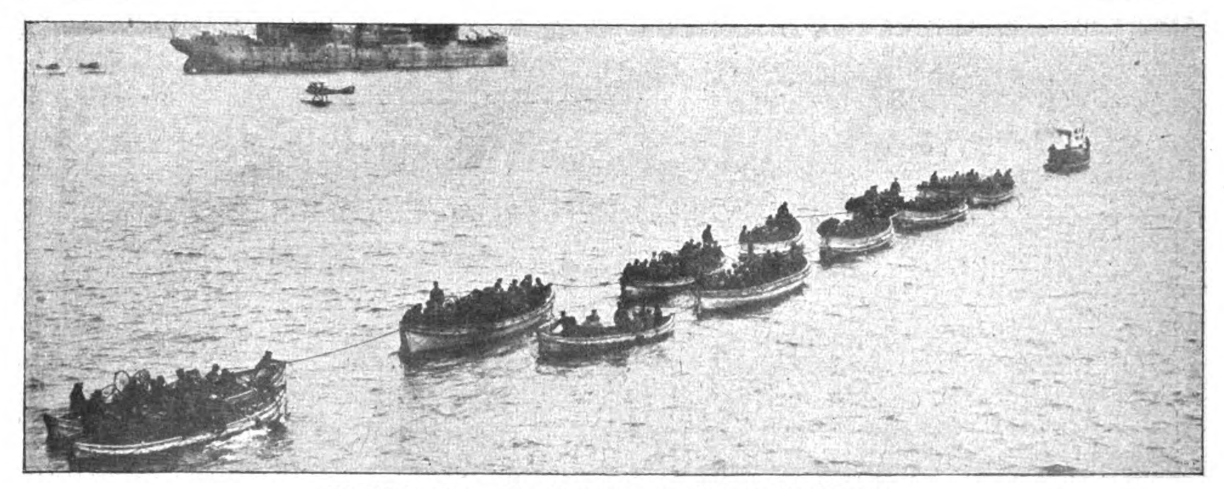
Auf einer vierzig Kilometer breiten Front setzte in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch bei einem Wetter, das Cadorna nicht umhin können wird, als für einen Angriff sehr ungünstig zu nennen, unsere Unternehmung ein. Die Italiener wurden überrannt, der Einbruch drang vor. **X.**



General Ahmed Izet Pascha,

Höchstkommandierender einer Kaiserlich Türkischen Armee.

Spezialaufnahme der „Woche“ anläßlich seines Besuches in Berlin



Ausschiffen der ersten Truppen vor Ösel am 12. Oktober.



Die ersten russischen Gefangenen am Tage der Landung.



Das erste Quartier am Landungstag.

Die Eroberung von Ösel. Bufa.

Der Kaiser stellt dem Sultan die Offiziere seines Gefolges vor.



Der Kaiser begrüßt hohe türkische Würdenträger.

Der Kaiser legt am Grabe des Feldmarschalls von der Goltz Pascha im Botschaftspark Blumen nieder.



Der Kaiser begibt sich von der Anlegestelle des Jildiskiosk in der Staatskaïk über den Bosporus zum alten Serail.

Kaisertage in Konstantinopel.

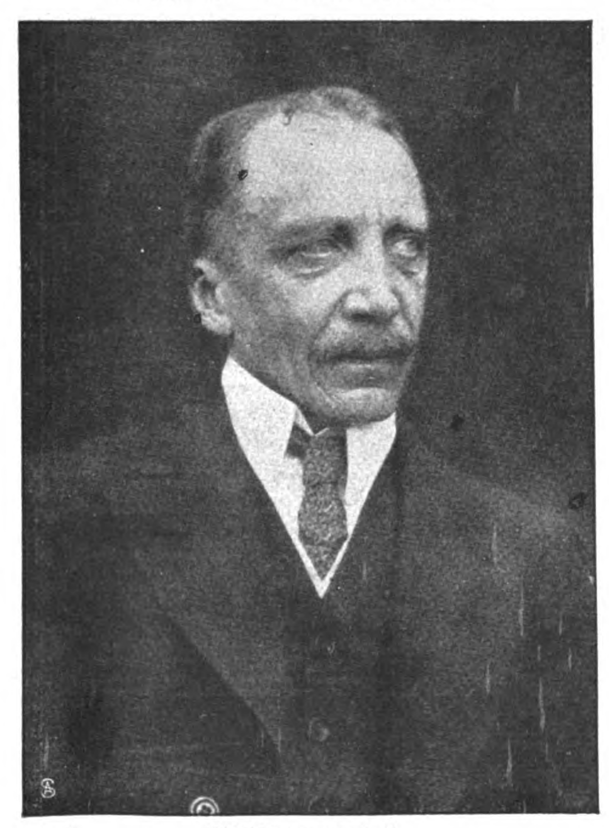


Rudolph Stratz,
der Verfasser unseres neuen Romans „Das freie Meer“

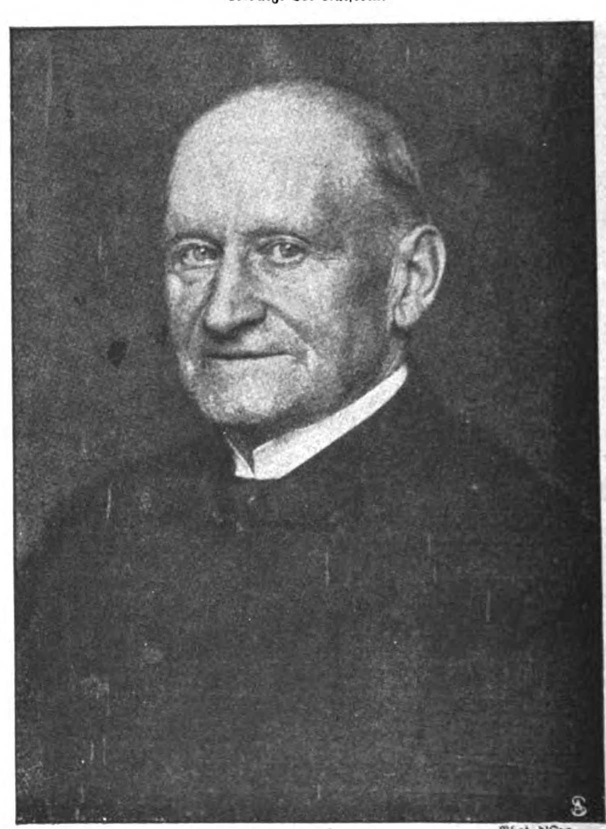


Phot. C. Bieber, Berlin.

Geh. Medizinalrat Exz. Dr. Zunker †
Leibarzt der Kaiserin.

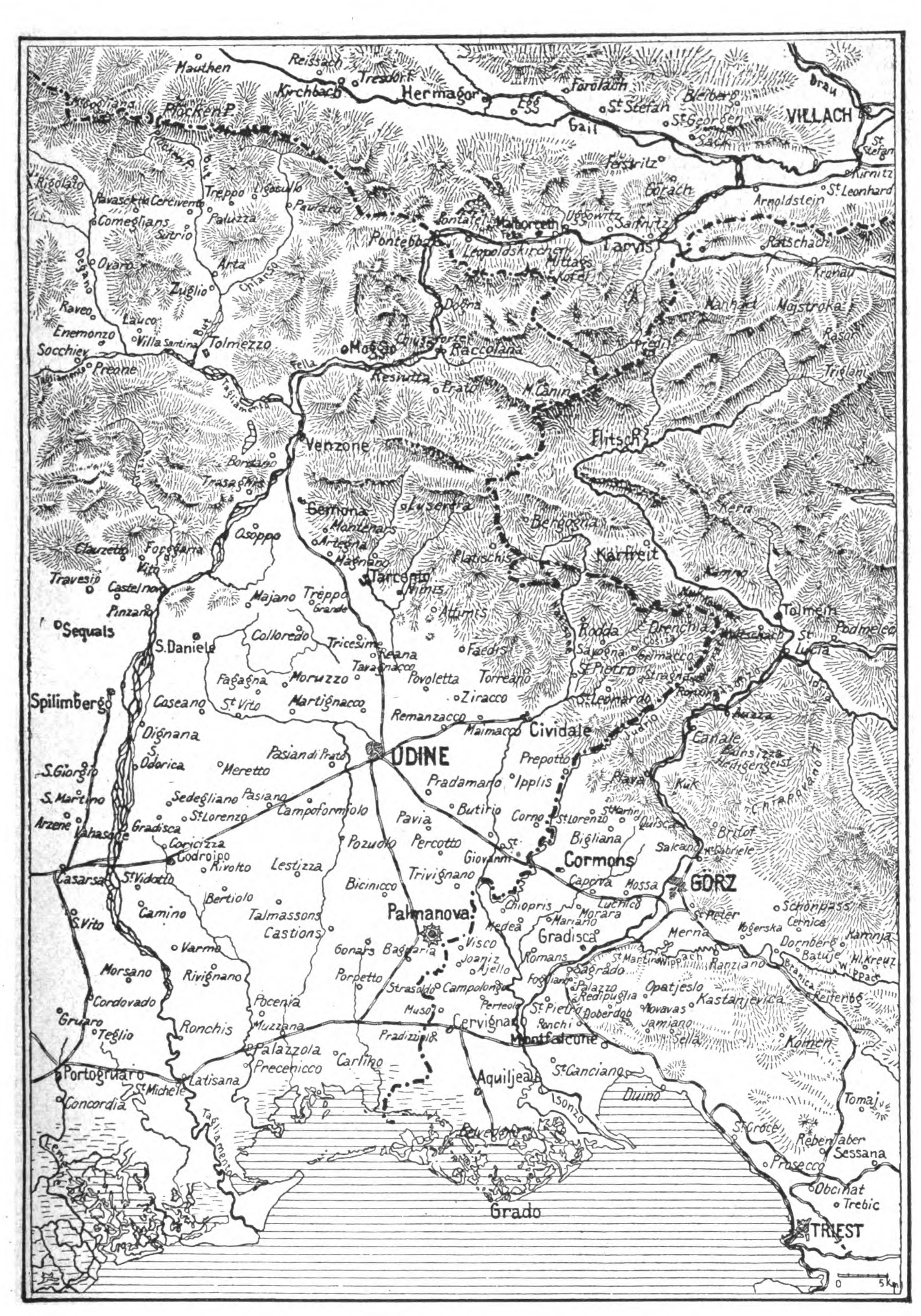


Minister v. Loebell,
der neue Oberpräsident von Brandenburg.



Phot. d'Ora

Bernhard Baumeister †
der bekannte Wiener Hofburgschauspieler.



Karte zu dem siegreichen Vorgehen der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen an der italienischen Front.



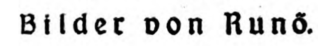
Ein Mädchen von Runö.



Die alte Kirche von Runö.



E.nwohner von Runö.



Bilder von Runö.





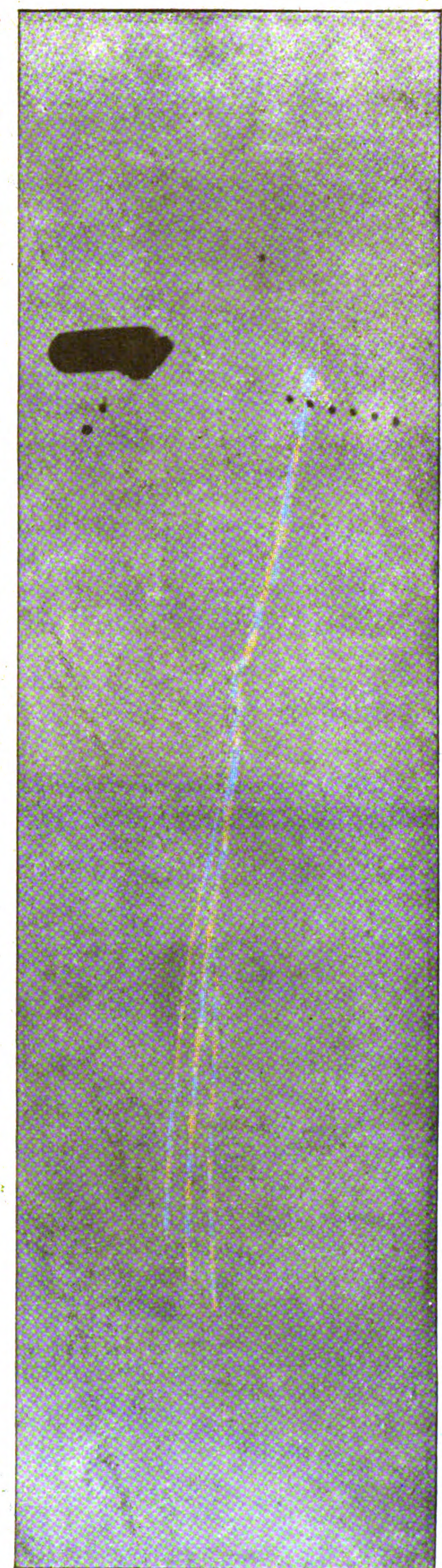
Phot. Leipziger Presse Büro.

Das Isonzotal zwischen Santa Lucia und Tolmein,
wo der Durchbruch unserer Truppen durch die feindlichen Linien zuerst erfolgte.



Phot. Leipziger Presse Büro.

Österreichisch-ungarische Truppen auf einem Plateau
an der Isonzofront.



Brandraketenangriff eines feindlichen Fliegers
auf einen österreichisch-ungarischen Ballon.

Zum Durchbruch der italienischen Linien an der Isonzofront.



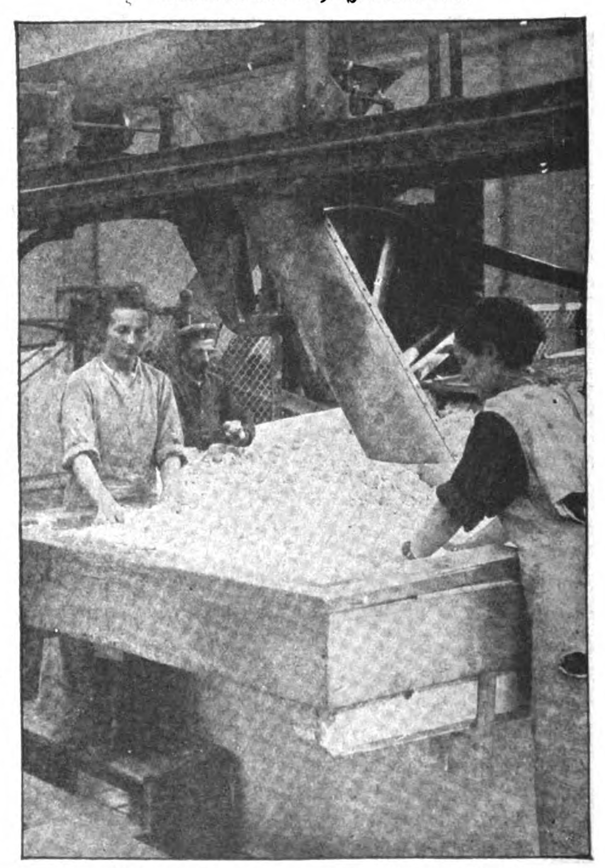
Die Pulvermasse wird in den Zentrifugen vom Wasser befreit.



Trocknen der Schießbaumwolle.



Das Pulver wird geschnitten und in Bündel gepackt.



Das Pulver wird in großen Bottichen gemahlen

Frauenarbeit in einer staatlichen Pulverfabrik.

Phot. Haeckel.

Deutschlands Jugend und der Weltkrieg.

Von Hauptmann Felix Neumann.

Dieser furchtbare Kampf um unsere Existenz und Weltgeltung greift nicht nur denen ans Herz, die bereits mit voller Verstandesreife dem Verlaufe der Dinge folgen und von ihnen mittelbar oder unmittelbar getroffen werden, nein, Mars, der mit blutiger Flammenschrift jetzt Geschichte schreibt, streckt seine Fäuste auch nach unserer Jugend aus. Nicht nur nach der Jugend, die jeden Augenblick des Befehles wartet, zu den Fahnen einberufen zu werden, sondern auch die Unmündigen spüren die Gewalt der Zeit geistig und körperlich, und wenn wir sie auch auf den Spielplätzen und Straßen fröhlich und scheinbar unbekümmert ihren Zerstreuungen nachgehen sehen, so wissen wir doch, daß in Millionen und aber Millionen Fällen der Ernst daheim die jungen Gemüter beeinflußt und in andere Bahnen lenkt, als wie dies im Frieden geschehen wäre.

Schon heute erkennen wir Erwachsenen und geben uns darüber keinerlei Täuschung hin, daß wir vielleicht die völlige Rückkehr in normale Verhältnisse, wie wir sie gewohnt waren, kaum erleben werden. Die Schatten dieses Völkerringens werden sich noch lange, lange wie Nebelschwaden vor den Glanz der Friedensonne ballen und ihren Schein dämpfen und beeinträchtigen. Aus diesem Grunde wissen wir fernerhin, daß wir nicht für uns allein, sondern zum überwiegenden Teil für unsere Kinder und Enkel kämpfen, mithin das, was wir erreichen oder nicht erreichen, vor der Geschichte des ganzen nächsten Jahrhunderts und darüber hinaus zu verantworten haben werden.

Wir kämpfen für uns und das junge Deutschland, und das neue Geschlecht wächst in harter, entbehrungsreicher Zeit heran. Daß die ganzen Verhältnisse, wie sie zur Stunde herrschen, der jungen Generation den Stempel der Eigenart aufdrücken werden, ist selbstverständlich. Es ist also damit zu rechnen, daß das kommende deutsche Volk der nächsten Jahrzehnte eine ganz andere geistige und vielleicht auch körperliche Struktur zeigen wird, wie sie das jetzt lebende Volk aufzuweisen hat. An uns aber ist es, aus dieser Epoche gewaltiger Umwertung aller Werte mit sorgender Hand alles das herauszuholen, was geeignet erscheint, Jungdeutschland stark und widerstandsfähig zu machen. Nehmen wir selbst an, daß die kommenden Generationen vor ähnlichen Greueln und Opfern verschont bleiben, indem wir die Zuversicht haben, unsern Frieden auch für sie mitzuerkämpfen, so steht doch fest, daß der wirtschaftliche Zukunftskampf eine Aufbietung aller Kräfte bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit erfordert.

Es ist verschiedenfach vor der Öffentlichkeit darüber geklagt worden, daß unsere Jugend jetzt mehr zu Ausschreitungen neige als früher. Diese Klage hat zweifellos ihre Berechtigung, wenn auch ein Grund zu ernster Sorge nicht vorhanden ist. Der Krieg hat Gutes und Böses geweckt, und niemand wird von einem solchen katastrophalen Ereignis, das alle Tiefen des Gemütslebens aufwühlt, anderes erwarten. Wie die vom Sturm bewegte See Bernstein als köstliches Gut ans Ufer spült, so wirft sie auch Schlick und Unrat ans Land und die Wrackstücke zerschellter Schiffe. Welch ein prächtiger Kern in unserer männlichen Jugend steckt — von ihr soll hier in erster Linie gesprochen werden — geht schon aus der Art und Weise hervor, wie unsere Jungens sich unter Drangabe ihrer gering bemessenen Freizeit willig und mit nie erlahmender Begeisterung in den Dienst der Kriegshilfe und der Jungdeutschland-Bewegung stellen, die so mannigfache Formen angenommen hat.

Daß die Väter jahrelang dem Haushalt fern sind, daß die Mütter mit Sorgen mannigfacher Art überlastet wurden und daher weniger denn je befähigt waren, den fehlenden Gatten auf erzieherischem Gebiete ganz zu ersetzen, ist ein Umstand, der auf die Jugend nicht ohne Einfluß geblieben ist. Aber hier dürfte ein Wandel zum Guten sofort nach Friedenschluß einsetzen, so daß die Folgen der lockeren Kriegserziehung bald überwunden sind.

Viel ernster aber tritt an uns die Frage heran, wie wir es erreichen können, unsere Jugend mit dem so empfänglichen deutschen Gemüt mit dem nötigen Rüstwerk jetzt und in nächster Zukunft zu versehen, daß sie für die kommende arbeitsharte Friedenzeit stark und widerstandsfähig wird. Wir vermögen diese Aufgabe, die des Schweißes der Edlen wert ist, nur zu lösen, indem wir aus dem Kriege selbst schöpfen und auf den Trümmern des Gewesenen die Blumen und Früchte ziehen, die dereinst dem Deutschland von morgen als Wegzehrung und idealer Schmuck gereicht werden sollen.

Das Neuzuerstrebende wird sich auf fast alle in Frage kommenden Gebiete erstrecken. Damit wollen wir aber unter keinen Umständen sagen, daß wir nicht das gute Alte mithinübernehmen sollen. Aber die blutigen Lehren dieses Krieges müssen der Jugend eingehämmert werden, damit es ihr erspart bleibt, mit neuen ungeheuren Opfern die Erfahrungen zu sammeln, die uns so schmerzlich ins Herz schnitten.

Das schöne Wort „Freie Bahn allen Tüchtigen“ wird mehr denn je zur Geltung gelangen, denn Hunderttausende trefflicher Männer aller Berufsstände deckt die kühle Erde, und ebenso viele Junge warten auf den Augenblick, da sie reif ins Leben treten, um die verwaisten Plätze auszufüllen.

Nach zwei Richtungen hin muß unsere Jugend für die künftige Arbeit vorbereitet werden, damit sie im Sturm der Weltkonkurrenz ihren Mann steht: Körperliche und geistige Elastizität und Forträumung jeder letzten Spur von „Ofenhockerei“, deren Reste noch aus früherer Zeit in manchen Winkeln ruhen, und als deren unmittelbare Folgen ein enger Horizont und mangelnder Blick in weite Zukunft angesehen werden müssen. In dieser Beziehung gilt es, unserer Jugend etwas von jenem Geist einzuimpfen, der unseren grimmigsten Feinden, den Engländern, eigen ist. Jenen verwandten Briten, die in allen fünf Weltteilen zu Hause sind, und die sich die Stürme aller Weltmeere um die Ohren blasen ließen.

Wir waren drauf und dran, die britische Weltpartnerschaft dank unserer Tüchtigkeit aus dem Felde zu schlagen, als der Krieg über uns kam. Er mußte kommen, denn der Engländer ist gewohnt, keine anderen Götter neben sich zu dulden. Unsere Jugend hat vom ersten Tage an alle Hoffnungen und alle Schrecken dieser Zeit miterlebt. Sie hat an Gräbern gestanden, hat Tränen fließen sehen, sie ist jubelnd aus den Klassenräumen gestürmt, wenn die hallenden Glocken einen neuen Sieg verkündeten, sie hat gesammelt für Arme und Verwun-

dete, für Witwen und Waisen, sie hat bei der Ernte mitgeholfen und an Opfertagen keine Mühe gescheut und Millionen der Kriegsanleihe aufgebracht.

Das alles ist nicht spurlos vorübergegangen, sondern hat seine Runen, je nach Gemüt und Veranlagung, mehr oder weniger tief in die jungen Herzen eingegraben. Auf diesem frisch durchpflügten Acker nun soll die Saat gestreut werden, die aufkeimend unter dem befruchtenden Regen vergessener Tränen und dem wärmenden Sonnenschein errungener Siege reiche Ernte in Deutschlands Friedenscheuern bringen soll.

Wenn wir es als unsere Aufgabe betrachten, die Lehren dieses Krieges in besonders großem Umfang zur Erziehung der heranwachsenden deutschen Jugend zu benutzen, so werden wir ganz gewiß nicht in den Fehler verfallen, der besonders den Franzosen eigen war, den Haß gegen unsere Feinde über den Frieden hinaus zu predigen. Ein solches einseitiges Vorgehen entspricht durchaus nicht dem deutschen Empfinden. Wohl aber wird es angebracht sein, unter Hinweis auf die uns zugefügte Unbill, das Selbstbewußtsein Jungdeutschlands zu heben. Nicht jenen Übermut, der mit Geringschätzung über die Grenzen blickt, wohl aber jenen Stolz, der in der eigenen Tüchtigkeit seinen berechtigten Ursprung hat. Das eine aber sei besonders hervorgehoben: Man sage unserer Jugend täglich, stündlich, bei jeder sich bietenden Gelegenheit daheim und in der Schule, daß wir uns mit unserer Bescheidenheit und grenzenlosen Anhimmelung alles Ausländischen nicht nur keinen einzigen Freund erworben, sondern uns überall lächerlich gemacht haben!

Als der Krieg ausbrach, ging es wie eine Woge des Erkennens durch unser Volk, und wir fegten mit eisernem Besen alles Fremdländische, soweit es zu erreichen war, hinaus! Nunmehr aber, wo der Krieg jahrelang dauert, beginnen bereits die ausgerodeten Unkrautpflanzen wieder Wurzeln zu schlagen, und wir sind überzeugt, daß einige Friedensjahre genügen können, um uns das Gelernte vergessen zu lassen, wenn nicht unsere neue Generation in ganz neuen Anschauungen erzogen wird.

Weiß denn unsere Jugend schon, was der deutsche Kaufmann, Industrielle, Mechaniker, Chemiker, Gelehrte, Forscher usw. geleistet haben? Daß wir das Ausland auf unzähligen wichtigen Gebieten in den Schatten stellten und gerade in diesem Krieg, der uns dank der englischen Absperrung ganz auf eigene Füße stellte, das Examen unseres Könnens summa cum laude gemacht haben? — Sie hört es vielleicht hier und da, aber noch nicht in dem gewünschten Maß.

In kommender Friedenzeit werden wir damit rechnen müssen, daß ein großer Teil unserer Jugend als Kolonisatoren oder Kaufleute hinaus in die Welt geht, um den Boden wieder zu erobern, den uns der Neid unserer Feinde entriß. Wie viele dieser wertvollen Kräfte sind uns früher verlorengegangen, weil sie ihr Deutschtum draußen nicht zu wahren wußten. Das muß eine der großen Errungenschaften dieses Krieges sein, daß unser Jungdeutschland in dieser Hinsicht besser ausgerüstet über die Meere zieht. Selbstbewußtsein ohne Anmaßung ist die beste Waffe, um auf friedlichem Weg Deutschland Achtung in der ganzen Welt zu verschaffen. Wenn dieser Krieg zu Ende sein wird, wird auch der Vorhang fallen, den die Lügentätigkeit vor das Auge der Welt gezaubert hat. Die Völker werden dann allmählich zu der Erkenntnis kommen, daß die neue Kulturepoche nicht das Werk jener Senegalesen, Maoris, Kirgisen und Tataren ist, die gegen uns kämpften, sondern daß aus den deutschen Gräbern der Keim der Völkerfreiheit entsproß. Diese Aufklärungsarbeit weiterzuführen und zu vollenden, wird die Arbeit der kommenden Generation sein, denn sie wird Jahrzehnte umfassen, bis sie durchgedrungen sein wird.

Die Kinder der „Hunnen" werden draußen wohl die gebührende Achtung finden, denn unsere Taten sprechen für uns, aber die wahre Erkenntnis unserer Wesensart wird erst allmählich zur Geltung gelangen.

Wir glauben, daß auch der Schulplan bei unserer Friedenswiedergeburt einer erneuten Durchsicht unterzogen werden muß. Hier auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen. Aber Schule und Haus stellt die neue Zeit vor große, tiefgründige und dankbare Aufgaben.

Weil auf der von Feindeshand unberührten deutschen Wiese, wo sich die Jugend tummelt, einige Fohlen ausschlagen, verzweifeln wir nicht an der trefflichen Weiterentwicklung Jungdeutschlands.

Gerade die zahlreichen Entbehrungen, die jetzt auf unserem Volk lasten, werden mit dazu beitragen, unsere Heranwachsenden ernster und gesetzter zu machen. Sie haben in ihrem jungen Leben erfahren, was es heißt, wenn Feindeshorden mit gepanzerter Faust an die Tore der deutschen Hochburg pochen, um Einlaß zum Sengen und Rauben zu erzwingen.

In die klaren Augen, die sonst nur Übermut und Kindlichkeit strahlten, ist ein reifer, wissender Glanz getreten, der sein Gutes hat.

Deutschlands Jugend geht durch eine harte Schule, und die Aufgabe der berufenen Lehrer und Erzieher ist es, dafür zu sorgen, daß Tatkraft, Stolz und Wagemut aus ihr hervorgehen.

Wir, die wir jetzt kämpfend auf den Bastionen stehen, um Deutschland vor einem Einbruch der Feinde zu beschützen, bereiten nur die große kommende Zeit vor: wir fegen die Bahn frei, die wir gebrauchen, um vorwärts zu kommen. Bisher warf man uns fortgesetzt Knüppel zwischen die Beine, drängte uns aus der Sonne in den Schatten und rempelte uns in so rüpelhafter Weise an, daß die ganze deutsche Ruhe und Mäßigung dazu gehörte, nicht die Fäuste als Abwehr zu gebrauchen. Wie sich Deutschland dann auf dieser freien Weltbahn bewegen wird, ist Sache unserer Kinder und Kindeskinder, und wenn unsere enormen Opfer nicht umsonst gebracht sein sollen, müssen die Nachfahren das Werk der Väter fortzuführen wissen.

Noch ist es in unsere Hand gegeben, auf die fernere Zukunft einzuwirken, wenn wir die Jugend in deutschem Sinn erziehen. Wenn wir einst nicht mehr sind und das Samenkorn dieser Zeit auf Fels fiel, statt auf fruchtbaren Boden, ist es zu spät. Wenn wir aber diese Aufgabe jetzt und hauptsächlich nach dem Kriege mit dem gleichen Ernst beginnen, wie wir im Felde unsere Schlachten schlugen, braucht uns um das Gelingen nicht bange zu sein.

Das neue Geschlecht muß zu Trägern unserer Errungenschaften gemacht werden, denn die Ausmaße der Ereignisse mit ihren Folgewirkungen sind so ungeheuerlich, daß wir jetzt Reifen sie nicht bis ans Ende verfolgen können.

Nach innen und nach außen wird das deutsche Haus neu geschmückt und hergerichtet, und es soll so beschaffen sein, daß unsere Jugend glücklich in ihm wohnen kann.

Damit sie sich aber darin zurechtfinde, muß sie die Wahrheit in sich aufnehmen, warum wir zu kämpfen und zu bluten gezwungen waren, und wie wir es verhindern können, daß uns Ähnliches je wieder zugefügt wird. Wir wissen, daß das Leben rauher, um vieles schwerer und entsagungsreicher, aber auch großzügiger werden wird, darum müssen wir unsere Jugend mit fester Hand aus dem windgeschützten Tal ihrer Sorglosigkeit zu jenen Höhen führen, wo zwar der Sturm des Lebenskampfes sie umbraust, aber auch in klarer, heller Luft der Blick sich weitet und die Brust freier und stolzer sich hebt!

Das Kirms-Krackow-Haus zu Weimar.

Von Luise Marelle. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Seit einigen Wochen geht in Weimar ein Fragen und Sagen um von den Einheimischen zu den Fremden und umgekehrt.

„Haben Sie das Kirms-Krackow-Haus schon besehen?" Und mit diesem Sagen und Raunen von dem alten Hause steigt es auf wie ein zarter Lavendelgeruch aus Schüben und Schränken, wie der Duft nachreifender Äpfel in sonnigen Kammern; schwebt es heran, wie eine leise Melodie, die über Harfensaiten streicht: aus Weimars ältesten Tagen, aus Weimars großer Zeit.

Das stattliche Haus Jakobstraße Nr. 18 stammt aus dem 16. Jahrhundert.

Es gehörte der Kirms-Krackowschen Familie; die Stadt erwarb es von den Erben der letzten Besitzerin — dem Fräulein Charlotte Krackow, die, mehr als 90 Jahre alt, 1915 dort verstarb.

Das erste Stockwerk wurde als Anfang zu einem „Städtischen Museum", Besuchern eröffnet.

Der zweite Stock und die Giebelzimmer sind vermietet, bis allmählich das ganze Haus umgestaltet wird „zu einer weihevollen Stätte Alt-Weimarer Erinnerungen".

Beim Eintritt in den geräumigen Flur des Hauses mit der gradlinigen, mit steinernen Rosengewinden verzierten Front fällt der Blick auf ein erhaltenes Stück Mittelalter im Hofe: auf die Galerie mit dem niederen Dache, den abschließenden Scheiben, an Rothenburg a. T. gemahnend. Wie ein Wahrzeichen streckt der alte Birnbaum die Zweige über den Hof bis zur altmütterlichen Plumpe, die auf dem Schwengel eine verirrte Kanonenkugel von 1806 trägt. Trotzig ragt der runde Treppenturm in der Ecke auf. — Im ersten Stock erwartet uns in den Räumen, die das kleine, frohgemute Fräulein Krackow bewohnte, alle Zierlichkeit der Biedermeierzeit: „Einen zarten Geruch von Tee und schönen Sachen, von Reseda und Hyazinthen meint man zu spüren."

Im lichten Vor- und Speiseraum grüßt uns des „Kuntsch-Meyers" freundliches Bildnis: Carl August mit seinen Hunden, aus einem alten Stich. Hier wie im Wohnzimmer schmückt den niederen Kachelofen ein Reliefmotiv von Klauer.

Voll scheint die Sonne durch das breite Fenster des Wohnzimmers.

Der erste Blick fällt auf Herders Bildnis, von Graff gemalt. Es prägt diesen Raum. In der Mitte steht der liebe runde Tisch, Stühle, mit buntblumigem Kattun überzogen. Am „Harfenflügel" erklang wohl ein zierlich Menuett, ein „artig Liedchen".

Die alten Bücher über Wielands Schreibtisch (hier aufgestellt), zeugen von den geistigen Interessen der Bewohner.

An den von lichten gelben Tapeten gedeckten Wänden hängen Bildnisse der Goethezeit: vertraute Gestalten. — An spätere Glanzzeiten erinnert Lichts Relief. — Ein Schattenriß zeigt die „drei Tanten Schellhaas", die Begründerinnen des ersten Kindergartens in Weimar.

Im dämmrigen Nebenraum über dem alten Zylinderbureau wieder ein Meisterbildnis Graffs: Johannes Falk, der Begründer des Waisenhauses — daneben ein kleines Bild seiner Gattin. Im aufgeschlagenen Wirtschaftsbuche steht: „Ach Gott, wie wird es um den 1. Dezember mit uns aussehen." Darunter die Ausgaben, u. a.: Eine Henne: 4 Gr., 2 Tauben: 3 Gr. — Butter: 12 C.!

Ganz angefüllt von ihrem Hausrat ist das Schlafzimmer der letzten Herrin: das kaum ein Meter breite Bett in der Nische, keusch mit Spitzvorhängen verhüllt, der „verwandelbare Sofatisch", Büsten, Aquarelle,



Das Johannes Falkzimmer.



Eine Ecke des Wieland Herderzimmers.

Stiche, Stickereien. Ihr eigenes Bildchen mit gütigen Augen, das kleine Gesicht vom Tollenhäubchen umrahmt. 1825 geboren, wurde sie im Hause des Onkel Kirms erzogen.*)

Durch die schmale Galerie über das ausgetretene Treppchen den Hof kreuzend, betreten wir den jetzt verwucherten langen schmalen Garten.

Hier pflegte „Tobias Fritsch aus Taubach", der junge Gärtnerbursche des Hofrats Franz Kirms, fünfzig Jahre höchste Gartenkunst: Rosen u. a. blühten in seltener Pracht, so daß der Garten im Sommer „eine Art lebendiges Museum war, in dem man von Beet zu Beet ging und die Prachtstücke bewunderte". — Da sagte Carl August wohl gelegentlich zum Hofgärtner Schell, wenn er seltene Gewächse von Reisen mitgebracht: „Wenn es bei uns nicht gedeih', kommt es vielleicht bei Kirms fort." — „Ein süßes Mandelbäumchen trug so viel Früchte, daß sie einen Winter reichten für Schüttchen und Puddings." — An der Front des Gartenhauses nach der jetzigen Marschallstraße zu durfte Hofrat Kirms 1814 — „nach gnädig erhaltener Erlaubnis" — auf der alten Stadtmauer „eine schmale Galerie aufbauen hinter dem Gartensaal mit vier Fenstern und einem Ausguck".



Im Hofraum.

Der Keller des Gartenhauses diente 1806 bei der Plünderung der Stadt der Familie Kirms als sicherer Zufluchtsort.

Im Abendwinde tönen die Glocken des Schloßturms, schwingen die Klänge von der nahen Herderkirche herüber zu dem alten Garten mit der Rosenlaube, dem gewölbten Fliederbusche unterm Giebel des Hinterhauses, wo das alte kleine Fräulein Charlotte Krackow so gern „lustwandelte" und „ihre Sommerfrische genoß", von „Erinnerungen umschwebt".



Wieland Herderzimmer mit Blick nach dem Charlotte Krackowzimmer.

*) Frau Kirms, geb. Krackow, erzog mit Frau Prof. Batsch, geb. Junder, zusammen die Töchter Maria Paulownas: Marie und Auguste (nachmalige Kaiserin von Deutschland).

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

Je düsterer der frühe Oktoberabend von 1914 über den Wogen dunkelte, desto mehr belebten sich die Lüfte von unsichtbaren Wellen. Tausende von Stimmen im Sturm flogen über die windgepeitschten Länder und Meere, kreuzten sich, hallten ineinander mit ihren Meldungen: „Krieg auf Erden!" Alle Antennen des Festlandes arbeiteten, alle drahtlosen Stationen Europas rasselten, alle Funkentürme der Erde sprachen, verkündeten mit ihren Schwingungen den Tagesverlauf des Weltbrands dem Freund und wider Willen auch dem Feind, empfingen von dem ebensolche prasselnde Schwärme höhnender, unverständlicher Rätsel, ließen sie laufen, suchten sie zu überholen. Die Masten von Nauen schwangen, der Eiffelturm sprühte, Stationen des schwarzen Erdteils suchten durch die schwarze Nacht den Anschluß an die ferne deutsche Heimat, Marconiapparate plapperten von London nach Neuyork über den Atlantik wie zwischen guten Nachbarn, die Schiffe auf allen Meeren des Erdballs riefen sich, warnten sich, gaben sich Nachricht vom Kanonendonner in der Südsee, vor Sansibar und Patagonien, von brennenden Wracks im Indischen Ozean, von japanischen Leichenhügeln vor Kiautschau, von Flintengeknatter in Südafrika, vom neuen Tod unter See und dem Untergang der Britenkreuzer durch U 9.

Die Wogenberge der Nordsee rauschten über ihrem Grab. Nacht und Grauen lagen über der leeren Stelle in der Wasserwüste. Rings brüllte das Dunkel. Aber fern davon, an der belgischen Küste, stand in der Finsternis eine weit leuchtende purpurdüstere Lohe. Dort brannte, wie das Wahrzeichen des flammenden Erdballs, eine große Stadt. Sie brannte nicht nur. Weite Feuerbogen senkten sich von drei Seiten in sie hinein, krachendes Feuer stürzte vom Himmel auf sie hernieder, an dem lange, blaue Lichtbahnen fegten und sekundenlang hoch oben schwimmende, unbekannte, fischähnliche Ungeheuer enthüllten, und die Stadt unten knatterte ihr Feuer dagegen und hinaus wider den Flackerkranz von Blitzen in der Nacht, und durch die Nacht jagten ihre drahtlosen Notschreie immer verzweifelter in die Weite und über den Kanal: England, hilf! Antwerpen in Not! England, hilf! Sonst ist es zu spät! . .

Aus Blut- und Brandschein und Völkerdämmerung flehten es die Funksprüche des entsetzten Landes, zitterten an den Kreidefelsen Englands über den aus dem Donner der Brandung ragenden Mastspitzen versenkter Dampfer, trafen sich mit den zu Hunderten und Tausenden gleich den apokalyptischen Reitern durch den Sturm heranjagenden Kriegsnachrichten von nah und fern, brausten mit ihnen gen London und vergingen dort in Nichts . . . .

Denn diese große, stockdunkle Häusermasse tief unter ihnen, das war die City. Die war jetzt am Abend so still und leer wie im Frieden. Alle Menschen hatten sie verlassen. Der Drache schlief vor seinem Hort und dachte nicht einmal im Traum an den Krieg.

Denn diese lärmende weite Lichterhelle aus zähem gelbem Nebel, das war Londons Strand. Da waren alle Singspielhallen und Lustspielhäuser offen, da gleißen die Kinos, da rollten zu Tausenden die Kraftwagen, da bummelten schwarz wie die Ameisen die Menschen, da kümmerte sich keiner von ihnen um den Krieg auf dem Festland.

Nur eine Stelle gab es im Londoner Westen, wo die belgischen Hiobsposten gleich einem Schwarm böser Geister niedergehen konnten. Das war die Ecke von Downing Street und White Hall unten im Reich der Regierungspaläste nahe der Themse. Hier im britischen Auswärtigen Amt entzifferte man die belgischen Nachrichten mit dem gleichen Stirnrunzeln, mit dem ein Großkaufmann einen vorübergehenden Geschäftsverlust bucht, und unten auf der breiten, windumpfiffenen Straßenfläche von White Hall sagte der Marqueß Harald von St. Asaphs, Mitglied des britischen Unterhauses und Seniorclerk vom Auswärtigen Amt: „Genug jetzt von Antwerpen, mein alter Craven!"

Der Markgraf von St. Asaphs, der älteste Sohn und Erbe des Herzogs von Chichester, lachte dabei, daß seine starken, weißen Zähne unter dem bürstenartig kurzgeschnittenen schwarzen Schnurrbärtchen blitzten. Er stand, ein Mann in den Dreißigern, sechseinhalb Fuß hoch in seinen Schuhen, er hatte die hagere Athletengestalt und die lässige Haltung und den Gesichtsausdruck des vornehmen Engländers. Aber was als Rassenmerkmal blond, blauäugig und sommersprossig war, das hatte sich bei ihm zu einem tiefbrünetten Typ gewandelt und verlieh ihm mit seinem kurzen, dunklen Haar, den lebhaften, schwarzen Augen und der bräunlichen Gesichtsfarbe etwas Fremdartiges, einen Widerspruch zwischen dieser südlichen Tönung seines Äußern und seiner urbritischen Art des Wesens und der Sprache.

Er lehnte im langen ledernen Automantel, die schwere Schutzbrille noch über die lederne Sturmkappe geschoben, lange Lederstulpen an den Händen neben seinem ventillosen Daimler, dessen Kühler, den Rennwagen verratend, in einen spitzen Schnabel auslief, und dessen Oberbau beinahe nur aus einem mächtigen Benzintank bestand, und meinte hoffnungsvoll zu seinem Begleiter, dem Reverend Craven: „Ich schätze ernstlich, heute schaffen wir's!“

„Wenn wir's heute nicht schaffen, dann nie!“ sagte der glattrasierte, schmächtige junge Gottesmann der anglikanischen Hochkirche. Ein alter Gentleman kam von nebenan aus dem Schatzamt.

„Was Neues, St. Asaphs?“

„Wohl!... Ich habe eine Wette gemacht, von einem Punkt hinter Hamstead die sechzig Meilen bis Ogmore Castle in neunzig Minuten zu fahren! Heute haben wir einen nützlichen Sturm im Rücken, und jetzt am Abend sind die Straßen frei von den verwünschten Hammelherden!“

Er schwang sich auf den schmalen Doppelsitz neben Mr. Craven. Dabei leuchtete ihm ein neuer Sportgedanke auf: „Es wäre wahrhaft interessant, Craven, festzustellen, wer rascher in Ogmore ankommt — eine Depesche oder wir? Ich werde zur Probe meinem Vater das üble Ding von Antwerpen voraustelegraphieren!“

Der Marqueß Harald von St. Asaphs schrieb ein paar Zeilen und gab sie einem der Türhüter zur Besorgung. Dann fuhr er los. Im Wirbelwind flog an ihm und seinem Begleiter, nachdem sie die letzten Ausläufer des Häusermeers von London hinter sich gelassen, das alte England vorbei.

Aber der elektrische Funke war doch schneller als der Motor. Die Depesche kam vor ihnen in Ogmore Castle an, gerade als der lange Zug der Ladies sich von der Tafel im Speisesaal erhoben hatte und feierlich und seidenrauschend, mit hochfrisierten Blondköpfen, rosig leeren Gesichtern, magern weißen Schultern und glitzernden Familiendiamanten durch die ungeheuren Hallen des Tudorschlosses und die marmorne Freitreppe zu den Gesellschaftsräumen hinaufbewegte. Mit ihnen waren die Herren aufgestanden. Während sie sich wieder setzten und zusammenrückten, ersah der Haushofmeister die Gelegenheit. Die goldene Kette um den Hals trat er feist und würdevoll hinter den uralten geschnitzten Eichenstuhl seines Herrn und reichte ihm die Botschaft, die jener halb unter dem Tisch vom Silberteller nahm.

John Herbrand, der elfte Herzog von Chichester aus dem Hause Glun und Vater des Marqueß von St. Asaphs, war ein äußerlich unscheinbarer, magerer und mittelgroßer Mann mit einem ergrauenden rötlichen Vollbart, dessen ungepflegte Wirrnis seine völlige Gleichgültigkeit gegen alles verriet, was irgendein Mensch auf Erden über ihn dachte. Streng genommen erkannte er auch von allen Menschen auf Erden höchstens einen als über sich stehend an, den Herzog von Norfolk als Ersten Herzog und Earl von England. Er hatte kalte, blaue Augen und ein leidenschaftloses, rosig getöntes Gesicht, das bis auf die stark entwickelten Kiefern fein, fast zart geschnitten war. Ein grämlicher Zug lag darauf. Der Herzog von Chichester stand mit seinem Ende der Fünfzig an der Schwelle der Jahre, wo seit Jahrhunderten alle regierenden Häupter seines Geschlechts in Trübsinn zu verfallen pflegten, wenn sie nicht vorher wegen Felonie enthauptet worden waren, wie sein Stammherr David Glun auf dem Bilde gerade über ihm und viele andere.

Sein stiller und unnahbarer Gesichtsausdruck veränderte sich nicht, während er die paar Zeilen las. Er betrachtete sich als ein Stück England. Was England nützte, war gut. Was England schadete, war schimpflich. Die Wahrheit war in diesem Fall schädlich. Ein plötzliches, freimütiges Lächeln übersonnte und verjüngte sein Gesicht.

„Zufriedenstellende Neuigkeiten!“ sagte er zwischen den Zähnen.

„Und welche, mein Lord Herzog?“

„Oh — hört auf Seine Gnaden!“

„Die Hunnen haben in Antwerpen das Nachsehen! Die britische Besatzung hat sich ihnen durch einen glänzenden Rückzug entzogen!“

„Wie glorreich!“

„Und Antwerpen selbst?“

„Antwerpen ist ein Platz wie mancher andere. Lassen wir ihn vorläufig den Hunnen!“

Der Herzog von Chichester goß seinem Nachbar zur Linken, dem Recht Würdigen Bischof Abbot, eigenhändig den hundertjährigen Diamant-Jubiläums-Portwein ein. Rechts von ihm, dem Witwer, saß sein Schwager, der Earl Fairtlough, ein klapperdürrer alter Lord und sonst nicht viel als kraft der Erbwürde Lordleutnant und Custos Rotulorum seiner Grafschaft und Ehrenoberst ihres Yeomanry-Regiments. Gegenüber von ihm, klein, breitschultrig, mit rohem, braunem Bulldoggesicht und Stiernacken, der Admiral Sir Henri Warrington von der Königlichen Marine, rechts und links von ihm Lord Beaulieu, Mitglied des Geheimen Rats seiner Britischen Majestät und, ein nützlicher Neuling in diesem blaublütigen Kreis von Angelsachsen- und Normannenadel, mit seinen sarkastischen und beweglichen Zügen und Augen flink wie eine Maus, Sir Frederick Bacharach. Und es war, als stände hinter ihm wie Bankos Geist die feiste Schattengestalt seines gekrönten Meisters und Gönners, der ihn wie all die anderen Baronets von Goldes Gnaden zu seinem Vertrauten gemacht, als früge aus dem Jenseits heraus Eduard VII., der Lebemann, der Spieler, der Wüstling und Liebling seines Britenvolkes: Vollstreckt ihr meinen

letzten Willen? Ich habe das Land eingekreist, aus dem einst mein Vater als armer Ritter nach England kam! Seid ihr dabei, es zu vernichten?

Die Großen des Landes um den Herzog von Chichester herum rauchten gedankenvoll. Ihre Augen ruhten fischblütig in den steinernen Zügen unbestimmten, scheinbar bei allen ziemlich gleichmäßigen Alters. Aber hinter der undurchdringlichen Maske brauten Sorgen.

Der Mac Intyre of Mac Intyre, das Haupt seines Clans, dessen schottisches Geschlecht so vornehm war, daß er keinen Herzogtitel trug, sondern einfach Mac Intyre angeredet wurde, sagte: „Ein rauhes Werk, dieser Feldzug!"

„Nicht nur für das Heer!"

„Auch für die Flotte, Chichester?" fragte der Admiral. Breiter Dünkel stand auf seinem Bulldoggesicht. „Oh — redet nicht von dieser lächerlichen Unterseebootpest!"

Sir James Warrington bekam beim bloßen Gedanken an diese schimpflichen Fahrzeuge einen dunkelroten Kopf. Draußen heulten Sturmstöße um Ogmore Castle. Es war, als seien die zerrissen an der gelben Mondscheibe vorüberfliegenden Wolken schwarze Boten, die über die graue See her, im Wind verweht, das Grollen ferner Schlachten, das Stöhnen Sterbender nach dem frohen alten England brachten.

„Der Krieg wird teuer!" sagte der Baronet Bacharach.

Die Lords schauten nachdenklich darein. Dieser Krieg war ihre eigene Sache. Sie hatten ihn unternommen, um dem drohenden irischen Aufruhr mit Blut und Eisen vorzubeugen, um in England die von „Little David", dem „kleinen Zauberer von Wales", dem Volksmann Lloyd George unterwühlte Hochburg des Hochadels in ihren Grundfesten neu zu mauern. Und zu ihren Peerskronen hatten sich die Geldsäcke der City gegen den deutschen Wettbewerb gestellt.

„Vorsicht, daß der neutrale Gentleman nichts hört!" Zugleich erhob sich, ziemlich weit von den Lords, ein großer, starker Herr, breitschultriger als ein Engländer, in der Mitte der Vierzig, mit ziemlich kahlem Kopf und angegrautem Schnurrbart und machte eine Handbewegung der Entschuldigung.

„Ich habe etwas Kopfschmerz!" sagte er lächelnd in ausgezeichnetem Englisch. „Ich werde, wenn es beliebt, meine Zigarre im Freien zu Ende rauchen."

Er ging hinaus, bedächtig, in etwas gebeugter Haltung. Sein Gesicht zeigte den jedem Briten vertrauten gelben Anflug eines langen Aufenthalts in den Tropen.

„Ist er wirklich krank?"

„Ich fürchte, es ist nur ein allzu feines Taktgefühl des Gentlemans! Er besorgt, uns als Ausländer im Gespräch beim Portwein zu stören!"

„Ein verbündeter Ausländer, Herzog Chichester?"

„Ein Holländer! Ein Yonkheer Ter Meer aus vornehmem altem Haus. Er war lange Jahre im Dienst seines Landes in manchen Teilen der Erde. Seine Gesundheit zwang ihn kurz vor Ausbruch des Kriegs, zur Heimkehr!"

Oh — ein Holländer! Man hatte nichts gegen die kleinen Staaten.

„Er hätte bleiben sollen!" sprach der Admiral.

„Sehr richtig, Sir James! Man muß sich jetzt um jeden Neutralen rund um die Welt so bemühen, als ob es auf ihn allein gegen Deutschland ankäme!"

„... aber nicht, wenn seine eigene Frau gerade eine Deutsche ist!"

„Oh . . . oh . . . !"

„Sprechen Sie von diesem Mynheer Ter Meer, mein Herzog?"

„In der Tat, ich tue es ... ich verbessere mich und sage: Wenn seine eigene Frau gerade eine Deutsche **war**! Denn durch ihre Heirat mit dem Yonkheer Ter Meer ist sie seit zehn Jahren Holländerin geworden und hat ihn an alle Enden der Erde begleitet!"

„Und wo ist sie jetzt?"

„Nun: sie stand eben hier mit den andern Ladies von der Tafel auf!"

„Diese schlanke, blonde Dame, die dort unten saß?"

„Allerdings!"

„Sie sah lieblich aus!"

„Oh — wie gefährlich ist das!"

„Nirgend im Himmel und auf Erden sehe ich eine Gefahr für Briten!" sagte John Herbrand, der elfte Herzog von Chichester, und in seinen eiskalten, hellblauen Augen lag ein Dünkel, ein stiller Wahnsinn der Macht, wie ihn die Welt seit Römerzeiten nicht gekannt. „Wir haben vor der Lady nichts zu verbergen. Im übrigen sucht Yonkheer Ter Meer hier nicht mich, sondern meinen Sohn Harald, den er von früher her kennt. Es handelt sich um den Krieg!"

„Bei einem Neutralen?"

„Ich erwähnte schon, daß seine Frau aus Deutschland stammt. Der Mann ihrer Schwester, ein süddeutscher Reiteroffizier, ist auf einem Spähritt in Flandern gefallen und liegt hinter unseren Linien begraben. Yonkheer Ter Meer hofft durch die Vermittlung von Downing Street für seine Frau die Erlaubnis zu erhalten, die Leiche ihres Schwagers über Holland in die Heimat zu befördern. Deswegen kam er mit ihr über den Kanal hierher!"

Bei der Erwähnung des Marqueß Harald von St. Asaphs, des ältesten Sohnes und Erben des Herzogs von Chichester, war unten an der Tafel, wo die jüngeren Gentlemen saßen, eine Heiterkeit entstanden. Dort kannte man Seine Herrlichkeit. Man mutmaßte, wo er wohl augenblicklich sei. Vielleicht nach Paris herübergespritzt? Dort war er zu Hause, auch im Krieg. Oder in London, in dem Bummel des Strandes, wo jetzt

seine Freundin Miß Phillis Phelps zum fünfhundertstenmal in dem Singspiel „The French Girl" singend, tanzend und vor dem Vorhang radschlagend die Briten entzückte? Lord Harald suchte jetzt solche kleinen Zerstreuungen ohne Belang, seitdem er in diesem Frühjahr, kurz vor dem Krieg, gerade in dem skandalösesten der eben fälligen zwölf Ehescheidungsprozesse der Londoner Welt als unfreiwilliger Zeuge der zur Season versammelten Gesellschaft Englands und der Vereinigten Staaten atemlosen Gesprächstoff geliefert hatte. Immerhin . . . was ein Lord- und Peerserbe tat, war gut.

„Ich schätze, daß der Marqueß in Portsmouth ist zu Versuchen mit seinem Wasserflugzeug, das wie eine Robbe an Land gehen kann!"

„Hat er es selbst erfunden?"

„Er hat! Wenn ich Seine Herrlichkeit recht verstand, will er in diesem Winter damit in Fayum in Aegypten Wildgeflügel aus der Luft schießen!"

„Ein glorreicher Sport!"

„Mir sagte er, er wolle wieder in Zentralafrika das Löwengebrüll im Phonographen aufnehmen, um dann die Ladies hier damit zu erschrecken!"

„Welch ein Kopf!"

Man war von England aus immer unterwegs auf diesem kleinen runden Erdball. Von dem Turmgewimmel und den langen lichthellen Fensterreihen des Schlosses Ogmore auf hohem Hügel aus betrachtet, schien die Weltkugel nur ein einziger großer Sportplatz Englands. Niemand wußte das besser als der Mynheer Cornelis Ter Meer, der in fünfundzwanzig Jahren und fünf Erdteilen im Dienste seines eigenen kleinen Vaterlandes zugleich Großbritannien am Werk gesehen hatte. Er ging draußen einsam, bedächtig rauchend, in Frackanzug und bloßem Kopf, die Hände auf dem Rücken, auf der windigen endlosen Schloßterrasse auf und ab. Er schaute gelassen mit seinen ruhigen grauen Augen, aus denen natürlicher Verstand sprach, um sich und fühlte, so sehr er ein freier Holländer und stolz auf diese Freiheit war, doch eine Art Andacht vor der schrankenlosen Weite dieser britischen Verhältnisse.

Er hatte nichts gegen die Deutschen. Seine Frau stammte ja aus Bayern, wo er sie durch Zufall beim Kuraufenthalt in Kissingen vor elf Jahren kennengelernt. Er hörte gern deutsche Musik, trank gern deutschen Rheinwein, war gern im Sommer in Baden-Baden. Noch lieber in Paris. Paris war „Moj". Dort aß man gut. Er las fast nur französische Bücher. Er liebte die Franzosen. Aber er bewunderte die Briten. . .

Weithin dehnte sich vor ihm unter der Terrasse des Schlosses Ogmore der Park, verlor sich, mit Wiesenflächen beginnend, über Baumgruppen in stundenweite Waldwildnis. Vor hundert Jahren hatten noch Bauerndörfer da gestanden, wo jetzt das gefleckte Damwild im Mondschein die Schaufeln hob, verhoffte, ruhig weiter äste. Es war nichts Besonderes. Nur ein Auto, das wild schmetternd, mit weißglühenden Augenpaaren, gleich einem Dämon der Nacht, die leere, glatt asphaltierte Parkstraße, über die Leichen wilder Kaninchen hinweg, mit Hundertkilometergeschwindigkeit heranschnob, langsamer wurde, in dünnem, bläulichem Schmirgelnebel vor dem Schloße hielt.

Zuerst kletterte der Reverend Craven heraus und schwenkte glückwünschend die Armbanduhr gegen den Marqueß Harald von St. Asaphs, der ihm folgte. „Glorreich gewonnen!" rief er, und man hätte glauben können, sein Triumph gelte einem Sieg in Flandern und nicht einer Kaminfeuerwette im Londoner Marlboroughklub.

Die beiden, der hünenhafte brünette Lord und der schmächtig athletische Gottesmann, liefen in das Haus, um vor allem die Minuten- und Sekundenzahl der Rekordfahrt an den fieberhaft harrenden Klub zu telephonieren und sich dann in den Abendanzug zu werfen. Als der Markgraf von St. Asaphs eine halbe Stunde später sich der langen, glänzend hellen Flucht der Gesellschaftsäle näherte, deutete nichts mehr in seinem Aeußern auf die wilde Jagd durch Nacht und Wind. Er war mit seinen sechs Fuß Länge, der durch Kinderstube und Sportplatz geschulten federnden Leichtigkeit seiner Bewegungen, dem heiteren Ausdruck eines Halbgottes das Urbild eines jüngeren Engländers der höchsten Stände, nur daß das Weiß der Halsbinde und Hemdbrust noch fremdartiger die bräunliche Färbung seines Antlitzes, das Schwarz der Augen, des Scheitels und des kurzen Schnurrbarts hervortreten ließ.

Auf der Türschwelle des ersten Raumes blieb er stehen, sah auf die Damen drinnen und gähnte. Viele Ladies und Gentlemen saßen da im Halbkreis um den riesigen Kamin. Durch das Knattern der Buchenscheite klangen die halblauten Stimmen. Man besprach leidenschaftslos die Einzelheiten der großen Gymkhana zu Ende dieser Woche. Es wurde ein gutes Ding: Miß Briggs und Mr. Graham würden nebeneinander über die Hürden galoppieren, ihre rechte und seine linke Hand mit einem Taschentuch zusammengebunden. Oh — sie hatten schon oft in Indien das halsbrecherische Kunststück zusammen gemacht! Und dann würden die Ladies um die Wette laufen, jede ein rohes Ei auf einem Teelöffel in der Hand. Alle Misses würden ihre Schuhe ausziehen und auf einen großen Haufen werfen, und wer aus dem Wirrwarr die seinen zuerst wiedergefunden und angezogen, war Siegerin. Zum Schluß das Geflügelrennen: Die Ladies hüpften rückwärts und lockten durch Körnerfutter jede ihre Pute, ihre Gans, ihre Ente oder Henne, damit sie rascher liefe als die Mitvögel rechts und links. . .

Der Krieg ... wer sprach denn da nebenan vom Krieg? ... Eine helle Damenstimme ... Was ging einen der Krieg hier an? Aber da war das Wort schon wieder! Erregter! Leidenschaftlich! Der Marqueß von St. Asaphs reckte seine sechs Fuß Länge noch auf den Fußspitzen und schaute von der Schwelle, wo er stand, hinüber in den zweitnächsten Raum. Er hörte ein eindringliches: „Was haben euch denn nur die Deutschen getan?"

Die mageren Schultern der Ladies, die da saßen, hoben sich alle aus weißen oder buntfarbigen Roben. Nur ein ausgeschnittenes Kleid in ihrer Mitte mahnte durch seinen schwarzen Samt an Halbtrauer. Eine junge, schlanke Frau zu Ende der Zwanzig trug es. Die Lichterfülle des Kronleuchters fiel gerade von oben auf ihr schmales, zartes und lebhaftes Gesicht, über dessen reiner und rosig klarer Hautfarbe aschblondes Haar sich von der Stirn wellte. Ihre Augen waren blau und viel wärmer und belebter als die kalte Inselruhe im Blick der Britinnen um sie her, auf die sie fortwährend gedämpft und rasch einsprach.

„Wer ist denn die Lady dort drüben, Sir James?"

„Eine niederländische Neutrale, aber aus vornehmer Hunnenfamilie!"

„Eine geborene Deutsche?"

„Ja. Zu allem Glück seit zehn Jahren eine Mevrouw Ter Meer. Sie verteidigt ihr früheres Vaterland!"

„Oh — kommen Sie zum Bridge!"

Der Markgraf Harald von St. Asaphs hörte das hinter sich. Er blieb stehen und schaute auf Johanna Ter Meer und betrachtete sie wie ein Bild. Ihr Mienenspiel war in seinem raschen Wechsel viel ursprünglicher und temperamentvoller als die seelenlos lächelnden Züge der Damen um sie. Sie hob unwillkürlich beim Sprechen etwas die Hände und rang sie ineinander und wiederholte zu den Ladies halblaut, etwas atemlos von innerer Unruhe und Erregung und in einem fließenden Englisch, dessen unschöne Quetschtöne der weichen Färbung ihrer Stimme widersprachen: „Was haben euch denn nur die Deutschen getan?"

„Oh, fragen Sie das nicht, Mrs. Ter Meer!"

„Wozu dieser entsetzliche Krieg zwischen euch und ihnen? Es ist ein Wahnsinn!"

„Beten wir zum Herrn, Mrs. Ter Meer!"

„Ich kenne Britannien! In den zehn Jahren meiner Ehe bin ich meinem Mann überall auf der Erde hin gefolgt. Ich habe das britische Weltreich überall mit eigenen Augen gesehen und aufrichtig seine Größe bewundert! Aber mein Herz hängt an dem Land, in dem ich geboren bin ...."

„Nichts ist begreiflicher, Mrs. Ter Meer!"

„England ist das Land der Freiheit! Warum gönnt es den Deutschen nicht die Freiheit zu leben? Unzählige andere weiße und farbige Menschen dürfen es doch! Warum also der Krieg?"

„Kriege sind Handelskriege, Madam!"

„Nun, Sir, mein Mann ist Holländer! Warum dürfen die Holländer Handel treiben und die Deutschen nicht?"

„Weil die Holländer keine so große Kriegsflotte bauen, Madam!"

„Oh, Mylord ... Sie als ehemaliger Seelord wissen es — wir alle, die hier sitzen, haben die Welt umsegelt und haben es gesehen: Warum dürfen die Japaner und die Amerikaner mächtige Kriegsflotten bauen und die Deutschen nicht?"

„Die Kolonien ..."

„Oh, Mylady: Warum dürfen die Franzosen alles, was nicht britisch ist, auf der Welt annektieren und die Deutschen nichts?"

„Die Deutschen hassen uns ..."

„... nur soweit sie euch nicht kennen! Und haßt ihr sie nicht? Weil ihr sie noch viel weniger kennt! Das ist ja eben meine Verzweiflung! Ich möchte immer euer beider Hände ineinanderlegen, damit die beiden größten Völker, die es gibt, sich versöhnen!"

„Nicht, solange der preußische Militarismus herrscht, Madam!"

„Oh, Mr. Maxwell, antworten Sie mir freimütig als Oberst ... Sind die Heere des Zaren nicht viel zahlreicher?"

„Es ist nicht die Zahl, es ist der Geist der Heere! Potsdam ist der Sitz der Herrschsucht!"

„Er ist es nicht, mein Lord Bischof! Aber wenn es wäre: Beginnt nicht die Nationalhymne Ihres großen und freien Reiches: Britannia, beherrsche die Meere! Warum ist dem einen erlaubt, was dem andern verboten ist?"

Johanna Ter Meers zarte und regelmäßige Züge hatten sich mit einer feinen Röte bedeckt. Sie atmete rasch.

Die Peeresses und ihre Verwandten und die Frauen und Töchter der Landherren um sie lächelten kaum merklich. Eine Dame, die sich aufregte ... Das war das Festland! Auf den Briteninseln kam das nur bis Sonnenuntergang während des Sports vor! Zum Glück stammte die blonde Lady im schwarzen Samtkleid aus einem vornehmen feindlichen Haus und war mit einem vornehmen Neutralen verheiratet. Sie würde schon keine Taktlosigkeiten sagen! Alles übrige, außer gesellschaftlichen Verstößen, verzieh man ...

„... und ich habe immer noch die Hoffnung," versetzte Johanna Ter Meer, und über die unterdrückte Leidenschaft und Unruhe ihrer schmalen Züge legte sich wieder die Selbstbeherrschung der Diplomatenfrau, „daß England und Deutschland eines Morgens in den belgischen Schützengräben ihre Gewehre beiseitestellen ..."

„Oh ... Armes Belgien ..."

Ein „Poor Belgium" rauschte durch den Raum. Ein Seufzen. Zum Himmel verdrehte wasserblaue

Augen. Es gehörte bei der Erwähnung Belgiens zum guten Ton.

„... und England und Deutschland sich zurufen: Genug! Wir waren ja verdreht! Wir wollen wieder Geschäfte miteinander machen und voneinander lernen und uns künftig besser vertragen! Die Welt ist doch so groß! Da ist doch reichlich Platz für uns beide! Also fort mit den Schrecken dieses Krieges!"

Schrecken des Krieges? Im Vereinigten Königreich merkte man davon nichts. Die Leute in der Ferne, die den Krieg führten, wurden angemessen dafür bezahlt. Daheim gingen die Geschäfte wie gewöhnlich. Es gab guten Sport. Die Londoner Season im Frühjahr 1915 versprach glänzender denn je zu werden. Man hörte Johanna Ter Meer höflich zu wie einem plaudernden Kind. Es war so drollig, daß die fremde Lady immer ganz ernsthaft England und Deutschland miteinander verglich und auf eine Stufe stellte ... England und Deutschland ...

„Hoffen wir, meine teure Madam, daß Gott beiden Ländern bald die Erkenntnis von Recht und Unrecht sendet!" sprach der Bischof Abbot salbungsvoll sich erhebend und trat nebenan in einen Kreis der Herren um den Mac Intyre, und dort war seine Stimme voll unterdrückter Entrüstung: „Es war soeben das erstemal, daß ich diese erstaunliche Pyramide des Bösen und Hochburg des Satans verteidigen hörte, die man das Deutsche Reich nennt, und ich möchte es nicht wieder hören ..."

Drüben war Johanna Ter Meer verstummt. Sie sah ihren Gatten auf sich zukommen. Neben ihm einen großen, schlanken Mann zu Mitte der Dreißig. Vielleicht auch ein paar Jahr jünger. Denn der tiefbrünette Einschlag seines Aeußern gab dem Markgrafen von St. Asaphs hier, auf den Inseln der Flachshaarigen, einen scheinbaren Vorsprung im Alter. Der Yonkheer Ter Meer an seiner Seite ging rascher, als es sonst seine Art war. Er sah feierlich aus. Sein gewöhnlich wohlgelauntes verständiges Gesicht war von verhaltener Ehrerbietung durchleuchtet.

„Seine Höchste Ehren, der Marqueß von St. Asaphs!"

Der Lord Harald von St. Asaphs zeigte lächelnd die weißen Zähne unter dem gestutzten schwarzen Bärtchen, durch das er sich von den glattrasierten Großen und Herren ringsum unterschied. Er reichte Johanna Ter Meer seine mächtige weiße Hand und sagte rasch, einfach und herzlich: „Was kann ich für Sie tun?"

„Mein Lord Markgraf ..."

„Kommen Sie! Wir wollen uns hier beiseitesetzen!"

Er nahm in einer Ecke neben ihr Platz, schlug ein Bein über das andere, daß der taubengrau geringelte Seidenstrumpf bis zur halben Wade sichtbar wurde, warf, nach der zwanglosen Art des Landes, den Oberkörper tief in den Ledersessel und schaute sie über die Schulter lächelnd an. Er war ein großer „Ladykiller", ein Damentöter! Johanna Ter Meer sah es auf den ersten Blick an dem verräterischen Spiel seiner dunklen Augen. Seit er in dem Raum war, schien dessen Luft verändert und durchzittert. Alle jüngeren Damen hatten einen neuen und belebten Gesichtsausdruck ... Diese stille Erregung galt nicht nur dem noch immer unvermählten Peerserben, sondern auch ihm selbst und seinem Ruf.

„Ich bin so froh, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mrs. Ter Meer!" sagte er. „Ich kannte Yonkheer Ter Meer, noch ehe Sie ihn kannten. Ich war vor zwölf Jahren viele Wochen lang in Java sein Gast. Es waren prächtige Tage in Weltewreeden. Ich war damals ein junger Bursche von kaum zwanzig!"

Er überging, daß ihn seine Familie zu jener Zeit mit Mühe in Ägypten aus den Netzen einer der vielen fahrenden anglo-indischen Witwen gerissen und zur Abkühlung auf eine Weltumsegelung geschickt hatte. Er meinte mit einem lächelnden und forschenden Blick: „Wissen Sie, Mrs. Ter Meer, daß ich Sie eben, als ich die Ehre hatte, Sie zum erstenmal zu sehen, für eine Holländerin hielt? Ich hätte nie geglaubt, daß Sie eine Deutsche seien ..."

„Ich bin von deutscher Abstammung, Herr Markgraf!"

„Oh, ich weiß! Es macht nichts, Madam!"

„Eine Bayerin. Eine geborene Freiin von Forchheim."

„Man sieht es Ihnen nicht an, daß Sie aus einem so wilden Lande stammen!"

„Wild?"

„Wohl, es sind doch noch halbe Wilde in diesen rauhen Bergen? Sind sie es nicht?"

„Mein Gott! Waren eure Herrlichkeit je dort?"

„In Österreich?"

„Nein. In Bayern!"

„Nun — Tirol gehört doch zu Österreich!"

„Aber Bayern gehört nicht zu Tirol!"

„Oh — ich wußte nicht, daß es preußisch sei!"

Johanna Ter Meer schwieg. Sie dachte sich: Das ist nun einer ihrer Höchsten! Ihrer erblichen Gesetzgeber! Wie ungeheuerlich ist die Unwissenheit in deutschen Dingen erst in der großen Masse seines Volkes! Kein Mensch in Deutschland würde es mir glauben! Sie hub an: „Ich sprach von meiner deutschen Herkunft, um auf meine Schwester zu kommen. Sie war mit einem württembergischen Rittmeister verheiratet. Einem Freiherrn von Rüdenberg. Württemberg liegt auch in Deutschland, Mylord ..."

„... und er fiel! Jongherr Ter Meer erzählte es mir! Die Witwe möchte seine Leiche durch Ihre Vermittlung aus unseren Linien nach Holland überführen?"

„So ist es!"

„Wo liegt er begraben?"

„Bei Sluysbeke. Das Dorf wurde wiederholt verloren und genommen."

„Ja. Es waren frische Tage!" Lord Harald erhob sich elastisch in seiner ganzen Länge. Er war sofort bereit zu helfen. Sie merkte, daß er überhaupt einer hübschen Frau nicht leicht etwas abschlug.

„Ich werde Viscount Killigrews in Whitehall anrufen!" sagte er. „Wir saßen in Oxford zusammen in einem Boot. Wir sind beide vom Christ-Church-College!"

„Und wird Seine Lordschaft denn jetzt noch auf dem Kriegsamte sein?"

„Oh, sicher! Der alte Bursche ist so ängstlich im Dienst! Er wird noch einmal seiner Gesundheit schaden!"

Der Marqueß von St. Asaphs sagte es mit einem freimütigen Lachen. Ihn drückten die Pflichten des Lebens nicht, weder der Sitz im Unterhaus, der ihm mit siebenundzwanzig Jahren in den Schoß gefallen war, noch seine Tätigkeit als vornehmer Dilettant in der Politik von Downing Street. Er ging. Irgendwo war in England immer ein Fenster offen. Man fühlte plötzlich in der Luft das salzige Wehen der nahen, grau grollenden, an den Kreideklippen im Mondschein sich aufbäumenden See. Nebenan knisterte das Kaminfeuer, kicherten die Misses. Eine von ihnen stand plötzlich auf und verschwand, das Tuch krampfhaft vor dem Gesicht. Zwei Freundinnen mit ihr.

„Was ist mit Miß Rogers? Ist sie krank?"

„Sie bekam eben eine Depesche. Gewißheit, daß ihr Bruder mit der ‚Abukir' unterging!"

Es war, als lange der Schattenarm eines Riesen über die brausende Finsternis des Kanals, als klopfe eine knochige Faust dröhnend an die Tore des Tudorschlosses: Aufgemacht! Ich bin da! Der Krieg! In der plötzlichen Stille tönten Lord Haralds sich rasch nähernde Schritte. Er kam zurück, frohgelaunt und gesund, und ging rasch auf Johanna Ter Meer zu.

„Sie werden erstaunt sein zu hören, Madam!" sagte er, vor ihr stehenbleibend, die Hände in den Hosentaschen. „Sluysbeke ist ja seit kurzem wieder in den Händen der Deutschen! Der gute Killigrews telephonierte es mir. Es geht da stürmisch zu in Flandern! Er meint, Napoleon selber würde da in Verwirrung geraten!"

„Was soll ich nun tun?"

„Sehr einfach! Sie reisen über Holland nach Belgien und holen das irdische Teil Ihres Schwagers von den Deutschen. Ich werde sorgen, daß man Ihnen sofort in London Ihre Pässe visiert!"

„Ich bin Euer Herrlichkeit innig dankbar!"

Der Lord St. Asaphs beugte sich etwas zu ihr herunter, die, die Hände im Schoß verschlungen, aufrecht dasaß und aus ihren blauen Augen zu ihm aufsah.

„Wissen Sie, daß Sie in diesen Tagen ganz einzigartig auf der Welt sind, Madam?"

„Wieso, Marqueß St. Asaphs?"

„... weil Sie überall sind! Heute hier bei uns, morgen bei den Hun ... bei den Deutschen in Brüssel, dann wieder bei den Neutralen in Holland. Sie sehen mehr als andere! Sie sind ein wahrhaft interessanter Mensch! Madam! Wir sollten Freunde werden ..."

Er sah sie mit dem unbefangenen Lächeln eines Mannes an, der keine Hindernisse im Leben kennt. Es lag in Johanna Ter Meers zarter und weicher Erscheinung, daß sie nicht auf den ersten Blick wirkte, aber dafür um so nachhaltiger. Aus dem Musiksaal rauschten gedämpfte, feierliche Klänge. Eine der Ladies in der Nähe versetzt gerührt:

„Oh .. Bätsch!"

Es war wirklich Johann Sebastian Bach. Die Fuge wandelte über die Tasten. Der Marqueß von St. Asaphs sagte unvermittelt in einem leidlichen Deutsch, das er merkwürdigerweise plötzlich konnte: „Warum macht ihr Deutsche nicht Musik statt Panzerplatten?? So stünde alles zum besten!"

Johanna Ter Meers feine, schmale Züge wandelten sich bei den deutschen Worten zu der unwillkürlichen Lebhaftigkeit ihres Wesens. Sie beugte den schlanken Oberkörper vor und begann halblaut mit ihrer tiefen und weichen Stimme wieder auf englisch, während sie in ihrer unterdrückten Erregung die Hände ineinanderschlang:

„Sie sagten vorhin, Mylord, mir sei mehr gegeben als andern, weil ich überall daheim bin! Aber Ihnen ist noch viel mehr gegeben! Sie sitzen im Unterhaus: wenn Sie sprechen, hört es England und der ganze Erdball!"

„Ich mache dem Speaker wenig Mühe, Madam! Ich ergreife selten das Wort."

„Aber Sie sollten es, mein Lord Marqueß! Jetzt eben!" Johanna Ter Meer sah dem riesigen, brünetten Peerserben neben sich trotz ihrer Erregung unbefangen ins Gesicht, mit dem ruhigen Zutrauen irgendeiner Frau auf der Welt zu einem Gentleman, dessen Schutz sie suchte. „Sie sollten es! Sie könnten ein Wohltäter der Menschheit sein!"

„Das ist die Aufgabe jedes Briten, Madam!"

„Mein Lord ... Sie haben Ihren Zylinderhut auf irgendeinen der Plätze auf den Bänken von Westminster gelegt! Auf diesem Platz sind Sie mächtiger als die Kaiser und Könige, die jetzt streiten! Denn von ihm aus können Sie zu Freund und Feind laut die Wahrheit sagen!"

„Ein Engländer ist der Lüge unfähig, Madam!"

„Das Parlamentzepter liegt vor Ihnen auf dem Tisch! Es ist das Zeichen der britischen Macht! Sonst hat Britannien diese Macht zum Frieden benutzt. Warum jetzt zum Krieg?"

„Man zwingt uns dazu, Madam!"

„Niemand in Deutschland! Ich kenne Deutschland, und ich kenne euch! Ich weiß, es ist nur ein furchtbares Mißverständnis! Marqueß St. Asaphs — ich beschwöre Sie: erheben Sie Ihre Stimme! Jeder Tag früher kann Tausende von Leben hüben und drüben retten! Sagen Sie, es sei doch wider Europas Stolz und Würde, daß die Kosaken in Europa sengen und brennen, daß die Wilden aus Afrika nach Europa gebracht werden, daß die Japaner sich in die Angelegenheiten Europas mengen! Europa ist doch eine große Völkerfamilie! Engländer und Deutsche sind doch Vettern! Blutsverwandte müssen sich doch vertragen!"

„Ich danke Ihnen, Madam!" sagte der Marqueß von Asaphs ernsthaft. „Ich werde es auf das gründlichste überlegen, ob ich nicht eine solche Rede halten kann!"

„Oh — tun Sie es, Mylord! Auf Sie hört man! Was eine Frau wie ich spricht . . . wenn ich auch viel von der Welt gesehen und viele Vorurteile abgelegt habe . . . Aber so wenig auch an mir liegt . . . wenn ich jetzt nach Deutschland komme, will ich auch mein Bestes tun, um zur Versöhnung zu reden! Ich meine es ja nur gut . . ."

Lord Harald wurde aufmerksam.

„Sie gehen jetzt nach Deutschland, Mrs. Ter Meer?" fragte er.

„Ich begleite jedenfalls meine Schwester, wenn sie die Leiche ihres Mannes dorthin überführt", erwiderte sie unbefangen.

„Und dann?"

„Dann kehre ich zu meinem Mann nach Holland zurück!"

(Fortsetzung folgt.)

Beim preußischen Landwirtschaftsminister.

Von Dr. Friedrich Jacobsen — Hierzu 7 Spezialaufnahmen der „Woche".

Hart an dem Punkt, in dem die in ihrem steinernen Bett restlos drängenden Ströme des Berliner Verkehrs in verwirrend endloser Folge scheinbar aufeinanderprallen, auf einen Wink dann aber plötzlich sich hier stauen und dort ruhig aneinander vorbeischieben, liegt das preußische Landwirtschaftsministerium: am Leipziger Platz, der vor dem verschwisterten Potsdamer Platz voraushat, daß er nicht wie dieser nur ein Produkt von Straßenkreuzungen, sondern ein wirklicher Platz, eine nur durch den einen Trakt der Leipziger Straße geteilte große Fläche ist. Und ein schöner Platz dazu. Eine grüne Oase, im Sommer mit bunten Bosketten, bestanden mit ein paar wunderschönen, großmächtigen Lindenbäumen, die wie in Sehnsucht die Häupter mit den stolzen Laubkronen aus der steinernen Umdrängung der Häuser ringsum zu Himmel und Sonne emporrecken.

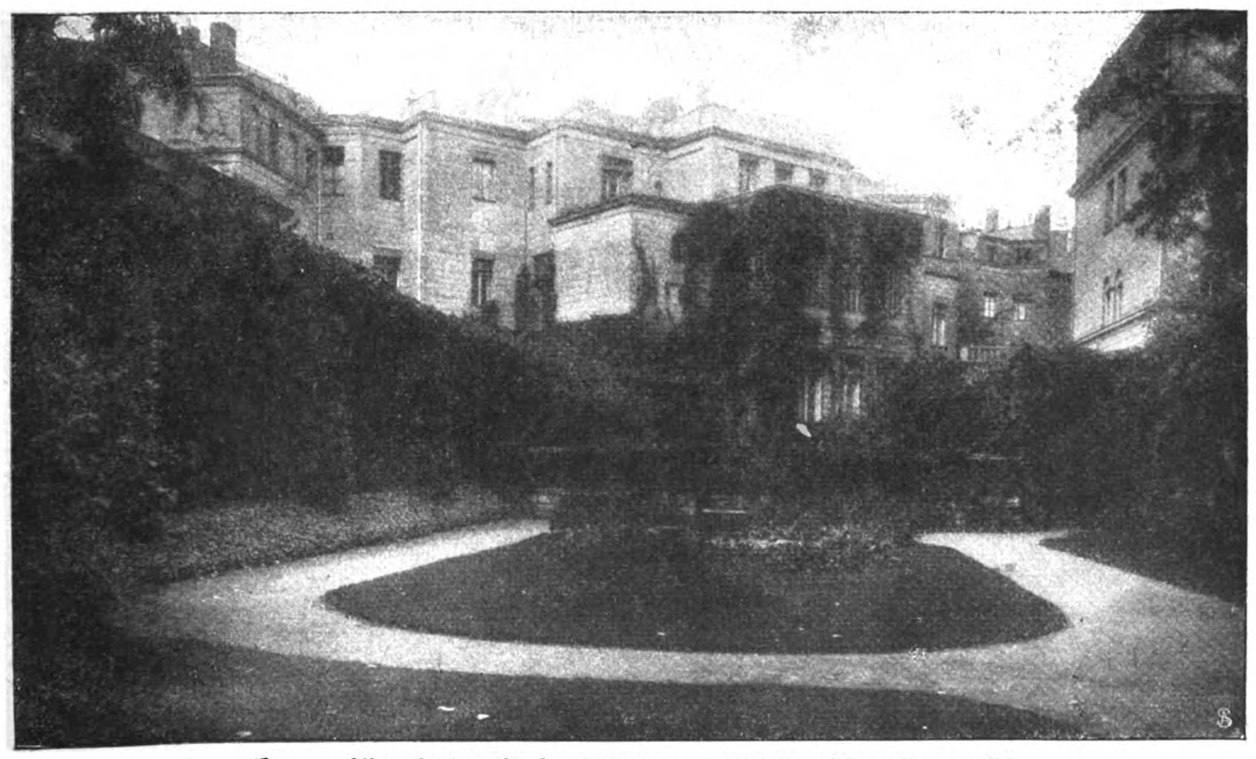
Hand aufs Herz, hastender Großstadtmensch: was weißt du viel vom Leipziger Platz und seiner Umgebung? Du weißt zunächst einmal, daß von ihm zwei Treppen zur Untergrundbahn führen. Dann weißt du, daß an der einen Ecke des Oktogons ein Hotel und an der anderen Ecke ein Warenhauspalast liegen. Bist du Abonnent der Straßenbahn, so bist du auch wohl etwa alle Monate einmal gezwungen, vom geraden Wege der Leipziger Straße abzuirren und an der lebhafteren Seite des Platzes das Geschäftshaus der Großen Berliner zwecks höchst lästiger Erneuerung des Abonnements aufzusuchen. Aber weißt du auch etwas von der gerade gegenüberliegenden stillen Seite des Platzes? Sei ehrlich und sage: „Nein!" Du weißt in 99 unter 100 Fällen schon nicht einmal, daß an der Ecke der Leipziger Straße das Handelsministerium liegt, und die stillen schmucklosen Häuser No. 6 bis 10 — du lieber Gott, auf die hat man überhaupt noch nicht geachtet. Auf dieser Seite fährt keine Trambahn, gibt es keine Läden und überhaupt nicht das mindeste zu sehen. Und auf der Leipziger Straße doch ach so viel!

Die Stille, die hier auf Fahrdamm und Bürgersteigen herrscht, kommt der Arbeit zugute. Es ist, als breiteten die Linden ihre gewaltigen Äste wie schützende Arme vor diesen stillen Häusern aus, in denen Hunderte von Köpfen und Händen für die Interessen, um Wohl und Wehe des deutschen Landmannes in gewissenhafter Beamtenarbeit sorgen.

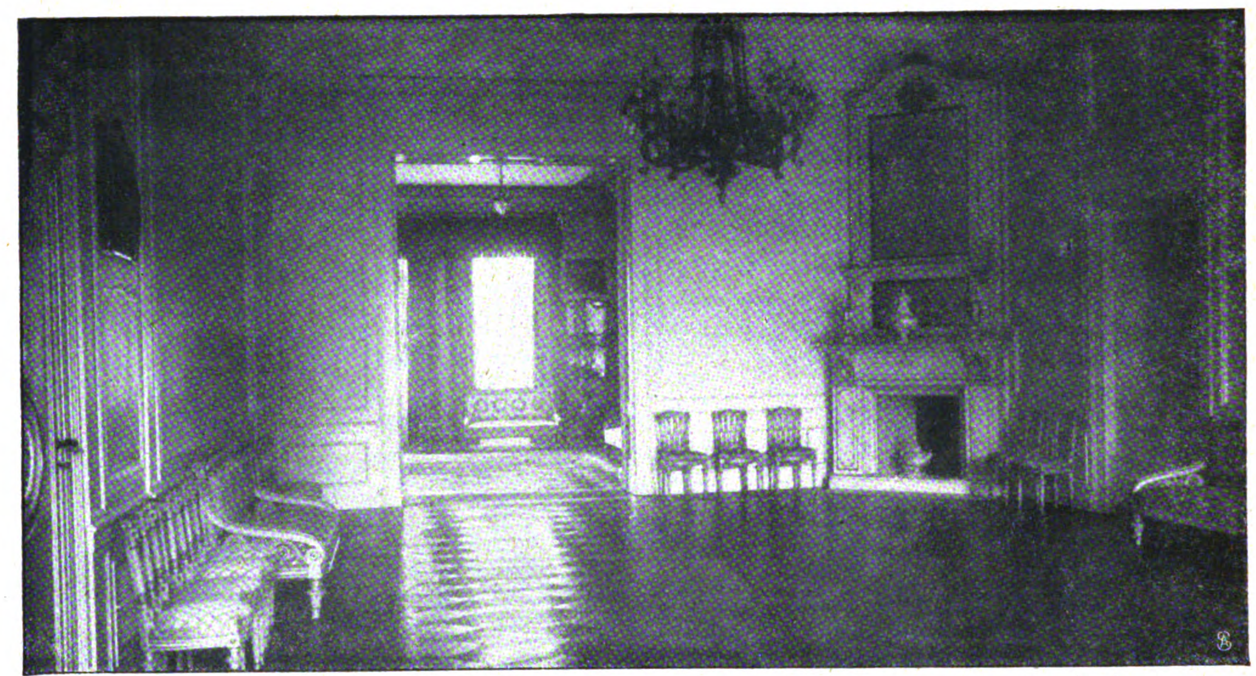
Man macht sich kaum einen Begriff von dem Apparat, den ein preußisches Ministerium vom Minister bis zum Bureaudiener, vom Unterstaatssekretär bis zum Portier umfaßt. Ist an sich die Übersicht über das hundertfach verästelte System eines Ministerialbureaubetriebes schon schwierig, so wird sie zu einem steten Kampf mit dem Objekt, wenn das Ministerium mit dem Anwachsen des Personals die notwendig werdende Vermehrung der Bureauräume nur durch Kauf nebeneinanderliegender Miethäuser schaffen kann, wie das Landwirtschaftsministerium es tun mußte, als sein Sitz von der Schützenstraße nach dem Leipziger Platz verlegt wurde. Da kaufte der Fiskus nacheinander die Häuser 9, 8, 7, 6, bei denen, von der Verschiedenartigkeit der Fassade ganz abgesehen, nicht einmal das Niveau der einzelnen Stockwerke miteinander übereinstimmte. Es ist um die alten Kasten nicht schade, wenn sie einmal dem geplanten Neubau werden weichen müssen, zu dem die Pläne im Ministerium der öffentlichen Arbeiten schon vor dem Kriege fertig ausgearbeitet waren, und kein kunsthistorisch empfindsames Gemüt wird verletzt sein, wenn auf dem Grunde der Häuser Nr. 6—10 sich der schöne, ernste Werksteinneubau des Landwirtschaftsministeriums erheben wird, dessen Pläne der Krieg vorläufig in die Schubladen des Baubureaus hat verschwinden lassen.

Nur um das unvermeidliche Verschwinden eines der zu dem Ministerium gehörigen Häuser ist es doch vielleicht schade: das ist die Wohnung des Ministers, das Haus Leipziger Straße Nr. 10. Wahrlich nicht wegen der schmucklosen Außenseite. Die ist von altpreußischer Einfachheit, wendet sich spröde vom Beschauer ab. Aber die jetzige Ministerwohnung, das ehemalige Palais der Frau Prinzessin Friedrich Karl, das diese nach dem Tod ihres Gemahls bewohnte, hat es im eigentlichen Sinn des Wortes in sich. Die hohen, stillen, reich mit Holz ausgestatteten Räume, deren Fenster mit den breiten Simsen nach dem Garten zu bis zur Knietiefe reichen, atmen noch jenen

Exzellenz von Eisenhart-Rothe im Kreise seiner Familie.



Das preußische Landwirtschaftsministerium am Leipziger Platz: Gartenansicht.



Der Empfangsraum.



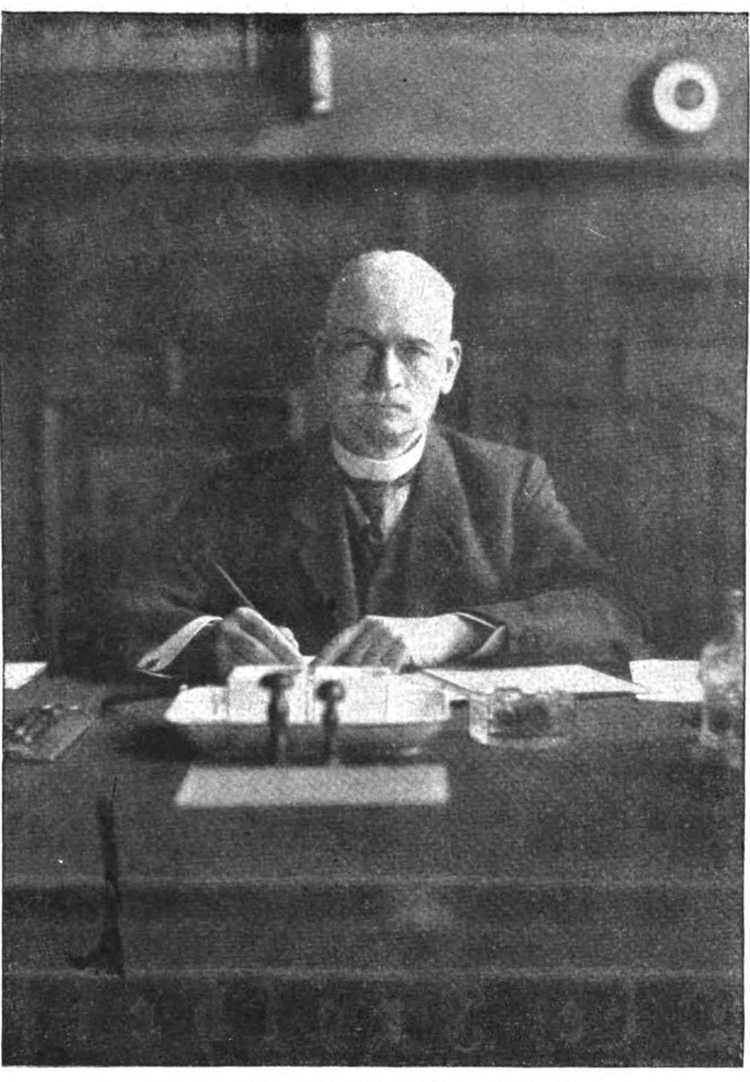
Das Damenzimmer.

Geist, der vor Jahren in ihnen umging, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß der mit dem Ministerium alt gewordene geheimrätliche Vorsteher des Hauptbureaus in seinen spiegelnden Mahagonimöbeln sich wohler fühlen wird als inmitten des zweifellos hochmodern geplanten Komforts des künftigen Neubaus.

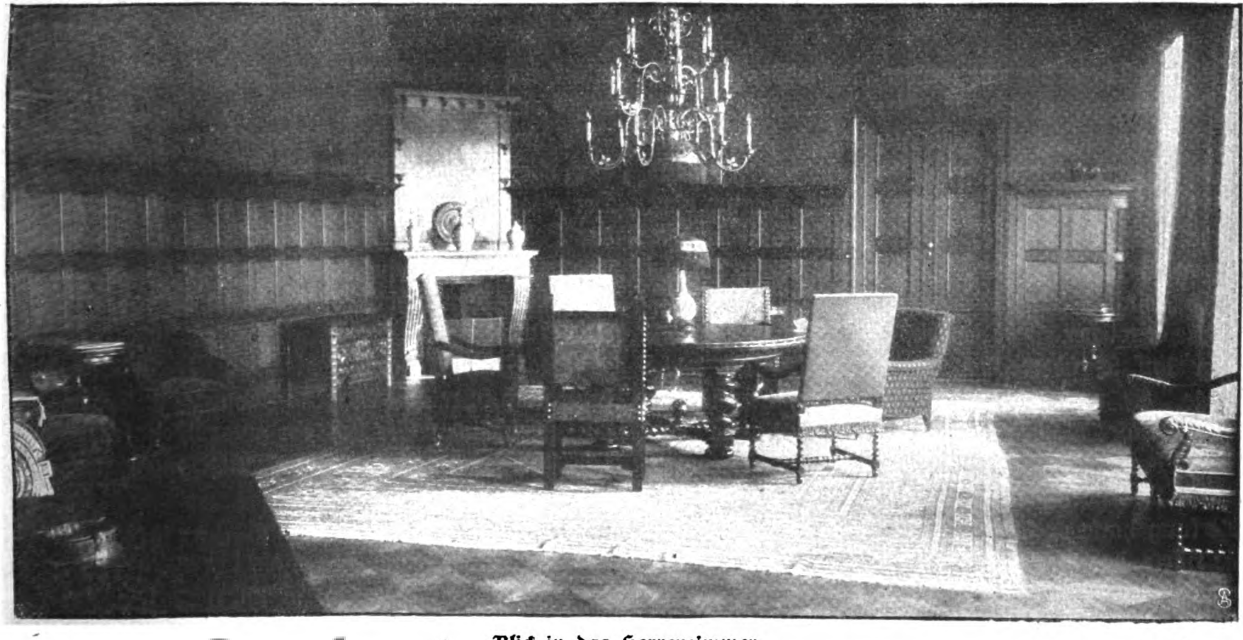
Leichter schon wird sich der jetzige Herr des Hauses, wenn einmal der Umzug in das neue Haus notwendig wird, von seiner Wohnung trennen, die er noch nicht lange innehat. Herr von Eisenhart-Rothe hat es sich ganz gewiß nicht träumen lassen, als er im Jahr 1878 als Kammergerichtsreferendar zu einem Aufenthalt von doch nur begrenzter Dauer nach Berlin kam, daß er zum zweitenmal als Minister in die Hauptstadt Preußens wiederkehren werde. Ein echtes Kind seiner Heimat, ein hochgewachsener, blauäugiger Pommer, hat Paul von Eisenhart-Rothe, dem seines Königs

Vertrauen plötzlich die Bürde des höchsten preußischen Beamten auflud, diese Last auf sich genommen, die seiner unverbrauchten Kraft nicht zu schwer erschien. „Mehr als auf gründliche Kenntnis der landwirtschaftlichen Technik" — so ungefähr sagte der Minister in einer kurz nach seiner Ernennung vor der Deutschen Landwirtschaftlichen Gesellschaft gehaltenen Rede — „kommt es für meinen Posten auf die Liebe zur Landwirtschaft an und auf die feste Ueberzeugung, daß das Wohl und Wehe des deutschen Vaterlandes untrennbar verbunden ist mit dem Wohl und Wehe der deutschen Landwirtschaft." Dies Bekenntnis gewann dem Redner damals die Herzen seiner Zuhörer.

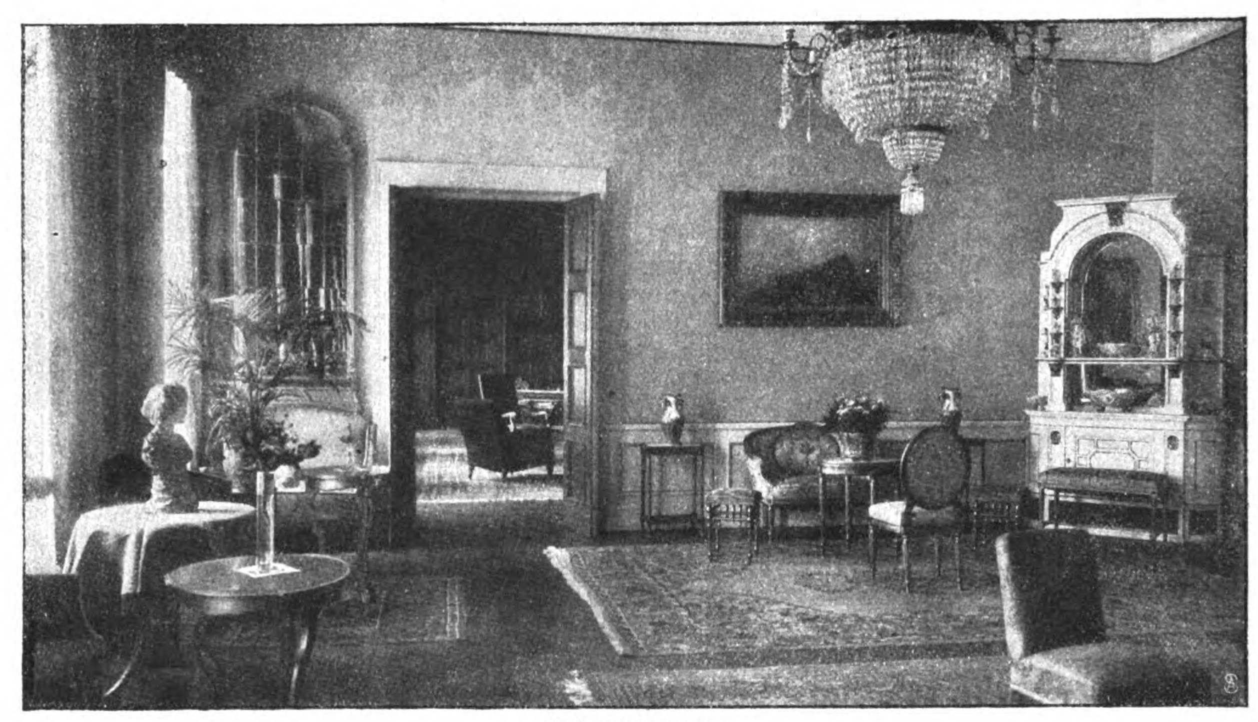
Exz. v. Eisenhart-Rothes Berufung bedeutet für den in der Provinzialverwaltung bewährten Beamten einen in der Beamtenlaufbahn sonst nicht üblichen Sprung. War er doch nicht, wie sonst wohl üblich, die Sprossenleiter des Ministerialbeamtentums emporgeklettert. Der jetzige Minister weiß von sich selbst nichts anderes zu erzählen, als daß sich seine Laufbahn bis zu seiner Berufung in höchst normaler Weise entwickelt hat. Am 5. April 1875 zu Nietzow (Kreis Regenwalde) als Sohn des Generallandschaftsdirektors von Eisenhart-Rothe geboren, absolvierte Paul von Eisenhart-Rothe das Gymnasium zu Treptow an der Rega, diente 1878 bei dem neumärkischen Dragonerregiment Nr. 3 einjährig, studierte die Rechte, legte die beiden Staatsprüfungen ab und trat 1885 als Hilfsarbeiter bei der Provin-



Der Landwirtschaftsminister am Schreibtisch.



Blick in das Herrenzimmer.



Gesellschaftsraum.

zialverwaltung in Stettin ein, bei der er ein Jahr darauf Landrat wurde. Seit dem Jahr 1898 ist er dann ununterbrochen Landeshauptmann der Provinz Pommern. Vermählt ist Exz. von Eisenhart-Rothe seit 1885 mit einer Tochter des Justizrats a. D. von Loeper. Von drei Kindern des Ministers sind zwei Töchter, Marie und Helene, am Leben. Ein Bruder des Ministers ist Oberpräsident der Provinz Posen.

Die Freiheit

Roman von Sophie Hoechstetter.

9. Fortsetzung.

Wie soll denn das nur werden, dachte Preißing. Er wußte ganz genau, was er hätte tun können, um sie zu ändern: nicht sanft sein, nicht durch Worte, Gespräche innere Harmonien mit ihr zu suchen. Er hatte nur eine Wirkung auf sie, wenn er hart, herrisch oder brutal war. Würde er sie jetzt mit einer groben, harten Hand aus ihrer Erstarrung, ihrer Abkehr reißen, einfach seine Mannesrechte verlangen — so würde er wieder eine Dienerin seiner Wünsche finden. Aber ihn schauderte bei dem Gedanken an solche Siege. Er wußte es ganz klar, ganz deutlich, so ruhig, daß nicht einmal mehr etwas wie Anklage darin lag, ihre Natur zog ihn herunter. Gegen ihre normale Einfachheit, gegen ihre sinnliche Wirkung hatte er keine andere Macht zu stellen als die Härte, das Geringe in ihm.

Er sehnte sich nach ihr — manchen Abend, manche Nacht. Und dachte: ich tu nicht mehr mit. Nein, ich will keine solchen Grundlagen mehr für eine Stunde dessen, was wohl Glück heißt.

Einmal suchte er den Kammerherrn v. Zenge auf. Saß eine Stunde bei ihm, und sie redeten vom Krieg. Der alte Herr kannte den Zaren von Bulgarien aus der Zeit, da er noch der Koburger Prinz gewesen, und von Festspielbesuchen in Bayreuth her. Er holte das schöne Lenbachbild des Prinzen hervor, es hatte eine Widmung an Zenge.

„Daß dieser Fürst jetzt seine Weltstellung hat, freut mich über alle Maßen. Nun, mein lieber Ferdinand, nehmen Sie sich ein gutes Beispiel. Nein, Sie sind zu jung, Sie wissen nicht mehr, was die Presse sich früher über dieses Ferdinands Nase leistete. Sie ist ja ein bißchen groß — und Ihre eine Schulter ist ein wenig höher als die andere."

Preißing mußte lachen. „Nun, Herr v. Zenge, Sie sind wirklich heute in gnädigster Laune. Es erinnert

mich: Meine Mutter hatte einmal in der Zeitung gelesen, der alte Kaiser hätte nur baumwollene Regenschirme benutzt. Das hielt sie mir vor, als meine Tertianersehnsucht einmal nach einem seidenen sogenannten Nadelschirm stand. Trotz meines baumwollenen Prügels konnte ich mich nicht in die Ehre des Vergleichs finden."

Herr v. Zenge streichelte seinen weißen Spitzbart, ließ das Einglas fallen und fragte geradezu, ob Preißing nun mit seiner Frau etwas verreise.

„Sie hat mir neulich nicht gefallen, ins Gleis bringen, lieber Ferdinand. Nicht so zuwarten."

Er kam noch am hellen Nachmittag zurück — fand Hanna wieder in dieser rätselhaft wartenden Stellung am Gartenzaun. Zwischen regennassen, blattlosen Gebüschen stand sie da — sinnlos — frierend — sonderbar erregt.

„Komm jetzt mit herein", sagte er etwas rauh. „Ich möchte Kaffee trinken. Ich möchte auch nicht, daß du immer so in der Nässe herumstehst."

Sie kam sofort, war fast freundlich, machte ihm ein Brot zurecht und fragte, wie es Herrn v. Zenge ginge. Und er dachte melancholisch, sobald er sie nur ein wenig grob anredete, veränderte sie ihr Wesen zu seinen Gunsten.

„Ich möchte mal nach Berlin fahren, hörst du, Hanna, und will, daß du mitkommst. Wir wollen einige Vorträge hören und ein paar Kriegsfürsorgestellen besuchen. Ich habe bestimmt vor, zum Frühling Rekonvaleszenten ins Haus zu nehmen."

Sein Ton war fest und enthielt keine Frage. Preißing zündete sich eine Zigarre an, ging im Zimmer auf und ab — und entwickelte ihr, daß, wer über ein so großes Haus verfüge und viele landwirtschaftliche Produkte, sich nicht mit Feldpaketen und Geldgaben begnügen dürfe. Der März sei hier schon so warm, und bis dorthin könne man alles einrichten. Kurz und klar sagte er, welche Zimmer bereitgemacht werden mußten, und daß er um Rekonvaleszenten aus dem Einjährigenstand oder den Kriegsfreiwilligen eingeben würde.

Sie antwortete sonderbar willfährig, daß es sich bald einrichten ließe. Und da sie wie belebt aussah, ging er zu ihr, küßte ihre blonden Haare — legte den Arm um ihre Schulter und sagte eine Zärtlichkeit.

Sie ließ es still geschehen. Er wanderte wieder durch das Zimmer, setzte sich endlich in einer Ecke nieder und redete in die beginnende Dämmerung hinein, daß man in dieser Zeit doch nicht nur an seinen eigensten Kummer denken dürfe. Das müsse man zurückschieben und für andere handeln lernen. Im Hause würde es dann lebhaft sein, man höre von draußen — und es wäre doch schön, sein Haus auch für andere zu haben.

Sie hörte zu. Ein wenig angeregt, wollte ihm scheinen. Und er dachte, fast leichten Herzens, vielleicht würde alles doch noch besser, oder gar noch in irgendeiner Weise gut. Endlich verstummte er, hing seinen Gedanken nach — und sah Hanna wie ein schönes Bild weitab in dem großen Raum.

Da schlug außen der Hund an. Das kam oft genug vor, und er wunderte sich, daß er es überhaupt hörte. Und dann war ein Schritt im Flur. Hanna wandte das Gesicht nach der Tür. Preißing blieb sitzen.

Ohne Anklopfen wurde die Klinke niedergedrückt — die Tür, die sich gegen den Flur öffnete, war offen — und unter der Schwelle stand ein grauer Soldat — bleich im Gesicht — mit einem leeren linken Ärmel, der sonderbar baumelte. Preißing sprang auf — und blieb dann stehen, als sei er gelähmt. Er dachte gar nichts. Er sah, wie Hanna eine Bewegung machte, als wollte sie sich vorwärts stürzen — hörte sie aufschreien — hörte einen Ton des Jubels — sah sie auf den Soldaten zueilen und ihre Arme um seinen Hals werfen.

„Guten Abend", sagte Kurt, der Bruder.

9. Kapitel.

Wenn ein Totgeglaubter wieder vor einem steht kann man es nicht im Augenblick begreifen. Preißing fühlte einen Schwindel, konnte kaum sprechen.

Der Heimgekehrte, dem Hanna um den Hals gefallen war, verlor nicht sein ernstes Gesicht. Die Hand, die er seinem Bruder reichte, hatte keinen Druck — die Worte, die Preißing suchte, blieben Abgerissenes, ein „wie ist es möglich" — ein „Gott sei Dank", was ihm selber schauerlich klang, denn in sein Herz war das Bild eingebrannt, wie Hanna sich mit einem Schrei der Freude, in Gebärden, die er nie an ihr gesehen, Kurt entgegengestürzt. Preißing hörte sie fieberhaft reden, fragen — sah sie in bebender Beweglichkeit um Kurt beschäftigt.

„Was möchtest du — Kaffee — Wein — willst du gleich essen?" Sie lief aus dem Zimmer, war wieder da, ehe die Brüder nur zwei Worte getauscht hatten — stellte ein Glas vor Kurt hin — goß ihm etwas ein — und stellte dabei Frage um Frage.

Kurt Schierstein dankte kaum. Er saß an dem Tisch — sein Gesicht war überaus blaß — seine Art fast unverändert. Langsam sah er sich im Raum um, langsam, wie abgehackt, kamen Worte, die sich zu Geschehnissen aus weiter Ferne umdenken ließen. —

Bei Lüttich — ja, bei Lüttich. Rock und Hemd hatte es ihm vom Leibe gefetzt — den Arm zerschmettert.

Da war auch seine Erkennungsmarke verlorengegangen. Er hatte in einem französischen Lazarett gelegen mit einer Dum-Dum-Geschoß-Vergiftung.

Ganz hilflos. Er habe später geschrieben. Ohne Glauben, daß es ankäme, denn er bekam ja auch nichts. Dann sei er in ein Gefangenenlager gekommen. Da

wäre ein Infanterist aus der hiesigen Gegend gewesen — der habe ihm von zu Hause erzählt.

„Daß die Mutter tot ist, und daß ihr geheiratet habt. Da habe ich nicht mehr geschrieben. Und dann bin ich endlich nach Konstanz gekommen — als Untauglicher ausgetauscht. Da habe ich mich ganz gesund pflegen lassen. Und jetzt bin ich da und will selber sehen."

Ganz begriff Preißing in seiner Betäubung das alles nicht, besonders wie das Rote Kreuz in Genf keinerlei Bescheid gegeben. Und daß man nie einen Brief aus dem Gefangenenlager durchgelassen hatte. Aber darüber war nicht Zeit nachzudenken. Kurt saß da. Ihm fehlte der linke Arm. Er war sehr bleich. Aber er sagte, er sei wieder gesund.

Trotz und Kälte klang aus seinen Worten. Und Preißing dachte, das alles habe er ja schon einmal erlebt: daß Kurt wiederkam, hier saß — und forderte. Er wartete fast schmerzlich darauf, diese Forderung möchte sofort kommen. Dieser Mensch, sein Bruder, aus dessen Worten auch nicht die Spur eines Gefühles klang, möchte anders reden.

Aber er saß da, trotzigen Gesichts — und Hanna machte auch nicht den geringsten Versuch, zu verbergen, daß sie selig war.

„Trauert ihr noch um mich?" fragte Kurt plötzlich — und sah langsam von einem zum andern — mit diesem einfachen, etwas gebundenen Blick, der ihm nicht verlorengegangen war in allem Schrecklichen, das er erlebt.

Da warf Hanna den Kopf in ihre Arme und weinte.

„Wir haben drei Wochen lang ein Kind gehabt, Kurt — und es vor vierzehn Tagen begraben müssen", sagte Preißing.

Kurt Schierstein blickte seinen Bruder an, nickte mit dem Kopf und antwortete langsam: „So, ja — das ist wieder gestorben — und die Mutter ist gestorben."

Er stand plötzlich auf. „Ich möchte in Mutters Zimmer gehen. Und Briefe wird sie mir auch geschrieben haben. Sind die nicht zurückgekommen? Ich möchte sie lesen, ihr müßt mir sie geben."

Er lächelte verächtlich, als man ihm sagte, oben wäre es so kalt, und sein Zimmer müsse erst geheizt werden. „Ich komme nicht aus der Verwöhntheit", sagte er.

Sein Wesen war Preißing so fremd und unheimlich. Fast erleichtert ging er mit Kurt nach oben — machte überall das elektrische Licht an und suchte die alten Briefe. Als er über den Korridor zurückkam und in Kurts Zimmer trat, fand er ihn dort mit Mamsell plaudern. Die alte, treue Person schwankte zwischen Tränen und Lachen — Feuer knisterte in dem alten Kachelofen auf.

„Bist du denn zu Fuß heraus — ja? Und wo ist in Jena dein Koffer? Soll ich noch am Abend hinunterschicken lassen?"

Da verzog Kurt wieder etwas höhnisch die Mundwinkel. Er habe sich leider in den Lazaretten keine Koffer und sonstigen Besitztümer erwerben können. Die Reise hierher sei ihm vom Roten Kreuz bezahlt worden. Und morgen müsse er zu seinem Regiment. Darum wolle er heute abend die Briefe seiner Mutter hier lesen.

Seine Art schloß weitere Gespräche aus. Preißing legte die Briefe auf den Tisch, und Kurt sagte, wenn er damit fertig sei, würde er wieder hinunterkommen. Aber sie sollten mit dem Abendbrot nicht auf ihn warten.

Preißing ging wieder ins Eßzimmer, fand es leer und suchte Hanna in der Bibliothek. Auch da war sie nicht. Halb erleichtert, daß er sie nicht sofort sprechen mußte, suchte er das dritte Zimmer auf, das er sich schon vor einiger Zeit als Arbeitzimmer eingerichtet hatte. Er brannte sich eine Zigarre an, nahm mechanisch die Feder zur Hand, als könne er jetzt arbeiten. Er war ganz ohne Fassung. Wirre und ungeordnete Gedanken drängten sich ihm durcheinander. Er versuchte, sich zu freuen, aber dagegen stand dieses trotzige, ernste, abwehrende Gesicht von Kurt. Er dachte gequält, was hat dieser Mensch leiden müssen, und sah plötzlich Hannas Affekt in einem andern Licht. Wäre nicht jede Schwester einem so heimgekehrten Bruder in die Arme gefallen? Einem Totgeglaubten, der plötzlich wieder dastand? Sollte es für den, der so heimkam, im Hause seiner Mutter nichts als warme Zimmer und Händeschütteln und Fragen geben?

Kleine Hanna, dachte er fast zärtlich. Und er grübelte, wie es nun wurde. Zunächst mußte Kurt wohl noch beim Regiment bleiben. Bekam im Garnisonlazarett einen künstlichen Arm und würde vielleicht über Kriegsdauer noch als Schreiber verwendet oder sonst im Garnisondienst. Aber dann —. Ja, dann mußte er den Hof haben. Selbstverständlich. Wenn auch der ältere Bruder, von dessen Vater das Erbe stammte, die Vorhand besaß. Nein, Kurt mußte alles hier bekommen.

Und in diesem Entschluß verschönte er sich sein erstes, fast erstarrtes Benehmen zu dem Bruder. Er saß und dachte, die Zigarre war längst verraucht. Preißing merkte nicht die Zeit, bis die Mamsell hereinkam und fragte, ob sie anrichten lassen könne, es sei schon acht Uhr. Die gnädige Frau schicke sie. Die gnädige Frau habe so entsetzliche Kopfschmerzen und sich zu Bett legen müssen.

„Zu Bett — jetzt um acht Uhr?" fragte er erstaunt.

Die alte kleine Mamsell nickte begütigend: „Die Aufregung, Herr Doktor — sie ist doch noch gar so

schwach vom Tod des Kleinen her. Soviel Gemütsbewegungen."

Er ging nach oben. Hanna hatte das Gesicht in die Kissen vergraben. Er machte etwas rücksichtslos Licht und sah, daß sie wirklich in einem Zustand völliger Erschöpfung dalag. Ein Glas mit Resten eines Pulvers stand auf dem Nachttisch. Hanna war noch in den Kleidern.

„Ich habe Kurt von der Mutter erzählt — mir ist so schwach im Kopf — ich habe ein Pulver genommen — vielleicht kann ich später wieder aufstehen. Oh, sei so gut, Ferdinand — ich kann kein Wort mehr sprechen."

„So schlafe nur", sagte er still. Es fiel ihm erst nachher wieder ein — sie hatte mit Kurt gesprochen, war zu ihm ins Zimmer gegangen, wo er doch allein sein wollte. Von der Mutter mußte sie mit ihm reden? Es war zum erstenmal, daß sie Mutter, nicht Tante sagte. Er ging wieder ins Eßzimmer. Da lag nur ein Gedeck. Herr Kurt habe sich ein wenig belegtes Brot hinaufbringen lassen, meldete die Mamsell, er läse immer noch die Briefe von der seligen Frau Mutter.

Preißing aß unruhig, ohne Hunger, nur um die Mamsell nicht zu kränken. Es schien doch so wunderlich, daß Hanna zu Kurt gegangen — und sich nun als krank zu Bett gelegt hatte. Aber freilich, sie war die ganze Zeit seit dem Tode des Kindes seltsam gewesen, und dieses Ereignis von heute mußte wohl Gefühl und Nerven treffen.

Er wartete, sah nach der Uhr, es war neun. So endlos konnte doch Kurt nicht Briefe lesen. Ob er hinaufging? Auch er mußte doch mit ihm reden. Aber er zauderte noch, rauchte, griff nach den Abendzeitungen. Kurt hatte ja gesagt, er wolle kommen. Die Mamsell räumte den Tisch wieder ab und sagte, daß sie das Mädchen zu Pfarrers gesandt hätte mit der Nachricht. Ach, und wenn das die selige Frau Mutter erlebt hätte.

Die Mutter — ja. Kurt hatte durch einen Zufall draußen von ihrem Tod und der Hochzeit gehört — und sich dann verschlossen. Wohl direkt dazu beigetragen, daß keine Nachricht von ihm hierher drang, bis er selbst „nachsah". Sonderbar. Preißing hörte kaum, was die Mamsell redete — und während ihres aufgeregten Geplauders trat Kurt wieder ein.

Preißing stand auf, ging ihm entgegen und sagte gemütliche kleine Fragen. Kurt müsse sich schön in einen Lehnstuhl setzen, und was er trinken und rauchen möchte, und ob auch oben bei ihm alles recht wäre.

„Hanna mußt du entschuldigen, sie ist zu Bett gegangen. Weißt du, ihre Nerven waren noch gar nicht wieder in Ordnung — und nun die Freude."

Er überstürzte sich: „Mußt du wirklich morgen schon wieder fort? Ich hoffe, du mußt dich nur melden und kannst dich doch dann zu Hause erst gründlich erholen."

Und er fuhr fort, wie unbegreiflich es ihm wäre, daß man keine, aber auch nicht die geringste Auskunft über ihn erhalten konnte — er habe wohl selbst die Antworten aus Genf und Paris gesehen — die wiederholten, verneinenden Antworten aus Genf.

Kurt hatte sich in einen bequemen Stuhl gesetzt, die Zigarren, den Wein rührte er nicht an. Zu des Bruders Reden fand er keinerlei Erwiderung. Endlich wurde Preißing aufmerksam und dachte, vielleicht ist er so ermüdet, daß ihn das Reden quält, oder daß er von seinen Erlebnissen noch kaum sprechen kann.

„Soll ich dir nicht eine Zigarre anzünden?"

Kurt hob langsam die Augen — sah den Bruder fest, still und ohne jede Wärme an und sagte langsam: „Morgen muß ich vorerst wieder fort. Darum will ich das alles gleich heute noch reden. Die Hanna ist bei mir gewesen und hat mir alles erzählt, wie sich die Mutter abgesorgt hat, und wie sie gestorben ist. Also nun bin ich wieder da, wie soll nun das werden?"

Die Sätze waren klanglos gesprochen, in einem schweren Ton. Mein Gott, er ist sehr angegriffen, dachte Preißing mitleidig.

„Lieber Kurt, wie es werden soll? Und das müssen wir heute abend noch besprechen, statt daß du einmal ordentlich zu Hause schläfst? Du findest alles so in Gang, wie es in der Kriegzeit möglich zu machen ist. Aber das Erbe der Mutter werden wir wohl heute abend nicht mehr teilen. Ich möchte dir nur sagen, wenn du den Hof behalten willst, so werden wir uns schon einigen können."

Kurt hatte wieder diese sonderbar unbeweglichen Augen, über die sich die Lider so selten senkten, auf Preißing gerichtet. Sein Gesicht schien noch bleicher als vorher.

„Du hast mich wohl nicht verstanden, Ferdinand. Die Hanna hat der Mutter versprochen, daß sie ihr ein Enkelkind gibt. Und weil ich doch totgesagt war, weil sie mich in einem Massengrab glaubten, in dessen Nähe man nachher meine Erkennungsmarke fand, da mußten alle denken, ich wäre tot. Und wie ich das von euch wußte, da ließ ich nichts mehr von mir schreiben. Also der Mutter hat Hanna versprochen, daß sie ihr ein Enkelkind gibt. Da hat sie dich genommen, weil ich doch totgesagt war. Nun bin ich also wieder da. Wie soll nun das werden?"

Preißing starrte seinen Bruder an. Die ungeheuerliche Simplizität seiner Fragen konnte er nicht gleich begreifen. Nur — plötzlich sah er sich als Anwalt in einer Gerichtsverhandlung — für einen alten törichten Mann plädieren — der Richter hatte unter dem Talar einen grauen Anzug an und eine schilfgrüne Krawatte, und die Klägerin hatte zu dem alten Mann gesagt, daß ein Überflüssiger doch einen An-

stand haben solle und sich entfernen. Er fand nicht gleich Worte.

Er rauchte heftig, obgleich ihm das ein wenig unschicklich vorkam. Nicht gerade Kurts wegen — aber um seiner selbst willen. Er hatte doch eben gehört, daß seine Frau ihn „genommen", weil der andere tot gesagt war. War man es da nicht wenigstens seiner Frau schuldig, zu sagen: Du lügst.

„Eine Frage, Kurt: Denkst du dir das — oder —"

In dieser aufregenden Ruhe kam es: „Ich denke mir nichts aus. Ich sage nur, was ich weiß. Die Hanna hat es mir gesagt, daß sie der Mutter ein Enkelkind versprochen hat — wie die Mutter auf dem Sterbebett lag —"

„So laß doch wenigstens die Mutter in Frieden —" schrie Preißing, von einem sinnlosen Zorn befallen. „Es geht mich nicht das Geringste an, was Hanna da versprochen oder nicht versprochen hat. Nur ziehe nicht die Mutter in diese gräßlichen Sachen hinein. Du behauptest, die Hanna habe mich geheiratet, weil du tot gesagt warst. Und nun willst du mir mitteilen, du liebst sie — und sie liebt dich, und ihr wünscht, ich soll mich scheiden lassen —?"

Er warf diese Worte in ihrer ganzen, schonungslosen Plumpheit hin — verächtlich, wütend, in dem Gedanken, ich soll mich wohl noch mit den Feinheiten dieser Herzen und Hirne beschäftigen? Und sie breiten noch die uraltesten Sentimentalitäten aus, ihre nackten Wünsche zu umhüllen.

Nun war Kurt betreten. Und Preißing sah es fast in Haß — er war von derselben Art wie Hanna. Vor brutalen Worten, vor Zorn, Heftigkeit bekamen sie Respekt, dachte er achtlos.

„Ich habe dich bloß gefragt, was da werden soll, Ferdinand. Und die Mutter ist doch wichtig dabei. Denn wenn Hanna das tat, weil ihr das Versprechen heilig war, und sie es an mir nicht halten konnte, so mußt du denken, daß Frauen nicht sind wie wir. Du bist doch klüger als ich — und du hast das Recht auf Hanna — darum frage ich dich, was da werden soll?"

Preißing war entwaffnet. Er fühlte, daß er dem Bruder unrecht getan. Er hatte die schonungslose Ehrlichkeit für sich.

Fast sanft sagte er, als wäre der Bruder ein Kind: „Eine Ehe ist eine Ehe, Kurt. Das heißt eine übernommene Pflicht. Die Hanna hätte mir ihre Mitteilungen früher machen müssen, das siehst du doch ein."

Kurt war nun auch aufgestanden. Den Bruder überragend stand er da. Der Ernst seines Gesichtes hatte nicht viel Ausdruck. Jetzt sah man, er quälte sich, vielleicht etwas Kluges zu ersinnen — es zu formen. Es kam: „Aber euer Kind ist doch gestorben. Und nun weiß Hanna, warum. Weil es nicht das richtige Enkelkind war, das die Mutter wollte."

Wieder stand Preißing wie vor den Kopf geschlagen. Was für eine Einfachheit. Was für eine Art von Logik. Er dachte, wie um Gottes willen soll ich mich denn da überhaupt noch begreiflich machen?

Er sah den Bruder an. Der kam aus dem gräßlichsten Erleben. Kam heim mit dem Wissen, er fand die einst geliebte Cousine im Elternhaus als die Frau eines andern. Und nun hatte eine einzige Aussprache mit Hanna genügt, daß die alte, halb unbewußte Neigung zu einem Begehren wurde und die „Untreue" völlig verziehen war. Ja so, er war tot gesagt gewesen, und das Versprechen an die Mutter bedeutete die weitere Schuldlosigkeit Hannas für ihn.

Preißing raffte sich zusammen. Er trank von dem Wein, den der Bruder — vielleicht auch in einem Schicklichkeitsgefühl — abgelehnt hatte, rauchte von neuem und fragte endlich: „Hat dich nun etwa Hanna in der ersten Stunde deines Hierseins mit einer Botschaft an mich, ihren Mann, beauftragt? Und hast du das angenommen?"

Zum erstenmal zeigte Kurts Gesicht etwas wie Bewegtheit. Er errötete — stotterte irgend etwas Unverständliches vor sich hin und wußte sich nicht zu helfen. Da kam Preißing fast ein wenig Mitleid für ihn. Vielleicht dachte Kurt, Hanna hätte in dieser Ehe nur Verzweiflungen durchlebt und die trauervollste Entsagung, während sie doch — selbst wenn Preißing so bescheiden sein würde, sich jegliches Vorzugs zu begeben — an Haus, Hof, Besitz ihre herzliche Freude gehabt.

„Verlegenheit ist wirklich nicht mehr nötig, Kurt, also nahmst du einen Auftrag von ihr an mich an?"

Und während er auf die Antwort wartete, fiel ihm ein, wie oft, wie endlos oft sich sein Gewissen abgequält mit dem Gedanken, daß er damals dem Zögernden nicht zugeredet — und der Mutter Drängen zurückgedämmt hatte.

Oh — nun bezahlte er alle Schuld. Er dachte keine Sekunde lang an seine lächerliche Lage — an das Kränkende, was für ihn in Hannas Losbrechen lag. Er ging ein paarmal durch das Zimmer, hörte, draußen wehte der Wind, hörte Regentropfen an die Fensterscheiben fallen und fühlte, es müsse schon sehr spät in der Nacht sein.

„Du kannst ja das alles nicht wissen, Kurt — Hanna ist seit dem Tode des Kindes noch zu keinem inneren Gleichgewicht gekommen. Nun bedenke, wie in ihr verirrtes Herz hinein heute dein Wiederkommen wirken mußte. Ob es morgen ihr noch wahr ist, was sie heute gesprochen hat?"

Es war eine lange Pause. Kurt schien sich zu besinnen. „Du möchtest sie freigeben", hat sie gesagt. „In dem Tod von dem Kind und meiner Heimkehr sieht sie ein Zeichen —"

(Fortsetzung folgt.)

Schluß des redaktionellen Teils.





Kochplatten

D. R. G. M.

verhüten das Anbrennen und Überkochen der Speisen, Durchbrennen der Töpfe, dienen als Unterlage für heiße Töpfe, Plätteisen, Einlage in Backofen und Bratröhre, ermöglichen das langsame Weiterkochen bei kleingestellter Flamme, verteilen die Hitze gleichmäßig unter der Bratpfanne (wichtig für Eierspeisen), beste Schutzeinlage in Kochkisten. Die „Moha"-Kochplatten sind unempfindlich gegen Hitze u. Feuchtigkeit, feuerfest, abwaschbar und dauerhaft.

In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

PREIS pro Stück:
eckig: 75 Pfg.
rund: M. 1.–

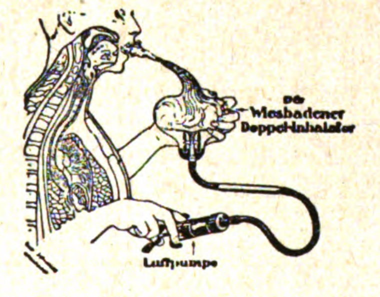
„Moha"-Gesellschaft m. b. H., Nürnberg 2.

Katarrhe und Tod.

Betr. Bronchialkatarrh, Kehlkopf-, Rachenkatarrh, Asthma, Schnupfen, Erkältungen, Husten.

Ohne Luft kein Leben! Wenn die Atmungsorgane ihre Tätigkeit einstellen und der Lunge keinen Sauerstoff zur Weitervermittlung mehr zuführen, ist es aus mit dem Leben. Sind die Atmungsorgane erkrankt, so können sie natürlich nicht intensiv genug arbeiten, und der ganze Körper leidet darunter. Nun leiden viele Menschen schon jahrelang an solchen Krankheiten, ohne es zu wissen. Sie kennen wohl die Namen, wie Bronchialkatarrh, Lungenspitzenkatarrh, Luftröhrenkatarrh, Kehlkopf-, Nasen-, Rachenkatarrh, Schnupfen, Erkältungen, Asthma usw., wissen aber nicht, woran man diese sich so furchtbar rächenden Krankheiten erkennt. Wir wollen Sie aufklären und fragen Sie deshalb:

1. Haben Sie oft Husten?
2. Fühlen Sie oft Trockenheit im Halse?
3. Sind Sie oft heiser? 4. Sind Sie oft erkältet?
5. Sind Ihre Luftröhren oft verschleimt?
6. Besonders des Morgens? 7. Ist Ihre Nase oft verstopft?
8. Haben Sie Beschwerden beim Atmen?
9. Besonders beim Treppensteigen?
10. Ist die Nasenschleimabsonderung oft stark?
11. Müssen Sie zeitweise anhaltend niesen?
12. Hören Sie zeitweise schwer?



Beantworten Sie sich diese Fragen selbst! Es sind dies alles Anzeichen von vorhandenen Entzündungen der Schleimhäute (Katarrhe), diese sind gefährlicher, als man allgemein annimmt. Im Interesse der Allgemeinheit senden wir kostenlos eine belehrende Schrift über die Selbstbehandlung der Schleimhäute mit dem Wiesbadener Doppel-Inhalator an jedermann. Man schreibe sofort, jeder Tag bedeutet eine Gefahr und Qual, oder bestelle gleich einen Doppel-Inhalator bei:

Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft
Wiesbaden 5, Rheinstraße 34.

Der „Wiesbadener Doppel-Inhalator" ist eine neue Erfindung, welche von ersten Spezialärzten als hervorragend gut befunden wurde. Auf kaltem Wege überführt er medikamentöse Flüssigkeit in einen gasartigen Zustand. Dieser gasartige Medizinnebel wird genau wie Luft eingeatmet und vermag bis in die versteckteften Teile der Atmungsorgane und Lungen zu dringen. Die Wirkung ist verblüffend. **Deshalb verordnen ihn Spezialärzte, Lungenheilstätten usw.**

Der Preis ist so gestellt, daß ihn jeder kaufen kann. Er kostet, sofort gebrauchsfertig für Mund und Nase, mit Inhalationsflüssigkeit (Eucal.-Präp.) oder (Spezial-Asthma-Präp.) nur 14.— M. (Porto 60 Pf., bei Nachn. 95 Pf.) Keine weit. Unkosten, nur einmalige Anschaffung.

Zirka 2000 Anerkennungen von Aerzten und Patienten erhielten wir in einem halben Jahre. **Ein noch nie dagewesener Erfolg!** Nachstehend nur einige:

Heilung des Bronchialkatarrhes.

Wolfseck, Station Lengenwang, den 8. Juni 1916. Im Februar kaufte ich Ihren Doppel-Inhalator und vertrieb durch regelmäßige Inhalation einen langjährigen Bronchialkatarrh, mit dem ich infolge eines Lungenleidens seit 5 Jahren behaftet war. Die Heilung des Bronchialkatarrhes, der weder einer Inhalationskur im Sanatorium noch Heimkuren mit allerkompliziertesten, teuersten Apparaten, noch einer langwierigen, lokalen Bepinselungskur weichen wollte, verdanke ich allein Ihrem Apparat.
Dr. Richard Bolte.

Husten nach 14 Tagen verschwunden.

Charlottenburg den 19. 6. 1917, Oranienstr. 12. Ihr Inhalator leistete mir sehr gute Dienste, nach 14 tägiger Anwendung verlor sich der Husten. Senden Sie noch einen Apparat für eine Bekannte.
Fr. Greitzke.

Bei 4jährigem Asthma und Lungenleiden.

Charlottenburg, den 4. 3. 1917. Kaiserin-Augusta-Allee 78. Seit vier Jahren litt ich an einem chronischen Lungenleiden und Asthma so stark, daß ich dachte, ich müßte ersticken. Nun empfahl mir ein alter Herr von 70 Jahren Ihren Doppel-Inhalator. Nach dreimonatigem Gebrauch bin ich Gott sei Dank ziemlich geheilt. Nichts half mir, nur Ihr Apparat.
Frau Wolter.

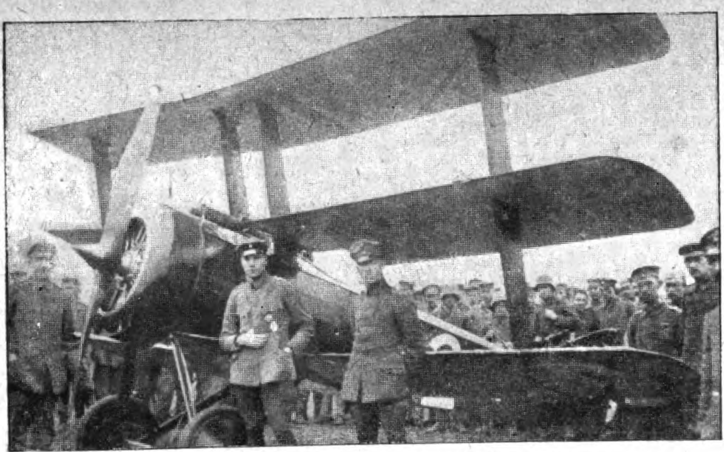
Es gaben uns die Ehre, den „Wiesbadener Doppel-Inhalator" von uns zu beziehen:

Seine Kgl. Hoh. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin; Ihre Kgl. Hoh. die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz Seine Kgl. Hoheit Heinrich XXX. Prinz Reuß; Ihre Kgl. Hoheit die Großherzogin von Luxemburg, Herzogin zu Nassau; Ihre Großherzogl. Hoheit die Herzogin von Anhalt; Ihre Hoheit die Herzogin von Oldenburg; Seine Großherzogl. Hoh. Prinz Max v. Baden; Ihre Durchl. die Prinzessin Elisabeth zu Solms-Braunfels usw.

> **Vorsicht!** Es gibt minderwertige Nachahmungen! Achten Sie deshalb genau auf unsere Firma, um auch den wirklich echten, vieltausendfach bewährten **„Wiesbadener Doppelinhalator mit dem Doppelzerstäuber" zu erhalten.** Deutsches Reichs-Pat Ausl. Patente. — Natürliches Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalz zum Gurgeln, Inhalieren und für Trinkkuren **(unter strengster Aufsicht der Stadt Wiesbaden und der Städt. Kurdirektion gewonnen)** ist zum Preise von **2.50 M.** per Glas ebenfalls von uns zu beziehen.

Alleinige Fabrikanten: **Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft, Wiesbaden 5, Rheinstr. 34.** Telegr.-Adr: „Doppelinhalator Wiesbaden".

Depot für die Schweiz: M. Zeller Söhne, Romanshorn; für Österreich-Ungarn Alte Salvator-Apotheke Wien, Kärntnerstr. 16.



Der von Leutnant Wüsthoff abgeschossene erste französische Dreidecker nach seiner Landung in den deutschen Linien. Presse-Centrale.



In einem türkischen Lazarett: Der Brief aus der Heimat wird vorgelesen. K. u. K. Kriegspressequartier.



Pferde-Schwimmbad im Frontbereich des österreichisch-ungarischen Korps Hofmann.

„Lebensbund“

Organisation zur Reform des Sichfindens.

Unsere weitverbreitete, von allen Seiten als überaus zeitgemäß hochanerkannte Organisation bietet seit 1914 mit ganz beispiellosem Erfolg Gelegenheit, in taktvollster Form und auf verschwiegenste Weise unter Gleichgesinnten passenden Lebensgefährten zwecks Ehe kennenzulernen. Keine gewerbsm. Vermittlung! Ständig unverlangt Eingang glänzendster Anerkennungen aus allen Kreisen. Man fordere vertrauensvoll gegen Einf. von 30 Pf. (auch Marken) unsere hochinteressanten Bundesschrift. Zusendung erf. sof. unauffällig in verschlossenem Brief ohne Aufdr. Geschäftsleitung u. Adr.: Verlagsbuchhandl. **G. Bereiter, Schkeuditz 350 bei Leipzig.** Allerstrengste Verschwiegenheit wird zugesichert.

Echte Briefmarken billigst. — Preisliste A für Sammler gratis. August Marbes, Bremen.

Werden Sie Redner!

Lernen Sie frei und einflußreich reden!

Gründliche Ausbildung zum **freien Redner** durch den von dem Direktor der Berliner Redner-Akademie F. A. Brecht herausgegebenen tausendfach bewährten

Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken,

freie Vortrags- und Redekunst.

Nach unserer altbewährten Methode kann sich jeder **unter Garantie** zu einem logischen, ruhigen **Denker**, zum freien, einflußreichen **Redner** und fesselnden, interessanten **Gesellschafter** ausbilden. **Redefurcht** und **Menschenscheu** werden radikal beseitigt und das nach Brechts System geschulte **Gedächtnis** erlangt seine höchste Leistungsfähigkeit ohne Rücksicht auf Schulbildung, Wissen und Alter.

Ob Sie als Gesellschaftsredner oder in öffentlichen Versammlungen auftreten, ob Sie in Vereinen oder in Diskussionen das Wort ergreifen, ob Sie auf der Kanzel oder im Gerichtssaal oder im Parlament stehen, ob Sie als Geschäfts- oder Privatmann sich äußern, immer und überall werden Sie nach dieser Ausbildung imstande sein, über jeden Gegenstand in schöner, schmuckvoller und überzeugender Weise frei zu reden und die Hörer für Ihre Ideen zu gewinnen.

Erfolge über Erwarten! — Anerkennungen aus allen Kreisen. — Ausführliche Broschüre versendet vollständig **kostenlos.**

Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 2, Potsdamer Str. 105a

Magere Damen

erlangen schöne Büste, volle Körperformen, frisches Aussehen durch die **echten Lenclos Nähr- u. Kraftpillen,** welche eine natürliche Vergrößerung, besseres Wachstum unentwickelter oder geschwundener Büste bewirken und welke, erschlaffte Brust durch natürliche Kräftigung wieder festigen. Für Blut und Nerven zugleich von hoher Wirkung. Kein Reklamemittel, durch med.-wissenschaftliche Erfahrung begründet! In Wirkung einzig und völlig unschädlich. Mark 6.—. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4.

Auch in den hartnäckigsten Fällen von

Nasenröte

bediene man sich ausschließlich des idealen Mittels

Blanca.

Garantiert unschädlich. Zahlreiche Anerkennungen. Preis M. 3.50 (Nachn. 40 Pf. mehr). Durch Apoth. u. Drog. od. dir. durch **Blanca-Vertrieb, Wiesbaden 4.**



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche“, Berlin SW 68.

Stotterer

erhalten umsonst die Broschüre: **„Die Ursache des Stotterns und Beseitigung ohne Arzt und ohne Lehrer sowie ohne Anstaltsbesuch.“** Früher war ich selbst ein sehr **starker** Stotterer und habe mich nach vielen vergeblichen Kursen selbst davon **befreit.** Bitte teilen Sie mir nur Ihre Adresse mit. Die Zusendung meines Büchleins **erfolgt sofort** im verschlossenen Kuvert ohne **Firma** vollständig kostenlos. **L. Warnecke, Hannover,** Friesenstr. 33.

Marie Voigts Bildungsanstalt

Erfurt — Seminare für technische Lehrerinnen. — Haushaltungsschule.

„Reger Betrieb bei vollem Lehrplan.“

Deutschland braucht Männer,

die fähig sind, an dem großen wirtschaftlichen Wettstreit teilzunehmen, der eine unbedingte Folge des Weltkrieges sein muß und eine tiefgreifende Aenderung unseres gesamten wirtschaftlichen Lebens herbeiführen wird. Ueberall werden **gebildete und leistungsfähige Mitarbeiter gesucht** sein. Beamte, Lehrer, Angestellte des Handels u. d. Industrie sollten nicht versäumen, jetzt ihre Vorbereitungen zu treffen. Das beste Mittel, rasch und gründlich, ohne Lehrer, durch einfachen Selbstunterricht auf ein Examen vorzubereiten, die Einj.-Freiw.-Prüfung u. das Abitur.-Examen nachzuholen u. die fehlenden kaufmänn. Kenntnisse zu ergänzen oder eine vortreffl. Allgemeinbildung sich anzueignen, bietet die **Selbstunterrichts-Methode „Rustin“. Ausführl. 60 S. starke Broschüre kostenlos.**

Bonness & Hachfeld, Potsdam, Postfach 30.

Buchführung lehrt am besten brieflich **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburgerstr. Verlangen Sie **gratis** Probebrief k.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt

Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. **Bis 5. August bestand. 4888 Zögl.,** u. a.: 3145 **Fahnenj., 1916/17** u. a. **50 Abitur., 184 Einj. Bereitet zu allen Notprüfg.,** namentl. **Beurl. od. Kriegsbeschädigte zur Reifeprüfung** vor.

LUGANO Töchterpensionat — **CUNIER** — (Schweiz). Gutes Klima, Unterricht in Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch, Buchführung, Wissenschaften. Kunst. — Sport. — Deutsche Referenzen v. Eltern.

Deutsche Fachschule Rosswein i. S. Gegr. 1894. Eisenkonstruktion-, Bau-, Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie u. Praxis. Studienplan frei.

Wyk a. Föhr Kinderheim. Pflege und Aufsicht durch Schwestern. Frau Dr. Horn.

Militär-Vorbereitungsanstalt Nur für Fähnrichprüfung. Jede sachkundige Auskunft. 1917 bestanden 606, seit Kriegsbeginn 1656. **Berlin W 57, Bülowstr. 103. Dr. P. Ulich.**

UNTERRICHTS-Anzeigen finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H. Berlin SW. erfolgreichste Verbreitung.

Der Wille wirkt Wunder

Der Wille zum Leben und zur Freiheit hat es bewirkt, dass das Volk des auf der Weltkarte so kleinen Stückchens Erde, genannt das „Deutsche Reich“, den vereinten Feinden aller 5 Weltteile mit ihren unermesslichen Menschenmassen und Hilfsmitteln nicht nur Trotz bietet, sondern siegreich in Feindesland eingedrungen ist und weiter eindringt. Aber dieser Wille zur Selbstbehauptung und zum Sieg, der unser Volk beseelt, muss im wirtschaftlichen Leben auch jeden einzelnen von uns erfassen. Durch den Willen und die Tatkraft einzelner Männer sind solche Unternehmungen, wie Krupp, Thyssen, Badische Anilin-und Sodawerke, Höchster Farbwerke, A. E. G., Siemens-Schuckert, Hamburg-Amerika-Linie und viele andere, zu hoher Blüte gelangt. Durch den Willen zum Leben sind während des Krieges weittragende Entdeckungen gemacht und ausgebaut worden. Wo also ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Deshalb hat niemand eine Entschuldigung, wenn er nicht vorwärtskommt, wenn es ihm andauernd schlecht geht. Natürlich haben die meisten Menschen den Wunsch, vorwärtszukommen und etwas zu leisten, aber der Wunsch genügt nicht, nur der eiserne unbeugsame Wille führt zum Ziel, wie immer das auch gestaltet sein mag. Nun fehlt freilich vielen Menschen solche Willenskraft, aber das Tröstliche ist, dass man sich dazu erziehen kann. Die beste und praktischste Anleitung hierzu bietet Ihnen Poehlmann's Geistesschulung und Gedächtnislehre. Mit ihrer Hilfe können Sie sich nicht nur einen ausdauernden Willen anerziehen, sondern alle nötigen Kenntnisse und Charaktereigenschaften aneignen, die Sie zum ersehnten Ziele führen werden.

Auszüge aus Zeugnissen: „Meine früher so lästige Zerstreutheit ist geschwunden. Ferner hat meine Willenskraft eine ausserordentliche Stärkung erfahren. M. A. L. — „Immer höher, von Stufe zu Stufe höher führt Ihre Methode. H. J.“ — „Ihre Geistesschulung macht Lebens- und Schaffensfreude und weist uns tatsächlich den Weg zum Erfolg. Das Wichtigste, ich habe Wollen gelernt. Sie haben mich auf den rechten Weg geführt mit Ihren Erfolg- und Willensübungen. Ihre Lehre, dass der Erfolg den Willen zum Erfolg immer wieder verstärkt, habe ich im eigenen Erleben, im eigenen zähen Ringen bekräftigt gefunden. O. D.“

Verlangen Sie heute noch Prospekt von **L. Poehlmann,** Amalienstr. 3, **München A 69.**



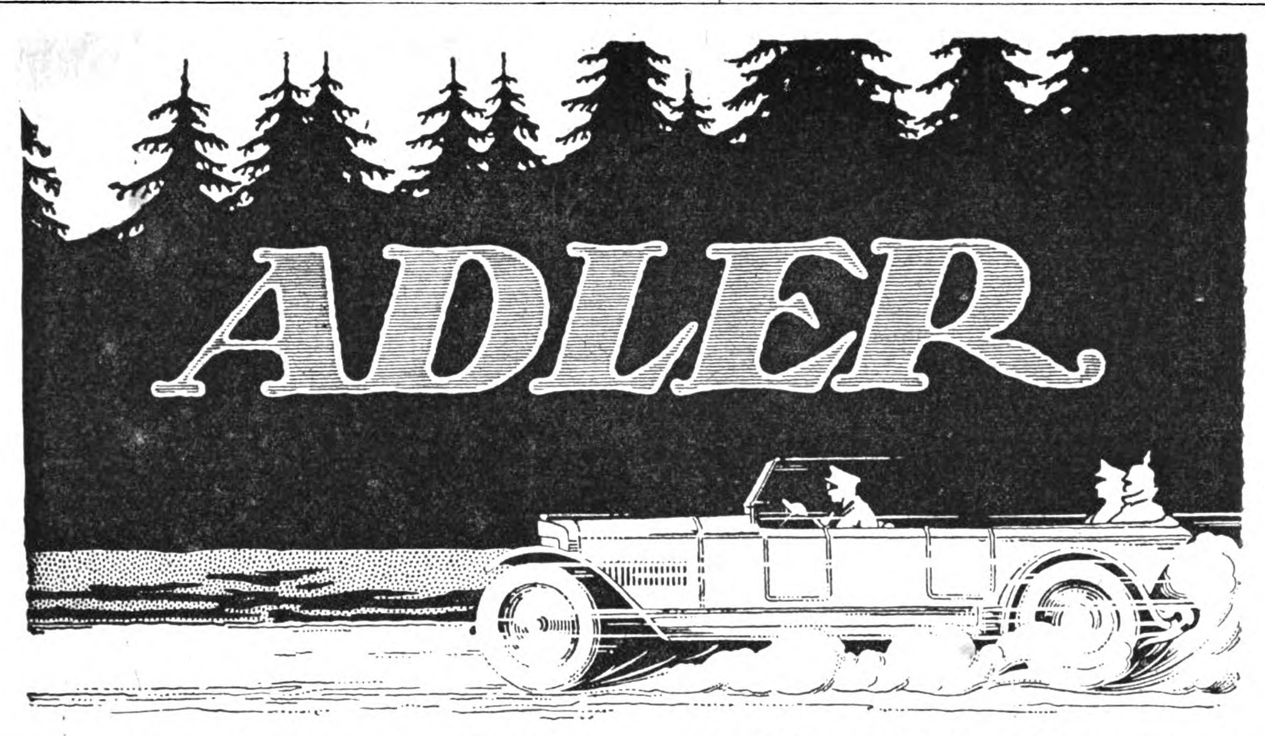
Mitesserjäger

beseitigt in **1 Minute Hautfettglanz** und **Mitesser,** Pickel, Sommerspross., großporige, höckerige u. löcherige Haut meist über Nacht oder in wenigen Tagen. **Er macht jeden Teint zart, weiß u. rein.** Preis 3 M. exkl. Porto. **Paul Waser,** Berlin-Halensee 5, Bornstedter Straße 8.

Flechtenleiden Dauerbeseitigung Reichspat. Prosp. gratis. **Sanitas-Depot, Halle S. 95.**

Damenbart

und lästiger **Haarwuchs** kann **einzig** und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner,** Cöln 24, Blumenthalstr. 9.



ADLERWERKE VORM. HEINRICH KLEYER A.G. FRANKFURT AM MAIN



500 Briefmarken
M. 4.25. 1000 Stück M. 13.25
2000 St M. 45.—, 3000 St M. 115.—
40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75
100 Übersee-Marken M. 1.80.
Alle echt und verschieden. Albert Friedemann LEIPZIG 18, Floßplatz 6.
Liste über Briefmarken und Albums kostenlos

Tätowierung entfernt sicher **Enttäto** à 6.— Mark. **Salomonis-Apotheke,** Leipzig 4.



Feldordensbleche
Bänder, Orden
Chr. Heinr. Arnold
Coburg W 38.

Arterien-Verkalkung!
(Blutandrang, Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerden)
Kostenlos erhalten Sie: Prospekte hierüber mit Vorwort von Dr. med. Weiss durch:
Allgemeine Chemische Gesellschaft Cöln a. Rh. 44, Herwarthstr. 17.

Gegen unreines Blut
zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apotheker Lauensteins Renovationspillen** — ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang u. Verstopfg. M. 4.— nur v. **Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg** (Lausitz) 8.

25 Jahre lang
treue Kunden und tausende Anerkennungen höchst. Zufriedenheit sind das beste Zeugnis für meine garant. unschädliche
Alcolor-Haarfarbe
echt und natürlich färbend. In allen Farbtönen erhältlich. Flasche **3.50** Mk. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4.

Der Verasatz!

Ein optisches Wunder!
Der Verasatz macht jede Kamera zum Universalinstrument. Er besteht aus dem Vorsatzlinsenhalter und 4 Vorsatzlinsen: a) Weitwinkellinse, b) Porträtlinse, c) Reproduktionslinse, d) Telelinse

Es ist eine Eigenschaft der Veralinsen, daß die Bilder trotz der Änderung der Objekt v. Brennweite sehr schön eben bleiben.

Verasätze werden in 3 Größen hergestellt. Preis in fein. Etui k. Gr. I, m. Linsen, 31 mm Durchm., M. 13.50, Gr. II, 40 mm Durchm., M. 18.—, Gr. III, 52 mm Durchm. M. 29.70 Bezug durch die Photohandl., sonst ab Fabrik. Vera-Sonderpr sp. auf Verlangen. **Ihagee Kamerawerk** G.m.b.H., **Dresden-A.5.**

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile

Vertreter für Militärköhlersohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. Köhlersohlenfabrik, Neu-Isenburg H.

Der
Frankfurter Schwesternverband
der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, sucht bei günstigen Bedingungen **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt
als Lehrschwestern.
Näheres bei **Frau Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. I.**

Geld- **Verdienst durch eine gute Idee.** Wegweiser durch KLAUSER & Co., Berlin SW 11. Friedrichstraße 9.

Tüchtige Buchhandlungs-Reisende gesucht. **Gutberlet-Verlag,** G.m.b.H., **Leipzig,** Elisenstr. 103

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau.** Hp. 181.

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. **Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.**

Leichter Nebenverdienst!
Ansichtspostkarten.
100 Stück schwarze Karten M. **2.40,** 100 bunt, Chromo M. 3.30, Tiefdruck M. **4.20.** 100 Liebes-Serienkarten, bunt M. 3.60. Auch Blumen, Landschaften, Frauenschönheiten billig. 300 St. alle Sorten gemischt M. **8.70.** keine Gratismuster! Prosp. u. 8 Must. **30** Pf Leinenbriefmapp. 10 St. **3.50,** Kartenbriefe 100 St. **2.40,** einf. Briefmappen 50 St M. **5.60.** **Kunstverlag Heros, Berlin, Sellerstr. 3.**

Moderner Briefsteller



Prakt. Anleitung, wie man Briefe nach den Regeln des guten Stils schreiben soll. Eine Sammlung von zahlr. Freundsch.-, Familienbriefen, Glückwunsch-, Einladungs-, Empfehlungs-, Danksagungs-, Trostschreiben, Bittschriften, Verweisen, Mahnbriefen, Liebesbriefen u. Heiratsanträgen, kaufmännischen Briefen, Formularen zu Anzeigen, Quittungen, Wechseln, Anweisungen, Eingaben, Klagen, Kontrakten, Titulaturen nebst 1 Fremdwörterbuch – zusammen 408 Seiten — M. 1.80 — per Nachnahme M. 2.10

Großer Bücherkatalog gratis durch:
Albrecht Donath, Leipzig 49.

Können Sie plaudern?
Wollen Sie als gebildeter u. gern gesehener Gesellschafter eine Rolle spielen und überall beliebt werden, in der Gesellschaft, bei Frauen, bei Ihren Vorgesetzten, so lesen Sie: „Die Kunst zu plaudern u. was ein Gebildeter wissen muß“ von Dr. E. Machold. Preis M. 2.—. Nur zu bez. von **W. A. Schwarze's Verlag, Dresden N. 6/70**



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 3, vers. grat. Katal. A über **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B. üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer. Klosett-Zimm.-Rollstühle, ca. 150 Mod.

Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 70. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Pappb. 2.40 M. Feingeb. 3.30 M., mit Goldschnitt 3.80 (Porto 20 Pf.) Von jeder Buchhandl. u. geg. Voreinsend. des Betrages von **Strecker & Schröder,** Stuttgart W.

Muiracithin seit Jahren von vielen Aerzten bei **vorzeitiger Neurasthenie** erfolgreich verordnet. Professoren-Gutachten gratis durch das **Kontor chemischer Präparate, Berlin SO 16.**
Versand durch die Schweizer-Apotheke, Berlin, Friedrichstr. 173.

Offenbacher Kaiser Friedrich Quelle das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Detektiv Graeger Kgl. Krim.-Beamter a. D.
Berlin W. 9, Linkstraße 2/3, am Potsdamer Platz. Telephon Nollendorf 2303. Fahrstuhl. Erstklassiges **reelles** Büro. Sämtliche Beobachtungen, Ermittelungen, Ehesachen. Spezialität: Auskünfte.



Schöne Büste
Das Geheimnis, volle Formen zu erlangen, teile jeder Dame gegen Einsendung von 20 Pf. streng diskret mit. — Erfolg garantiert. —
Fa. I. Ledwoch, Hellerau - Dresden.

Lungen- u. Halskranke! Verlangen Sie kostenfrei belehrende Broschüre über Heilverfahren **ohne Berufsstör. Sanitätsrat Dr. Weise's Ambul., Berlin 146, Potsdamer Str. 123 b.**

Risin-Salbe vorzüglich bewährt, in Tuben **gegen Schnupfen**

Zuckerkranke erhalten Gratis-Broschüre über diätlose Kur (nach Dr. med. **Stein - Callenfels**) d. **W. Richartz, Cöln 1,** Georgsplatz 2 b.

Die hauptsächlichen alteuropäischen Porzellan-Marken-Monogramme in **Steindruck,** Taschenformat. Unverwüstlich. Nachn. **3.30 M. Alfred Kock, Verlag, Bremen.**

Jede Schrift wird schön!
Sicherste Methode zur Erlangung einer flotten, schönen u. eleg. Handschrift. Mißerfolg vollständ. ausgeschloss. **Preis M. 1.20 Nachn. M. 1.50.** Interess. Bücherkatalog gratis. **Presto-Versand, Dresden-A. 1/48.**

Verzeichnis okkulter Bücher versendet gratis **Wilhelm Besser,** Leipzig, Markt 2.

Ein neues Heilverfahren mit **Puroxyd**-Tabletten gegen die meisten chronischen Krankheiten, wie Nervenschwäche (Neurasthenie), Rheumatismus, Neuralgie, Harnsäureablagerungen, Stoffwechselstörungen, Gicht etc. Gratisprospekte nebst ärztl. Vorwort d. Allgem. Chemische Gesellschaft, Köln IV, Herwarthstr. 17.

Bettnässen
Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **„Sanis Versand“, München 112,** Landwehrstr. 44.



Teilzahlung
Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.
Kataloge umsonst u. portofrei liefern
Jonass & Co., Berlin A. 321, Belle-Alliance-Str. 7-10.

Juckenden Hautausschlag
bes. in der Bettwärme zu lästigem Kratzen reizend (rote Punkte, kl. wäßr. Bläschen, Krätze) heilt völlig **Apoth. Schanz' Hautausschlagsalbe.** 2 Töpfe (Preis 6,00 M.) unbedingt erforderlich. Nachnahmeversand nur durch **Apoth. Schanz, Einsiedel bei Chemnitz (Sa.)** Bei Feldbestellungen Voreinsend. v. 6.20.

Ueber ½ Million im Gebrauch!
Haarfärbekamm





(gesetzl. geschützte Marke **„Hoffera“**) färbt **graues od. rotes** Haar **echt blond, braun oder schwarz.**
Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**
Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, **Berlin 6, Koppenstr. 9.**

Gummistrümpfe,
Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Preisl. gr. u. frko.

Sanguform
ein flüss., zitronensaures Eisenoxyd, ohne Mineralsäure hergestellt, für Rekonv. u. Blutarme ein empfehlensw. Präparat. Zu haben in allen Apotheken. Pr. p. Fl M 1.50 **Dr. Praetorius & Co. Breslau 5.**

Damenbart
Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau **F. Ulke, Köln-Nippes 44, Neusserstr. 171.**

Hämorrhoiden-
Mittel, 1000fach bew. M. 4 u. 7.50. Prosp. fr. **Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 8.**

Reines Gesicht



rosige Frische verleiht rasch und sicher **„Krem Haifa“.** Unübertroffen gegen **Sommersprossen, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. — Tausendfach erprobt. Sich. Wirkung! Preis 2.50 Mark.
H. Wagner, Cöln 24, Blumenthalstr. 99.

Echte Briefmarken
18 versch. **Deutsche Kriegsmarken 3** Mark
60 verschiedene **Balkan . . . . nur 2** Mark
30 verschiedene **Altdeutsche nur 2** Mark
24 verschiedene **Deutsche Kolonien 2** Mark
1000 g. gem. aller Erdteile . . nur **1** Mark
Preisliste gratis
Paul Siegert, Hamburg 36.



Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?
Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3.
Risiko ausgeschlossen!
Diamand, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.

Zuckerkranke, Nierenleidende
erhalt. kostenlos belehrende Broschüren von
Dr. Julius Schäfer, Barmen 9.

Auskünfte
über Heirats-, Familien- u. Vermögens-Verhältnisse, diskret, zuverlässig.
Auskunftei „Reform“ Berlin 10/, Heinersdorfer Str. 28 Handelsgerichtlich eingetragen. Gegr. 1902.

Aderverkalkung!
Verlangen Sie Gratisbroschüre.
Dr. Gebhard & Co.
Berlin 164, Hallesche Straße 23 a.

Jeder **Asthma-**
Katarrh- und **Heufieberleidende** verlange **unbedingt** Prospekt von der **Oberkasseler Apotheke, Düsseldorf.**



Edmund Paulus
Markneukirchen Nr. 58
Musikinstrumente
Welches Instrum. interessiert?
Katalog Nr. 55 gratis.



Gesichts-, Wangen- und Nasenröte
sowie jeden Blutandrang nach dem Gesicht beseitigt sofort u. dauernd mein **„Edelblaß“.** Kühlend u. beruhigend. Preis 2.25 M. exkl. Porto. **Paul Waser, Berlin-Halensee 41,** Bornstedter Straße 8.

Für Kunstfreunde
die für Original-Radierungen erster Künstler, für ein- und mehrfarbige Handpressen-Kupferdrucke, für künstlerisch wertvolle Mappen- und Wandbilder jeder Art Interesse haben, verlangen unberechnet u. portofrei den neuen Katalog-Auszug mit über 100 Abbildungen von der Firma August Scherl G. m. b. H., Berlin S. W. 68.

Briefmarken
Auswahlen nach Fehllisten.
Vorzugspreisliste gratis.
Kohl-Handbuch, X. Aufl. 1915, 2 Bd. M. 16.50.
Paul Kohl G. m. b. H. **Chemnitz 33 W.**

Überraschen Sie Ihre Lieben

und schenken Sie ihnen jetzt, besonders der heranwachsenden Jugend, das **Gloria-Viktoria-Album,** das Nachschlage- und Postkarten-Sammelwerk des Völkerkrieges. Preis des Albums mit Kriegskarte 5 Mark. Raum für 800 bis 1000 Gloria-Viktoria- und Feldpost-Karten. Alle wichtigeren Kriegsereignisse sind meistens nach Originalaufnahmen aus dem Felde auf Postkarten in Serien dargestellt, die nach einem ges. gesch. System zu den im Album befindlichen Texten an Hand der vorzüglichen Kriegsschauplatzkarte aller Fronten gesammelt werden. Senden Sie einige Serien von Gloria-Viktoria-Karten der entsprechenden Kriegsschauplätze an Ihre Angehörigen im Felde. Die beschriebenen, mit dem Feldpoststempel versehenen Karten erhalten hohen Sammelwert und gestalten das Album zu einer besonders wertvollen Erinnerung für jede Kriegerfamilie. Bezug durch den Buchhandel und die Kriegshilfe München-Nordwest. Für Oesterreich-Ungarn hat das K. K. Kriegsministerium (Abt. Kriegsfürsorgeamt) eine eigene Ausgabe des Werkes veranstaltet. Wien IX., Berggasse 16. **Kriegshilfe München-Nordwest,** Postscheckkonto München Nr. 5825.

Wo stehen unsere Heere?

Antwort erteilt die „Wöchentliche Kriegsschauplatzkarte“ mit Chronik vom Verlage der Kriegshilfe, München. Sie zeigt den jeweiligen Stand aller Heeres- und Flottenaktionen auf sämtlichen Kriegsschauplätzen durch vierfarbige Karten und textliche Wiedergabe der Ereignisse. Im Abonnement wöchentlich 25 Pf. frei Haus durch den Buchhandel und die Kriegshilfe, München Nordwest. Durch die Post vierteljährlich 3 Mk. 30 Pf. Bisher wurden über dreizehn Millionen Karten abgesetzt! Man verlange zur Probe die soeben erschienene Karte Nr. 160 zum Preise von 30 Pf. frei ins Haus.

Verschiedene Mitteilungen.

— Heilung des Bronchialkatarrhs bei vierjährigem Asthma und Lungenleiden. Charlottenburg, den 4. März 1917, Kaiserin-Augusta-Allee 78. Seit vier Jahren litt ich an einem chronischen Lungenleiden und Asthma so stark, daß ich dachte, ich müßte ersticken. Nun empfahl mir ein alter Herr von 70 Jahren Ihren Doppel-Inhalator. Nach dreimonatigem Gebrauch bin ich Gott sei dank ziemlich geheilt. Nichts half mir, nur Ihr Apparat. Frau Wolter. Der Wiesbadener Doppelinhalator ist sofort gebrauchsfertig von den alleinigen Fabrikanten: Wiesbadener Inhalatoren-Gesellschaft Wiesbaden 2, Rheinstraße 34, Telegr.-Adr.: „Doppelinhalator Wiesbaden" zu beziehen.

— Haarfärbekamm (System Hoffers). Ueber ½ Million Stück dieser vorzüglichen Harfärbekämme sind bereits im Gebrauch, ein Beweis, daß sie wirklich etwas Praktisches zum Haarfärben sind. Diese Kämme sind ganz unschädlich und färben rotes oder graues Haar nach Wunsch schön und echt blond, braun oder schwarz. Die Firma Rudolf Hoffers, Berlin-Karlshorst 6, versendet diese Kämme à 3 M. in Briefform (siehe Inserat).

Reiseführer für Herbst und Winter

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur **Paul Dobert, Berlin;** in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin

DIE·WOCHE

Nummer 45. | Berlin, den 10. November 1917. | 19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 45.



Die sieben Tage der Woche.

29. Oktober.

Der durch die Erfolge beflügelte Angriffsgeist der deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen der Armee des Generals der Infanterie Otto von Below bringt die ganze italienische Isonzo-Front zum Zusammensturz. Auch nördlich des breiten Durchbruchs kommt die italienische Front in Kärnten bis zum Plöckenpaß ins Wanken.

30. Oktober.

Udine wird von den verbündeten Truppen der 14. Armee genommen! Unaufhaltsam drängen unsere Divisionen in der Ebene dem Lauf des Tagliamento zu. Die aus Kärnten vorgehenden Truppen betreten auf der ganzen Front venezianischen Boden und sind im Vorwärtsdrängen gegen den Oberlauf des Tagliamento.

31. Oktober.

In der Mitte der flandrischen Schlachtfront spielen sich erbitterte Kämpfe ab. Die Engländer tragen, ohne Vorteile zu gewinnen, erneut schwere blutige Verluste davon.

1. November.

Teile des feindlichen Heeres stellen sich am Tagliamento zum Kampf. Die Brückenkopfstellungen von Dignano und Codroipo werden von preußischer, bayerischer und württembergischer Infanterie im Sturm genommen. Auf allen Kriegschauplätzen bewährte brandenburgische und schlesische Divisionen durchbrechen von Norden her in unwiderstehlichem Anlauf die Nachhutstellungen der Italiener östlich des unteren Tagliamento und schlagen den Feind zurück, während erprobte österreichisch-ungarische Korps vom Isonzo her gegen die letzte dem Feinde verbliebene Übergangstelle bei Latisana vorwärts drängen. Durch den Stoß von Norden abgeschnitten, strecken, beiderseits umfaßt, mehr als 60 000 Italiener dort die Waffen. Mehrere hundert Geschütze fallen in die Hand der Sieger.

2. November.

Amtlich wird gemeldet: Seine Majestät der Kaiser und König hat den Reichskanzler Dr. Michaelis auf seinen Antrag von seinen Ämtern als Reichskanzer, als Präsident des Königlich Preußischen Staatsministeriums und als preußischer Minister der Auswärtigen Angelegenheiten unter Verleihung der Kette zum Großkreuz des Roten Adlerordens entbunden und zu seinem Nachfolger in diesen Ämtern den Königlich Bayrischen Staatsminister Dr. Graf von Hertling ernannt.

Vom Fella-Tal bis zum Adriatischen Meer ist das linke Tagliamento-Ufer frei vom Feinde.

Eines unserer Bombengeschwader greift in der Nacht vom 31. 10 zum 1. 11. die militärischen Ziele im Herzen Londons und in den Hafenstädten Gravesend, Chatam, Ramsgate, Margate und Dover kräftig und wirkungsvoll mit Bomben an. Andere Bombengeschwader greifen Festung und Werftanlagen von Dünkirchen sowie militärische Ziele hinter der flandrischen Front an.

3. November.

In der Nacht vom 1. zum 2. 11. haben wir die schon längere Zeit beabsichtigte Verlegung unserer Linien vom Chemin-des-Dames ohne Störung zu Ende geführt.

An der italienischen Front sind bis jetzt über 200 000 Gefangene und mehr als 1800 Geschütze gezählt worden!

4. November.

Die Gefechtstätigkeit am Tagliamento nimmt zu.

5. November.

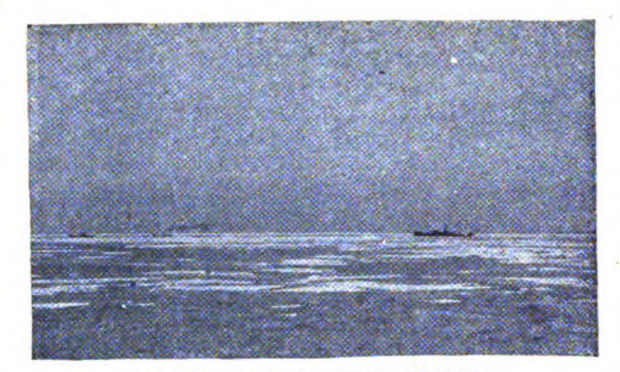
Deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen haben sich am mittleren Tagliamento den Übergang erkämpft und sind im weiteren Vordringen. Den dort geschlagenen italienischen Brigaden werden über 6000 Gefangene und eine Anzahl Geschütze abgenommen.

Die Wacht am Sund.

Von Universitäts-Prof. Dr. Dinger (Jena).

Generalfeldmarschall v. Hindenburg sagt in seiner denkwürdigen Mitteilung an Reichskanzler und Reichstag: „Es darf auch nicht vergessen werden, was an ruhigen Fronten täglich und stündlich geleistet wird. Nervenspannende Wachsamkeit, erhöhte Arbeitsleistung in ausgedehnten Stellungen fordern auch dort treueste Pflichterfüllung.“ Das gilt auch für die Marine. Es ist ja leicht begreiflich, daß in der Öffentlichkeit eigentlich nur das beachtet wird, wovon täglich Berichte und Erfolge bekanntgegeben werden, und daß sich somit jetzt aller Interesse auf die U-Boote vereinigt. Aber eben auch zur See wirkt ein stilles Heldentum unablässig und in immer gesteigerter Leistung am Großen und Ganzen der Vaterlandsverteidigung mit. Und an erster Stelle steht da auch die Wacht am Sund. Sie bedeutet nichts weniger als den Abschluß der Ostsee gegen das Eindringen feindlicher, zumal englischer Streitkräfte und damit den Schutz der nördlichen deutschen Küste.

Die über Deutschland verhängte Sperre vermag England nur in der Nordsee durchzuführen. Hingegen hat auf der Ostsee Deutschland die Oberhand behalten, und das ist nicht nur in strategischer Hinsicht von größter Bedeutung. Es kommt dazu die Hut des immer noch regen Verkehrs von Fahrgästen, Gütern und Post zwischen Deutschland und den skandinavischen Ländern, der Schutz unserer für die Volksernährung so überaus wichtigen Fischerei und die Kontrolle der Schiffahrt zwischen Neutralen oder Feinden und Rußland zur Verhütung der Durchfahrt von Bannware. Die Wichtigkeit dieser Aufgabe vermag der Laie schon im großen und ganzen zu erkennen; sie würde noch deutlicher hervortreten bei Angabe von Einzelheiten, z. B. statistischen, wie etwa die Höhe der durch eine deutsche Halbflotille



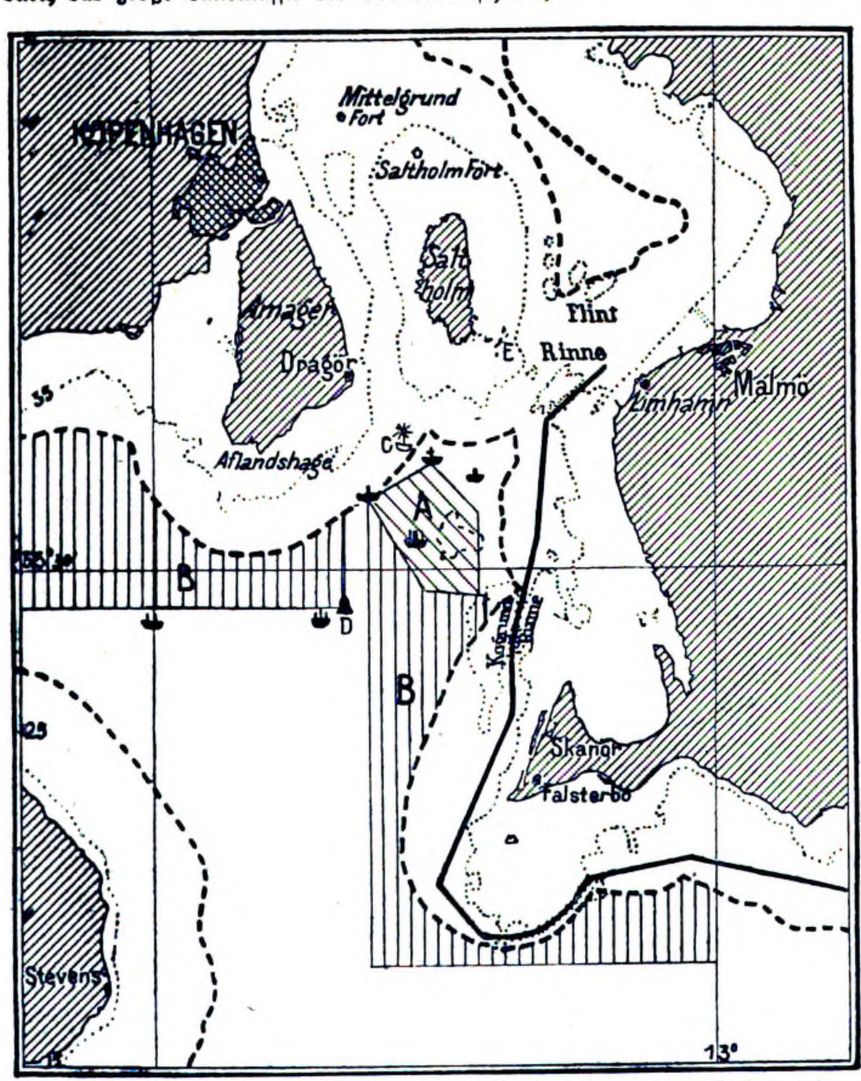
Dampferverkehr im Winter 1916/17.

erbeuteten Menge von für Rußland bestimmten Kriegs- und Verpflegungsmaterials, das nun dem eigenen Lande zugeführt worden ist. Aber zu nutze der deutschen Kriegführung müssen solche Zahlen bisher noch geheim bleiben.

Zur Kenntnis der Wacht am Sund diene zunächst ein Blick in den Atlas. Die Ostsee wird vom offenen Meer — Atlantischen Ozean bzw. Nordsee — getrennt durch das große Landmassiv der Skandinavischen Halbinsel (Norwegen und Schweden), die Halbinsel Jütland (Dänemark) und die dänischen Inseln. Der Zugang erfolgt — abgesehen vom Kaiser-Wilhelm-Kanal, der fest in deutscher Hand ist und darum von unseren Feinden, insbesondere England, im Namen der Freiheit, Kultur usw. gern internationalisiert werden möchte —



Durch Eis losgelöste und herantreibende Mine,
die von Bord des Linienschiffes durch Granatschüsse zur Explosion gebracht wird.

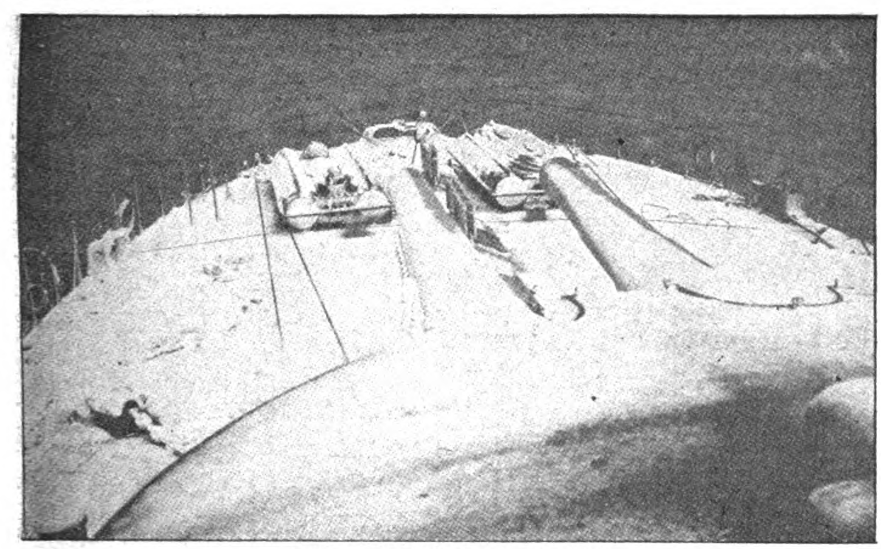


A altes Minengebiet B. neues Minengebiet —— Weg der Dampfer, die durch die Kogrundrinne fahren - - - Hoheitsgrenzen C. dänisches Feuerschiff ⁚⁚⁚ Untiefen D. Glockentonne E. Stelle, wo das Englische U-Boot E 13 strandete.

zwischen den beiden Halbinseln hindurch durch die breiten Gewässer des Skagerrak und des Kattegatt, während alsdann zwischen den vorgelagerten dänischen Inseln Fünen, Seeland, Laaland usw. nur verhältnismäßig schmale Durchfahrten vorhanden sind: Kleiner Belt, Großer Belt, Sund.

Den Großen Belt haben die Dänen gesperrt in ihrem eigenen Interesse, den Kleinen Belt wir; er liegt unter dem Feuer der deutschen Küste. Außerdem wäre ein Durchbruchsversuch durch die Belte denn doch zu gewagt: eine feindliche Flotte würde zu nahe an unsere starke Flottenbasis Kiel gelangen und Gefahr laufen, daß ihr der Rückzug abgeschnitten wird. Bleibt also für den Versuch, in die Ostsee einzudringen, nur der Sund übrig (Öresund), die Meerenge zwischen Seeland und dem schwedischen Schonen. Ungefähr 50 Kilometer lang und an der schmalsten Stelle, zwischen dem alten Hamletschloß Kronborg und der schwedischen Fabrik- und Hafenstadt Helsingborg, vier, zwischen Malmö und Kopenhagen 26 Kilometer breit, ist er die uralte und meist befahrene Handelsstraße, weil die kürzeste Schiffahrtstrecke zwischen Nord- und Ostsee.

Der Sund erreicht an einigen Stellen eine Tiefe bis zu dreißig Meter; er kann auf die gesamte



Schnee an Deck, Winter 1916/17.

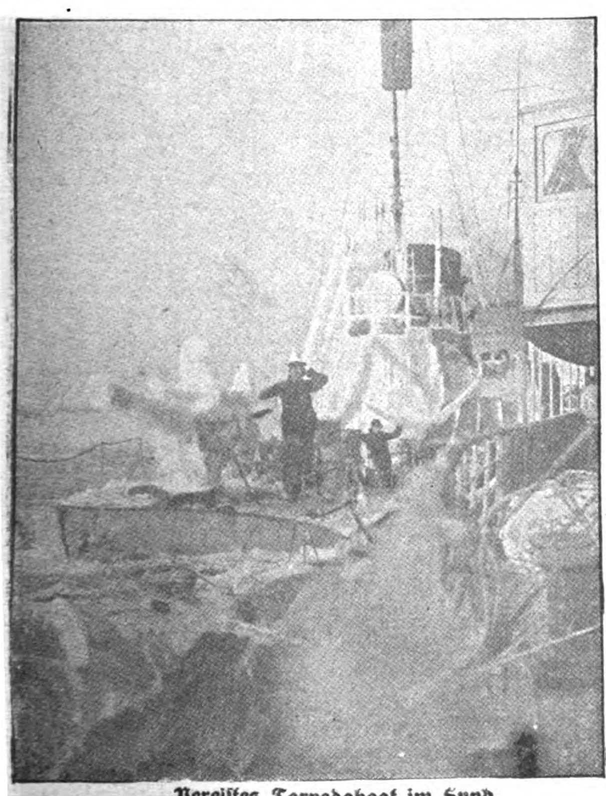


Ausguck von der Brücke.

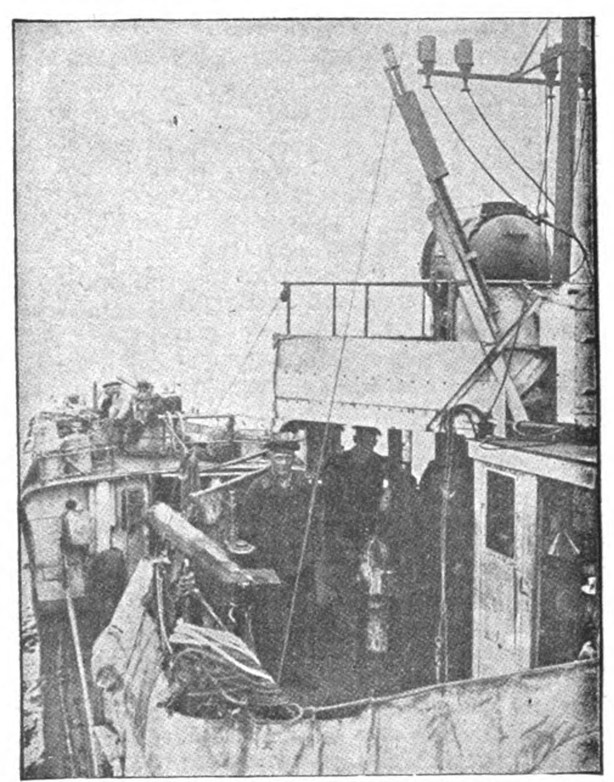
Länge nur von kleineren Schiffen mit verhältnismäßig geringem Tiefgang befahren werden. Ein modernes englisches Großkampfschiff geht aber bis auf neun Meter, folglich kann nur mit Kreuzern geringeren Tiefgangs gerechnet werden. Aber auch schon mit diesen könnte uns empfindlicher Schaden zugefügt werden.

Kriegerische Angriffe auf die deutsche Küste wären nur in der Ostsee möglich. Eine Beschießung unserer Nordseeküste, unter Umständen der Versuch, dort zu landen, erscheint den Briten denn doch nicht rätlich: dort sind nicht nur die friesischen Inseln mit ihren vielen Bänken vorgelagert, sondern da stehen auch auf den ehemals fröhlichen Badeeilanden dicht gereiht die deutschen Küstenbatterien, und in den Strommündungen liegen Streitkräfte bereit, die ihr Fahrwasser sehr genau kennen. In der Ostsee dagegen lägen für den Feind die Verhältnisse günstiger, da unsere Hafenstädte dort fast dicht am Meer liegen und nur zum Teil befestigt sind. Wie vorzüglich haben doch unsere Kreuzer — z. B. die „Augsburg“ — gegen die Häfen der russischen Küste gewirkt! Ein Durchbruch feindlicher Streitkräfte durch den Sund würde, wie bereits angedeutet, auch unseren Handel und dessen notwendige schützende Basen in Gefahr bringen.

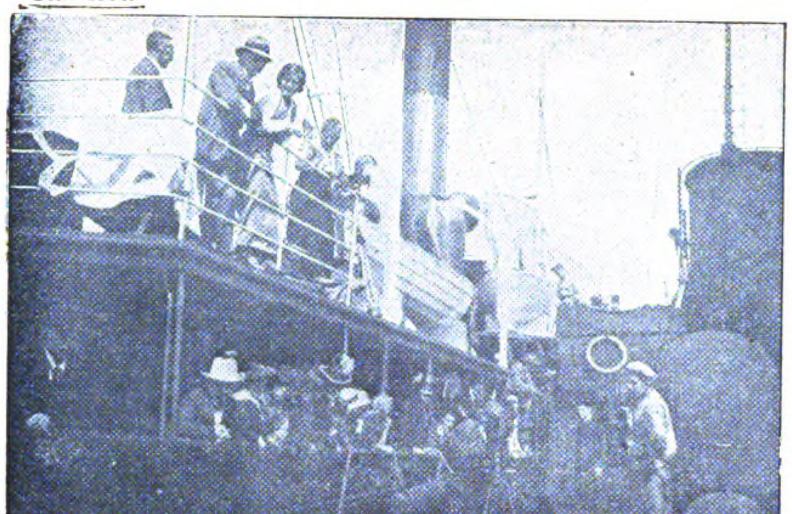
Zur Wacht am Sund dienten als Mittel anfänglich nur Torpedoboote, mit der Steigerung der Aufgaben kamen nach und nach hinzu: Vorpostenschiffe, Flieger, die auf Flugzeugmutterschiffen beheimatet sind, ein



Vereistes Torpedoboot im Sund.



Back und Brücke eines deutschen Torpedobootes.


Längsseit eines schwedischen Dampfers, der zur Untersuchung angehalten wurde.

Linienschiff und sogenannte Hilfsschiffe. Jedes Fahrzeug hat seinen besonderen Zweck bei der Ausübung des durchaus nicht leichten Wachtdienstes. Rings um die Küsten der neutralen Staaten läuft die von uns — im Gegensatz zu den Feinden — wohl beachtete neutrale Zone des drei Seemeilen (rund fünfeinhalb Kilometer) breiten sogenannten Hoheitsgebietes, das überdies von Dänen und Schweden durch Minen und Torpedoboote gehütet wird. Wie aus der beigegebenen Karte ersichtlich ist, greifen an den engen Stellen die Hoheitsgrenzen übereinander; Streitkräfte kriegführender Mächte dürfen dort keinen längeren Aufenthalt nehmen oder kriegerische Handlungen ausführen, wohl aber diese Meerengen zur Durchfahrt benützen. So erklärt sich, daß das eigentliche Gebiet unseres Überwachungsdienstes mehr südlich liegt, während Flieger und Torpedoboote zur Aufklärung bis hinaus ins Kattegatt, ja Skagerrak vorstoßen. Da aber, wo sich südlich die Gewässer erweitern, haben wir in die freie See Schiffahrtshindernisse gelegt und somit die Durchfahrt ganz wesentlich verengt.

Die Vorpostenboote, bewaffnete Fischdampfer mit drahtloser Telegraphie versehen, liegen draußen an der nördlichen Grenze vor Anker, weiter drinnen, das Minenfeld umsäumend, die Hilfsschiffe, ehemalige Bäder- und Fahrgastdampfer des transatlantischen Verkehrs. Dahinter beherrscht das Linienschiff mit seinen weittragenden Geschützen als schwimmendes, gepanzertes Bollwerk die ganze Lage.

Aus der vorher erwähnten geographischen und militärischen Lage der Ostsee-Einfahrten ergibt sich, daß jetzt im Kriege alle Durchfahrt nur durch den Sund gehen kann, und es muß verhindert werden, daß neutrale oder feindliche Fahrzeuge mit Bannware oder gar Bewaffnung unbemerkt durchschlüpfen, was ja bei Nacht und Nebel oder im regen Verkehr der Schiffe immer wieder versucht werden kann und auch immer wieder versucht wird. Hier setzt die Arbeit der flinken Torpedoboote ein. Sie halten sich in dem freien Teil der engen Durchfahrtstraße auf und jagen, die Geschütze und die Prisenmannschaft immer bereit, auf jedes auftauchende Handelsschiff zu, um es rechtzeitig zum Stoppen zu bringen, ehe es wieder neutrales Hoheitsgebiet erreichen und damit sich der Untersuchung entziehen kann. Es gewährt einen besonderen, oft spannenden Reiz, diese Schiffahrtskontrolle mitanzusehen. Kaum daß der Ausguck das Nahen eines Fahrzeuges gemeldet, rast ein deutsches Torpedoboot dem entgegen, wie der Wind ist es darum herum und zwingt es zum Halten. „Woher der Fahrt? Wes Nam und Art?" gilt auch hier. Und dazu: Wo kommt ihr her? Wohin wollt ihr? Was habt ihr geladen? — Die Prüfung ist scharf. Von unserer Back aus fliegt eine Leine hinüber, daran läuft ein wasserdichter Beutel, und in diesen muß der Frachtfahrer die Schiffspapiere tun, die zum Teil von dem deutschen Vertreter im Ausland beglaubigt sein müssen. Oben, im Kommandohaus, werden sie eingesehen und mit den Schiffsregistern verglichen. Sind sie unverdächtig, so gehen sie mit der Erlaubnis zum Passieren zurück, sonst erfolgt eine freundliche Einladung nach einem deutschen Hafen, und wir geben ein Ehrengeleit mit hinüber an Bord, das man sonst „Prisenkommando" nennt. Die Harmlosen sind so im Laufe der Zeit bekannt geworden, zum Teil sogar gute Freunde. Die schicken dann mitunter interessante Zeitungen des Auslandes mit herüber. Ja, auf einer Neujahrsfahrt erhielten wir sogar viele und herzliche Siegesgrüße! Aber es gibt eben auch Verdächtige. Und denen werden nicht nur Rohmaterialien zur Kriegführung abgenommen, sondern Kriegsmaterial selbst, das auf den russischen Schlachtfeldern gegen unsere Feldgrauen zur Verwendung kommen sollte. Ei, ist das dann drüben an Bord ein Aufstand, schimpft der biedere dicke Kapitän, wenn unter drohenden Kanonen unsere Nußschale flottgemacht wird und mit dem Prisenkommando hinüber durch die Wogen tanzt, um dafür zu sorgen, daß der Kurs nach Swinemünde ja hübsch eingehalten wird! Denn dort wird ausgepackt und eingehender nachgesehen, als das auf See möglich ist. Da, wie gesagt, die schützenden Hoheitsgrenzen dicht in der Nähe sind, innerhalb deren


Offiziere nach dem Kohlen im Winter 1916/17.

einer, der kein reines Gewissen hat, sich an der neutralen Küste entlang zu schleichen vermag, wird drüben auch manch tolles Schmuggler- und wiederum hüben manch tolles Husarenstückchen gewagt, um solchen Burschen abzufangen. Für die Zeit nach dem Kriege liegt da noch viel spannender Stoff für Karl-May-Geschichten in Vorrat, nur mit dem Unterschied, daß sie sich wirklich abgespielt haben.

Im Anschluß hieran muß der Kogrundrinne Erwähnung getan werden, über die so viel in den Zeitungen stand. Die Kogrundrinne ist ein nur kurzes Stück Fahrwasser, nicht länger als vier Kilometer, nördlich von der hammerförmigen Landzunge gelegen, die sich, etwas westlich von Trelleborg ab, in die Ostsee hinein erstreckt, und an deren Südspitze das historische Städtchen Falsterbo liegt, einst berühmt durch seinen Heringsfang, jetzt dem Ostseereisenden bekannt durch den weithin sichtbaren Leuchtturm. Die Bedeutung der Rinne liegt darin, daß sie ganz innerhalb des schwedischen Hoheitsgebietes gelegen ist, und daß somit durch sie unter Umständen eine von uns unantastbare Küstenfahrt von den schwedischen und russischen Häfen der nördlichen Ostsee her bis durch den Sund nach der Nordsee ermöglicht wird. Infolgedessen spielte sich im Laufe der Zeit durch sie ein lebhafter Verkehr mit Bannware ab. Zur strengen Aufrechterhaltung seiner Neutralität sperrte Schweden anfangs August 1915 dies Fahrwasser durch Minen ab und ließ nur Schiffe eigener Nationalität, unter Führung schwedischer Lotsen, durch eine schmale Lücke hindurch. Dadurch war es englischen Dampfern unmöglich gemacht, aus der Ostsee herauszukommen, sie mußten in den neutralen oder russischen Häfen stilliegen, und Schweden hatte gegen englische Bedrückungen ein sehr empfindliches Gegenmittel in der Hand. Leider gab die schwedische Regierung dem britischen Drängen nach und öffnete am 1. Mai dieses Jahres die Rinne wieder für die Durchfahrt englischer Dampfer. Ja, und wenn nun der Union-Jack jetzt höhnisch am Heck englischer Frachtdampfer vor den Augen unserer Streiter vorbeizieht, da ballt sich wohl manche deutsche Seemannsfaust von wegen des tragischen Unterschiedes der Tugendanschauungen: sie darf sich nicht rühren und muß den Feind ruhig vorbeiziehen sehen, während die englische Besatzung russischer U-Boote droben im Norden rücksichtslos und ohne jeglichen Anruf deutsche Handelsdampfer dicht vor schwedischen Häfen mit Granaten und Torpedos versenkt. Die Kogrundrinne ist und bleibt eins der wesentlichsten Dinge in der ganzen hochwichtigen Sundangelegenheit. Möge es der deutschen Diplomatie recht bald gelingen, durchzusetzen, daß der alte Stand wiederhergestellt wird.

Bei regem Schiffsverkehr und gutem Wetter bietet sich dort oben am Sund zwischen den beiden Küsten und der leeren, unheimlichen Fläche des Minenfeldes oft eine Fülle von entzückenden Marineansichten bei Tag wie bei Nacht. Da blenden die gebraßten Segel der Vollschiffe im Sonnenschein oder stehen als düstere Schattenrisse vor dem Licht des Mondes, und wie Rubine, Smaragde und Brillanten aus schimmerndem Silberschmuck glühen die Bordlichter der Schiffe und die Leuchtfeuer der Küste, die blitzenden Scheinwerfer der Marine. Schön sind die Mondaufgänge in den Sommernächten, wenn im Osten die kupferfarbige Scheibe des Erdbegleiters in täuschender Übergröße dem Meer enttaucht, indem gegenüber am Horizont noch die purpurnen Wolkensäume glühen, von der entschwundenen Sonne die letzten Grüße zurückstrahlend. Schön war auch unsere jagende Aufklärungsfahrt bis zum Kattegatt hinauf an einem Sonntagmorgen: an den schwedischen Hafenstädtchen vorüber und der bekannten dänischen Riviera von Kopenhagen hinauf bis Marienlyst, durch Scharen von Segelbooten und Lokaldampfern, die mit fröhlichen Sonntagsgästen gefüllt waren. Vom Land aber trug der Wind die Klänge unversehrter Kirchenglocken her . . . Es war eigen um die Herzen, als Augen und Ohren sich an Landschaft und Friedenstimmung der Fremde laben durften. Auch die dienstfreie Mannschaft sammelte sich an Deck und genoß die seltenen Stunden.

Seit drei Jahren steht sie nun in der Kriegsarbeit, die hart genug ist. Denn die Sommerfreuden sind karg und kurz. Man gönnt darum deren, soviel es nur zu ermöglichen ist. Abends, nach des Tages Müh und Plage, legt wohl einmal — sofern sich die Pfade des Dienstes treffen — ein Fahrzeug neben dem anderen an, dann gibt es ein kurzes Plauderstündchen von Bord zu Bord. Auf den Hilfsschiffen hausen — als Reserveoffiziere — die liebenswürdigen Kapitäne der großen Überseelinien, und gern lauscht der Gast ihren Mitteilungen aus den Schätzen ihrer reichen Fach- und Welterfahrungen, ihrer Kenntnis von nationalen und wirtschaftlichen Dingen des Auslandes. Auf der Brücke eines gekaperten großen Engländers aber hatte deutscher Sinn sogar versucht, Blumen zu ziehen.

Und doch ist das „Still"liegen eben nur scheinbar. Denn ununterbrochen herrscht rege Tätigkeit und Arbeit. Das zeigten mir, unter anderem, die umherschwirrenden Flieger und ein imponierendes Artillerieexerzieren auf dem Linienschiffe.

Aber kommt erst die rauhe Jahreszeit, zumal der Winter mit Schneesturm und Eismassen, dann wird die Wacht am Sund bitterhart und besonders gefährlich. Welche Kunst der Navigation gehört dazu, in pechschwarzer Nacht, ohne Lichter fahrend, Zusammenstöße zu vermeiden, den Minen fernzubleiben und doch rastlos hin und her zu jagen, um in Schnee- oder Regenböen kein verdächtiges Schiff durchschlüpfen zu lassen! Wie scharf muß ausgelugt werden, um feindliche U-Boote im rechten Augenblick noch zu entdecken oder die vom Eis losgerissenen und entgegentreibenden Minen rechtzeitig zu erkennen und unschädlich zu machen (Siehe Abbildung). Im Kampfe gegen U-Boote — sie sind das ganze Jahr über auf der Lauer — handelt es sich um Sekunden. Und wie oft haben Offiziere und Mannschaften von der deutschen Sundwacht ihr Leben aufs Spiel gesetzt, wenn durch Sturm und Nebel oder auch durch Leichtsinn und Unkenntnis ein fremdes Schiff ins Minenfeld geriet, und nun die Besatzung aufgefischt und geborgen werden mußte! — Auch die Sundwacht hat auf dem Meeresgrund ihren stillen Heldenfriedhof.

„Schön" ist es im Winter dort droben nicht, wenn auf den Schiffen, allen Geräten und allen Kleidern fußdickes Eis lastet, wenn im Raum die Feuchtigkeit von den eisernen Wänden herabträuft und keiner mehr über einen trockenen Faden verfügt, wenn die hochgehende See die Brücke zerschlägt und — doch gefahren werden muß! Wem Nässe und Kälte aber noch ästhetische Wirkung zulassen, dem wird die winterliche Natur droben sich als erhaben offenbaren. Aber gibt es nicht auch ein Psychisch-Erhabenes, das sich in menschlicher Leistung zeigt?

„Mannhaft werden nun schon im vierten Kriegsjahr alle Entsagungen und Entbehrungen heimischer Lebensgewohnheit willig und gern ertragen und werden in festem Siegeswillen überall Heldentaten verrichtet".

sagt Hindenburg. Und wenn es nach dem Frieden erlaubt wird, jetzt noch geheime Dinge zu veröffentlichen, dann werden auch die Erfolge der Wacht am Sund, die Verdienste und Pflichttreue dort oben im Norden in Einzelheiten geschichtsbekannt werden: den Helden zum Gedächtnis, den Künftigen zum leuchtenden Vorbild.

Die Offensive gegen Italien.

K. u. K. Kriegspressequartier, Ende Oktober.

Ein einziger Gedanke, ein glühender Wunsch war es, der in elf blutigen Schlachten die österreichischen und ungarischen Isonzoverteidiger beseelte, wenn sie, mit zusammengebissenen Zähnen, die Hand um den Gewehrkolben gekrampft, den Höllensturm und den Eisenhagel über sich ergehen lassen mußten: wenn nur endlich, endlich der Tag käme, an dem wir herausdürften aus dem verwünschten Gefängnis der felsigen Gräben und Kasernen, in dem wir uns mit der ganzen, in zwei langen Jahren aufgespeicherten Wut auf den Italiener stürzen dürften, um ihn zurückzuwerfen in seine Ebene, die so lange grün und sonnig vor uns lag, in der es keine eisige Bora gibt und keine Steine. Keine Steine, keine Felsen — wer den Karst nicht kennt, kann nicht ermessen, was diese einer Fata Morgana gleichende Vorstellung für den Isonzosoldaten bedeutet. Die Steine waren seine Feinde, grimmigere noch als die Italiener: denn doppelt so viele Opfer als die einschlagende Granate forderten die von ihr emporgeschleuderten Felstrümmer, der Männer Kraft schmolz dahin bei der furchtbaren Arbeit des Bohrens und Sprengens in den steinigen Gräben und Kavernen. Ausharren, festhalten, entgegenstemmen — das war immer wieder die Losung, solange drüben im Osten der gefährlichere Gegner stand, solange den Alpenfronten immer nur so viel Leute gegeben werden konnten, als man zur Abwehr dringend brauchte. Durch 29 Monate hielten die Isonzoleute mit eiserner Faust das Zünglein an der Wage fest, an dem die Uebermacht des Feindes mit wütender Zähigkeit rüttelte, in fast zweieinhalb Jahren gaben sie da und dort ein paar Kilometer, nirgends aber einen Punkt von wirklich strategischer Wichtigkeit preis. Sie kämpften und warteten — warteten auf ihren Tag, der nun, vom Donner der Kanonen des treuen Bundesgenossen eingeleitet, herrlicher heranbrach, als man je erwartet hatte.

Die elf Isonzoschlachten, in denen die Italiener die Angreifer waren, hatten, im großen betrachtet, alle dasselbe Angriffsschema zur Grundlage. Immer wieder und wieder ein frontales Anrennen zusammengeballter Massen, ein Draufloshämmern auf kleine, gelegentlich abbröckelnde Stellen der Verteidigungsfront, ein Streben nach örtlichen taktischen Erfolgen, die nicht ein einziges Mal zur strategischen Auswirkung gebracht werden konnten. Nur zuallerletzt, in der elften Schlacht, schien ein operativer Gedanke aus dem Angriffsplan des italienischen Generalstabes hervorzuschimmern: man wollte die Front ziemlich weit im Norden, am Mittellauf des Isonzo, durchbrechen, um sie dann nach Süden, in der Richtung auf das Meer zu, aufrollen zu können. Der Plan scheiterte, weil auf der Hochfläche von Bainsizza-Heiligengeist kein Durchbruch, sondern nur eine teilweise Zurücknahme der Front erzwungen werden konnte. Wer den Italienern damals gesagt hätte, daß gerade dieser in der Ententepresse stürmisch bejubelte Teilerfolg zwei Monate später das Verhängnis der zweiten italienischen Armee noch beschleunigen, daß ihr ohne Bedenken vorwärts gedrückter linker Flügel einer Flankierung und Umfassung von Norden her schutzlos preisgegeben sein würde! Die warnenden Stimmen wären im Lärm der Musikkapellen, die auf dem kampflos besetzten Monte Santo bei Görz Siegeshymnen anstimmten, ungehört verhallt.

Beim Lesen der italienischen Zeitungen konnte man in den letzten Wochen deutlich erkennen, daß man sich in Italien keinen Zweifeln über die Angriffsabsichten der Verbündeten hingab. Man wußte in Mailand und Rom, daß irgendwo an der Alpenfront deutsche Truppen angekommen waren, man fühlte, daß ein Vorstoß zu gewärtigen sei. Wo aber würde er kommen? Mußte man sich auf eine großangelegte Operation oder nur auf einen Versuch vorbereiten, gewisse Teile der Verteidigungsfront günstiger zu gestalten? Wie stark mochte die deutsche Hilfe sein, wie viele österreichisch-ungarische Divisionen waren wohl inzwischen an der Ostfront frei geworden? Alles Fragen, auf die es keine sichere Antwort, sondern nur ein Raten gab. Dazu kam noch, daß die Jahreszeit immer weiter vorrückte, daß Kärnten und Tirol schon von den ersten Schneestürmen heimgesucht wurden und immer noch kein Anzeichen für den beginnenden Angriff zu merken war. Sollte das Ganze nicht doch ein blinder Alarm gewesen sein, hatten die Mittelmächte vielleicht endlich von der Entente die schwere Kunst des „Bluffens" gelernt? Da beleuchtet endlich ein Blitz das Dunkel: die Anwesenheit deutscher Truppen wird aus Tirol gemeldet, bei einem Teilangriff in Südtirol sind die ersten deutschen Stahlhelme mit Sicherheit erkannt worden, und gleichzeitig meldet der Draht, daß Kaiser Karl eine Frontreise ins südliche Tirol angetreten hat. Jetzt glauben die Italiener zu wissen, woran sie sind: ihr alter, grimmiger Feind, der Feldmarschall Conrad von Hötzendorf, plant also einen Angriff in Tirol, eine Operation, die natürlich im vom Spätherbst unwegsam gemachten Hochgebirge gar keine Aussicht auf Erfolg haben kann und daher von vornherein als eine Teiloffensive zu betrachten ist, vor der sich kein Italiener ernsthaft zu fürchten braucht. Laßt sie nur kommen!

Und sie kamen — aber nicht aus Tirol und nicht mit ein paar mühsam zusammengerafften Divisionen, sondern eine Springflut von unerhörter Kraft brach an einer Stelle hervor, an die die Italiener scheinbar überhaupt nicht gedacht hatten: in jener Gebirgsgegend, wo die karnische und die küstenländische Front fast im rechten Winkel aneinanderstoßen, zweihundert Kilometer östlich von dem Raum, in den Cadorna der Vorsichtige seine Reserven beordert hatte. Gerade an der Isonzofront, die das italienische Heer trotz des Opfers von eineinhalb Millionen Mann nicht hatte zerbrechen können, sollte die Entscheidung fallen! Und gerade hier hatten die Italiener doch von einem frontalen Ansturm selbst der größten Massen scheinbar nichts zu fürchten. Ununterbrochene, voll ausgebaute Grabensysteme, hohe Gipfel und Bergketten, die in unüberwindliche Artillerieforts umgewandelt worden waren, Tausende von modernsten Geschützen aller Kaliber, französische und englische schwere Batterien — wie wollte je ein Feind diese Front durchbrechen, die doch mindestens so stark, wenn nicht stärker war als die ihrerseits unbezwingliche österreichisch-ungarische? Ruhig konnte der italienische Kriegsminister an dem Tage, da schon die Sturmzeichen aufflatterten, in der Kammer sagen, daß Italien auf alles vorbereitet sei und nichts zu fürchten habe.

Gewiß: die Mittel gegen einen rücksichtslosen und selbstmörderischen Massenangriff nach italienischer Methode waren bereitgestellt und hätten sicherlich auch ihre Schuldigkeit getan. Auf eines aber waren die Armeen des Generals Capello und des Herzogs von Aosta nicht vorbereitet: auf den schöpferischen strategischen Gedanken, nach dem der italienische Generalstab durch zweieinhalb Jahre vergeblich gesucht hatte. Während und nach jeder Isonzoschlacht war das ungeduldig fragende italienische Publikum damit vertröstet worden, daß es eben im schwierigen Alpengelände und im öden, dekkungsarmen Karstland keine Ueberraschungsstrategie, keine in die Ferne wirkenden Umgehungsmanöver geben könne, daß man darauf angewiesen sei, Stück um Stück aus der mächtigen Frontmauer herauszubrechen, ein Verfahren, das natürlich viel Geduld und Zähigkeit erfordere. Jetzt haben die Italiener am eigenen Leib erfahren müssen, mit welcher verblüffenden Schnelligkeit, mit welcher Fern- und Tiefenwirkung ein strategisch richtig angesetzter, kühn und energisch durchgeführter Durchbruch die gesamte militärische Lage von einem Tag auf den andern, ja binnen weniger Stunden von Grund auf zu ändern imstande ist. Die Führer der verbündeten Heere haben den Italienern gezeigt, wie man das schwierige Alpengelände nicht nur überwindet, sondern sogar für die eigenen Pläne ausnützt — eine Lehre, für deren praktische Anwendung den geschlagenen italienischen Heeren freilich wohl für immer die Gelegenheit fehlen wird...

Betrachtet man, von Einzelheiten abgesehen, den allgemeinen Verlauf der Kampflinien im Gebiet der Ostalpen und besonders den für den ersten Stoß gewählten Raum zwischen dem Predilpaß und dem Städtchen Tolmein, so sieht man, daß die gewaltige Brechstange der verbündeten Armeen im Scheitelpunkt eines nahezu rechtwinklig abgebogenen Frontstücks angesetzt wurde, mit dem Bestreben, schief, das ist in diesem Fall gegen Südwesten, in das Innere des Winkels einzudringen und auf diese Art den kürzeren Schenkel der Winkelfront zwischen Flitsch und dem Meer aufzurollen. Unwillkürlich drängt sich die Erinnerung an die Durchbruchschlacht bei Gorlice, die bisher größte und folgenschwerste des Weltkrieges, auf: von der Verschiedenheit des Geländes abgesehen, war ihr strategischer Grundgedanke unzweifelhaft ähnlich. Und wie der Durchbruch bei Gorlice die ganze, quer durch Westgalizien nach Norden zu verlaufende Kampffront der Russen fast augenblicklich ins Wanken brachte und zum Abfluten zwang, so wurde durch den Vorstoß bei Flitsch und Tolmein die strategische Lage der zweiten italienischen Armee binnen weniger Stunden vollkommen unhaltbar gemacht, ihr Schicksal im Handumdrehen entschieden. Hier wie dort drohte nach der schnellen Erkämpfung der ersten Angriffziele dem Gegner die dringendste Gefahr eines Vormarsches quer über seine Rückzugslinien, und es blieb ihm nichts übrig als schleunigste Flucht. Auf eine solche Möglichkeit waren aber die Italiener nicht gefaßt gewesen. Ihr ganzes, mächtiges Verteidigungssystem, das, wie gesagt, keine frontale Bedrohung zu scheuen gehabt hatte, war nun vom Rücken und von der Flanke her bedroht, konnte aber unmöglich binnen weniger Stunden abgebrochen werden. Daß es am Isonzo jemals zu einer Bewegungschlacht kommen könnte, war auch dem kühnsten italienischen Strategen nie eingefallen, und daß diese vollkommene Umgestaltung der Lage gar zwischen Morgen und Mittag desselben Tages eintreten würde, lag außerhalb des Bereiches aller Voraussetzungen. Als nacheinander die Gipfel des Canin, des Stol, des Matajur und des mit Kanonen gespickten Kolowratrückens in die Hand der Angreifer gefallen waren, als deutsche und österreichisch-ungarische Trupen sich anschickten, nach Westen in die Ebene hinabzusteigen und die für den italienischen Rückzug unentbehrlichen Straßen im Natisonegebiet zu sperren, da packte die Truppen des Generals Capello, des Monte-Santo-Eroberers, das bleiche Entsetzen. Weit nach Osten vorgedrückt standen Divisionen seiner Armee noch auf dem Heiligengeist-Plateau, während schon seine wichtigste Artilleriebasis, der Kolowratrücken, dem Ansturm erlegen war und deutsche und österreichisch-ungarische Granaten die über den Isonzo gelegten Kriegsbrücken in Trümmer schlugen. Gegenangriff? Man versucht ihn, er bricht fast augenblicklich ohnmächtig zusammen. Nur Flucht gibt es noch, eilige, überstürzte Flucht, bei der natürlich an ein Bergen der Geschütze, der ungezählten, etagenförmig übereinander in die Bergkavernen eingebauten Batterien, der weitläufigen Truppenlager, der aufgehäuften Materialvorräte nicht zu denken ist. Die italienische zweite Armee ist geschlagen, was nicht liegenbleibt oder gefangen wird, strömt zurück nach Südwesten, denn im Westen, bei Cividale, steht bereits der unerbittliche Feind. Und wie die Sturmflut überschwemmen die Verfolgten, von ihren natürlichen Abzugskanälen Abgedrängten die Rückzugstraßen ihres südlichen Nachbars, der dritten Armee des Herzogs von Aosta.

Des Königs Vetter hat die ihm anvertraute Front östlich Görz und auf dem Karst inzwischen auch in Trümmer fallen sehen. Kaum war der Monte Santo wiedererobert, da pflanzten auch schon die Kroaten, die in sechs Schlachten die Podgora, in fünf weiteren den San Marco verteidigt hatten, ihre Fahne auf das zerschossene Kastell von Görz, und der Divisionär Freiherr von Zeidler zog in die wieder eroberte Stadt ein, deren Namen er, der Maria-Theresien-Ritter, seit zwei Monaten als Adelsprädikat führen darf. Kurz darauf fiel der mächtig aus der friaulischen Ebene aufragende Monte Fortin, eine der wichtigsten natürlichen Artilleriefestungen der Italiener, ihre Divisionen wurden vom Sturmwind der Angreifer über das Comen- und Doberdoplateau gefegt und hinab in die Ebene geworfen, aus der sie gekommen waren. Die ganze Isonzofront vom Monte Canin bis Monfalcone war in Stücke und Trümmer geschlagen, in fünf Tagen hatten die Italiener nicht nur alles verloren, was sie in zweieinhalb Kriegsjahren mühsam erobert hatten, sondern außerdem das strategisch wichtige Alpenvorgelände in der Nordoststrecke ihres eigenen Landes und die bedeutendsten Straßen- und Bahnknotenpunkte des Friaul. Noch war keine Woche seit dem ersten Angriff vergangen, und schon standen deutsche Divisionen westlich des Natisone, österreichisch-ungarische zwischen Cormons und dem Meer in der italienischen Ebene. Nicht viel weniger als die Hälfte des Geschützparks der beiden italienischen Ostarmeen war verloren, die Truppen selbst im wilden, regellosen Rückzug nach Westen gegen den Tagliamento. Von Norden her aber, vom Plöckenpaß, donnerten bereits die Kanonen neuer Angreifer...

„L'Italia farà da sè!", das stolze Wort Karl Alberts von Savoyen, findet seine neue Auslegung. Italien war eifersüchtig darauf bedacht, sich sein Schicksal selbst bereiten zu dürfen — es hat auch den Endkampf allein zu bestehen, der jetzt im Gang ist, und der anscheinend zu einem Wendepunkt italienischer Geschichte führen soll. „Einen Spaziergang nach Wien" nannte italienischer

Übermut im 1915 den Krieg gegen Österreich-Ungarn. Heute, nach zweieinhalb Jahren dieses Krieges, ist Triest zum Hinterland geworden und Trient unerlöst, und in der venezianischen Ebene streben Deutsche, Österreicher und Ungarn in Eilmärschen nach Westen und Süden! Dr. Jos. C. Wirth.

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Die italienische Katastrophe bringt all unseren Feinden in ihrer Gesamtheit eine neue schwere Niederlage von entscheidender Bedeutung. Die Wirkung wird nicht ausbleiben. Der große Gang der Ereignisse geht planmäßig nach dem Willen unserer Kriegsleitung weiter. In einer Woche ist wettgemacht, was in dreißig Monaten unsere treuen Verbündeten an der italienischen Front ausgehalten haben. Die italienische Front ist zerschmettert. Wenige Tage haben genügt, eine Wendung von erschütternder Schwere herbeizuführen.

Zweimalhunderttausend Gefangene einer Armee, die im ganzen etwa anderthalb Millionen beträgt! Dazu unbedingt eine Verlustziffer an Gefallenen und Verwundeten, die nach vorsichtiger Schätzung mindestens weitere hunderttausend Mann beträgt. Was bleibt ferner den Italienern noch an Artillerie, wenn ihnen 1800 Geschütze genommen sind? Schwere Artillerie wohl fast gar nicht mehr und an Feldartillerie kaum noch die Hälfte.

Der Durchbruch erfolgte mit einer elementaren Gewalt, die mit Recht mit einem Lawinensturz verglichen wird, der sich von Bergeshöhe herab ins Tal ergoß, alles vor sich her zermalmend. Die Stelle des Durchbruchs war von der gemeinsamen Leitung des vereinten Unternehmens der verbündeten kaiserlichen Truppen gerade dort gewählt, wo der Feind es am wenigsten vermutete, die er in dem engen Raum bei Flitsch und Tolmein für am wenigsten bedroht hielt. Von dort verbreitete sich der jähe Ansturm mit zunehmender Geschwindigkeit. Was als uneinnehmbare Stellungen galt, war im Nu überrannt. Die Höhen des Stol stürmten die Oesterreicher, den Kolowrat die Bayern, den Matajur Leutnant Schnieber mit vier schlesischen Kompagnien. Die lang verhaltene Stoßkraft an der Isonzofront, die sich in zäher Abwehr von Jahr zu Jahr als zuverlässige Abstoßkraft ruhmreich bewährt hatte, war entfesselt, und jeder einzelne Truppenkörper führte seine ihm vorgezeichnete Aufgabe mit einer Genauigkeit aus, die, von solchem Geist getragen, zu dem gewaltigen Erfolg führte.

Kaum konnte man von einem Heeresbericht zum andern in dieser großen Woche dem reißenden Fortschritt des Durchstoßes folgen. Die Isonzofront brach zusammen, die 2. italienische Armee wurde in regelloser Flucht gegen die Strombarriere des Tagliamento zurückgedrängt, die 3. italienische Armee an der Küste entlang. Die Kärntner Front bis zum Plöckenpaß im Wanken, die Verbündeten erreichten Udine, das italienische Hauptquartier flüchtete Hals über Kopf nach Padua. Das Panzerwerk Lanza fiel, das befestigte Lager von Gemona wurde genommen, Palmona besetzt. Schlag auf Schlag kamen die Meldungen. Zwiefacher Sieg am Tagliamento, die Brückenköpfe von Dignano und Codroipo gestürmt. Das linke Flußufer frei vom Feind. Einzug ins befreite Görz. Und aus allen Berichten klang die sichere, ruhige Bestätigung unserer Obersten Heeresleitung heraus: die Bewegungen nehmen den von der Führung beabsichtigten Verlauf.

Wie mag Sarrail zumute sein? Seine Lage wird immer einsamer. Auch in Tripolis sind die Italiener nicht erfolgreich gewesen, wie aus der Meldung von ihrer Niederlage auf diesem Schauplatz ersichtlich, die über Konstantinopel kam.

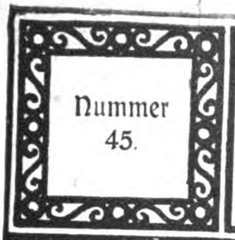
Natürlich versuchen die Feinde auch die Ereignisse dieser Woche auf ihre Art zu verdrehen. Ihre geschäftigen Agenten liefern einen Nachrichtenersatz, in dem kaum noch Spuren von Wahrheit nachzuweisen sind. Aber das war ja immer so und wird bis zuallerletzt so bleiben. Noch immer aber haben die Ereignisse diese Bemühungen Lügen gestraft, auch das wird so bleiben bis zu guter Letzt.

Allein was in dieser Woche die britische Admiralität über die angeblich geringen Wirkungen des Tauchbootkrieges zusammengerechnet und auseinandergesetzt hat, macht bei aller peinlichen Genauigkeit den unverkennbaren Eindruck, weit weniger genau zu sein als vielmehr recht peinlich für England. Auch das findet sich.

Inzwischen hat England aufs neue einen großen Fliegerangriff auf London und andere Hafenstädte mit schweren Wirkungen erfahren. In der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November hat eins unserer Bombengeschwader die militärischen Ziele im Herzen Londons und in Gravesend, Chatam, Ramsgate, Margate und Dover kräftig und wirkungsvoll angegriffen. Andere Bombengeschwader griffen Festung und Werftanlagen von Dünkirchen sowie militärische Ziele hinter der flandrischen Front erfolgreich an. Alle unsere Flugzeuge sind zurückgekehrt.

Nirgend ruht unsere Kriegsarbeit. Die Kämpfe in Flandern, an der Aisnefront, an der Maas dauern an. Starke Angriffe wurden gemeldet. Eine heftige Schlacht zwischen Houthoulster Wald und Kanal von Hollebeke bereitete den Engländern eine neue Niederlage.

Bei Braye wurden die Franzosen abgeschmettert. Unter den im Westen eingebrachten Gefangenen waren die ersten amerikanischen Uniformen. Am Damenweg wurde die Linienverlegung durchgeführt. X.



DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. Müller, München.

Graf Georg von Hertling.

Der neue Reichskanzler.



Komtesse Anna Hertling,
Tochter des Reichskanzlers.



Gräfin Julia Hertling,
Schwiegertochter des Reichskanzlers.



Hofphot. Atelier Elvira.
Komtesse Anna Rose und Sibylle.



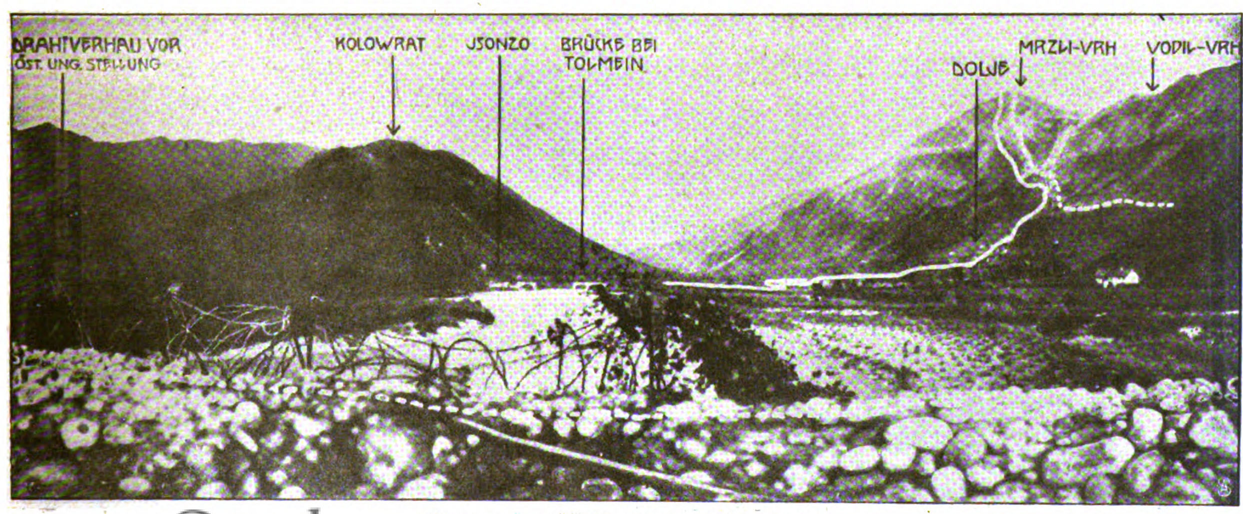
Gräfin Anna Hertling,
Gemahlin des Reichskanzlers.

Die Familie des neuen Reichskanzlers.

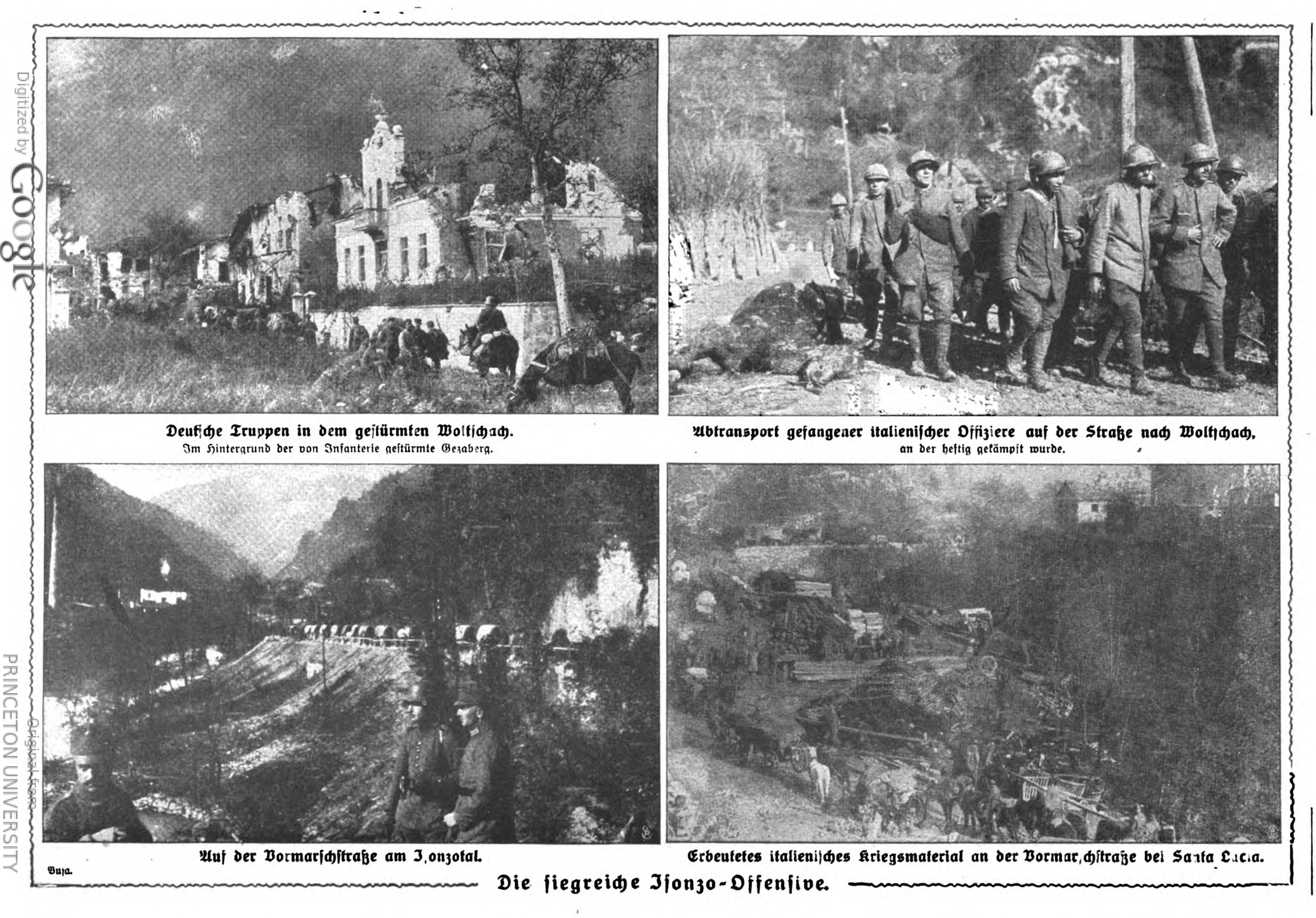


Gemona, der von der österreichisch-ungarischen Armee Krauß eroberte italienische Stützpunkt am oberen Tagliamento.

Kaiser und König Karl schlägt einen Nagel in den Brixener „Adler im Eisen.“



Panorama des Tolmeiner Brückenkopfes.



Deutsche Truppen in dem gestürmten Woltschach.
Im Hintergrund der von Infanterie gestürmte Gezaberg.

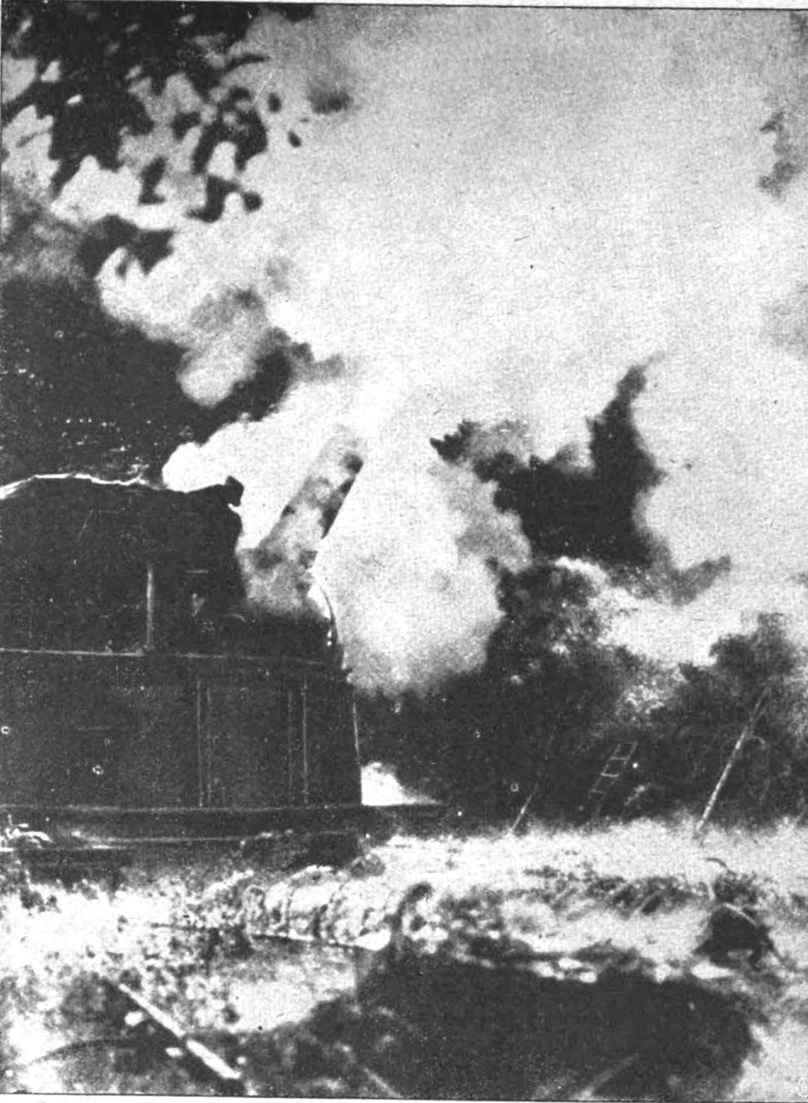
Abtransport gefangener italienischer Offiziere auf der Straße nach Woltschach,
an der heftig gekämpft wurde.

Auf der Vormarschstraße am Isonzotal.

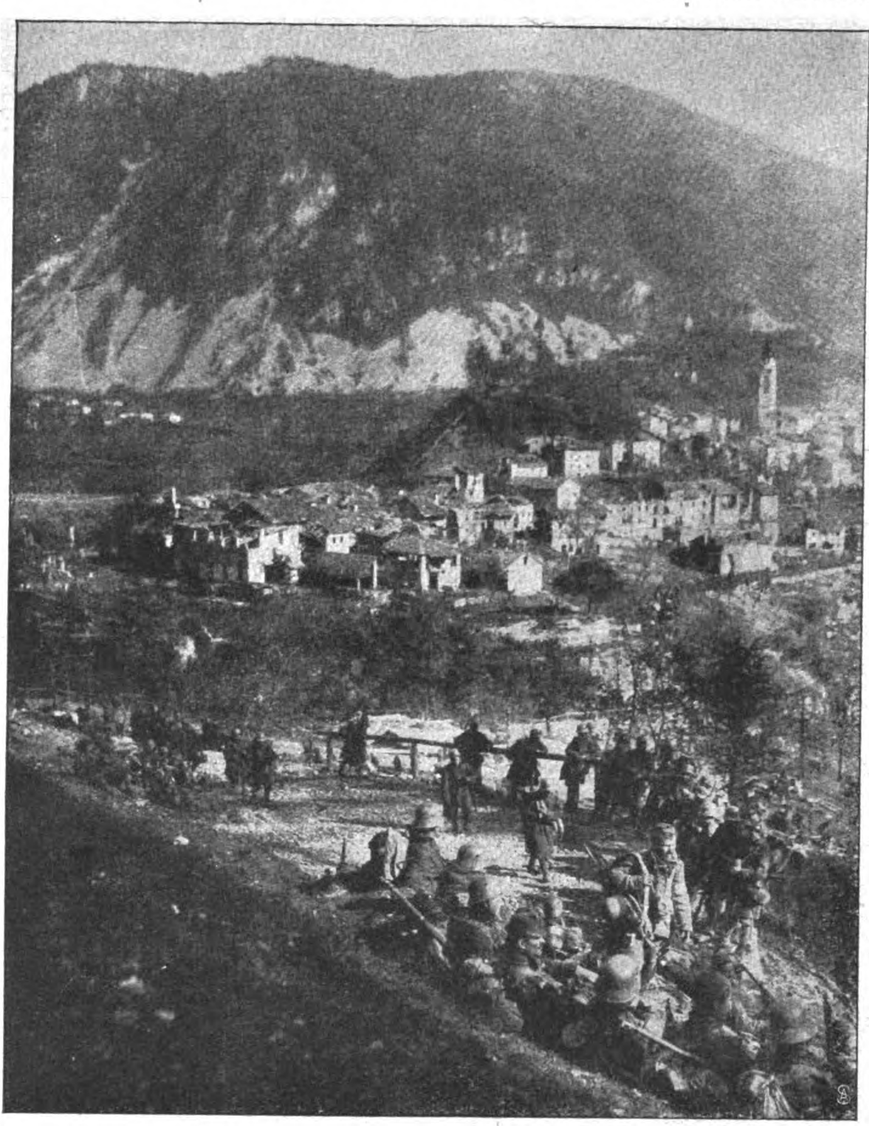
Erbeutetes italienisches Kriegsmaterial an der Vormarschstraße bei Santa Lucia.

Bufa.

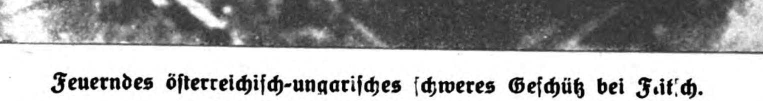
Die siegreiche Isonzo-Offensive.



Feuerndes österreichisch-ungarisches schweres Geschütz bei Flitsch.



Rastende verbündete Truppen vor dem gestürmten Santa Lucia im Isonzotal.



Die siegreiche Isonzo-Offensive.



Hauptm. Hansgeorg Rönneberg. — Leutnant Ernst Möller. — Hauptmann Bernhardt. — Batl.-Arzt Heinr. Becker. — Leutnant O. Kayser.

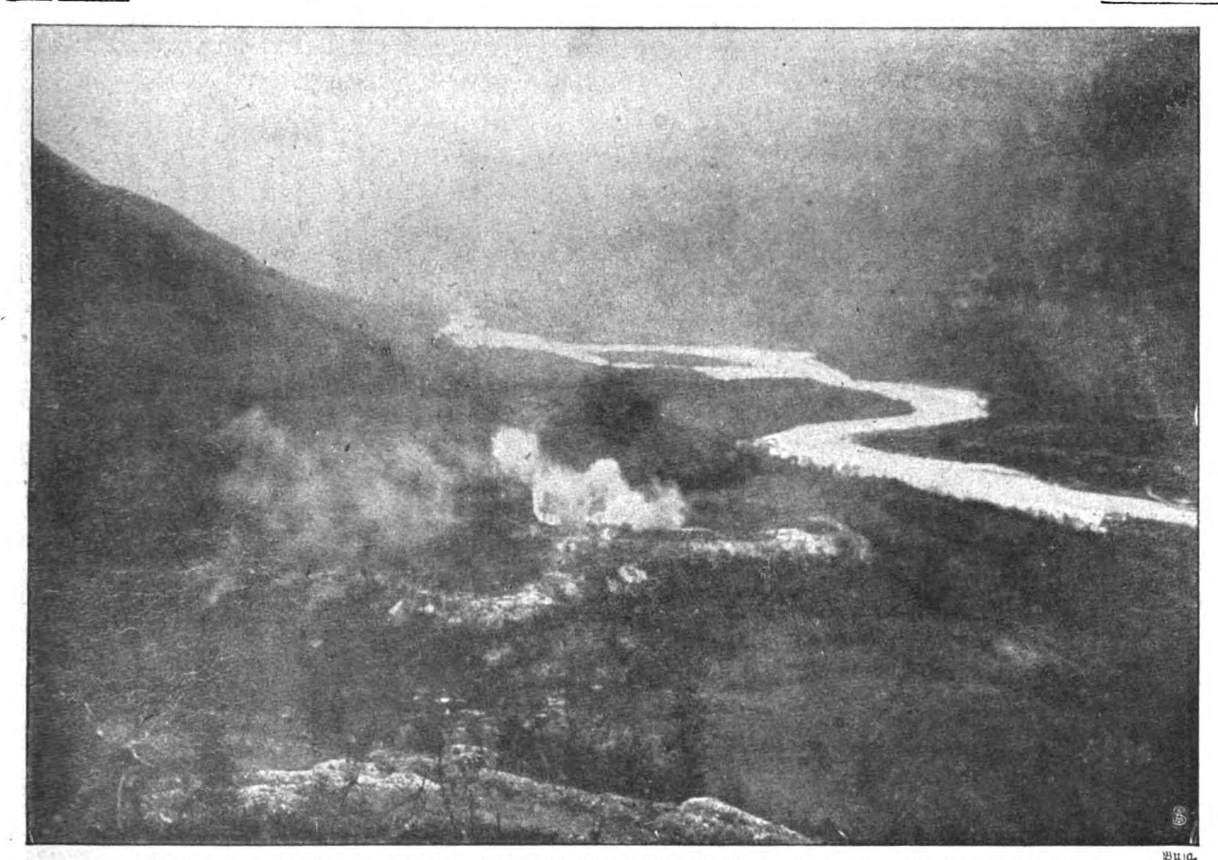
Leutnant Fritz Köstlin. — U-Steuermann W. Behrens. — Leutnant P. Dombrowski. — Vizefeldwebel Hans Pape. — Leutnant Erich Wolff.

Fliegerleutnant Rud. Helms. — Phot. Budde. Unteroffizier Tetz. — Leutnant Hanns Kerrl. — Unteroffizier Willy Franken. — Flugobermaat Ernst Jacob.

Gefreiter Alois Wolfmüller. — Unteroffizier Erwin Hänel. — Phot. Hentschel. Off.-Stellv. Hermann Grube. — Leutnant Salewski. — Phot. Bartsch. Unteroffizier Gust. Neufeld.

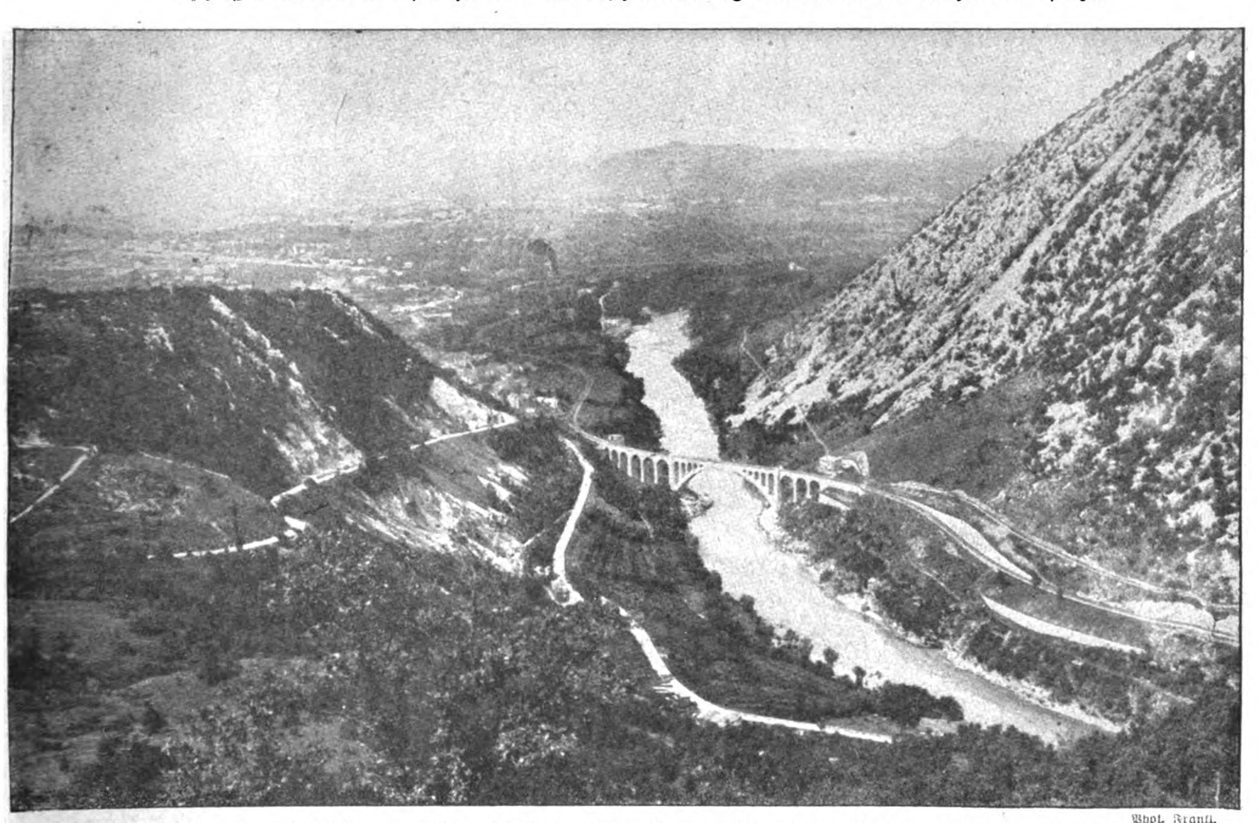
Leutnant Rückert. — Leutnant Schikarski. — Phot. Mühlbauer. Unteroffizier Kurscheidt. — Off.-Stellv. Ernst Tiedtke. — Gefreiter Karl Queck.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Buja.

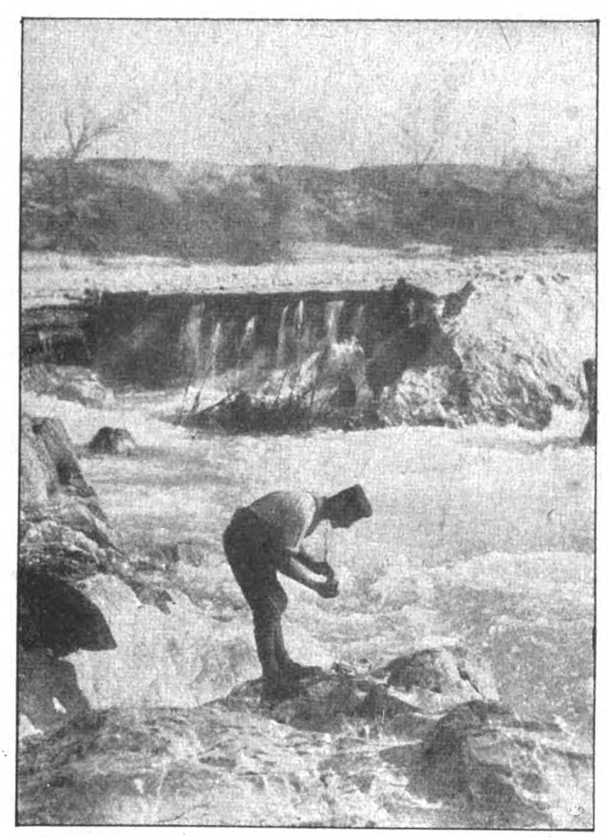
Beschießen und Sturmreifmachen der italienischen Stellungen bei Tolmein. Rechts der Isonzo.



Phot. Frankl.

Panorama des Kampfgebietes um Görz, mit Blick auf das Tal des Isonzo, im Vordergrund der Salcane Viadukt, rechts der Monte Sabino.

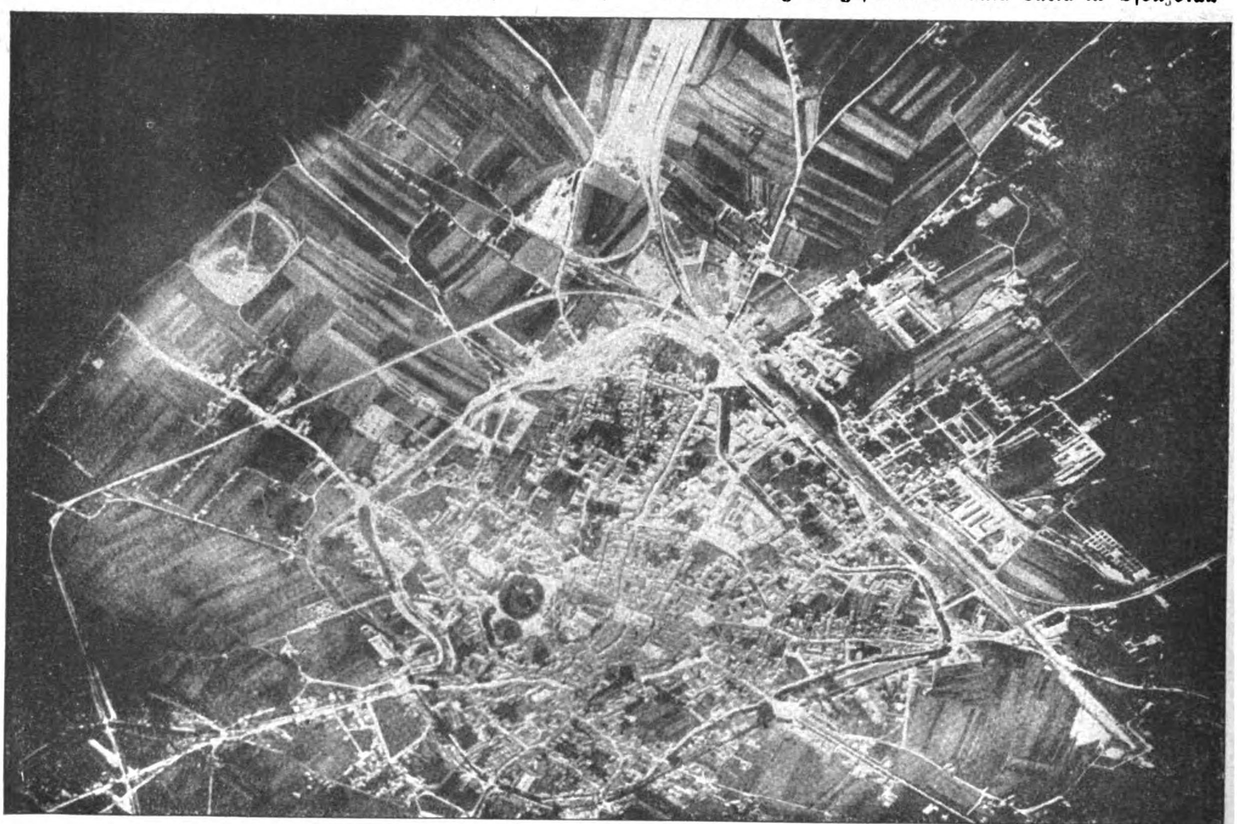
Die siegreiche Isonzo-Offensive.



Die erste Morgenwäsche im Isonzo.



Brotverteilung im gestürmten Santa Lucia im Isonzotal.



Udine, das bisherige italienische Hauptquartier, aus der Vogelschau.

Oesterreichisch-ungarische Fliegeraufnahme.

Die siegreiche Isonzo-Offensive.

Das Welsche.

Von F. C. von Kuczynska.

II.

Dante hat vor 600 Jahren die Zugehörigkeit zum Deutschen Stammesreich und den deutschen Charakter des Landes Tirol in den Worten ausgedrückt: Ein See liegt an des schönen Welschlands Rande, am Fuße des Alpgebirges, das Deutschland schließt, Gartsee (Benacus), so heißt er beim Tirolerland. *)

„Seit Beginn unserer Zeitrechnung war Tirol von dem Mischvolk der Rätier bewohnt. Bei ihrem Vordringen über die Alpen stießen die Römer auf die rätischen Völkerschaften, die im Laufe der Jahrhunderte in Nord und Süd romanisiert wurden. Im Jahre 15 vor Christi ward auch das heutige nördliche Tirol von den Römern unterjocht. Mit der Auflösung der Römerherrschaft und dem Vordringen germanischer Volksstämme vollzog sich ein gewaltiger Umschwung." „Die rätoromanische Bevölkerung konnte sich mit der Zeit nur noch in den abgelegeneren Seitentälern Tirols und außerdem in den angrenzenden Hochtälern der Schweiz und in Friaul halten." „Bajuvaren, Alemannen und Langobarden waren seit dem 6. Jahrhundert von Nord, Süd und West in Tirol eingerückt und verdrängten auch noch die slawischen Völkersplitter im Land.

„Im Jahre 952 schlug Otto I. die Marken Friaul und Verona bis zum Po und Mincio und die Grafschaften Trient und Istrien bis zur Adria zu Deutschland. Von da an hörte der gewaltige Kampf zwischen Germanentum und Romanentum um „die Vormachtstellung am Südrand der Alpen vom Monte Rosa bis zur nördlichen Adria mit dem wichtigen Vorposten Südtirols nie mehr auf." In dem mehr als „tausendjährigen, weltgeschichtlichen Kampfe germanischer Abwehr gegen romanische Angriffslust" sind die Germanen wenigstens äußerlich die Sieger geblieben.

Die Unruhe und Wühlarbeit eines im Innern unserer österreichischen Länder fremden Elementes hat sich bis in unsere Zeit fortgesetzt. Zu einer offenen Irredenta kam es erst in den Jahren 1818 — 48. Allerdings machten sich schon im 18. Jahrhundert Anzeichen unter den Studenten in Rovereit und Trient und unter den „Illuminaten" und „Freimaurern" bemerkbar. Damals schon erregten recht unliebsame Auftritte in Trient viel Aufsehen, und obgleich die Welschtiroler von jeher ihre Landestreue beteuerten, schielten doch viele mit einem Auge zu dem „Heimatland", zu Italien, hinüber. Immer schärfer wurden die Gegensätze zwischen den beiden Rassen, den Deutschen und den Welschen, immer stärker wurde von den Welschen der Unterschied ihrer feineren, romanischen Kultur und Sprache, ihrer anderen geschichtlichen Traditionen betont, immer verletzender wurde das: „Italiani noi siam e non Tirolesi" in alle Winde posaunt. Ein Dichter, Vanetti, richtete in allerlei Flugschriften glühende Worte an „sein italienisches Vaterland", bekämpfte mit „beißendem Spott" Art und Sprache seiner Landsleute, der Deutschtiroler, und eines Priesters, des Josef Pederzanis, Sonett, worin dieser die Deutschtiroler also charakterisiert: deren Sprache „ein Geheul", deren Häuser „spitz", deren Menschen „plump und blöd" seien, fand große Verbreitung. „Kommst du dahin, wo der Boden öde und schrecklich ist, wo die Sonne zu jeder Jahreszeit im Zeichen des Steinbockes steht, wo es eine Menge Vieh und Fuhrleute gibt . . . dann weißt du, hier ist Tirol!" . . . Auch der Tiroler Aufstand 1809 ward in Trient und von der Freimaurerloge der „Italianissimi" hämisch beurteilt, der „Barbone" Andreas Hofer nur belacht. An dem tragischen Schicksal und großartigen Wagemut des deutschtirolischen Volkes und seiner Aufbäumung gegen die Fremdherrschaft nahmen die Welschen geringen Anteil. Napoleon, der die „militärische Bedeutung Tirols wohl erkannte", hatte getrachtet, es den Habsburgern zu entreißen, es aber auch den Bayern nicht zu überlassen und es schließlich mit Italien zu vereinen. „Ich brauche das ganze italienische Tirol, das ist das Land bis zur Wasserscheide!" „Tirol ist eine große Festung, deren Besatzung fast ausschließlich österreichisch ist, daher muß es geteilt werden." Gleich von Anbeginn waren alle Sympathien der Welschen auf des Welteroberers Seite, und sie blieben es auch nach seinem Sturz. „Wenn es einen Gott gebe, so müsse er Napoleon beschützen", so äußerten die irredentistischen Heißsporne. Man stand mit der Geheimgesellschaft der Karbonari in Italien in Verbindung, und der „stumme Krieg" der Emissäre, die planmäßig das Land verhetzten, war eine stille Macht, gegen welche die Beamten und Verwalter der österreichischen Regierung nichts ausrichten konnten. Das „Tod den Deutschen", das Hissen der revolutionären Trikolore, das Absingen von Spottliedern auf die Deutschen gehörten in Trient zu den alltäglichen Dingen. Der Geist der Freiheit, der von Italien herüberdrang und in den Schriften eines Manzoni, Silvio Pellico, Gioberti, d'Azeglio zu glühendem Ausdruck kam — solche, die als Ideal ein einiges Italien erträumten — hatte auch die welschtirolische Jugend erfaßt. Auch die Werke welscher Historiker mit dem Grafen Giovanelli an der Spitze gewannen großen Einfluß auf die nationale Erziehung im Sinn der Absonderung von Deutschtirol. Namentlich des talentvollen Dichters Johann Prati von Schmerz und Glut durchhauchte Poeme haben in Südtirol den Boden vorbereiten helfen, auf dem dann ein Frapporti, dieser „Glutmensch des Hasses", und andere Fanatiker und Simulanten ihre staatsverräterischen Pläne ausarbeiten konnten.

Leider knüpfte nach dem Sturz des Welteroberers die Regierung Metternichs nicht an die vom Volk so tapfer verteidigten altösterreichischen Ueberlieferungen an, die von Maximilian I. bis zur französischen Revolution die Kraft und Stärke Tirols und die Grundlage seines Bestandes gebildet hatten, sondern „führte das Oesterreich feindliche napoleonische Verwaltungsregime hilflos und gedankenlos weiter". Die kleinlichen Polizeimaßregeln der Repressionspolitik des österreichischen Kanzlers und das ausgebreitete Spionagesystem allein, mit dem man einzelnen Revolutionären nachspürte, konnten die Italianisierung Südtirols nicht verhindern. Mit dem Ausbruch der Pariser Julirevolution im Jahre 1830 und dem Auftreten der von Mazzini und anderen nationalen italienischen Geistesheroen gegründeten „Giovine Italia" erhielten naturgemäß auch die ultranationalen Ideen in Welschtirol wieder neue Nahrung. Doch erst im Jahre 1848 konnte der Irredentismus zur Tat über-

*) Die historischen Darstellungen, die ich hier gebe, sind auszugsweise Ausführungen aus Professor Dr. Meyers bemerkenswertem trefflichem Buche: „Der italienische Irredentismus".

gehen. Sein Anwachsen bis auf unsere Tage wird durch die Feldzüge 48, 59, 66 und die politischen Wirren, die ihnen vorausgingen, wie auch durch die Hoffnungen, die dadurch in den Gemütern der Abtrünnigen jedesmal neu erweckt wurden, erklärlich.

Nicht selten nimmt die Nationalitätenfrage in einem Land einen hysterischen Charakter an. Sie wird zur fixen Idee in überspannten Gehirnen, und dem Volk wird so lange vorgeredet, es sei an ihm eine Rechtsvergewaltigung begangen worden, daß es, angesteckt von der geistigen Erkrankung, endlich auch in den Chorus der Lärmer einstimmt. Das beste Volk kann künstlich und systematisch verhetzt und verdorben werden, wenn es immer wieder der Boden ist, in den illoyale Gedankentriebe gesenkt werden. So wurde auch das ursprünglich getreue Südtirolervolk zum Spielball einer Minorität fiebernder junger Politiker, Studenten, Literaten und älterer, in ihre Freiheitsideale verbissener Gelehrter . . .

Die Treue und Opferwilligkeit der welschen Bevölkerung, besonders im Suganertal, Ledrotal und in allen Seitentälern, auch der Grödener und Fassaner haben sich trotzdem zuzeiten in hellem Licht gezeigt. So traten mit Begeisterung eine große Anzahl Welscher, allein 20 000 Bauern in Persen, im Jahr 66 unter die Waffen, um für Österreich zu kämpfen, als im „Augenblicke der Gefahr, wohl unbewußt, ihr altes deutsches Blut zu wallen begann", und allenthalben erklang das „Siamo Tedeschi!", als Garibaldi mit seinen zügellosen Freischaren den Gebirgskrieg gegen Südtirol aufnahm. Der italienische moderne Kondottiere mußte denn auch unverrichteter Sache wieder abziehen, wie er selber sagte: „Mit 1000 Mann haben wir Sizilien, mit 20 000 Mittel- und Süditalien befreit, mit 40 000 Mann haben wir gegen eine kleine Minderzahl von Österreichern nichts ausgerichtet und hier nur zwei Berge erobert."

Und ähnlich ist es den Italienern laut ihrer eigenen Geständnisse im jetzigen Krieg ergangen. Mit Rosen glaubten sie beim Betreten des tirolischen Bodens und am Isonzo von der Bevölkerung empfangen zu werden, und was geschah? In hellen Scharen wanderten die Unseren von ihrer Scholle aus und haben es vorgezogen, das elende Leben des Flüchtlings zu führen, lieber als daß sie sich in die für sie bereiten Arme ihrer sogenannten „Stammesbrüder" geworfen hätten. . . . Trotz des ewigen Lamentos der Irredentisten von Unterdrückung und Gefährdung der italienischen Nationalität ist es eine bekannte Tatsache, daß in Südtirol deutsches Wesen und deutsche Sprache noch immer durch das italienische Element verdrängt werden. Viele Bezirke, so Valsugana, Folgaria, zum Teil auch das Fleimstal, sind heute fast ganz italianisiert. In den Kaufläden, im geschäftlichen Verkehr, namentlich auf dem Land, wird häufig die italienische Sprache bevorzugt. Man lese nur die Firmentafeln mit den rein italienischen Namen in den Südtiroler Städten und die Benennungen der Waren und die Straßenaufschriften. Selbst der Gottesdienst ist vielfach italienisch. Der Zwischenhandel, das Wein-, Schank- und Wirtsgewerbe, die Seidenzucht, der Reisbau sind in italienischen Händen . . . welsche Bauleute und Feldarbeiter werden mehr und mehr benötigt, da sie fleißiger und genügsam sind. Auch der reiche Kindersegen der Welschen, die starke Einwanderung von Italien her und die Einheiraten sind lauter Gründe, die es, wie Dr. Wilhelm Rohmeder sagt, zu „einer Ehrenpflicht des deutschen Volkes" machen, sein Volkstum in einem deutschen Lande zu verteidigen. Leider haben die österreichischen Regierungen in ihrem Wunsche, allen ihren verschiedenen Völkerschaften gerecht zu werden, es an der nötigen Energie fehlen lassen, um diesen Aufsaugungsprozeß zu verhindern, und so ist der Damm, den die Vorfahren gegen das Welsche aufgerichtet haben, immer brüchiger geworden. „Schon die deutschen Könige um die Zeit des Abschlusses des ersten Jahrtausends hatten erkannt und nach ihnen die Hohenstaufen bis auf Kaiser Friedrich II., der seinem innersten Wesen und seinen Neigungen nach mehr italienisch als deutsch war, „daß das wichtigste Bollwerk zur Erhaltung der Landesgrenzen und ihrer Sicherheit am Südrande der Alpen und an der Adria" der überwiegende, durch die Macht der Geistlichkeit unterstützte Einfluß eines „starken bodenständigen Deutschtums sei". Demnach nahm damals auch die Kolonisation durch „deutsche Besiedelung" einen großen Umfang an, und der „Bergbau war ganz in deutsche Hand gegeben". „Zu einem Kreuzzug Deutschlands gegen die Welschen!" ruft Alban Stolz, der bedeutendste unter den geistlichen ultramontanen Schriftstellern Deutschlands, uns auf, und er konnte es den Welschtirolern nicht verzeihen, daß im Jahre 1866 über 500 von ihnen freiwillig an Garibaldis Seite in den „Reihen der Feinde Oesterreichs kämpften". Auch in diesem Kriege haben es Söhne des Landes und leider aus den intelligenten oberen Schichten nicht verschmäht, an der Heimat Verrat zu üben und zum Feinde überzugehen. Die Konskriptionslisten und Güterkonfiskationen redeten eine nur zu deutliche Sprache. In unvergeßlichem Glanz aber erstrahlte und wird ihren Schein in die kommenden Jahrhunderte vorauswerfen die Treue der deutschen Bevölkerung auch jetzt wieder in diesem größten Weltkampfe. Als es sich darum handelte, den Boden Tirols zu verteidigen, war ihr kein Opfer zu groß, keine Last zu schwer, kein Menschenleben zu kostbar! Kaiserliche Truppen waren zum großen Teil an unseren anderen Landesgrenzen beschäftigt, aber Standesschützen und Freiwillige, oft Greise schon, stürmten mit jugendlichem Feuer auf ihre Bergeshöhen, sich dem übermächtigen Ansturm der zehnfachen Feindeszahl entgegenzuwerfen. Aufgehalten durch diesen tollkühnen Todesmut und im Glauben, Armeen stünden zur feindlichen Abwehr bereit, zogen sich die Italiener in der ersten Verblüffung zurück. Tirol war gerettet. Das tirolische Heldentum wird auch im ganzen deutschen Reiche vollwertig anerkannt. Aber es wurde mit Schmerz bei uns empfunden, daß es dennoch Gegenströmungen in Deutschland gegeben hat, durch welche die Meinungen unserer Verbündeten derart beeinflußt wurden, daß sie die Lehren der Ottonen und Hohenstaufen und die mannhaften Erklärungen der Frankfurter Nationalversammlung im Jahre 1848 schienen vergessen zu haben . . . Südtirol, das deutsche Bollwerk an der welschen Grenze, darf niemals dem welschen Feinde ausgeliefert werden. Wir sind e i n Stamm, die draußen im Reich und wir hier in Tirol! Bajuvarisches Blut fließt durch die Adern auch unserer edelsten tirolischen Geschlechter. Des Cheruskers Heldenseele, uns durch Langobardentreue*) ewig verbunden, wirkt in uns fort, lebt auf in germanischer Blutsbrüderschaft zur germanischen Abwehr gegen alles Welsche, wie sie sich vor zweitausend Jahren gegen römische Fremdlingsherrschaft auflehnte. Auf alle Trennungsgelüste und Verschwörungen der Welschen gibt es in Deutschtirol

*) Die Treue der Langobarden ist dadurch sprichwörtlich geworden, daß diese unter allen germanischen Stämmen die einzigen waren, die unverbrüchlich bis zu seinem Tode an dem großen germanischen Freiheitshelden Armin festhielten und zu ihm standen.

nur eine Antwort:*) „Welsch wollen wir nicht werden, wir wollen Tirol nicht teilen, die Grenzpfähle Deutschlands und Tirols dürfen nicht eine Handbreit verrückt werden." Es ist kein bloßer Zufall, daß, von einem echten, kerngetreuen Tiroler geschaffen, auf dem Hauptplatz der Bozener Stadt das Standbild Walters von der Vogelweide, des „Markwarts" an der Schwelle welschen Landes, des Sängers deutscher Minne und deutscher Gesinnung steht. Mag es immerhin seine Künste an uns erproben, das Welsche! Es ringelt sich an uns empor wie eine silberne Schlange, es ist gleißend und verführerisch! Es ist zauberhaft mit seiner feinen Kultur, seinem Formensinn, seiner südlichen Pracht, seinen Blumen und Düften . . . aber es ist nicht von unserer Art! Es packt uns, wie wenn in die ruhige Sternennacht unserer deutschen Seele Mittagsglut und Unruhe des Tages bräche. Es darf uns nicht siegreich bekämpfen; wir müssen es überwinden, wie Dietrich von Bern den falschen Laurin überwand.

Von seinem Standbild herab spricht Walter von der Vogelweide ruhige Worte, klar wie ein Bergquell, in den Verführungstaumel alles Welschen hinein: „Lasset nicht von eurer Art, nicht von eurem Boden, nicht von eurer Sprache, die hier neugeboren wurde. Bleibt deutsch in Sinnen und Minnen!" Kalt und weiß und hoheitsvoll blicken die Alpenstirnen der hohen Berge uns an, und ernst sprechen sie: „Es gibt nur die Treue! Sie ist ewig! Es gibt nur das Ringen um heilige Güter. Der Rausch der Sinne vergeht in einer Nacht! Arm sind seine Freuden gegenüber den goldenen Opfern des Herzens!" Und die hohen, starken, sturmtrotzenden Fichten rauschen von den Bergen herab: „Germanentreue, Glaubenstreue, Herrentreue!" Die hohen edlen Burgen aber rufen die Turmwächter auf ihre Zinnen, und weit hinaus schallt es in das Land hinein: Deutsches Land! Deutsches Volk! Das ganze Mittelalter spricht durch uns zu dir! Wir sind die Überlieferung deiner tapferen Vorfahren, die alten Zeugen deines Rittertums und Minnesanges! Hier lebten deine Barden, hierher kamen sie aus allen Gauen Deutschlands! Hier kämpften und saßen auf ihren Stammschlössern deine edlen Ritter! Hier stand die Wiege deines größten Sängers, dem im Vogelweidhof noch heute dankbare Vögel ihr Lied zwitschern! Rings in diesen Gauen von der Donau bis zur Etsch erklang der deutschen Sprache Laut! „Ausharren in Not und Tod!" So sprechen zu dir unsere Mauern und Türme, die Jahrhunderte überdauert haben, und die in das Tiroler Land blicken, stolz und unbezwungen: „Sieg!" verkünden sie, „Sieg!" Und Walter von der Vogelweide*) lächelt ruhevoll auf die kleinen Vögel herab, die des Abends zu ihm kommen. um die Brotkrumen zu holen, die tagsüber zarte Frauenhände dort gestreut haben, ihrem Dichter zu Ehren, der von deutscher Frauentreue und Holdheit sang.

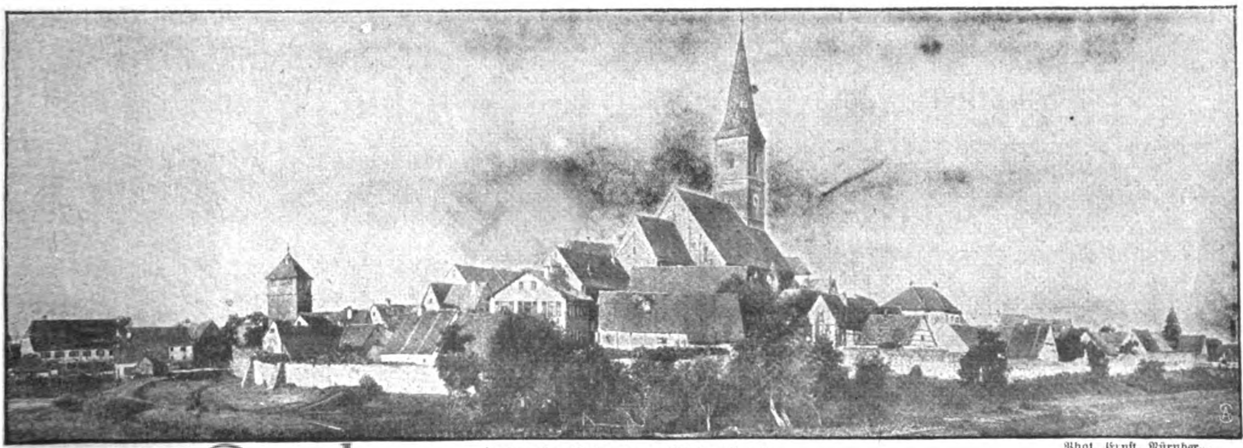
*) Mayer: Der italienische Irredentismus

*) Walter von der Vogelweide liebte die Vögel so sehr, daß er in seinem Testament eine Summe aussetzte, die alljährlich für das Füttern der frierenden Vögel im Winter verwendet werden sollte.

Wolframs-Eschenbach.

Von Dr Ludwig Grimm. — Hierzu 3 photogr. Aufnahmen.

Infolge königlicher Entschließung wird das mittelfränkische Städtchen Eschenbach im Bezirk Gunzenhausen forthin Wolframs-Eschenbach benannt. Wohl hatten schon die Brüder Grimm, Uhland und Laßberg angenommen, daß der Ort zwischen Altmühl und Rezat die Heimat des Parzivaldichters sei. Lagen doch die von Wolfram genannten Orte Tollenstein und Trühendingen, Wildenberg und Abenberg, dazu „der Sand" unfern der mauerumringten Stadt; war doch von Puterick, von Reichertshausen, Kreß und Grünenberg dort ein später verschwundener Denkstein des Dichters im Marienmünster gefunden worden, weshalb auch Maximilian II. im Jahre 1861 unweit der schönen Kirche einen Denkmalsbrunnen zu Ehren des Sängers errichten ließ. Aber Eschenbach in der Oberpfalz und noch einige andere Städte gleichen Namens stritten um die Ehre, Heimat des Dichters zu sein, und erst Ende 1916 ist es dem Kuraten des Ortes, Dr. J. B. Kurz, gelungen, endgültig nachzuweisen, daß der „Bayer" Wolfram durch „seinen Herrn, den Grafen von Wertheim", der auch Pleinfelden vom Eichstätter Bischof zu Lehen trug, auf den fränkischen Besitz gestellt ist, daß er schon nach zeitgenössischen Bildern den Topf (Asch) als Kennzeichen führte, und daß die späteren Herren des frän-

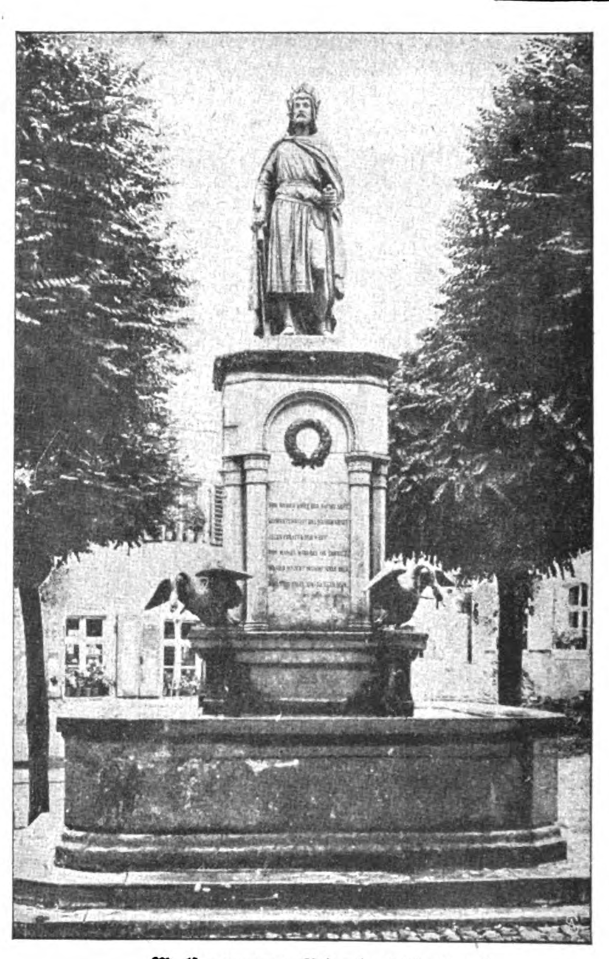


Gesamtansicht von Eschenbach.

Phot. Ernst. Nürnber...

kischen Eschenbach, die auch vielfach Wolfram heißen, mindestens von 1325 an mit dem Topfwappen siegelten. Der historische Verein zu Mittelfranken hat unter Leitung des Regierungspräsidenten Dr. von Blaul, Exz., die Kurzschen Forschungen in ihrer Tragweite früh erkannt und dauernd unterstützt. So konnte eine Veröffentlichung erfolgen, die mit den gelehrten Ergebnissen Schönheit der Darstellung verband und so etwas wie den Erlösungskuß für Dornröschen Eschenbach bedeutet.

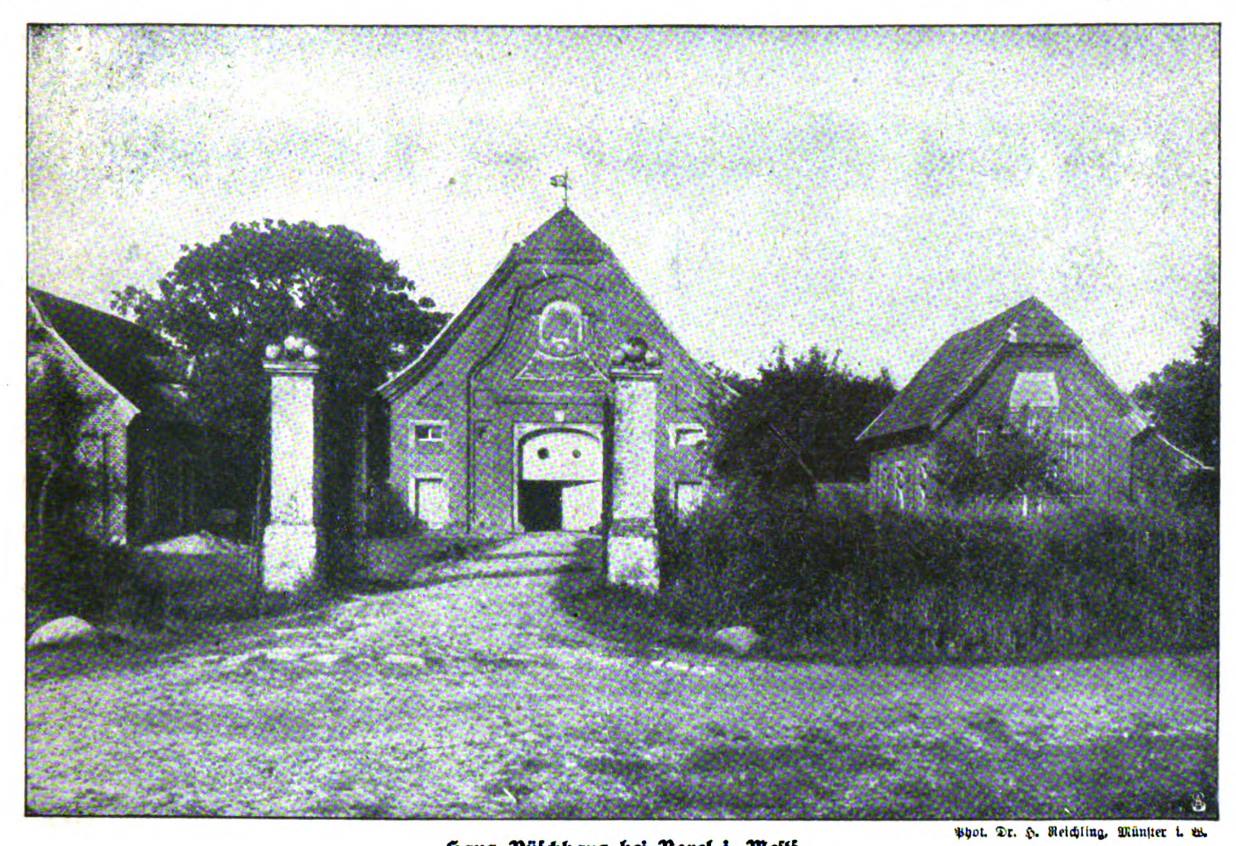
Wer mag nicht der erwachenden Schönheit unter die grünen Vorhänge schauen? Vom Bahnhof Triesdorf an der Ansbach—Gunzenhausener Strecke führt die Poststraße und ein reizender Wiesenweg nach Merkendorf, einem ehemals Ansbacher Städtchen mit turmbewehrten Mauern aus dem 17. Jahrhundert und zwei Rokokotoren von heiterer Eigenart. Gleich hinter dem oberen Tor gewinnt der Wanderer den Blick auf das Eschenbacher Marienmünster. Dann steigen die stolzen Tortürme auf, die der Deutschritterorden baute, als er Wolframs Erbe angetreten hatte. Und nun werden die doppelten Ringmauern mit dem tiefen Wallgraben sichtbar. Durch den Eingang schauen wir auf die Giebelfelder der Hauptstraße. Holzgeschnitzte Heiligenbilder zieren die Türbogen, auch zwei kostbare Marienbilder aus italienischer Fayence haben der Zeit und den aufkauflustigen Händlern getrotzt. Das Renaissanceschlößchen der Ordensritter wird heute als Rathaus benutzt, während der prächtige Fachwerkbau, der ehemals die Stadtverwaltung beherbergte, jetzt Unterrichtzwecken dient. Das Wolframdenkmal schaut nach der Kirche hin, darin der Sänger begraben ist. Drinnen aber grüßen von den Seitenaltären Holzschnitzereien von unschätzbarem Kunstwert, streben gotische Pfeilerbündel über dem romanischen Grundbau aufwärts, und die Steine reden von verschiedenen Perioden deutscher Art und Kunst. Es wird wenige altertümliche Städte von soviel gleichmäßiger Unberührtheit geben wie Wolframs-Eschenbach. Fernher grüßt der Lindenbühl, dessen Steine die Eichstätter Bischöfe für die mannigfachen Kirchenerweiterungen hergaben. Eine zweite Höhe trägt die Reste der ältesten Eschenbacher Burg. Über dem Altmühltal drüben erhebt sich der Fränkische Jura, während weiter westlich der Zug des Hahnenkammes scharf aufsteigt am sommerlichen Horizont. Auf den noch immer bewohnten Türmen, von den „Kellern“, die zwischen den Ringmauern in schattiger Kühle ruhn, schaut man weit hinein ins fruchtbare Land, in das Wolfram ritt, Speere zu brechen und seine Lieder zu künden. Und in der Stadt erfreuen Häuser und Menschen, über denen noch etwas ruht von der Festigkeit und doch auch der Traumseligkeit einer längst vergangenen Zeit.



Wolfram von Eschenbach-Denkmal.



Marktplatz mit Rathaus.



Phot. Dr. H. Reichling, Münster i. W.

Haus Rüschhaus bei Roxel i. Westf.

Einstiger Lieblingsaufenthaltsplatz der westfälischen Dichterin Annette Freiin v. Droste-Hülshoff.



Phot. Dr. H. Reichling, Münster i. W.

Holtwicker Ei.

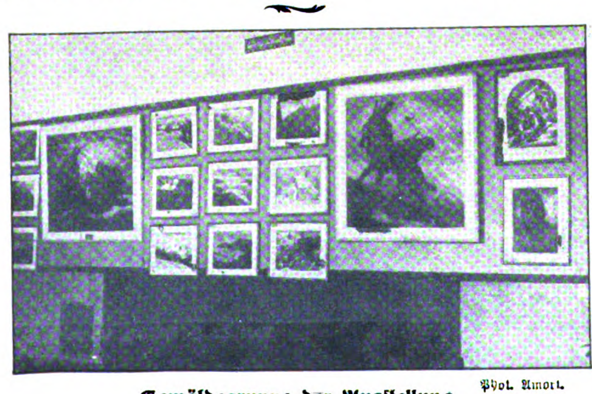
Der größte „Findling" des Münsterlandes bei Holtwick.



Das Johann-Heß-Denkmal in Breslau.

Das Johann-Heß-Denkmal in Breslau.

In Breslau, das frühzeitig von der Reformation erfaßt worden ist, hat man soeben dem Reformator Schlesiens, Dr. Johann Heß, ein Denkmal gesetzt. An der Maria-Magdalenen-Kirche hat man es angebracht, in der Heß, vom Rat der Stadt und dem Bischof Jakob von Salza gegen den Willen des Domkapitels berufen, das Evangelium gelehrt hat. Von Nürnberg war der Reformator gekommen, aber in Schlesien bereits heimisch. Mit Luther und Melanchthon war er eng befreundet. Der Bischof Johann von Turzo, der Vorgänger Jakob von Salzas, hatte ihn, seinen Sekretär und Schüler, selbst nach Wittenberg gewiesen. So war die evangelische Lehre in Breslau bereits gut vorbereitet. Aber ohne Kampf ging es nicht ab. Der Rat der Stadt ergriff schließlich selbst Besitz von der Maria-Magdalenen-Kirche und setzte Dr. Heß dort ein. Persönlich und milde hat Dr. Heß das Evangelium gepredigt und ihm damit weit über Breslau hinaus Boden gewonnen. Sein echter Gottesglaube wandte ihn den Armen und Kranken zu. Ihnen, den „Allerheiligen“, baute er das Hospital, das unter diesem Namen noch heute besteht. Das von Paul Schulz geschaffene Denkmal, das ihm nun nach vierhundert Jahren gesetzt worden ist, gibt dem Wirken des Reformators guten Ausdruck. G. H.



Phot. Arnott.

Gemäldegruppe der Ausstellung.



Die Kriegs- und Kunstausstellung in Kufstein.

Vom Kriegsfürsorgeamt in Kufstein wurde eine Kriegs- und Kunstausstellung veranstaltet, deren Erträgnis der heimatlichen Kriegsfürsorge zugute kommt. **Unsere Bilder geben einige Blicke in die Ausstellung.**

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

„Oh — und ich werde Sie dort besuchen!" sagte der Marqueß von St. Asaphs mit herzlichem Lächeln zu Johanna Ter Meer. „Sie werden mir erzählen, wie es in Deutschland aussieht, und was man dort denkt, und ich werde Ihnen von hier berichten, und wir wollen uns zusammensetzen und sehen, wie wir unser Bestes tun könnten, um die Dinge zu bessern!"

„Oh, ich wäre glücklich, Mylord! Niemand kann mir verdenken, daß ich Deutschland so heiß liebe wie Sie Britannien! Wollte Gott, daß wir uns in der Versöhnung der beiden großen Länder träfen!"

„Ich sagte Ihnen ja schon: Sie und ich — wir beide müssen Freunde sein, Mrs. Ter Meer!"

„Wir sind es, Mylord, wenn Sie es mit dem Frieden so aufrichtig meinen wie ich!"

„Briten sind stets aufrichtig, Madam! Sie wissen das! Denn Sie kennen uns! Gestatten Sie, daß ich Ihnen die Hand drücke! Ich sehe, daß der Jonkheer Ter Meer kommt, um Sie zu holen! Sie müssen morgen früh heraus, wenn Sie reisen wollen! Auf Wiedersehen in Holland!"

Der Marqueß Harald von St. Asaphs verbeugte sich mit einer verbindlichen Leichtigkeit und ging. Im Saal war es schon leer geworden. Die Damen zogen sich zurück. Schloß Ogmore versank in den frühen englischen Schlaf. In einem kleinen Raum saßen noch der Herzog von Chichester und seine Freunde um die Kaminglut. Sein Sohn trat heran und setzte sich rittlings auf die Lehne eines Klubsessels.

„Menschen wollen hassen", sprach der Herzog von Chichester. Die Flammen überspielten den leidenschaftslosen Kopf, mit dem rötlichgrauen Haar- und Bartgewirr. „Haß ist für Völker die beste Methode, die Notwendigkeiten des Lebens zu ertragen. Wir müssen dafür sorgen, daß die Völker hundert Jahre lang Deutschland hassen, nicht uns! Wir werden es! Wir haben die Welt hinter uns!"

Der Herzog von Chichester beugte sich vor, um einen der vor dem Kamin aufgeschichteten Buchenscheite mit der Zange in die Glut zu legen. Die anderen Holzstücke blieben vorläufig auf ihrem Platz. Es war, als warteten die Völker der Erde darauf, der Reihe nach von England, je nachdem es ihm weise dünkte, in den Weltbrand geschoben zu werden.

„Deutschland muß aus dem Weg!"

Lord Beaulieu, V. C., machte dabei eine gleichgültige Handbewegung, als habe er seinem Trainer den Befehl gegeben, ein verunglücktes Rennpferd zu erschießen. Hinter ihm gähnte der Marqueß Harald von St. Asaphs.

„Die Deutschen bilden sich immer noch ein, es handle sich um einen Krieg und nicht um eine Bestrafung!" versetzte er. „Ich hörte es eben wieder von der holländischen Lady aus Deutschland!"

„Sie ist lieblich! Ist sie es nicht?"

„Ich bin wahrhaft froh, daß sie es ist!" sagte Lord Harald mit einem Zug um den Mund, in dem sich das Lächeln des Damenmannes mit dem nüchternen Geschäftsernst des Politikers vermengte. „Denn ich hoffe sie noch öfter zu sehen!"

„Warum?"

„. . . um manches zu erfahren, was man in Deutschland denkt! Nun gute Nacht! Ich will morgen wieder im Unterhaus sein!"

Unter einem blauen sonnigen Herbsthimmel stieg er am nächsten Nachmittag vor dem Denkmal von Richard Löwenherz aus seinem Auto und schritt durch die Seitentür der Peers und ältesten Peerssöhne und die ungeheuren Arkaden und Hallen von Westminster nach der Parlamentsterrasse über der Themse.

Ringsum lag die größte Stadt, die die Welt je gesehen, donnerte es von Wagenlärm im Nebel ihrer Gassen, winkten ferne Masten und Wimpel aus allen Meeren, waren die Brücken schwarz von Menschen, rauchten und rollten Tausende von Eisenbahnzügen über und unter der Erde, zitterte drüben die City, das Herz dieser Stadt, in der es nichts gab als Geld und Geld, in der schon der Schuljunge wettete, der Straßenfeger Pfundhares in der Tasche hatte, die Lady durch den Fernsprecher Gummiaktien fixte.

Gleich einer Insel der Halbgötter erhob sich daraus unnahbar, aller irdischen Not und Sorge entrückt, die Terrasse von Westminster, saßen die Auserwählten der englischen Rose, der schottischen Distel und des irischen Klees, saßen die Herrlichkeiten des Oberhauses und die Ehrenwerten oder Tapferen des Hauses der Gemeinen mit ihren Damen und ihren Gästen beim Fünfuhrtee und kümmerten sich wenig darum, ob drinnen im Saal ein Arbeiterführer vom Hunger in Indien sprach.

Der Marqueß von St. Asaphs schlenderte mitten hindurch. Er begrüßte Mr. Sprey, den Minenkönig vom Johannisburger Rand, der da mit Frau und Töchtern saß, nach errungenem Ziel seines Lebens, der

Aufnahme in die englische Gesellschaft. Er nickte Mr. Morrow, dem australischen Minister, zu, dem es noch wie ein Traum erschien, daß er, der einstige Hafenarbeiter und Enkel eines deportierten Mörders, als amtlicher „Honourable" zwischen den Unnahbarsten der Menschen thronte. Er verbeugte sich tiefer als vor seinen Landsleuten vor einem der braunen Vasallen des Britenkönigs und Verteidigers des Glaubens, Seiner Hoheit dem Maharadscha Sir Krischnaja Mado Singh Bahadur, ohne mit einem Wimperzucken seine innere Verachtung dieses Farbigen zu zeigen, der zum diamantenbesetzten Turban die Onyxgemme im blauen Reifen und das hellblaue Band des Sterns von Indien trug.

Und weiter schritt der Marqueß von St. Asaphs, drückte beinahe ehrerbietig die Hand des kleinen, dicken, wohlwollend durch die Brillengläser schauenden Chinesen, der mit einem ganzen britischen Ehrengeleit an einem der Tische saß. Denn auch der Herzog Chang Ch'ien war als Nachkomme des Konfuzius eine Hoheit, der Sprosse eines der großen Religionstifter der Menschheit, wie daneben der schwarzbärtige, aus Paris gekommene Scheich mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf dem weißen Burnus, der Scherif Allal ben Belgasan, in dessen Adern das Blut Mohammeds und der Fatme floß.

Der Markgraf von St. Asaphs setzte seinen Weg durch die Reihen der Menschheit fort, nachdem er mit den beiden, dem gelben und dem braunen Heiligen, herzlich und höflich auf englisch und französisch gesprochen, und dachte sich dabei wieder: Verwünschte Farbige! Bis zum Ende der Terrasse reichte die Völkerschau. Beinahe versteckt zwischen den baumlangen, ihm zugeteilten britischen Großen stand da wieder eine winzige gelbliche Kaiserliche Hoheit, der Prinz Attihito aus dem Zweige Higashi des japanischen Kaiserhauses.

Und ein noch größeres Gedränge als um den verbündeten Zwerg, vor dem sich der Markgraf von St. Asaphs lächelnd verneigte, war weiterhin um den kleinen, nachlässig angezogenen Mann mit einem Gesicht gleich einem verrunzelten Winterapfel, durch dessen Falten sich dünn und schwer zwei grausam energische, bartlose Lippen zogen, um Mr. Benjamin T. Branagan, den Leiter der Kanaan-Steel-Company, den großen Granatenlieferanten aus Amerika. Er schüttelte dem Markgrafen von St. Asaphs so nüchtern und geschäftsmäßig die Hand wie irgendeinem seiner Barfreunde in den Vereinigten Staaten. Eine Sekunde war es zwischen ihm und dem Japaner drüben leer von Briten. Ihre Blicke trafen sich. Auf den undurchdringlichen Zügen des fernen Ostens und der Neuen Welt lag ein feindliches Schweigen, und doch war es, als hätten sie beide zugleich zu dem hochmütigen Angelsachsengedränge um sie herum gesagt: Ihr nennt euch die Herren der Erde! Macht nur so weiter! Dann nennen wir uns eure Erben! . . . .

II.

„Haben Sie die Vermittelung angerufen?"

„Befehl, Herr Hauptmann! Eben meldet sich die Etappe!"

Es schnarrte von weit her in den belgischen Kriegsfernsprecher.

„Hier Stationskommandant . . . Bitte gehorsamst um Entschuldigung: Hat vielleicht ein Marinekraftwagen heute an Ihrer Tankstelle Benzin gefaßt?"

„Ein junger Marineoffizier, mit einem Sarg auf dem Auto? Der kam aus Sluysbeke schon vor einer Stunde hier durch . . . Warum?"

„Die Witwe des gefallenen Kameraden und ihre Schwester warten hier auf der Station. Der Leutnant zur See, der den Sarg bringt, ist ihr Bruder! . . . Ich bin gar nicht auf Damen eingerichtet."

„Wenigstens kann ich ihnen melden, daß das Auto gleich da sein wird."

„Frohlocken Sie nicht zu früh! Die Straße ist unter aller Würde! Auf Wiederhören!"

„Auf Wiederhören! Danke gehorsamst, Herr Oberst!"

Der Hauptmann trat aus der Telephonzelle seiner belgischen Eisenbahnstation in das herbstliche Regensprühen und die Windstöße über der weiten Ebene. Er stieg, gewohnheitsgemäß die bespornten Stiefel über die am Boden gespannten Telephon- und Telegraphennotdrähte hebend, quer über die Schienen. Die zitterten dumpf. Ein rotes Kreuz in weißem Feld nach dem anderen rollte langsam auf grauen Güterwagen vorbei und brachte die Verwundeten von Ypern. Schwerer noch dröhnten die Nachbarstränge. Auf ihnen keuchten in entgegengesetzter Richtung die Munitionzüge an die ferne Front. Truppentransporte dazwischen. Weithin lagen auf der Strecke hinten noch drei, vier Züge im freien Feld und warteten. Man sah die ausgestiegenen Gruppen der Offiziere, wie sie, die Hand vor den Augen, ungeduldig nach dem roten oder grünen Einfahrtzeichen spähten. Wieder grollte der Boden unter der Wucht eines durchrollenden Granatentransportes. Verstummte. Dafür kam aus der Ferne der unbestimmte, kaum hörbare Donner des Todes von Ypern. Der Herbstwind stöhnte. Zwischen dem Grau der Krieger auf dem Bahnsteig flatterten schwarze Trauerflore. Der Stationskommandant drängte sich zu ihnen durch.

„Gute Nachricht, meine Gnädigsten: Ihr Herr Bruder ist bald hier!"

Johanna Ter Meer stand neben ihrer Schwester und schlug sich den Schleier aus dem Gesicht, das sich in seiner blassen Regelmäßigkeit und seinen blonden Haaren noch schmaler und zarter von der dunklen Umrahmung abhob.

„Und wann wird der Zug hier fahren?"

„Ich werde das menschenmöglichste tun, um ihn zwischen zwei Lazarettzügen abzuschieben!“ . . .

Der Zug auf dem Nebenstrang, von dem er gesprochen, glich einer Rumpelkammer auf hundert Rädern. Halb zerschmetterte belgische Autos standen auf den Loren, französische Geschütze mit zersiebten Schutzschilden, niedergebrochene Feldküchen, ein durchlöcherter Ponton . . . Zerbrochene englische Gewehre füllten einen Güterwaggon, kranke Pferde einen andern. Im letzten Wagen saß friedlich harrend eine Schar Krankenschwestern. Ein Johanniter mit weißem Spitzbart zwischen den weißen Kragenaufschlägen lief den Zug entlang.

„Verehrtester Herr Hauptmann: Ich muß meine Damen heute noch nach Brüssel befördern! Wie? Das wäre ja göttlich! Oberschwester, haben Sie es gehört? Der Herr Kommandant ist so leichtsinnig und verspricht uns, daß wir zum Abend mindestens in Schaerbeek sind! Hat da die Welt ein Ende, so marschieren wir schlimmstenfalls das halbe Stündchen in die Stadt zu Fuß!“

Wieder schütterte es auf den Schienen. Vierzig Fuß lange Feldschlangen glitten, auf Reihen von Eisenbahnwagen verankert, gespenstig im Regen vorbei nach Ypern. Dumpfer Donner kam eine Sekunde mit dem Westwind aus der Ferne. Dann wieder die Stimme des Hauptmanns: „Was ist das mit dem gefangenen Franzosen in Unterhosen? Er hat im Feuerbereich seine roten Hosen ausziehen müssen und vom Arm weg verloren? Ja, ich kann dem Pisang nicht helfen! Spedieren Sie mal die ganze Gesellschaft in den vordersten Wagen! Den kleinen Belgier auch! Vorsicht, daß sich das Unwurm nicht verkrümelt! Nu kommt Hagenbeck! Feldwebel, wo stecken die Vierhänder?“

„Sie frieren. Sie sind alle im Damenzimmer unters Stroh gekrochen, Herr Hauptmann!“

„ . . . raus aus den Posen! Aha — da tauchen ja die ersten roten Lappen aus der Unterwelt auf! Nette Feinde, gnädige Frau — nicht?“



„Mein Gott — das sind ja Sikhs! Und die Kleinen da Gurkhas!“

„Woher kennen Sie denn die Kulturbrüder?“

„Ich war oft mit meinem Mann von Java aus in Indien!“ sagte Johanna Ter Meer. „Aber die ganz schwarzen da . . .“

„Das sind Senegalschützen! Der Gorilla da ist ein marokkanischer Tirailleur . . . Ein bißchen Trapp, der lange Engländer und der Schotte! Feixen Sie nicht, Sie verfluchter Salontiroler mit den nackten Knien! Dies elende Volk ist an allem schuld!“

Die beiden Söldner des Britenkönigs sahen unter den anderen Gefangenen aus wie große Herren. Sie glichen Sportmännern in nagelneuen Wollsachen, Wickelgamaschen, bestem Lederzeug, hellgelben Nagelschuhen. Sie lächelten frech und dünkelhaft, bis ihnen der bayrische Landwehrmann mit einem Schubs und einem grimmigen: „Schwing di, du Schwerverbrecher, du Verdächtiger!“ den Weg wies. Wieder loderte vor Johanna Ter Meers Augen der Haß, ein Haß stärker als sonst zwischen irgendwelchen Völkern des flammenden Erdballs.

„Une permission, s'il vous plait, mon général!“ Eine dunkeläugige Wallonin hob bittend die Hände. Man würde sie nach Einbruch der Finsternis in ihrem Heimatstädtchen verhaften ohne Passierschein des Kommandanten. Der war schon wieder unterwegs zum Fernsprecher und rief eben noch dem Adjutanten zu: „Herr Leutnant, bringen Sie doch mal den Kraftfahrer da auf die Sprünge! Der Mann findet, vom Urlaub zurück, seinen Divisionstab nicht mehr und geistert nun ziemlich ziellos in Flandern herum!“ Und gleich darauf hörte man bereits seine Stimme am Schalltrichter: „Jawohl! Den typhusverdächtigen Mann hat mir der Transportführer zum Andenken hier gelassen! . . . Ach wo . . . es geht ihm ganz gut! Eben ißt er'n Butterbrot! . . . Wie? Wann soll ich das Beitreibungskommando erwarten? . . . Schön!“

Johanna Ter Meer schwindelte in dem geschäfts-

mäßigen Wirrwarr der Kopf. Sie trat mit ihrer Schwester in den Wind und Regen vor dem Stationsgebäude, unter dessen Vordach eine Reihe alter belgischer Weiber saß und Kartoffeln schälte. Frau von Rüdenberg war einen halben Kopf größer und einige Jahre älter als sie. Ihre bleichen Züge erschienen wie leblos unter dem Witwenschleier. Sie starrte unverwandt auf die schnurgerade, aufgeweichte Landstraße vor ihr, auf der zu beiden Seiten sich die Bäume unter dem grauen und regentriefenden Himmel im Sturm bogen.

Hinter dem verwaschenen Ruß des ausgebrannten Hauses am Hügel lief etwas hervor wie eine flinke graue Maus, glitt den Weg entlang, wurde immer größer.

„Da ist er!“

„Ist ihm denn etwas passiert, daß er immer so im Zickzack fährt?“

„Das ist wegen der Granatlöcher in der Straße!“ sagte einer der Krieger, die mit den Schwestern zusammen Wasser holten und ihnen die Kübel trugen. „Bei dem Regen kann keiner wissen, ob das 'ne Pfütze ist oder ein tieferer Trichter!“

Auf dem Bahnhof entstand plötzlich Schweigen. Es bildete sich von selbst eine Gasse. Soldaten waren herbeigeeilt und trugen zu sechst den weißen, hölzernen, mit ein paar Astern geschmückten Sarg des gefallenen Rittmeisters hinüber zum Waggon. Dann setzte sich der Zug, der die Trümmer und Opfer des Krieges heimführte, langsam in Bewegung.

„Laß Sybille ganz in Ruhe, Hans!“

Johanna Ter Meer sagte es leise zu ihrem Bruder.

Der Oberleutnant zur See Freiherr von Forchheim war erst in der zweiten Hälfte der Zwanzig. Aber sein glattrasiertes junges Marinegesicht schien seiner Schwester Johanna um vieles älter geworden, seit sie ihn, noch im Frieden, zuletzt gesehen. Antwerpen lag darauf. Die Dünen. Die Yser. Der Krieg, der eben wieder draußen als geköpfter Kirchturm in Nebelgrau, als ein kleines, schwärzliches Pompeji eines ehemaligen Dorfes vor den regenblinden Scheiben vorbeizog, der den Wagen erzittern ließ, wenn die Räder über die Schwellen der hölzernen Notbrücken neben gesprengten Steinpfeilern rumpelten, der in dem tiefen Schweigen herrschte, wenn der Zug, der Fliegergefahr wegen verdunkelt, stundenlang in der hereingebrochenen Finsternis auf freier Strecke hielt und nichts hörbar war als das Klatschen der Herbstgüsse an den Fenstern und das Witwenschluchzen in der Ecke.

„Begleitest du Sybille nach Deutschland, Johanna?“

„Ja, gewiß!“

„Du warst noch gar nicht dort seit dem Krieg?“

„Bisher ging es ja nicht. Jetzt erst verkehren ja wieder richtige Züge!“

Es gab einen Krach, einen Stoß, daß sie sich an den Holzbänken des Abteils dritter Klasse festhalten mußten, um nicht herunterzufliegen. Der Zug ruckte zur Weiterfahrt ohne Bremsen und Lichter an, rollte an entgleisten Lokomotiven, an stummen, vermummten Landsturmwachen in einsamer Nacht vorbei, kam glücklich durch das sonst stets verstopfte Schaerbeek nach Brüssel.

Schwere deutsche Soldatentritte hallten vereinzelt unter der mächtigen, tot und leer daliegenden Glaswölbung der Bahnhofhalle, eine Wache schützte den Eingang, Landsturmmänner und belgische Bürgergarde mit blauroten Armbinden sperrten den Platz davor ab, Doppelposten standen daneben vor dem Palasthotel, eine Schar grauer Feldautos war an dessen Eingang aufgefahren. Brüssel war im Krieg. Brüssel war in deutscher Hand.

Der Leutnant von Forchheim hatte alles wegen der morgigen Überführung der Leiche des Schwagers geordnet und folgte jetzt seinen Schwestern in das Hotel. Er ging an der Wachstube am Eingang rechts vorbei, an dem großen Saal, der jetzt des Abends voll war von Massen von Offizieren in Feldgrau und ein paar weißen Kitteln von Feldärzten darunter, und stieg dann, aus seinem Zimmer kommend, die paar Stufen zu dem kleinen Luxusrestaurant hinten hinauf.

Auch hier war alles voll. Der Johanniter hatte sich seine Oberschwester zum Abendbrot eingeladen und saß mit ihr und anderen Exzellenzen und Herren, deutschen Provinzgouverneuren und Kreischefs von außerhalb, am runden Tisch. An einem andern Österreicher und preußische Kavalleristen. Daneben Ypern: Herren aus den Schlamm- und Wassergräben Flanderns, die ihre kotbespritzten Mäntel und Mützen draußen in dem beinahe ebenso unkenntlichen Auto gelassen hatten und, ehe sie wieder die Nacht hindurch an die Front zurückjagten, hier stumm wie in einer fremden Welt saßen, wenig aßen, Sekt tranken und gleichgültig den Seitentisch wie einen Affenkäfig betrachteten. An dem thronten zwei Jüngelchen von der Brüsseler goldenen Jugend in ihren Vatermördern, ihren weibisch in die Hüften geschnittenen Abendjäckchen und kokett geknüpften Lackschuhen, verlebt und blasiert inmitten der wettergebräunten deutschen Offiziere, schlürften ihre Austern und schickten eben den Schloßabzug zurück, weil dem Bordeaux noch zwei Grad Wärme fehlten.

Ein Tisch in der Mitte war nur von einem einzelnen Marineoffizier besetzt. Er schaute gelassen vor sich hin und rauchte. Er hatte ein bartloses, scheinbar sehr ernstes Gesicht, aber dabei einen still humoristischen Ausdruck in den hellblauen Augen. Wer eintrat, wandte unwillkürlich nach dem Gruß noch einmal den Kopf nach ihm. Denn er trug bereits das Eiserne Kreuz erster Klasse. Das war in

diesen ersten Monaten des Krieges bei der Marine, deren Hauptteil noch keine Gelegenheit gefunden hatte, sich auszuzeichnen, eine große Seltenheit. Auch der junge Forchheim blickte zurück und erkannte den anderen. Der winkte ihm mit der Hand.

„Na . . .“ sagte er langsam und mit dem Tonfall der Wasserkante. Es schien ihm zur Begrüßung genug.

„Guten Abend, Herr Kapitän!“

Der am Tisch trug statt der einen breiten goldenen Ärmeltresse des Oberleutnants deren drei als Zeichen des Korvettenkapitäns. Er war zehn Jahre älter, um die Mitte Dreißig, und ganz hellblond.

„Na . . .,“ sagte er wieder, „sind Sie auch noch bei der berittenen Landmarine, kleiner Forchheim? Ich reite schon bannig flott — rechter Zügel Steuerbord, linker Backbord! Schad, daß die Engelschen das nicht sehen . . . Setzen Sie sich doch! Mögen Sie Port? . . . Sonst trinken wir was anderes!“

„Danke gehorsamst, Herr Kapitän! Aber ich bin nicht allein!“

„Holen Sie ihn doch!“

„Ich bin mit Damen hier!“

„Tja . . . wie machen Sie denn d a s?“ Es ging plötzlich wie ein heller Sonnenschein über den trockenen Ernst des Gesichts und zwinkerte vergnüglich um die dünnen energischen Mundwinkel. Besuch aus der Heimat war in Belgien ausgeschlossen. Es gab hier keine Damen . . .

„Ach, wenn's so wäre, Herr Kapitän! Aber es ist leider eine traurige Sache!“

„Oh . . . so . . .“ Das Antlitz des Korvettenkapitäns wurde wieder ernst, plötzlich fast streng, so wie er im Dienst aussehen mochte. Er hörte zu, wie der Oberleutnant zur See erzählte und damit schloß: „Ich war eben oben bei ihr. Sie will nur allein mit sich sein diesen Abend. Nun kommt aber meine zweite Schwester in ein par Minuten hier zu mir herunter.“

„Na — da werd ich ja wohl ein bißchen nach vorn gehen und Platz machen.“

„Um Gottes willen . . . wir wollen Herrn Kapitän doch nicht vertreiben! Sind Herr Kapitän mit Urlaub hier?“

„Nächster Tage nehme ich Kurs Berlin.“

„Ach, nach Hause . . . ?“

„Ja. Ich muß mal endlich was tun!“

Sein Gesicht war nachdenklich, beinahe sorgenvoll, während er das sagte. Der kleine Freiherr von Forchheim war baff und schaute wortlos auf das Eiserne Kreuz erster Klasse drüben. Der und erst etwas tun! Wenn man an heute vor zwei Wochen dachte . . . Da meinte auch der neben ihm: „Erinnern Sie sich noch an Antwerpen? . . . Das war fein!“

Der Siegeseinzug in die von den Briten verratene und verlassene Scheldestadt, durch die alten Wälle hindurch, über deren Trümmerwerk noch zwei Nächte zuvor der Abenteurer aus dem Hause Marlborough im Flugzeug wie ein Unglücksvogel der Weltgeschichte gekreist hatte. Die Artillerie, die Ehrenwaffe des Tages, mit ihren blank geputzten Pferden und neuem Lederzeug, die Geschütze mit Herbstblumen bekränzt, die Generale und Admirale zu Pferd, der brausende Massengesang: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ Die blauen Augen der beiden deutschen Seemänner leuchteten, und der ältere sagte: „Ja — das war ja nun wohl der Anfang . . .“

Ein verwegener Zug spielte einen Augenblick über sein glattrasiertes Gesicht, die tolle Lust an Abenteuern. Aber er sagte weiter nichts, sondern schlürfte still seinen Wein, und der Leutnant von Forchheim dachte sich, ob das wohl wahr sei, was man, neben vielen sicher beglaubigten Stücken, von jenem erzählte: daß er in den letzten Tagen der Belagerung, als Brite verkleidet, ein paar Stunden drinnen in dem brennenden Antwerpen gewesen und glücklich mit wertvollen Nachrichten wieder herausgekommen sei? Zuzutrauen war es ihm schon. Er sprach Englisch wie ein Engländer, kannte England wie seine Tasche, sah, wenn er wollte, wie ein Engländer aus und machte in Haltung und Wesen täuschend einen Engländer oder Amerikaner nach. Er besaß überhaupt eine große schauspielerische Begabung in der Richtung zur ernsthaften Komik. Selbst die hohen Herren der Flotte waren, wenn man in der Messe unter sich war, nicht ganz vor ihm sicher.

Plötzlich wandten sich alle Köpfe nach dem Eingang. Nach einem neuen Bild, das da im Rahmen der Tür stand. Dem ungewohnten Bild einer deutschen Dame. Belgierinnen der hohen Brüsseler Gesellschaft kamen öfters hierher, kokettierten mit der Roten-Kreuz-Binde am Arm. Man erkannte sie an ihrem Französisch, an dem Puder, dem Parfüm, dem brünetten Aeußern. Das da war deutsch. Aschblond gewelltes Haar über einem schmalen und lebhaften Gesicht von deutschem Schnitt und reiner Hautfarbe, eine schlanke, mittelgroße Gestalt in trauerschwarzem Abendkleid. Johanna Ter Meer zögerte, da sie den Raum voll Männer und alle Tische besetzt sah. Ihr Bruder war schon neben ihr.

„Aber natürlich kannst du dich da hinsetzen! Drüben zwischen den Bonzen sitzt doch auch eine Schwester. Erlaube, daß ich dir Herrn Korvettenkapitän Lürsen vorstelle . . .“

„Ich setze mich bloß, wenn ich Sie nicht etwa vertreibe, Herr Kapitän!“

„Ach — ich bleibe schon!“ sagte Erich Lürsen ernsthaft. Sie sah, daß dabei zwei ganz kleine verschmitzte Grübchen rechts und links von seinen Mundwinkeln erschienen. Sie sah auch das Eiserne Kreuz erster Klasse und machte unwillkürlich eine ganz leise, ach-

tungsvolle Kopfbewegung, ohne etwas zu sprechen. Er merkte es doch. Sein trockenes und still nüchternes Gesicht veränderte sich nicht, während er sie wohlwollend anschaute. Nur ganz hinten in den Augen flimmerte und plänkelte ihm ein verwegenes Licht.

Ein junger Infanterieleutnant kam herein, steifbeinig von langer Autofahrt, trat zu den Offizieren von Ypern und sagte zur Begrüßung laut und recht von Herzen: „Gott strafe England!" In ebenso aufrichtigem Baß antwortete der Major: „Gott straf es!" Der Leutnant von Forchheim hörte die Stimme, schaute hinüber und sprang jäh auf.

„Was hast du denn, Hans?"

„Da drüben sitzt ja der Major von Gramberg! Der Divisionsadjutant. Das ist eine wahnsinnig wichtige Persönlichkeit!"

„Warum?"

„Das fragst du noch? Von dem kann man, wenn man Glück hat, einen Platz im Auto kriegen!"

Obwohl Johanna Ter Meer erst ein paar Tage in Belgien war, wußte sie doch schon, daß das Dasein hinter der Front Kampf um den letzten Platz im Auto und Jagd nach dem letzten Tropfen Benzin hieß! Sie wunderte sich also nicht, daß ihr Bruder sich zu kurzem Besuch bei den Herren drüben niederließ und ihnen eindringlich ihre Verdienste um das Vaterland entwickelte, wenn sie ihn bei seiner lächerlich dünnen Taille und seinem Schneidergewicht morgen als Überfracht im Kraftwagen mit zurück an die Front nehmen würden statt der lodderigen Eisenbahnfahrt.

Neben ihr sagte der Kapitän Lürsen: „Warum machen Sie denn ein so unmutiges Gesicht, gnädige Frau?"

„Ach . . . eben jetzt . . . gelesen habe ich es schon oft in den holländischen und englischen Zeitungen. Aber gehört habe ich es vorhin zum erstenmal . . ."

„Gott strafe England! . . .? Fein . . . was?"

„Gott hat uns alle gestraft mit diesem Krieg, nicht nur England . . ."

„Na — da wird er sich ja wohl die Cousine nochmal extra auf ein Viertelstündchen beiseite nehmen müssen!"

„Wenn Sie so reden — oder die Herren dort drüben — das verstehe ich . . . Männer, die gegeneinander kämpfen, müssen sich ja schließlich hassen . . ."

„Oh — das geht auch ganz gemütlich mit kaltem Blut! Ich bin gar nicht so für die Aufregung."

„Aber dieser Haß hinter der Front! Das ist das Schreckliche! Dieser Haß der Daheimgebliebenen! Dieser Haß in ganz Deutschland gegen England! Meine Schwester sagt, daß schon die ganz kleinen Kinder in Deutschland sich ‚Gott strafe England!' zuschreien . . ."

„Immer tau, Kinnings!"

„Die jungen Mädchen sagen es, die alten Leute. Das ganze Volk . . ."

„Und ich hab die Vettern so gern!" sagte Erich Lürsen treuherzig.

„Ach, lassen Sie doch den Spott! Ist es denn nicht furchtbar, dieser Haß? Ich komme eben aus England! In England haßt man uns nicht."

„Dann wollen wir es sie lehren!"

Johanna Ter Meer rang ungeduldig die Hände ineinander. Sie beugte sich etwas vor und sagte, in der Gewohnheit einer Diplomatenfrau, mit fremden Männern und an vielen Orten ernsthaft und gleichberechtigt über politische Dinge zu reden, in einem vertraulichen, halb kameradschaftlichen Ton zwischen zwei welterfahrenen Leuten: „Man kennt doch bei uns in Deutschland Britannien viel zu wenig! Ewig verwechselt man es mit den paar englischen Inseln! An die Dominions und alles, was da hinten liegt, denkt man gar nicht! Australien, die südafrikanische Union, Kanada . . . Das ist mit Indien die halbe Erdkugel! Ich kenne die Erde! Seit zehn Jahren! Ich bin eine gute Deutsche . . . Warum sehen Sie mich auf einmal so an?"

Die blauen Seemannsaugen vor ihr, die etwas von der Farbe und dem Wechselspiel des Meeres hatten, lachten wie zwei Lichter über das unverbrüchlich ernste Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Harzgewinnung in der Uckermark.

Von Reinhard Heuer. — Hierzu 8 Aufnahmen.

Unter dem Zwang des Krieges ist infolge der Absperrung Deutschlands vom Weltmarkt die deutsche Harzgewinnung zu neuem Leben erwacht. Die ersten Versuche wurden im Sommer 1915 in den Wäldern der Oberförsterei Chorin in der Uckermark angestellt. Sie verdienen wegen der hier durchgeprobten verschiedenen Harzgewinnungsmethoden besondere Aufmerksamkeit.

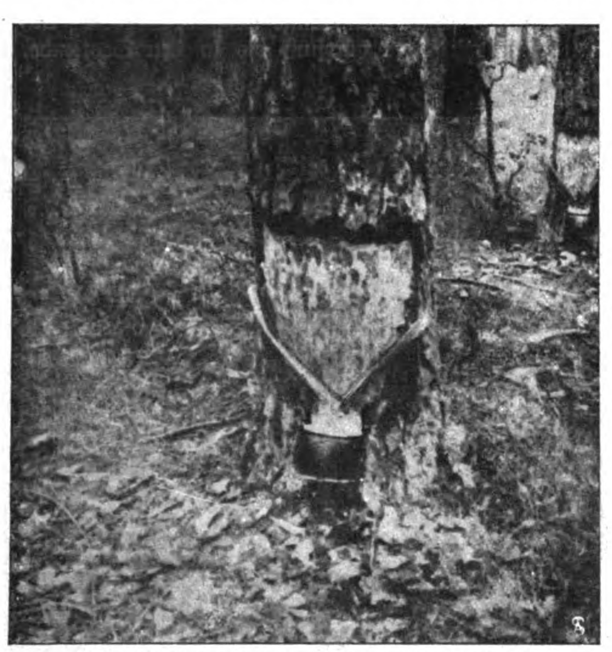
Man griff zunächst auf die in Polen übliche Art der Harzgewinnung zurück (Abb. 1). Indem man etwa 10 cm über dem Boden begann, wurden Borke, Bast und zwei bis drei Jahresringe des Spintholzes in einem großen Dreieck geschält. Die so entstehende Blöße heißt Lachte. Das aus den verletzten Harzgängen austretende Harz rinnt in einen auf einen Nagel unter die Lachte gestellten Topf. Zwei schräg in den Stamm geklemmte Holzspäne, sogenannte „Holzscharten", verhindern das Vorbeifließen.

Da das Harz an der Luft durch Verdunstung von Terpentin schnell erhärtet, es aber gerade auf die Gewinnung von Terpentin abgesehen ist, so wurde das auf Abb. 2 gezeigte Verfahren erprobt. Der Stamm wurde bis ins Mark angebohrt, in das Bohrloch kam

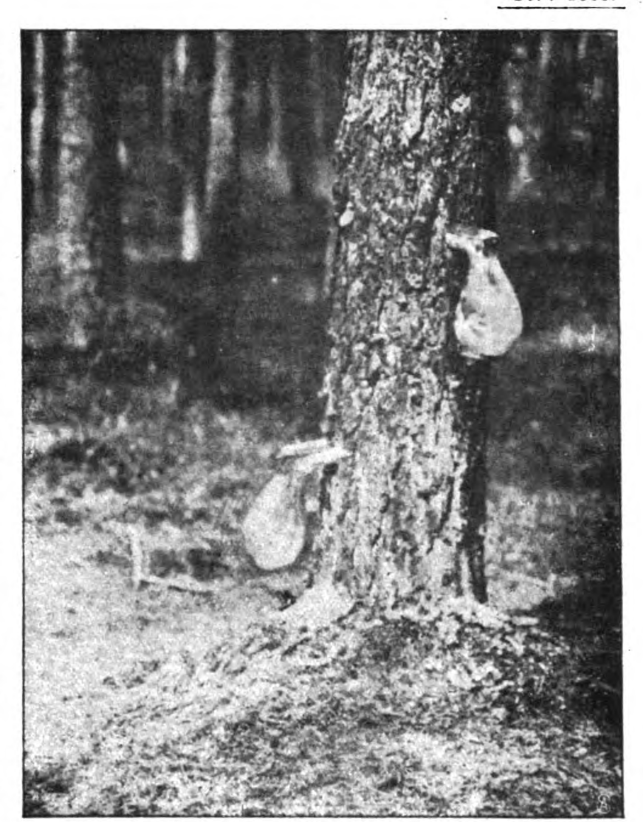


ein Rohr, an das luftdicht eine retortenähnliche Flasche angeschraubt wurde. Das Verfahren mußte jedoch nach kurzer Zeit als zu kostspielig aufgegeben werden.

Gegenwärtig geschieht das Harzen auf folgende



1. Erster Choriner Harzungsversuch mit breiter Lachte.



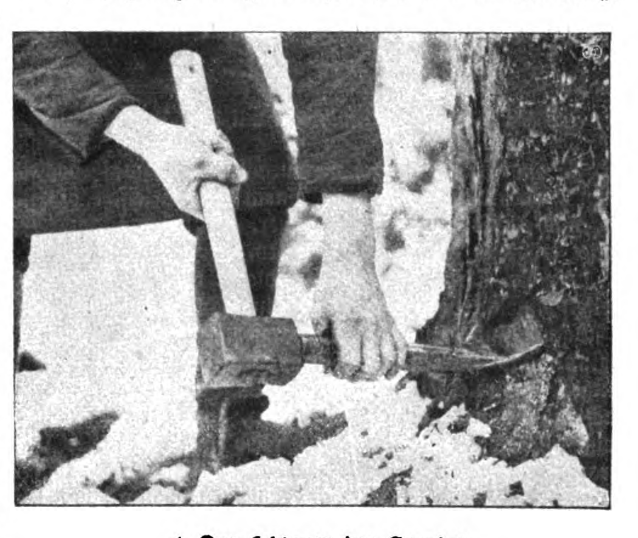
2. Zweiter Choriner Harzungsversuch mit Bohrloch und luftdicht anschließender Flasche.



3. Das Röten der Stämme.

Weise. Im Februar werden die zur Harzgewinnung ausgewählten Kiefern „gerötet“, d. h., es wird mit einem kleinen Beil in mehreren Streifen am untersten Teil der Stämme die oberste Borke in etwa 20 cm Breite und 1 m Höhe glatt geschält (Abb. 3). Am Grund der geröteten Streifen werden nun die „Grandeln“ hergestellt, 5 — 7 cm tiefe, napfförmige Löcher, die mit dem einem Hohlstemmeisen ähnlichen Grandeleisen geschlagen werden (Abb. 4). Nun werden mit dem „Plätzdechsel“ 10 cm breite und 15 cm hohe Lachten „geplätzt“ (Abb. 5). Die Lachte muß recht genau geschlagen werden, vor allem müssen die Ränder eigen sein, damit das Harz, das sofort aus den Poren tritt, ohne Hindernis in die Grandeln fließen kann und auf seinem Wege möglichst wenig Aufenthalt und Terpentinverlust hat.

Zuweilen ist der Harzfluß so kräftig, daß die Grandeln überlaufen. Deshalb wird unmittelbar unter der Grandel ein flach gebogener Zinkblechstreifen von 15 cm Länge



4. Das Schlagen der Grandel.



5. **Das Plätzen der Lachten.**



6. **Das Einschlagen der Zinkbleche mit dem Vorschläger.**

und 4 cm Breite eingeschlagen. Man benutzt dazu einen „Vorschläger". Er ist einem Grandeleisen ähnlich, nur etwas größer und flacher. Auf der konvexen Seite trägt er einen Stahlstreifen, der so aufgenietet ist, daß ein Kerb entsteht. In diesen wird der Blechstreifen hineingepaßt und dann eingeschlagen (Abb. 6).

Damit sind die Lachten „harzfertig". Mitte April beginnt das Harzen. Der aus den verletzten Harzgängen austretende dünnflüssige Balsam rinnt an den Lachten herunter in die Grandeln, wo er zu einem weißen Wachs erhärtet. Dies wird mit einem Löffel herausgekratzt oder in einen Blech- oder Holzeimer abgestrichen (Abb. 7) und in Fässern, die zum Schutz gegen Verdunstung eingegraben werden, aufbewahrt.

Da nach etwa drei Tagen der Harzfluß infolge der Verstopfung der Harzporen aufhört, muß die Lachte mit dem Scharreisen abgekratzt werden (Abb. 8). So wird das terpentinarme Scharrharz gewonnen. Gleichzeitig wird die Lachte um 1 cm nach oben weiter geplätzt, so daß frische Harzgänge geöffnet werden. Auf diese Weise wird der Harzfluß bis in den September unterhalten.



7. **Das Sammeln des Harzes.**



8. **Gewinnung von Scharrharz durch Abkratzen der Lacht**

Der durchschnittliche Harzertrag vom Baum wird in der Choriner Forst auf 2 kg über Sommer angegeben. Da man auf den Hektar dort rund 300 harzende Bäume rechnet, so ergibt das einen Hektarertrag von 600 kg. Jedoch muß schon ein Ertrag von 5 dz als normal angesehen werden. Die Unkosten betragen zurzeit im Schutzbezirk Senftenthal auf einen Zentner 30 Mark. Der Verkaufspreis ist 150 Mark. Es ergibt sich also ein guter Überschuß. Ob die Harzgewinnung auch nach dem Kriege lohnend bleiben wird, das wird von der Gestaltung der Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten, unserm Hauptlieferer vor dem Kriege, abhängen. Ganz zu entbehren wird die Harzzufuhr aus dem Ausland wohl niemals sein.

Die Freiheit

Roman von Sophie Hoechstetter.

10. Fortsetzung.

Ah — so, Hanna sah Zeichen, und aus ihnen wurden Wunder. In Hanna lebten oder erwachten mystische Vorgänge. Sie muß ihn wohl wirklich lieben — dachte Preißing, immer ganz sachlich, als habe er einen „Fall" zu beurteilen, dem er persönlich fernstand.

„Also gut, ich soll Hanna freigeben. Und was wäre denn dann? Könnte sie dann auf dich rechnen? Allerdings hat ein Mann, der seine Frau freigibt, nicht die Pflicht, für einen neuen Gatten zu sorgen —" er hielt einen Moment inne. Es war nicht gerade würdig, in diesem billigen, kalten Hohn zu reden von einer Frau, der vor einem Jahr seine heißesten Wünsche gegolten hatten, und die er heute noch geküßt —

„Ich meine," mäßigte er sich — „willst du mir mitteilen, Hanna und du haben bei diesem Wiedersehen entdeckt, daß ihr ohneeinander nicht weiter leben könnt? Weißt du, daß du zugrunde gehst, wenn du sie nicht bekommst, und weiß sie, daß ihr das Jahr der Ehe mit mir ein Nichts ist, das man abwirft wie eine entsetzliche Bürde?"

Man hörte die Uhr ticken. Man hörte die Regentropfen gegen die Fensterscheiben fallen. Es klang so sonderbar laut wie ein Pochen. Endlich sagte Kurt: „So vielerlei haben wir nicht gedacht, die Hanna und ich. Aber wie es einmal steht, kann man doch nicht zu dreien auf dem Hof sein. Mich entlassen sie bald beim Regiment. Ich wär doch fast draufgegangen. Ich war anderthalb Jahre in der schauerlichsten Fremde. Daß ich daheim bleiben möchte, das kannst du vielleicht begreifen —"

Dieser Einfachheit von Begriffen war Preißing nicht gewachsen. Innerlich fast tödlich erschöpft, dachte er jetzt nur, er wolle allein sein. Er sah alles so deutlich im Zimmer — so ganz konkret. Sah den Bruder, um den bei jeder Bewegung der Ärmel eines vertragenen Rockes schlenkerte —

Die Regentropfen am Fenster pochten so sonderbar. Nervös überreizt ging Preißing an die Scheibe — öffnete — und sah, von einer Laterne kläglich beleuchtet, den alten Pfarrer des Dorfes draußen im Regen stehen. Leise kam die Stimme: „Die Tür ist zu — ein Wort mit Ihnen allein, lieber Nachbar — bitte —"

Mechanisch ging Preißing nach der Tür — „du entschuldigst mal, Kurt."

Er machte Licht auf dem Flur — sperrte die Haustür auf — ganz recht, die Mamsell hatte die Nachricht von Kurts Heimkehr ins Pfarrhaus gesandt. Aber so spät noch ein Teilnahmsbesuch?

Der Pfarrer stand auf dem Flur. Von seinem Mantel und Schirm flossen Regenspuren. „Aber lieber Herr Pfarrer —" da sah er ein bekümmertes Gesicht. „Was ist?"

„Ich mußte kommen — meine Worte waren umsonst — nehmen Sie es als eine Überreiztheit — der Tod des Kindes — und nun dieses an sich so Freudige — eine seltsamste Fügung Gottes —"

Preißing legte die Hand auf den Arm des alten Herrn.

„Was ist?"

„Ihre Frau — ist vor zwei Stunden zu meiner Frau gekommen — sie könne nicht mehr hier im Hause bleiben — meine Frau ist tief erschrocken — wir ahnen ja nicht, was ist — aber sie kommt mir krank vor — wir können ihr die Zuflucht nicht weigern — alles half nichts, ich habe sie gebeten — nein, ich habe in allem väterlichen Ernst von ihr verlangt, sie solle mit mir zurück — seien Sie nicht zornig, lieber Ferdinand. Morgen früh wird sie wiederkommen. Sorgen Sie nur dafür, daß vor den Leuten kein Aufsehen ist; wenn sie dann heimkommt, kann es ja von einem frühen Besuch von uns sein, weil sie uns die Nachricht bringen wollte."

Preißing stand wie erstarrt. Er fand sich nicht sogleich in diese Wirklichkeit. Doch der Bote stand ja vor ihm, ein alter Mann, der durch den Regen gelaufen war, der Achtung verlangte.

„Ich komme mit, Herr Pfarrer. Ich werde meine Frau jetzt nach Hause holen. Es tut mir entsetzlich leid, daß Sie die Mühe, die Erregung haben —"

Der Pfarrer stellte seine Laterne beiseite, reckte sich gerade und sagte: „Es wäre Ihr Recht. Aber ich bitte Sie, verzichten Sie darauf. Bei uns kann sie diese Nacht nichts tun, was sie vielleicht bitter bereuen müßte. In einem Wirrsal eine mütterliche Freundin aufgesucht zu haben, das macht sie nicht schlecht, und es ist keine Unehre für Sie, lieber Ferdinand."

Preißings Gedanken waren wie flatternde Vögel. Er fügte sich den Worten eines alten Hausfreundes, weil er den dringlichsten Wunsch hatte, nur erst einmal mit sich allein zu sein, und weil es ja wohl nicht anging, noch mehr Unruhe in das Pfarrhaus zu bringen.

Der alte Herr lehnte auch jede Begleitung ab, tröstete, morgen würde sich mit Gottes Hilfe alles klären. Dann drückte er Preißing heftig die Hand und trat wieder hinaus in die Dunkelheit der Regennacht.

Preißing sah dem schwankenden Licht der Laterne nach — bis es um die Wegbiegung verschwand. Er verschloß die Haustür wieder. Es war besser so.

Ja — und da im Zimmer saß Kurt. Er mußte ihm jetzt noch gute Nacht sagen, er war doch sein Bruder. Der arme Bursche, dachte er dabei, nun hat er nur noch einen Arm.

Kurt stand bleich am Tisch.

„Ferdinand — du ließest die Tür offen — ich habe alles gehört. Mein Wort, das wußte ich nicht. Daran habe ich keinen Teil."

Ein flüchtiges Interesse ließ Preißing den Blick erheben. Ja, das hatte dieser ehrliche, unbeholfene Mensch, der mit der Frage „was soll nun werden" gekommen war, wohl nicht gemacht. Vielleicht war es kein glücklicher Zug, den Hanna, geborene Schierstein, da getan. Oh — und nun wollte Kurt ihn wohl gar trösten? Armer Bursche, dachte er wieder. Und endlich, nur um nichts mehr hören zu müssen, sagte er, Kurt möge jetzt zu Bett gehen. Er könne nichts mehr sprechen.

Fast wie mit der Gebärde des Gehorsams ging Kurt. Sein Schritt klang auf der Treppe. Verklang oben in dem Korridor.

Und nun war Preißing allein.

10. Kapitel.

Auf Demütigungen kam es durchaus nicht mehr an. Preißing hatte keine Lust, etwa den Vormittag herumzustehen, die fragenden Gesichter der Leute zu sehen — und zu warten, bis Hanna wieder in das Haus schlüpfte.

Es war noch im Morgengrauen, da zog er sich den Wettermantel an, nahm eine Mütze und ging hinüber ins Dorf. Es regnete nicht mehr, aber die Luft war voll feuchten Nebels.

Also erst soll sie mit mir nach Hause. Alles Weitere findet sich dann. Er hatte kein Programm. Man mußte alles von Hanna abhängig machen.

Im Erdgeschoß des Pfarrhauses brannte Licht. Ohne sich melden zu lassen, klopfte Preißing an die Wohnstube. Der Pfarrer und seine Frau starrten ihn an, als wäre er ein Gespenst. „Aber sie ist doch schon vor einer Stunde fort — sie muß längst bei Ihnen sein, lieber Ferdinand."

Er sah die bleichen, alten Gesichter der Nachbarn, die um ihre Nachtruhe gekommen waren, wußte in einer Intuition ganz genau, daß Hanna sie nicht verlassen hatte, um heimzukehren, verlor die Haltung und ließ sich schwerfällig und wie einer, dem man gar nichts mehr vortäuschen kann, in einen Stuhl fallen.

„Ich möchte nur, verzeihen Sie, mich ein bißchen ausruhen." Die Frau Pfarrer—sie hatte einen grauen Morgenrock an mit einer schwarzen Wollborte am Hals — stellte eine Tasse Kaffee vor ihn hin und nötigte, er solle trinken. Er solle auch etwas essen. Das wäre Himbeermarmelade aus dem Garten. Sie schicke auch immer ihrem Arnold davon ins Feld. Und so redete sie eine Weile — mit der Freundlichkeit, die für ihre Worte keine Beachtung will, die nur gleichgültige Gespräche für besser hält als das Schweigen.

Und Preißing trank den Kaffee und aß das Himbeerbrot — vermißte eine Serviette, nahm sein Taschentuch und sah, daß es ein schmutziger, zerknüllter Klumpen war. Hatte er vielleicht gar geweint diese Nacht? Oh, wie unnötig. Und er sah, daß seine Hände nicht rein waren, seine Hemdstulpen nicht frisch. Ja, er hatte sich nicht umgezogen seit gestern mittag.

„Wenn einer kommt wie aus dem Grabe, lieber Ferdinand, wie soll ein verwirrtes, sehr gebeugtes Herz das gleich fassen?"

Er mochte nicht antworten, daß sie wohl sehr schnell Entschlüsse gefaßt habe und recht genau wußte, was sie wollte.

„Der Tod des kleinen Jungen, der ist ihr über alle Maßen nahegegangen. Wir hatten sehr Sorge um sie. Sie sprach oft Sachen, die wir gar nicht verstehen konnten."

„Ja, Sie sind gute Freunde. Ich danke Ihnen tausendmal."

Er hatte das Gefühl, nun müsse er wieder gehen. Aber diese altmodische kleine Stube tat ihm wohl. Es war, als wäre er in einem fernen, verblaßten Sein. Er erinnerte sich, daß er den ersten Lateinunterricht hier im Hause gehabt hatte, und daß er mit den Kindern des Pfarrhofes lieber gespielt als mit seinem eigenen kleinen Brüderchen.

„Wenn Hanna Ihre Tochter wäre," doch er unterbrach sich ganz erschrocken, „nein, nein, Ihre Töchter würden niemals — "

Der Pfarrer redete nun. Er möge doch bedenken, was Hanna mit der seligen Mutter durch-



gemacht habe. Und dann den Tod des Kindes. Zu viel, gar zu viel. Und nun wäre sie ja zu Hause.

Da hatte Preißing den Mut, sich von der stillen Stube zu trennen und wieder heimzugehen.

Er fand Kurt im Eßzimmer. Er hatte eine Zigarre im Mund. Seine Mütze, ein alter Mantel und ein Paar dicke, grauwollene Handschuhe lagen in der Nähe des Ofens. Die Brüder wünschten einander guten Morgen. Dann ging Preißing hinauf in das Schlafzimmer. Er suchte. Langsam, umständlich. Und stellte fest, daß Hanna ein anderes Kleid angezogen, als sie gestern getragen, und daß sie einen warmen Mantel mithatte und wohl auch etwas Wäsche. Denn in ihrem kleinen Wäscheschrank herrschte Unordnung, von ihren Kämmen, Bürsten und dergleichen fehlten auch einige Stücke.

Sie mußte also wohl mit einer Handtasche wiederkommen, wenn sie noch kam.

Da entdeckte er plötzlich einen Brief. Mein Gott — der übliche Brief — dachte er, und daß er den schon gestern abend hätte finden können.

Mit Bleistift stand gekritzelt: „Die Nacht bleibe ich im Pfarrhaus. Ich muß fort. Kurt wird Dir alles sagen. Du wirst mich wohl nicht halten wollen, denn ich gehöre zu ihm. Und nun weiß ich auch, warum das kleine Kurtchen hat sterben müssen. Hanna."

Also fort. Aber um Gottes willen, wohin? Mechanisch dachte er: meine Frau macht eine Reise. Eine plötzliche Nachricht von ihren Verwandten — nein, Verwandte hatte sie nicht. Also von einer Freundin.

Müde stieg er die Treppe wieder hinunter. Kurt hatte nun schon den alten, häßlichen Mantel an.

„Ich muß fort", sagte er. „Auf heut abend bin ich von Konstanz aus zum Regiment gemeldet. Du warst schon im Pfarrhaus? Ist Hanna nun hier?"

Nein, Kurt mußte wohl auf eine Begegnung verzichten.

„Weiß sie, daß du mit diesem frühen Zug fährst?"

„Ja," antwortete Kurt, „ich habe ihr wenigstens gesagt, daß ich heute am frühen Vormittag wieder fortmüßte."

„Vielleicht erwartet sie dich dann am Bahnhof in Jena, denn im Pfarrhaus ist sie nicht mehr."

Kurt stand bleichen Gesichts. Eine Falte grub sich zwischen seinen schön gezeichneten dunklen Augenbrauen. Er schien heftig und erfolglos nachzudenken.

„Ich hätte am Ende besser nicht kommen sollen", murmelte er.

Fast mehr in Mitleid als in Neugier fragte Preißing: „Besinne dich. Hat dir Hanna gar nichts gesagt, was eine Andeutung gäbe, wohin sie nun gegangen ist?"

Kurts mühsamer Denkapparat setzte sich wieder in Bewegung, d. h., er stand wortlos da. — Preißing ging aus dem Zimmer und bestellte den Wagen. Das Kursbuch ergab, wenn Kurt gefahren wurde, war es noch etwas Zeit bis zum Aufbruch. Daß hausväterliche Fürsorge auch so etwas Lächerliches bekommen kann, dachte Preißing. Für den armen Bruder mußte er sorgen — möchte er besser sorgen können, als im Augenblick möglich ist — und zugleich war er wohl nun — wie sagt man — der Liebhaber seiner Frau.

Er nötigte Kurt zu einem richtigen warmen Frühstück, fragte einiges nach seiner Verwundung, nach dem Aufenthalt in den französischen Lazaretten. Dann zog er den Zettel von Hanna aus der Tasche.

„Also ehe du gehst, was hast du mir von Hanna auszurichten. Sie hat den Zettel da gelassen, auf dem steht, du würdest mir Mitteilungen machen."

Er sah den Bruder scharf an. „Hör einmal — dies ist unser Elternhaus — also, du hast doch ein Gefühl dafür, daß man hier nicht der ganzen Gegend unnötigen Gesprächstoff gibt. Weißt du, wohin Hanna ist?"

„Nein. Sie hat mir nur gesagt, morgen würde sie schon ein Mittel finden, mit mir zu reden. Und du müßtest dich von ihr scheiden lassen, weil —weil—"

„Weil sie mich nur geheiratet hat, während du tot geglaubt warst, ich weiß."

Wieder entstand eine Pause. „Übrigens mußt du Geld mitnehmen, Kurt. Ich will dir holen. Vielleicht gleich tausend Mark. Es ist ja deins."

Er ging schwerfällig aus dem Zimmer. Kurt sah das Geld an und zählte es nach, ob es richtig sei.

„Also, sie wird dich wohl auf deiner Reise treffen, sie weiß ja, wo du bist. Sage ihr dann, bis morgen abend steht ihr hier mein Haus offen. Bis morgen abend möge sie zurückkommen. Wenn du ihr zu anderem zuredest, mußt du wissen, ob du gewillt bist, sie zu heiraten. Mache keine übereilten Dinge."

Kurt Schierstein nickte ein kurzes Lebewohl — ging aus dem Hause und rief dem Kutscher zu, er möge schnell fahren.

„Meine Frau hat rasch eine Reise machen müssen, Mamsell. Morgen abend kommt sie wahrscheinlich zurück." Die Mamsell sah ihn nicht an. Sie glättete ihre Schürze mit den Händen.

Preißing ging und nahm ein Bad. Er zog sich sorgfältig frische Wäsche, andere Kleider an. Dann besann er sich, was er wohl nun tun konnte. Nichts und niemand konnte verlangen, daß er irgend etwas Vernünftiges dachte. Er ließ sich das Mittagessen bringen und wieder wegtragen — er las die Zeitung, rauchte — und sagte sich vor, man muß doch seinen Willen zwingen können. Morgen abend, wenn Hanna wiederkam, dann durfte er an die Sache denken. Vorher nicht. Er las absolut alles, was in der Zeitung stand. Die Heeresberichte und alle Vorgänge in Griechenland, Bulgarien, Italien. Er las weiter,



weiter, bis zu Öl- und Ledererſatz, die „ſofort greifbar“ waren, bis zu den Wohnungen, die in Berlin leer ſtanden.

Er ſah endlich von den Blättern auf, denn ein Gefährt rollte in den Hof. Der Zengeſche Wagen. War vielleicht auch ſchon Herr v. Zenge in dieſe Vorkommniſſe eingeweiht?

Der Kammerherr betrat das Zimmer mit der Miene eines Leidtragenden. Er kam alſo nicht, zu Kurts Heimkehr zu gratulieren. Vielleicht — Gott ſei Dank — führte ihn eine eigene Angelegenheit hierher.

„Guten Tag, lieber Ferdinand. Schön, Sie haben es hier warm. Da darf ich wohl auch noch Mantel Nummer zwei ablegen. Denn wenn Sie erlauben, möchte ich ein wenig bleiben. Wenn es Sie nicht ſtört — die Pferde — ich laſſe ſie nicht gern ſtehen — ja — es ſind meine einzigen, die zur Not an einem Wagen gehen.“

Er half dem alten Herrn aus Mantel Nummer zwei — klingelte, hieß auszuſpannen. Fragte, was er bringen laſſen dürfte — ob Kaffee, ob Wein —

Der Kammerherr erklärte ruhig, ein Glas Rotwein ſei ihm allerdings erwünſcht — und dann bäte er, daß man hier ungeſtört miteinander reden könnte.

Preißing holte ſelbſt die Gläſer aus dem Geſchirrſchrank und plauderte. Von der abnorm warmen Witterung — von den Kartoffeln, die in den Mieten wahrſcheinlich leiden würden — er führte ſo lange ſolche Geſpräche, bis die Mamſell den Wein auf den Tiſch geſtellt hatte.

Der Kammerherr trank einen kleinen Schluck, ſtrich den Schnurrbart zurück und zeigte ſeine wohlkonſervierten Zähne mit den vielen Goldſtellen und Goldkapſeln.

„Mein lieber Ferdinand, ich bin nicht wegen Kartoffeln oder ſonſtiger Landwirtſchaft gekommen. Ich will auch keine quälenden Umſchweife machen. Nur eine Vorfrage: Befindet ſich Ihre Frau auf einer kleinen Reiſe, oder iſt ſie ſchon wieder zurückgekehrt?“

Noch etwas? Preißing wurde es dunkel vor den Augen. Aber er brachte es fertig, in höflichſter Ruhe zu antworten: „Ganz recht, Herr v. Zenge, ſie befindet ſich auf einer kleinen Reiſe.“

„Schön — oder vielmehr nicht ſchön — und wenn ich noch etwas fragen dürfte als Ihr Freund, lieber Ferdinand, wann erwarten Sie Ihre Frau zurück?“

„Ihr Intereſſe iſt ſehr gütig, Herr v. Zenge — doch weiß man manchmal nicht ſo ganz genau, wie lange eine Reiſe dauert. Vielleicht bis morgen abend — vielleicht auch länger — —“

Herr v. Zenge ließ ſein Einglas fallen. Er griff in die Bruſttaſche ſeines blauen Rockes — zog einen Brief heraus und reichte ihn Preißing über den Tiſch.

„Dann bitte ich Sie, dieſes zu leſen.“

Preißing rückte den Stuhl zum Licht und las:

„Sehr geehrter Herr Kammerherr v. Zenge!

Da Sie meinem Mann Dr Preißing immer freundſchaftlich geſinnt waren, erlaube ich mir die Bitte, Sie möchten Ihren Einfluß aufbieten, daß er dem unwürdigen Benehmen gegen mich ein Ende macht und ſich von mir ſcheiden läßt. Ich bin gezwungen, Romſtedt zu verlaſſen, und habe mich unter den Schutz meines Vetters Schierſtein geſtellt. Ich bitte Sie, Herr Kammerherr, meinem Mann zu der Notwendigkeit der Scheidung zuzureden.

Mit beſter Empfehlung

Ihre ergebene

Hanna Preißing, geb. Schierſtein.“

Auf dem Bogen ſtand gedruckt: Jena, Hotel Schwarzer Bär. Preißing ſtand ſteif da. Auf dergleichen war er trotz allem nicht gefaßt geweſen. Wie in aller Welt war es denn möglich, daß Hanna neben dem Taumeln in eine Leidenſchaft noch Sinn und Zeit zu einer ſo ausgeſuchten Kränkung fand? Und während er mit zuſammengepreßten Lippen ſchwieg, ſtieg die häßliche Stunde vor ihm auf, wo er um eines Beſuchs bei Herrn v. Zenge willen — nein, wegen ihrer unerträglichen Nichtachtung ſeiner Wünſche ſie behandelt hatte wie ein böſes Kind.

Dieſer Brief war die Quittung.

„Ich ſehe, daß Sie geleſen haben. Ich ſchulde Frau Hanna, geb. Schierſtein, keine Diskretion auf Ihre Koſten, lieber Ferdinand. Es iſt beſſer, Sie ſehen klar. Nämlich dieſes: daß Ihre bisherige Frau einen äußerſt kopfloſen Schritt einer Flucht mit Ihrem Bruder populär macht, damit Sie ihr nicht verzeihen können. Ich habe dieſen Brief durch einen Dienſtmann vor drei Stunden bekommen. Und mich zwei Stunden lang bedacht, was ich tun ſoll. Ihn zu ignorieren oder Ihnen unbeſtimmte Andeutungen zu machen, wär mir nicht anſtändig gegen Sie erſchienen. Die Nachricht, daß Ihr Bruder zurückgekommen iſt, brachte heut morgen der Briefträger mit. Aber das alles iſt betäubend raſch — —“

Preißing verſuchte ſich zu faſſen. Um dem alten Herrn nicht gleich ins Geſicht ſehen zu müſſen, las er den Brief noch einmal. Dann endlich hob er langſam den Kopf — beugte ſich ein wenig vor und ſagte: „Es tut mir unendlich leid, daß Sie die Mühe haben, Herr v. Zenge.“ Der alte Herr trank ſein Glas aus und lachte böſe auf.

„So fluchen Sie doch mal, Ferdinand. Sie werden doch nicht daran denken, Sie ſollen mir eine Komödie vorſpielen. Iſt ſie denn krank? Iſt ſie aus dem Gleis? Kann man ſie mit einer gewiſſen pſychiſchen Geſtörtheit entſchuldigen? Um Gottes willen, entſchuldigen Sie nichts. Was fällt, ſoll auch noch geſtoßen werden.“

Preißing fühlte ſich plötzlich wie ein Zuſchauer. Das altgewohnte Zimmer war ihm wie ein fremder Schauplatz.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Moden



für den Winter

Hierzu 4 Aufnahmen von Becker & Maaß.

Es ist erstaunlich, daß in unserer ernsten Zeit die Mode die Macht besitzt, sich in einer Weise zu ändern, wie es tatsächlich in diesem Winter der Fall ist. Vorwürfe wären jedoch hier nicht am Platz, denn die Veränderungen entspringen höchst vernünftigen Erwägungen, sogar Notwendigkeiten. Die Vorschriften wollen in gefällige, ansprechende Formen gebracht werden.

Trotzdem der Formenwechsel am deutlichsten an dem Rock zum Ausdruck gelangt, zeigen auch die Jacken und Kleiderleibchen eine ausgesprochene Neigung, den glatten Stil als den einzig wahren anzusehen. Der glockige Schnitt, der noch bis zum vorigen Jahr für jeden Mantel und Rock maßgebend war, weicht der vollkommen geraden Linie, die desto beliebter ist, je gerader sie sich zeigt. Dabei ist nicht zu verkennen, daß man auch einem Ideal, dem man lange Jahre huldigte, um es dann gänzlich zu vergessen, wieder zustrebt. Das ist die anliegende, etwas geschweifte Form, die in ihrer Einfachheit außerordentlich vornehm aussieht. Nicht nur mit geschickter Anordnung knapper Stoffmengen zeigt sich die Anpassungsfähigkeit der heutigen Mode. Sie bevorzugt Formen, die die Verwendung von Vorhandenem mit Neuem zuläßt, und liefert auf diesem Gebiet verschiedene Entwürfe von ausgezeichnetem Geschmack.

Unsere Abbildungen zeigen einige hübsche neue Entwürfe. Da ist zunächst das marineblaue Samtkleid mit einer schlichten Jacke (Abb. 1). Statt eines Gürtels ist der Samt in Taillenhöhe mehrere Male eingekrauft. Das Schoßteil fällt nicht mehr wie bisher weit und glockig, sondern weist nur noch geringe Falten auf, die notwendigerweise durch das Einkrausen entstehen. Der Kragen ist recht groß und zeigt wie das ganze Kostüm als reizvollen und einfachen Schmuck sandfarbene Steppereien. Diese wiederholen sich an den



2. **Grauer Mantel mit Zibet.**



1. **Straßenkleid aus blauem Samt** mit Tonnenrock.



3. **Graues Nachmittagskleid** mit blauen Stickereien.

Ärmeln, den Taschen, der Jacke und dem Rockabschluß. Der Rock illustriert die beliebte Tonnenform und ist am äußersten Saum eingezogen. Dadurch wirkt er oben etwas weiter. Das Zusammenhalten der Rocksäume kann auch bei weiteren Röcken angewandt werden, um auf diese Weise den Rock modern zu machen. Es ist keineswegs ein Zeichen von Luxus, heute an Stelle von Wollstoffen zu Samt zu greifen. Samt ist in ziemlichen Mengen im Lande, während Wollstoffe nach Möglichkeit gestreckt werden sollen.

In höchst einfacher und ansprechender Form zeigt sich der graue Mantel aus weichem, wolligem Stoff (Abb. 2). Noch im vergangenen Jahr arbeitete man diese Mäntel sehr glockig, während dieser Mantel in deutlicher Weise die Vorliebe für alles Grade kennzeichnet. Selbst durch den lose umgelegten Gürtel entstehen nur wenige Falten. Der breite Kragen bedeutet die Modeform dieses Jahres. Er kann umgelegt, aber auch in einer hochstehenden Form getragen werden, die das Kinn fast verhüllt. An den Stoffmänteln sieht man noch sehr viele hohe Pelzansätze, während sie bei den Pelzmänteln selbst anscheinend wieder verschwinden.

Einen noch bedeutenderen Umschwung wie das Straßenkleid widerfährt dem Anzug für den Nachmittag und Abend. So sehr die Geselligkeit erschwert wird, so lebt sie doch, wenn auch in bescheidenen Formen, weiter fort. Der Wunsch der Frauen, sich wenn nicht auffallend, doch geschmackvoll und dem Zweck angepaßt zu kleiden, ist rege wie in früheren Jahren. Es würde auch die wenigen Stunden geselligen Beisammenseins um einen großen Teil ihres Reizes berauben, würden die Frauen in ihren Alltagskleidern erscheinen. Die kostbaren Verzierungen, die man sonst so gern für diesen Zweck anwandte, passen nicht zu dem Zeitgeschmack. An ihre Stelle ist die Stickerei getreten, die besonders bei der diesjährigen Wintermode eine außerordentliche Rolle spielt. Das ist bemerkenswert, da in den ersten Jahren, als die deutsche Mode ihre Selbständigkeit beweisen sollte, von vielen Seiten behauptet wurde, die Hilfsindustrien, besonders die Stickerinnen, wären nicht geschult, die Entwürfe nicht künstlerisch genug. Die mannigfachen Zeichnungen und Ausführungen von Stickereien zeigen nun, daß auf dieser Linie ein großes Können verzeichnet werden kann.



4. **Braunes Seidenkleid mit roten Stickereien.**

Da ist zunächst das Kleid aus grauem Eolin, einem feinen, seidenhaltigen, weichfallenden Gewebe (Abb. 3). Dieses Kleid zeigt, daß nicht nur der Kittel beliebt ist, sondern daß man wieder das anliegende Leibchen zu schätzen beginnt. Dieses Leibchen liegt am Taillenschluß fest an. Die Stoffülle ist nach hinten geführt, so daß die Falten schräg stehen. Das ganze Leibchen ist in sehr geschmackvoller und geschickter Weise mit kornblumenblauen Stickereien aus Kunstseide bedeckt. Sehr eigenartig ist auch der weichumgelegte Kragen aus glänzender Seide in der gleichen kornblumenblauen Farbe wie die Stickereien. Der Aermel, von dem Handgelenk bis zur Stulpe geschlitzt, ist ebenfalls mit den Stickereien geschmückt. Dann ist die Stulpe von einem schmalen Streifen der kornblumenblauen Seide abgebunden, die Enden hängen herab. Der Rock ist außerordentlich kunstvoll geschnitten. Die originelle Passe, seitlich zu bauschigen Falten geordnet, wird von dem rund geschnittenen Stoffansatz zusammengehalten. An diesem Stoffansatz ziehen sich breite, kornblumenblaue Stickereien entlang, die in ihrer hübschen Ausführung, unterstützt durch die farbige Wirkung, den Reiz des Kleides erheblich erhöhen.

Das braune Seidenkleid (Abb. 4) führt die Form eines Kittels vor, die jedoch nichts mehr mit der weichen, etwas nachlässigen Machart der diesjährigen Sommerkleider gemein hat. Der Rock dieses Kleides ist ganz und gar in breite Falten gelegt. Die zu Falten geordneten Kleider sind ein bezeichnendes Merkmal der diesjährigen Wintermode. Man macht sehr viele Faltenkleider, ebenso wie man gefältelte Kleider liebt. Unter gefältelten Kleidern versteht man diejenige Mode, die früher plissiert genannt wurde. Vorder- und Rückenteil dieses Kleides sind eingefügt und mit einer feinschattierten Stickerei in roten Tönen versehen. Der Ärmel ist an der Hand beginnend unten offen und wird von zwei seidebezogenen Knöpfen und Spangen geschlossen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Dies und das.

— Eine „Zentrale der deutschen Landfrauen" wurde in Berlin unter dem Vorsitz der Gräfin v. Schwerin-Löwitz gegründet. 16 große Frauenverbände, deren Arbeit sich auf das Land erstreckt, haben sich zu dieser Zentrale zusammengeschlossen, und die Hinzuziehung weiterer 14 Verbände ist in Aussicht genommen, wodurch über eine Million deutscher Landfrauen in einer Interessengemeinschaft vereinigt sein werden. Die Zentrale bezweckt, ohne in die Arbeit der einzelnen Verbände hinüberzugreifen und ohne Vertretung einer religiösen oder politischen Richtung in enger Zusammenarbeit mit den landwirtschaftlichen Behörden und Körperschaften, die gesamten landwirtschaftlichen und sozialen Interessen und Bestrebungen der Landfrauen zu unterstützen, zu fördern und in der Oeffentlichkeit zu vertreten.

— Neue Bestimmungen für Eisenbahn-Monatskarten sind am 1. November in Kraft getreten. Die Monatskarten I. bis III. Klasse werden mit Gültigkeit für den Kalendermonat in zwei Arten ausgegeben, für Personenzüge zu den bisherigen Preisen und für Schnellzüge mit 100 v. H. Zuschlag auf die bisherigen Preise. Die für Personenzüge ausgestellten Monatskarten dürfen auch im Schnellzugsverkehr gegen Lösung einer Ergänzungskarte für jede Fahrt benutzt werden. Bei beiden Arten der Monatskarte ist bei Benutzung von Schnellzügen der tarifmäßige Schnellzugszuschlag zu zahlen. Auch auf die Monatsnebenkarten finden diese Vorschriften Anwendung: danach wird auf den Preis jeder Nebenkarte ein Zuschlag von ebenfalls 100 v. H. erhoben werden. Da der Preis der Nebenkarte im allgemeinen um 50 v. H. zur Stammkarte ermäßigt ist, so stellt sich der Preis der Nebenkarte ebenfalls wieder um 50 v. H. billiger als der der Stammkarte.

Deutsche Vaterlands-Partei.

Während draußen im Felde sich Heldentum und Opfermut unserer Brüder in immer hellerem Glanze zeigen, während die militärische Ohnmacht unserer Feinde immer sichtbarer und nach zuverlässigen Nachrichten die Wirkung unserer U-Boote und Luftwaffen immer vernichtender wird, zeigt sich in den letzten politischen Erörterungen das traurigste Gegenbild.

In der Deutschen Vaterlands-Partei bricht sich **eine gewaltige Volksbewegung** Bahn, die hoch über allen inneren Gegensätzen die Fahne des Sieges als einigendes Symbol erhebt, die allem Unverstand und aller Zwietracht zum Trotz der Erkenntnis zum Durchbruch verhilft, daß es jetzt darauf ankommt, mit eiserner Zähigkeit einen Frieden zu erkämpfen, der unsere Zukunft wirklich sichert!

Die Furcht, daß sich diese Volksbewegung mit elementarer Kraft weiter entwickeln und politischen Parteien zum Schaden gereichen könnte, hat diese zu den äußersten Anstrengungen angespornt. Sie fühlen sich in ihrer **erträumten Uebermacht** gefährdet. Daher der Versuch, an der Hand mühsam zusammengesuchter Einzelfälle die jetzt unser Volk ergreifende Bewegung als eine von oben eingeleitete und geförderte hinzustellen. Aus den eigenen Reihen dieser Parteien strömen ihre Mitglieder in hellen Scharen der Vaterlands-Partei zu und können beredtes Zeugnis dafür ablegen, daß die Vaterlands-Partei keinerlei innerpolitische Ziele verfolgt. **Es ist unwahr, daß die Deutsche Vaterlands-Partei die Zeiten des Klassenkampfes wieder aufleben lassen** und hierfür das Wort „vaterländisch" mißbrauchen will. **Wir sind weder konservativ noch liberal, weder agrarisch noch schwer industriell, weder Wehrverein noch alldeutsch**:

Jeder, der helfen will, Deutschland zu erretten, ist uns willkommen!

Nein, wir sind eine Vaterlands-Partei, weil wir das höchste Interesse des Vaterlandes in dem Getümmel des inneren Streits wieder zu Ehren bringen und alle Deutschen einigen wollen auf das eine große Ziel: Den Sieg und den Frieden, den Deutschland für seine Entwicklung nach dem furchtbaren Aderlaß braucht.

Schon beginnt man im **feindlichen Ausland** ängstlich zu werden, daß die Hoffnung, durch deutschen Unverstand zu erreichen, was den Waffen versagt geblieben ist, am Ende doch noch zerflattert! Gegen **englische Friedensfühler** müssen wir **hart** sein, denn in absehbarer Zeit werden wir England ganz anders gegenüberstehen!

Schon spricht man von der Zersetzungspartei, die die Mehrheit des Reichstages zersetzen will. Ja, **wir wollen aufdecken**, daß die Mehrheit vom 19. Juli innerlich zerfallen ist, daß die Urheber des erneuten Friedensangebots die irregeführte Gefolgschaft immer mehr verlieren.

Wir wollen zeigen, **wo die wahre Mehrheit des deutschen Volkes steht!** Wir wollen beweisen, daß nach drei Kriegsjahren im deutschen Volk die Entschlossenheit ungebrochen ist, sich den Frieden zu erkämpfen, den Deutschland braucht! Die Deutsche Vaterlands-Partei wird jede Reichsleitung freudig unterstützen, die einen zu Deutschlands Niedergang führenden Verzichtfrieden ablehnt und die Fahne des Sieges hochhält!

Elsaß-Lothringens Zugehörigkeit zum Deutschen Reich ist keine Frage, sondern **eine endgültig abgeschlossene Tatsache.** Elsaß-Lothringen ist **keine Kulisse,** um hinter ihr **die belgische Frage,** die eine Lebensfrage für Deutschland ist, verschwinden zu lassen!

Deutsche Männer, deutsche Frauen, welchen Standes und welcher politischen Partei Ihr sein mögt, schart Euch einmütig in der Vaterlands-Partei zusammen! **Deutsches Volk, laß dich in den großen Fragen, die jetzt zur Entscheidung stehen, nicht irre machen!** Glaube an dich selbst und an Deutschlands Zukunft! Die Stimme des Gewissens muß dir sagen, welchen Weg du zu gehen hast.

Berlin W. 10, Viktoriastraße 30, den 12. Oktober 1917

Der Vorstand der Deutschen Vaterlands-Partei.

Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg,
Ehrenvorsitzender.

Großadmiral von Tirpitz,
1. Vorsitzender.

Generallandschaftsdirektor a. D. **Dr. Kapp**,
2. Vorsitzender.

Beitrittserklärungen nehmen an:

1. alle **Ortsgruppen und Ortsvereine**;
2. alle **Landesvereine der Deutschen Vaterlands-Partei**,

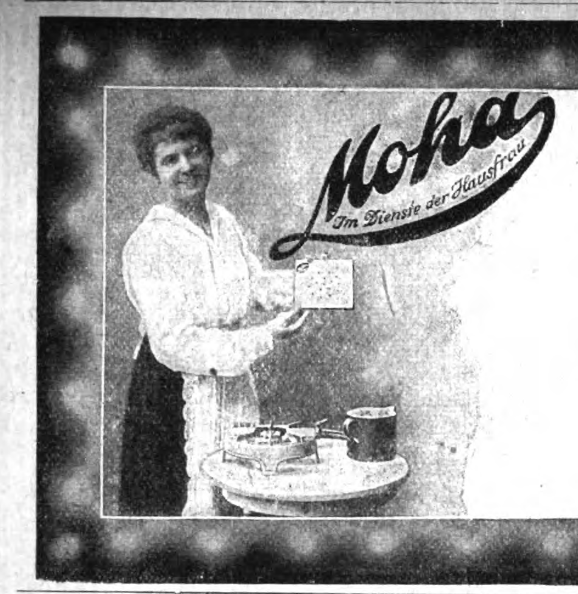
und zwar:
in der Provinz **Ostpreußen** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Ostpreußen, Königsberg i. Pr., Brotbänkenstr. 131; in der Provinz **Westpreußen** die Geschäftsstelle der D. V. P. des Landesvereins für die Provinz Westpreußen, Danzig, Landeshaus; in der Provinz **Pommern** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P für die Provinz Pommern, Stettin, Werderstr. 31; in der Provinz **Posen** die Geschäftsstelle des Posener Landesvereins der D. V. P., Posen, Friedrichstraße 7; in der Provinz **Schlesien** die Geschäftsstelle des Schlesischen Landesvereins der D. V. P., Breslau, Gartenstr. 74; in der Provinz **Brandenburg** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P. zu Händen von Herrn Oberbürgermeister Vosberg, Potsdam, Beblertstr. 31; in der Provinz **Sachsen** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Sachsen, Halle a. d. Saale, Hagenstr. 2; in der Provinz **Hannover** die Geschäftsstelle des Landesvereins Hannover der D. V. P. Hannover, Trammplatz 2; in der Provinz **Schleswig-Holstein** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Schleswig-Holstein, Altona, zu Händen von Vizeadmiral Daenhardt, Moltkestr. 63, im Regierungsbezirk **Cassel** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Kurhessischen Landesvereins der D. V. P., Cassel, Hohenzollernstr. 611; in **Nassau** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., zu Händen von Herrn von Grothus, Wiesbaden, Nikolasstr. 11; in der Provinz **Westfalen** die Geschäftsstelle des Niederrheinisch-Westfälischen Landesvereins der D. V. P., Dortmund, Ostwall 31½; in der **Rheinprovinz** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für die Rheinprovinz, Köln, Altenberger Str. 12; im Königreich **Bayern** die Geschäftsstelle des Landesvereins Bayern der D. V. P., München, Neuhauser Str. 10, III l.; im Königreich **Württemberg** die Geschäftsstelle des Württembergischen Landesvereins der D. V. P., Stuttgart, Schellingstr. 4, Erdgeschoß; im Königreich **Sachsen** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für das Königreich Sachsen, Dresden-A., Waisenhausstr. 29; im Großherzogtum **Baden** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., Freiburg i. B., zu Händen von Herrn Prof. Dr. Hoche, Weiherhofstr. 6; im Großherzogtum **Mecklenburg-Schwerin** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Schwerin, Weinbergstr. 6; im Großherzogtum **Mecklenburg-Strelitz** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P. zu Händen von Herrn von Yorry, Neustrelitz; in den **Thüringischen Staaten** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., zu Händen des Herrn Geschäftsführers Dunkel, Friedrichroda, außerdem für Weimar: Justizrat Flintzer, dortselbst, für Sondershausen: Bankprokurist Wenzel; für Arnstadt: Schulinspektor Henschel: für Greiz: Gymnasial-Direktor Müller; für Meiningen: Professor Köhler; für Eisenach: Professor Flex; für Jena: Professor Plate; im Gebiet der Freien und Hansestadt **Hamburg** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für Hamburg, Hamburg, Sandtorquai 14; im Gebiet der Freien und Hansestadt **Bremen** die Geschäftsstelle des Bremischen Landesvereins der D. V. P. Bremen, Bankhaus Weyhausen, Wachtstraße; im Gebiet der Freien und Hansestadt **Lübeck** die Geschäftsstelle des Lübecker Landesvereins der D. V. P., zu Händen von Herrn Müller, Lübeck, Breite Str. 48; Geschäftsstelle des Landesvereins für **Waldeck-Pyrmont** in Corbach, zu Händen des Herrn Oekonomierats Eduard Emde; Ortsgruppe Bad Pyrmont, zu Händen des Herrn Chr. Holborn, Kurhausbesitzer.

3. in **Berlin** und **in allen unter Nr. 2 nicht aufgeführten Landesteilen** die Hauptgeschäftsstelle der Deutschen Vaterlands-Partei **Berlin W.** 10, Viktoriastr. 30, Fernsprecher Lützow 5549. Telegrammadresse: Vaterlandpartei.

Es wird gebeten, die Beitrittserklärungen an die oben unter 2 und 3 bezeichneten Stellen schriftlich zu bewirken.

Bei dem gewaltigen Widerhall, den die Bewegung in ganz Deutschland gefunden hat, kann die Hauptgeschäftsstelle in Berlin die in **riesiger Zahl** bisher eingegangenen Postsendungen nur allmählich aufarbeiten. Es wird daher um Geduld gebeten, wenn die zahlreichen Anfragen, Anregungen und Anmeldungen nicht gleich erledigt werden.

Mindestbeitrag 1 Mark.



Ein vollwertiger Ersatz für die früher verwendeten Asbestteller sind die

Moha-Kochplatten

D. R. G. M.

Sie verhüten das Anbrennen und Überkochen der Speisen, Durchbrennen der Töpfe, dienen als Unterlage für heiße Töpfe, Plätteisen, Einlage in Backofen und Bratröhre, ermöglichen das langsame Weiterkochen bei kleingestellter Flamme, verteilen die Hitze gleichmäßig unter der Bratpfanne (wichtig für Eierspeisen), beste Schutzeinlage in Kochkisten. Die „Moha"-Kochplatten sind unempfindlich gegen Hitze und Feuchtigkeit, feuerfest, abwaschbar und dauerhaft.

In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

„Moha"- Gesellschaft m. b. H., Nürnberg 2.

PREIS pro Stück: eckig 75 Pfg. • rund 1.— M.

Schöne Augen



Reichels Benez. Augenwasser stärkt und belebt die Augen wunderbar, verleiht ihnen strahlend. Glanz, macht sie klarer und ausdrucksvoller und beseitigt dunkle Augenränder sowie Rötung. **Aerztlich begutachtet.** Garantiert unschädlich! Flasche M. 2.50 und 4.—. Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstraße 4

Chr. Tauber

Photo-Haus Wiesbaden W.



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 7 kostenl. **Direkter Versand nach allen Weltteilen**

Briefmarken

Auswahl ohne Kaufzwang garantiert echt **Faludi, Berlin,** Friedrichstr. 47 W. Preisl. ums. **Höchste Bezahl. für Ankauf**



Gesichts-, Wangen- und Nasenröte

sowie jeden Blutandrang nach dem Gesicht beseitigt sofort und dauernd mein **„Edelblaß".** Kühlend und beruhigend. Preis 2.25 M. exklusive Porto. **Paul Waser,** Berlin-Halensee 41, Bornstedter Straße 8.



Der Mensch

in körperlicher, geistiger und sexueller Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Fortpflanzung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde". **83 Abbildg.** Gegen Voreins. von M. 3.— zu bez. von **Strecker & Schröder, Stuttgart W**

Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 70. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Papph. 2.40 M. Fein geb. 3.30 M., mit Goldschnitt 3.80 (Porto 20 Pf.) Von jeder Buchhandl. u. geg. Voreinsend. des Betrages von Strecker & Schröder, Stuttgart W

KIOS CIGARETTEN

TRUSTFREI

Fürsten	St. 6 Pf.
Welt-Macht	$7\frac{1}{2}$
Rivièra	10
Aëro-Klub	12
Savoy	15

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios" E. Robert Böhme, Dresden

---

Arterien-Verkalkung!

(Blutandrang, Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerden)

Kostenlos erhalten Sie: Prospekte hierüber mit Vorwort von Dr. med. Weiss durch: **Allgemeine Chemische Gesellschaft Cöln a. Rh. 44, Herwarthstr. 17.**

Die hauptsächlichen alteuropäischen Porzellan-Marken-Monogramme in **Steindruck,** Taschenformat. Unverwüstlich. Nachn. 3.30 M. **Alfred Kock, Verlag, Bremen.**

Kein Leser versäume, meine neue Preisliste zu verlang.

August Dürrschmidt,

Musikinstrumente und Saitenfabrik

Markneukirchen i. Sachsen 125.

Echte Briefmarken

18 versch. **Deutsche Kriegsmarken** 3 Mark
60 verschiedene **Balkan** .. .. .. nur 2 Mark
30 verschiedene **Altdeutsche** nur 2 Mark
24 verschiedene **Deutsche Kolonien** 2 Mark
1000 g. gem. aller Erdteile .. nur 1 Mark
Preisliste gratis
Paul Siegert, Hamburg 36.

Bettnässen

Befreiung sof. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. kostenl. **Merkur-Versand Gustav Zwerenz, München 292,** Neureutherstr. 13.

Flechtenleiden

Dauerbeseitigung Reichspat. Prosp. gratis. **Sanitas-Depot, Halle S. 95.**

Jede Schrift wird schön!

Sicherste Methode zur Erlangung einer flotten, schönen u. eleg. Handschrift. Mißerfolg vollständ. ausgeschloss. **Preis M. 1.20 Nachn. M. 1.50.** Interess. Bücherkatalog gratis. **Presto-Versand, Dresden-A. 1,48.**

Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann einzig und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln** 24, Blumenthalstr. 99.

Gummistrümpfe,

Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Preisl. gr. u. frko.

Neu! Neu! Neu!

„Maxyd"

das hervorragende neue Mittel gegen Erkrankungen des Blutes u. des Magens. Jeder ist es seinem leidenden Mitmenschen schuldig, ihn auf dieses **neue, glänzend bewährte** Mittel aufmerksam zu machen.

Vorrätig in unseren Niederlagen und Apotheken oder direkt von

A. Wasmuth & Co., Hamburg 39

Erneuern Sie Ihre Gesichtshaut mit Schröder-Schenke's Schälkur

Aerztlicherseits als das **Ideal aller Schönheitsmittel** empfohlen. Unmerklich, d. h. ohne Mitwissen Ihrer Umgebung, beseitigen Sie durch meine Schälkur d. Oberhaut m. all. Unreinheiten u. sämtl. Teintfehlern, wie:

Mitesser, Pickel, großporige Haut, Röte, Sommersprossen, gelbe Flecken etc.

Die neue Haut erscheint **in wunderbarer Reinheit,** jugendfrisch und elastisch, wie man sie sonst nur bei Kindern antrifft. Sie ist straffer und elastischer als die frühere, weshalb meine Schälkur vorzügl. auch dort angewandt wird, wo es sich um schlaffe, welke Gesichtspartien handelt. Preis M. 12.—. Porto 60 Pf. Versand diskret gegen Nachnahme oder Voreinsendung.

Schröder-Schenke
Berlin W 14, Potsdamer Str. O. 26 b.
In Wien 14, Wollzeile 15.



Briefmarken

25 verschied. Paraguay . . M. 2.50
50 „ Schweiz . . . . „ 2.—
100 „ Asien . . . . „ 2.25
40 versch. Kriegsmark. d. Zentralmächte nur „ 4.50
1500 „ Marken aller Weltteile . . . . „ 30.—
Ernst Waske, Berlin, Französische Str. 17b

TOLA WUND-PUDER

Antiseptisches Streupulver von vortrefflicher Wirkung, dient für folgende Zwecke: **Als Kinderpuder zum Einpudern wunder Hautstellen, als Gesichtspuder, zum Abpudern des Körpers nach dem warmen Bad, oder nach Körperwaschungen, als Streupulver bei wundgelaufenen Füssen, gegen s. g. Wolf beim Reiten, sowie gegen Achsel- u. Fußschweiss.** In ges. gesch. Streuschachteln zu 60 Pf. Zu haben i. d. Niederl. v. Kaiser-Borax. Fabrik: **Heinr. Mack, Ulm a. D.**

Verschiedene Mitteilungen.

— Winke für Magenleidende. Die meisten Magenleiden haben ihren Grund in der übermäßigen Säurebildung. Speziell bei solchen Leiden bewährt sich das durch den Fabrikanten Heinrich Welter, Niederbreisig, Bez. Coblenz, hergestellte Mixtur-Magnesia-Magenpulver. Ausführliche Beschreibung sowie Angabe von Verkaufsstellen durch den Fabrikanten.

Annahme von Anzeigen bei August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen Breslau, Neue Schweidnitzer Straße 19, Dresden-A., Prager Straße 35, Düsseldorf, Oststraße 105, Frankfurt a. M., Kaiserstraße 10, Hamburg, Neuerwall 2, Hannover, Georgstraße 20, Kassel, Königsplatz 53, Köln a. Rh., Wallrafplatz 3, Leipzig, Petersstraße 22, Magdeburg, Breite Weg 184, München, Theatinerstraße 3, Nürnberg, Karolinenstraße 51, Stuttgart, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.



Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68 Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Bad Polzin (Moorbad in Pommern). **Kaiserbad Sanatorium**, physikalisch-diätetische Heilanstalt. **Sanitätsrat Dr. Hölzl.**

Brandenburg.

Eberswalde Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf" f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholbed.

Falkenhagen Seegefeld - A. bei Berlin. Sanatorium **8—11 M.** San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelzimmer 9—11 M.)

Schlesien.

Obernigk b. Breslau. Waldsanator. f. Leichtlungenkr. Zim. inkl. Kur u. Verpfl. v. 8 M. an. Kriegsteilu. Ermäß. **Dr. Kontny.**

Westdeutschland.

Bad Neuenahr Heilanstalten für Zuckerkranke. Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d. **Dr. Külz.**

Teutoburger Wald.

Bad Lippspringe unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden **Arminiusbad** Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünst. Prosp. d. d. **Brunnen-Administration.** (Man beachte die Adresse.)

Bad Pyrmont San.-Rat Wichmann. ★ Sanatorium. Saline f. Nervenleiden. Erholungsheim. Geöffnet.

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen „Der Quellenhof", bish. „Hotel Quisisana". Vornehmst. Haus im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. **M. Möbus.**

Sachsen.

Bad Elster Sanatorium. Geh. S.-Rat Köhler. Vorn. Einr., Moor-, Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren. Eig. Gutsbesitz.

Bad Reiboldsgrün i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. **Hofrat Dr. Wolff.**

Chemnitz Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, vollkommenste Einrichtung f. physikal. diätet. Behandl. Leicht- u. Schwer-Kranker. Zandersaal. Emser-Inhalator. Groß. alt. Park, freie Höhenlage. Modernst. Komf. Für Kriegsteiln. Ermäß. Prosp. **Dr. Loebell.**

Dresden Hotel Bellevue Weltbekannt u. vornehm. Unvergl. herrl. Lage a. d. Elbe, gegenüb. d. Kgl. Schloß u. Opernhaus. Zeitgemäß erneuert. Gr. Garten u. Terrasse.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prosp. frei. **San.-Rat Dr. Römer.**

Leipzig Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. Ausgang links.

Tharandt Sanatorium f. Nerv., innere, Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr. Haupt, Dr. H. Haupt.

Zöbisch Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. **Bad Reiboldsgrün i.V.**

Sächsisches Erzgebirge.

Bärenfels b. Kipsdorf, Erzgeb. **Altes Forsthaus.** Das ganze Jahr offen. Behagl. große Zimmer. Freie, doch geschützte Lage am Walde. Gute Küche, mäß. Preise. **Frau Prof. Burger.**

Harz.

Hahnenklee Sanatorium Hahnenklee, Oberharz. 600 m. Prosp. **San.-Rat Klaus,** Nervenarzt u. Arzt f. in. Krkheit.

Sülzhayn (Süd-Harz). Heilanstalt f. Leichtlungenkranke, Sanatorium „Hohentanneck". Somm. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne geschützte Lage, sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. frei.

Thüringen.

Sommerstein W a l d s a n a t o r i u m bei Saalfeld, Thür. Regenerations- u. Schrothkuren. Schrift Ha frei.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz, S.-Alt. Prosp. durch **Dr. Tecklenburg.**

Tannenhof in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.

Süddeutschland.

Bad-Nauheim Eleonoren-Hospiz, Benekestr. 6-8. Familienh. I. R. i. best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. A. Hanke, Direktor.

Wiesbaden Hotel Adler Badhaus mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Lift. Zentralheizung. Anerkannt gute Küche. Offiz.-Ver. Man verl. Preisblatt.

Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

St. Blasien Pension Waldeck f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.

Bayern.

Garmisch Rosen-Eck, Kurh. f. Erholgsbed. u. Nerv., kstl. u. nat. Höhensonnentherap.

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Klin. geleit. Sanator. für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erhol.-Bedürft. Gute zeitgemäße Verpflegung. 3 Aerzte. Auskunftsbuch. Schönster Herbstaufenthalt.

Schweiz.

Arosa Hotel u. Kurhaus Valsana. I. Rg., vorzügl. Lage. Jahresbetrieb. Komf. Pens. v. Fr. 10.— an. Prosp. Bes. Jösler.

Hotel des Alpes u. Villa Zürrer, erstkl. Familienhaus, sonnig. am Walde.

Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsch. Haus. Pension v. Fr. 8,50 an. Tennis.

Davos- Dorf, Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestibül, Terrasse. Bes. M. Neubauer. Leit. Arzt Dr. E. Nienhaus.

Davos-Dorf Bergsanatorium. Haupts. Deutsche. Leit. Arzt Dr. Th. Janssen.

Davos-Platz Waldsanatorium. Leitend. Arzt: Geh. San.-Rat Prof. Dr. Jessen. Näheres d. Prosp. Deutsche Leitung.

Zürich Grand Hotel Eden au Lac. I. Ranges, modern. Familien-Hotel. Mäß. Preise. Pens.-Arrangements. Ed. Kleber.

Der „Berliner Lokal-Anzeiger" ★ ist am besten informiert ★

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pienkat, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 46. | Berlin, den 17. November 1917. | 19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 46.



Die sieben Tage der Woche.

6. November.

Die Tagliamento-Linie wird von uns gewonnen. Die Italiener sind zwischen Gebirge und Meer erneut im Rückzuge; Brände kennzeichnen ihren Weg durch die oberitalienische Ebene. Der Druck unseres Vordringens veranlaßt die Italiener auch zur Aufgabe ihrer Gebirgsfront; vom Fella-Tal bis zum Colbricon, nördlich des Suganatales, in einer Breite von mehr als 150 Kilometer, geben die Italiener ihre seit Jahren ausgebauten Stellungszonen auf und sind im Zurückgehen! Oesterreichisch-ungarische Truppen rücken in Cortina d'Ampezzo ein.

7. November.

In Flandern wird erbittert gekämpft. Nördlich von Passchendaele bricht der Angriff in unserem Abwehrfeuer zusammen. In Passchendaele dringt der Gegner ein. In zähem Ringen wird ihm der Ostteil des Dorfes wieder entrissen. Gegen Mittag führt der Feind frische Kräfte in den Kampf. Sie konnten die Einbruchstelle nur örtlich erweitern. Unsere Stellung läuft am östlichen Dorfrande.

Die Italiener sind in vollem Rückzug gegen die Piave. Umfassendes Zusammenarbeiten österreichisch-ungarischer Gebirgstruppen zwingt südwestlich von Tolmezzo einige tausend Italiener, sich zu ergeben.

Neue U-Boot-Erfolge im Mittelmeer: 14 Dampfer, zwei Segler mit 44000 Brutto-Register-Tonnen.

8. November.

Im Sundgau schwillt die Artillerietätigkeit zu beiden Seiten des Rhein—Rhonekanals zu größter Heftigkeit an. Französische Sturmtruppen stoßen nördlich und südlich vom Kanal vor. Bei Ammerzweiler wird der Feind zurückgeworfen. Westlich von Heidweiler bleiben vorspringende Grabenstücke in seiner Hand.

In der venezischen Tiefebene entwickeln sich längs der Livenza Kämpfe. In frischem Draufgehen erzwingen sich deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen trotz zerstörter Brücken den Übergang und werfen den Feind westwärts zurück. Die Gesamtzahl an Gefangenen erhöht sich auf mehr als 250000, die Beute an Geschützen auf über 2300.

Die Maximalisten sind die Herren der Stadt Petersburg. Die Minister werden von den Maximalisten verhaftet. Kerenski ist entflohen.

Um General Cadorna im italienischen Oberkommando zu ersetzen, ernennt ein königlicher Erlaß den General Diaz zum Chef des Generalstabes der Armee.

9. November.

Die Livenza ist überschritten. Rastlos streben die verbündeten Armeen auf den Gebirgsstraßen und in der Ebene, den Widerstand italienischer Nachhuten brechend, im Schneetreiben und strömenden Regen der Piave zu.

Tatkräftig durchgeführte Streifzüge unserer U-Boote haben im Mittelmeer erneut zur Vernichtung zahlreicher Dampfer von zusammen über 28000 Brutto-Register-Tonnen geführt.

10. November.

Heftiges Trommelfeuer ging englischen Vorstößen voraus, die nordöstlich vom Poelkapelle einsetzten. Sie werden im Nahkampf abgewiesen.

Oesterreichisch-ungarische Truppen dringen im Val Sugana und im oberen Piave-Tal vor, nach erbitterten Straßenkämpfen wird Asiago genommen. Italienische Nachhuten, die sich am Gebirgsrande und in der Ebene an den Flußläufen westlich von der Livenza erneut zum Kampfe stellten, werden geworfen. Von Susegana abwärts bis zum Meere haben die verbündeten Armeen die Piave erreicht.

11. November.

Das Trichtergelände zwischen Poelkapelle und Passchendaele ist wieder der Schauplatz erbitterten Ringens. Fünfmal wiederholt der Feind seine Angriffe. In der Abwehrwirkung unserer Artillerie zerschellen sie meist schon vor unseren Linien. Wo der Feind Boden gewinnt, schlägt ihn die Infanterie mit blanker Waffe nieder.

Starke italienische Kräfte werfen sich den über Asiago ostwärts vordringenden Abteilungen entgegen und drängen sie an einer Stelle etwas zurück. Belluno ist von den verbündeten Truppen genommen. Unsere Truppen erstürmen den vom Feinde auf dem östlichen Piave-Ufer zäh verteidigten Brückenkopf bei Vidor.

12. November.

Tatkräftiges Zusammenwirken württembergischer und österreichisch-ungarischer Gebirgstruppen verlegte dem im oberen Piave-Tale zurückweichenden Feinde bei Longarone den Weg. 10000 Italiener mußten sich ergeben, zahlreiches Geschützmaterial und Kriegsgerät wird erbeutet. Unsere von Belluno die Piave abwärts vorgedrungenen Truppen stehen vor Feltre.

Im Oktober beträgt der Verlust der feindlichen Luftstreitkräfte an den deutschen Fronten 9 Fesselballone und 244 Flugzeuge. Wir verlieren 67 Flugzeuge und 1 Fesselballon.

Italiens Niedergang.

Von Dr. C. Mühling.

Was alle Deutschen, die Italien kennen, und die es gut mit ihm meinten, während des Jahres, das seiner Kriegserklärung gegen Oesterreich-Ungarn vorausging, ihm geweissagt haben, und was die große Mehrheit der italienischen Patrioten gefürchtet, aber, durch eine von gewissenlosen Kriegshetzern aufgewiegelte Minderheit eingeschüchtert, verschwiegen hat, das ging jetzt in seiner ganzen Furchtbarkeit in einem Augenblick in Erfüllung, in dem die für den Eintritt Italiens in den Weltkrieg in erster Linie verantwortliche Presse aus kleinen, aber mit ungeheuren Opfern errungenen Erfolgen die Berechtigung ableitete, die vollen Schalen ihres Spottes und ihrer Verachtung mit ganz besonderer Wildheit über jene wohlmeinenden Propheten auszugießen.

Das Ministerium Salandra-Sonnino wollte durch seine Kriegserklärung zwei Ziele erreichen. Es wollte erstens der von ihm gefürchteten Rache der Zentralmächte für den Vertragsbruch, den es durch seine Neutralitäts-

erklärung begangen hatte, dadurch entgehen, daß es, das Gewicht seiner ganzen Macht in die Wagschale der Entente werfend, den Krieg zugunsten unserer Feinde entschied, und sich auf solche Weise gleichzeitig von der eingebildeten Sklaverei befreien, die der Dreibund ihm angeblich auferlegte, und es wollte zweitens die Grenzen seines Reiches weiter ausdehnen, als ihm das verbündete Oesterreich ohne Verleugnung seiner Lebensinteressen zugestehen konnte.

Heute ist es so klar wie die Sonne, daß es diese beiden Ziele nicht nur nicht erreichen wird, sondern daß es das Stiefkind des Bündnisses geworden ist, gegen das es den Dreibund, in dem es gleichberechtigt war, vertauschte, und daß es sich in eine so demütigende Abhängigkeit begab, wie es sie seit der Begründung seiner Einheit nie mehr zu erdulden hatte. Und ebenso klar ist es, daß es die Grenzen seines Reiches nicht einmal um die Gebiete erweitern wird, die ihm der bedrängte Bundesgenosse abtreten wollte, daß es vielmehr froh sein kann, wenn es nichts von dem verliert, was es vor dem Krieg besessen hat, daß es die Herrschaft in der Adria, die Sonnino noch in seiner letzten Rede vom 24. Oktober für ein „außer jeder Erörterung stehendes Kriegziel Italiens" erklärte, nicht gewinnen, sondern die ihm nie bestrittene Gleichberechtigung in diesem Meer vielleicht für immer verlieren wird.

In wenigen Monaten hofften die Zeitungstrategen in Rom, gestützt auf die Autorität des italienischen Militärattachés in Wien, die Trikolore auf dem Turm von San Giusto aufzupflanzen. Statt dessen ist ihr Vaterland nach dreißigmonatigem Krieg und nach Verlusten, deren Größe selbst die Erwartung der ängstlichsten Schwarzseher übertraf, zum Leidensgenossen seiner Verbündeten geworden. Wie Frankreich, Rußland, Belgien, Serbien, Rumänien und Montenegro lernt es nun alle Schrecken der Invasion nach beispiellosen Katastrophen auf den Schlachtfeldern kennen.

Daß Italien durch seinen Eintritt in den Weltkrieg seine Unabhängigkeit und seine Gleichberechtigung unter den Staaten Europas nicht aufrechterhalten oder erkämpfen, sondern verlieren würde, das war nicht schwer vorauszusagen. Unter dem Schutz des Dreibundes war sein politisches Ansehen und seine wirtschaftliche Kraft zu einer Höhe emporgestiegen, die es selbst nicht geahnt hatte. Als es das fünfzigjährige Jubiläum seiner Einheit feierte, versandte San Giuliano, der Minister des Aeußern, ein Zirkular an die diplomatischen Vertreter des Königreichs, in dem er, auf ein umfangreiches Zahlenmaterial gestützt, sagte: „Kein anderes Volk, das können wir mit bewußtem Stolz versichern, hat es verstanden, mit Ueberwindung so großer Hindernisse gleiche Fortschritte zu machen. Italien hat in den letzten zwanzig Jahren alle anderen Staaten durch die Bedeutung seines wirtschaftlichen Aufschwungs übertroffen."

Indem es die Brücken abbrach, über die ihm so großer Segen zugeflossen war, und als schwächster Staat sein Schicksal an das der Feinde seiner Bundesgenossen kettete, lieferte es den sicher erworbenen Reichtum um einer ganz unsicheren Zukunft willen einer übermächtigen Koalition aus, die nicht die Liebe, sondern der Haß zusammengeführt hatte. Den Weg aber aus der Freiheit in die Sklaverei hätte es so schnell nicht zurückzulegen brauchen, wenn der Leiter seiner auswärtigen Politik, der merkwürdigerweise auch dem dritten Ministerium, das der Krieg Italien beschert hat, noch unentbehrlich erscheint, nicht Fehler über Fehler begangen hätte.

Der erste dieser Fehler fällt noch in die Zeit der Neutralität. Die anderen Staatsmänner der Entente haben mit großer Geschicklichkeit die wahren Beweggründe ihrer Kriegsbegeisterung zu verhüllen gewußt. Wir wußten zwar, daß sie logen, wenn sie behaupteten, daß sie für die Befreiung der kleinen Völker, für die Ideale der Demokratie, gegen die Weltherrschaftsgelüste Deutschlands in den Krieg gezogen seien. Aber Millionen von Menschen glauben es ihnen noch heute. Sonnino ist der einzige unter ihnen, dem diese Phrasen, die auch er sich im Laufe des Krieges zu eigen gemacht hat, selbst von den Ahnungslosesten nicht geglaubt werden können. Denn er hat sich durch die Geschicklichkeit des Fürsten Bülow, wenn auch erst nach langem Widerstreben, ein Aktenstück entreißen lassen, das man ihm immer entgegenhalten wird, wenn er behauptet, daß irgend etwas anderes als Machtgelüste und Eroberungsucht ihn zur Kriegserklärung veranlaßt haben. Es ist der Vertragsentwurf vom 8. April 1915, in dem sich Italien durch ihn bereit erklärte, während der ganzen Dauer des Krieges neutral zu bleiben, wenn man ihm seine Neutralität durch Landabtretungen bezahlen würde. Die Beweiskraft dieses Aktenstückes ist unwiderleglich. Es wird durch folgende, an den Herzog von Avarna, den italienischen Botschafter in Wien, gerichtete Worte eingeleitet: „Um dem von Baron Burian ausgesprochenen Wunsch zu entsprechen, formuliere ich im folgenden die Bedingungen, welche die Königliche Regierung für unerläßlich hält, um zwischen den beiden Staaten ein normales und dauerndes Verhältnis gegenseitiger Herzlichkeit zu schaffen, das ihnen ein zukünftiges Zusammenarbeiten zur Erreichung gemeinsamer Ziele auf dem Gebiet der allgemeinen Politik ermöglicht."

Die neun ersten Artikel dieses Vertragsentwurfs enthalten Italiens Bedingungen, und diese Bedingungen betreffen ausschließlich die Abtretung österreichischen Gebietes und österreichischer Einflußsphären und ihre Modalitäten. Der zehnte Artikel aber lautet: „Italien verpflichtet sich, während des ganzen gegenwärtigen Krieges Oesterreich-Ungarn und Deutschland gegenüber die strengste Neutralität zu bewahren."

Und der elfte Artikel verzichtet für die ganze Dauer des Krieges auf das Recht, die Bestimmungen des Artikels 7 des Dreibundes, der für den Fall des Eintritts von Verschiebungen der Machtverhältnisse auf dem Balkan Kompensationen vorsah, zu Italiens Gunsten in Anspruch zu nehmen.

Als Sonnino diesen Vertragsentwurf niederschrieb, waren ihm alle die „Schandtaten" bekannt, aus denen er in späteren Reden das Recht ableitete, die Weltherrschaftsgelüste Deutschlands als die Ursachen des Weltkrieges zu bezeichnen, die „barbarischen Methoden seiner Kriegführung" zu brandmarken und die Verteidigung der Freiheit als Beweggrund für Italien zu preisen. Trotzdem stellt er dem Deutschland, das Belgien „vergewaltigt hat", und dem Oesterreich, „das Serbien vernichten will", Italiens Mitarbeit „zur Erreichung gemeinsamer Ziele auf dem Gebiet der allgemeinen Politik" in Aussicht, wenn nur das Trentino und Görz und die dalmatischen Inseln italienisch werden und ganz Albanien seinem Einfluß unterworfen wird. Wenn Rußland behauptet, sein Schwert für Serbiens Unabhängigkeit gezogen zu haben, wenn Frankreich sich darauf beruft, durch sein Bündnis mit Rußland zum Kriege gezwungen worden zu sein,

Karte des italienischen Kriegsschauplatzes zwischen Udine und Padua.



wenn England versichert, zur Verteidigung des überfallenen Belgien mobilisiert zu haben, so wissen zwar die einander zulächelnden Auguren, die auf solche Weise ihre Verbrechen rechtfertigen wollen, daß sie die Unwahrheit sagen, aber ihre Völker können ihnen doch keine Urkunde entgegenhalten, die das Eingeständnis der Unwahrhaftigkeit dieser Behauptungen enthält. Sonnino aber hat durch die Veröffentlichung dieses Vertragsentwurfes seinen Verbündeten, seinen Feinden und seinem eigenen Volk schon im voraus das Beweismaterial dafür in die Hand gegeben, daß ihm das Schicksal Serbiens, Belgiens, Montenegros, die Niederlage Frankreichs und Englands, die weltunterjochende Hegemonie des preußischen Militarismus ganz gleichgültig gewesen wären, wenn es nur seinen Machthunger befriedigt hätte, ja daß es bereit war, mit den „barbarischen Vergewaltigern des Rechts, der Freiheit und der kleinen Völker" zur Verwirklichung ihrer politischen Ziele zusammenzuarbeiten. Innerhalb des Vierverbandes nahm es deshalb eine Sonderstellung ein. Es schien den ihm verbündeten Völkern, wenn auch nicht ihren Führern, das mit dem Makel des „heiligen Egoismus" behaftete Mitglied ihres Bundes zu sein und wurde schon aus diesem Grunde in der Gemeinschaft des Vierverbandes mit dem Mißtrauen empfangen, dem die moralische Minderwertigkeit zu begegnen pflegt. Im eigenen Volk aber — und das war die verhängnisvollste Folge des in der Urkunde vom 8. April 1915 niedergelegten Bekenntnisses — wurden die Phrasen vom Kampf für hohe sittliche Ideale ihrer Wirkung beraubt. Es war diesem Volk allzu deutlich gemacht worden, daß es sein Blut im Dienst einer Eroberungspolitik opfern sollte, für die sich nur ein kleiner Teil der Bevölkerung seiner nördlichen Provinzen begeistern konnte, der aber der ganze Süden des Landes gleichgültig gegenüberstand. Denn daß der Irredentismus seine Zugkraft verloren hatte, das hat mir sein fanatischster Vorkämpfer, der Triestiner Salvatore Barzilai, in einem Gespräch, das ich am 4. April 1915, also einen Monat vor der Kündigung des Dreibundes, mit ihm hatte, selbst eingestanden. Er setzte mir damals auseinander und versuchte es mir an der Hand seiner Parlamentsreden zu beweisen, daß er nie gegen ein enges Zusammengehen mit Deutschland gewesen sei, nur mit Oesterreich sei eine Verständigung immer unmöglich gewesen. Aber unter dem Eindruck der unfreundlichen Gesinnung, die Frankreich während des tripolitanischen Krieges Italien gegenüber bekundet habe, und die ihren verletzendsten Ausdruck in der Drohrede Poincarés vom 22. Januar 1912 fand, habe auch das Verhältnis zu Oesterreich sich merklich gebessert. „Der Irredentismus", so sagte er wörtlich, „sei im Jahre 1912 so gut wie erloschen gewesen, und erst die Hohenlohischen Dekrete, durch welche die italienischen Staatsbürger aus den städtischen Aemtern der italienischen Provinzen Oesterreichs vertrieben wurden, haben ihn wieder lebendig gemacht. Nur die Fehler Oesterreichs haben bewirkt, daß ich mein ganzes Lebenswerk nicht begraben mußte."

Eine nicht durch ihre eigene Kraft, nicht durch eine tief in den Herzen wurzelnde Volkssehnsucht wirkende, sondern nur durch von außen kommende Impulse künstlich wieder in Fluß gebrachte Bewegung konnte natürlich einen Krieg nicht volkstümlich machen, der so ungeheure Opfer erheischte wie der, in den die interventionistische Minderheit unter Führung Sonninos und Salandras das italienische Volk ganz gegen seinen Willen getrieben hat. So ist es denn gekommen, daß die italienische Sozialdemokratie im Unterschied von ihren Gesinnungsgenossen in sämtlichen anderen kriegführenden Staaten vom ersten Tage des Krieges an bis zu dieser Stunde den Krieg mit allen ihr zu Gebote stehenden legalen Mitteln bekämpft hat.

Es ist ein gar nicht hoch genug einzuschätzender moralischer Erfolg der vom Fürsten Bülow mit der italienischen Regierung geführten Verhandlungen, daß sie das nie mehr aus der Welt zu schaffende Eingeständnis erzwungen haben, das in der Urkunde vom 8. April 1915 seinen Ausdruck fand. Und es war der erste große Fehler Sonninos, daß er sich dieses Eingeständnis hat entwinden lassen. Aber er hat sich nicht einmal mit diesem Eingeständnis begnügt, sondern er hat es durch sein ganzes Verhalten vom Mai 1915 bis zum August des Jahres 1916 bestätigt.

Dieses Verhalten freilich entsprang einer großen und sehr wohl begründeten Besorgnis, der Besorgnis, daß die Weissagungen der deutschen Freunde Italiens, von denen ich oben gesprochen habe, in dem Augenblick in Erfüllung gehen würden, in dem es seine gerade durch die wahren Beweggründe seiner Kriegserklärung bedingte Sonderstellung im Vierverband aufgab. Im Bann dieser Sorge trat er dem Vertrage von London nicht bei und erklärte dem meistgehaßten und mächtigsten Feinde seiner neuen Bundesgenossen nicht den Krieg, weil er so fest wie Italiens deutsche Freunde davon überzeugt war, daß es um die Unabhängigkeit und die Bewegungsfreiheit seines Vaterlandes geschehen sein würde, wenn die Solidarität mit Frankreich, Rußland und England durch die Unterzeichnung des Paktes vom 5. September 1914 öffentlich beglaubigt und durch die Kriegserklärung gegen Deutschland unauflöslich gemacht werden würde. Diese Sonderstellung aber war nur durch einen Staatsmann zu verteidigen, der die Schlauheit eines Cavour mit der Kraft und dem Überzeugungsmut eines Bismarck verbunden hätte. Sie mußte für einen Staatsmann unhaltbar werden, der unter dem Druck einer bezahlten Presse im Inland und unter den Drohungen des verbündeten Auslandes durch Worte beteuerte, was seine Taten und Unterlassungen widerlegten. Mit vollem Recht mußte man in Paris und in London das zur Schau getragene Mitleid mit dem armen Belgien für erheuchelt halten, solange man in Rom wie vor einem großen Unglück vor der Kriegserklärung gegen denjenigen Staat zurückschreckte, den man für das Schicksal Belgiens verantwortlich machte. So wurde Sonnino, weil er das Mißtrauen beseitigen mußte, das sein Verhalten in Paris und London und bei den interventionistischen Parteien des eigenen Landes erweckt hatte, gegen seinen Willen gezwungen, am 30. November 1915 und am 28. August 1916 zu tun, was er, in dem vollen Bewußtsein, daß es ihm unzerreißbare Ketten schmieden würde, am 23. Mai 1915 gewiß nicht wollte, nämlich den Vertrag von London zu unterschreiben und Deutschland den Krieg zu erklären.

Mit vollem Bewußtsein hat Sonnino durch diese beiden unfreiwilligen und folgenschweren Staatsakte die Unabhängigkeit Italiens geopfert. Aber er hat den noch viel unverzeihlicheren Fehler begangen, sich diese Opfer nicht bezahlen zu lassen. Schon die Kriegserklärung gegen Österreich ist erfolgt, ohne daß er die günstige Lage, in der sich Italien zwischen den beiden kriegführenden Parteien befand, Frankreich und England gegenüber mit derselben skrupellosen Rücksichtslosigkeit ausnutzte wie seinen Verbündeten gegenüber. Nicht einmal das Maß der finanziellen Unterstützung, das dem umworbenen neuen Bundesgenossen zuteil werden sollte,

wurde ausbedungen. Und daß bindende Verpflichtungen, die über die allgemeinen Versicherungen des Paktes von London hinausgehen, über Italiens Stellung im östlichen Mittelmeer und über das wichtigste seiner Kriegziele, seine Vormachtstellung in der Adria, erst in der am 22. April dieses Jahres stattgehabten Zusammenkunft von San Giovanni di Moriana getroffen worden sind, und daß Sonnino, um sie durchzusetzen, einen Sturm der Entrüstung in der italienischen Presse gegen seine eigene Politik entfesseln mußte, das geht deutlich aus dem offiziellen Bericht über diese Zusammenkunft hervor, so lakonisch er auch lautet, und das ersieht man aus den maßlos heftigen Angriffen, die selbst von den ihm befreundeten Blättern bis zu dieser Zusammenkunft gegen ihn erhoben wurden.

So hat sich Sonnino durch Machteinflüsse, denen seine Widerstandskraft nicht gewachsen war, allmählich alle Waffen rauben lassen, die ihm zur Verteidigung seiner Unabhängigkeit noch geblieben waren, und war schon von der Gnade seiner Verbündeten abhängig, bevor die vernichtende Offensive am Isonzo begann. Dafür bieten die Reden englischer und französischer Staatsmänner zahlreiche Beweise, und das hat man in Italien sehr bald eingesehen und sehr schmerzlich empfunden.

Weder in den Reden, die Lord Cecil, Bonar Law und Balfour nach der Friedensresolution des deutschen Reichstages im englischen Parlament über die Kriegsziele hielten, noch in der letzten großen Rede, mit der Asquith die programmatische Rede des Herrn v. Kühlmann beantwortete, ist von Italiens nationalen Aspirationen die Rede. In keiner von ihnen wird die Abtretung der italienischen Provinzen Österreichs als eine der unerläßlichen Voraussetzungen für den Frieden bezeichnet, während ausdrücklich erklärt wird, daß die Waffen nicht niedergelegt werden dürfen, bevor die elsaß-lothringische Frage im Sinne Frankreichs gelöst worden sei. Sogar während der Anwesenheit Sonninos in London Ende Juli dieses Jahres — und das wirkte in Italien wie eine grobe Taktlosigkeit — erklärte Lord Balfour im Parlament, daß es nicht in der Absicht der Verbündeten läge, Österreich zu zerstückeln, sondern daß die Befreiung der Völker, die der Donaumonarchie unterworfen seien, sich auch verwirklichen ließe, wenn sie innerhalb des österreichischen Staatsverbandes blieben. Der Corriere della Sera, der Secolo, die Idea Nazionale und sogar das Giornale d'Italia führten lebhafte Beschwerde über diese Rede, „weil die italienischen Forderungen nicht in gleiche Linie mit den Ansprüchen anderer gestellt worden seien".

Italien war schon vor den Niederlagen der letzten Wochen innerhalb des Vierverbandes keine gleichberechtigte Macht mehr. Sein Niedergang hat mit dem Austritt aus dem Dreibund begonnen, sich durch die Unterzeichnung des Vertrages von London fortgesetzt, durch die Kriegserklärung gegen Deutschland beschleunigt und vollendet sich nun in diesen Tagen auf den Schlachtfeldern am Isonzo, in Südtirol und in der venezianischen Ebene. Denn daß es zum erstenmal in seiner Geschichte seine Schlachten nicht verlor, sondern auf feindlichem Boden ausfechten konnte, obwohl es allein stand, darauf hatte der letzte Rest des Ansehens beruht, den es noch bei seinen Verbündeten genoß. Jetzt muß es, wie 1859 und 1866, fremde Hilfe in Anspruch nehmen, um sich vor dem Untergang zu retten. Nur widerwillig und unter großen Bedenken wird sie gewährt, und entrüstet wird sie schon heute in Italien für unzureichend erklärt. Im Mai 1915 wurde der neue Bundesgenosse als der Retter der Sache des Dreiverbandes umworben, heute ist es zum lästigen Bittsteller, ist es mehr noch wie Rußland, das wenigstens keine Waffenhilfe von seinen Verbündeten verlangt, zu einem Moment der Schwäche im Bund seiner Freunde geworden. Durch nichts wird der tiefe Fall Italiens klarer bewiesen als dadurch, daß Frankreich und England sich mit gönnerhafter Herablassung erboten haben, Italien seinen Besitzstand zu garantieren. Sie stellen es damit auf die gleiche Stufe mit Griechenland, dessen Schutzmächte sie durch den Vertrag von 1861 geworden sind, und sie rüsten sich schon, die demütigendste Folgerung aus dem Erscheinen ihrer Truppen in der Lombardei zu ziehen: Sie bereiten die Beschränkung der militärischen Selbständigkeit ihres Schützlings vor. Nicht ohne Heiterkeit kann man angesichts dieser demütigenden Bürgschaft, durch die Italiens heiliger Boden französisches und englisches Schutzgebiet wird, jenes ruhmredige Dokument wieder lesen, das am 3. Juni 1917 in Argirocastro veröffentlicht wurde: „An alle Völker Albaniens! Heute, am 3. Juni 1917, dem Geburtstage der freiheitlichen Verfassung Italiens, verkünden wir, der Generalleutnant Ciacinto Ferrero, der Kommandant des italienischen Besatzungsheeres in Albanien, auf Befehl der Regierung des Königs Viktor Emanuel III. feierlich die Einigkeit und Unabhängigkeit Albaniens unter der Leitung und unter dem Schutze des Königreichs Italien."

Auch dieses Dokument ist auf den Schlachtfeldern am Isonzo und am Tagliamento zerrissen worden, und schon überlegt sich die Regierung des nun selbst unter den Schutz seiner Freunde gestellten Königreichs, ob es nicht die Truppen, die seine Schutzherrschaft über Albanien gewährleisten sollten, zur Verteidigung des heimischen Bodens zurückziehen soll.

So sind schon heute die Weissagungen restlos erfüllt, mit denen Italien während der Zeit seiner Neutralität vor dem Eintritt in den Weltkrieg gewarnt wurde. Der Traum von der Herrschaft auf der Adria ist zerronnen, und ganz gewiß wird der Quarnero nicht Italiens Grenze werden. Auf Gnade und Ungnade ist es seinen beiden westlichen Bundesgenossen ausgeliefert, und seinen östlichen Bundesgenossen, dem es verdankt, daß es nicht schon im Frühling des vorigen Jahres von dem Schicksal ereilt wurde, das ihm die verbündeten Heere Deutschlands und Österreichs in der letzten Oktoberwoche bereitet haben, beschimpft es, gewöhnt, sich nicht auf die eigene Kraft zu verlassen, weil er es schmählich im Stich gelassen habe.

Im Quirinal aber mag wohl der kleine König Viktor Emanuel, der seinem gleichnamigen Großvater so unähnlich ist, den verzweifelnden Blick voll Reue auf die beiden von ihm unterzeichneten Urkunden richten, durch die klarer als durch die gründlichste archivalische Untersuchung die Ungeheuerlichkeit seines Verrates bewiesen wird. Die eine trägt das Datum des 2. August 1914 und ist an den Kaiser Franz Joseph von Österreich gerichtet. Sie lautet: „Ich brauche Eurer Majestät nicht zu versichern, daß Italien, welches alle nur möglichen Anstrengungen unternommen hat, um die Aufrechterhaltung des Friedens zu sichern, und welches alles, was in seiner Macht liegt, tun wird, um sobald als möglich an der Wiederherstellung des Friedens mitzuhelfen, gegenüber seinen Verbündeten eine herzlich-freundschaftliche Haltung bewahren wird, entsprechend dem Dreibundvertrage, seinen aufrichtigen



Gefühlen und den großen Interessen, die es wahren muß."

Die andere trägt das Datum des 24. Mai 1915, ist an Italiens Heer und Marine gerichtet und lautet: „Die feierliche Stunde der nationalen Wiedervergeltung hat geschlagen. Dem Beispiel meines großen Ahnherrn folgend übernehme ich heute den Oberbefehl über die Streitkräfte zu Lande und zur See mit dem sicheren Vertrauen auf den Sieg, den Eure Tapferkeit, Eure Selbstverleugnung, Eure Manneszucht davontragen wird. Der Feind, den Ihr angreift, ist Eurer würdig. Begünstigt durch die Lage des Kampfgebiets und seine weise getroffenen Vorsichtsmaßregeln wird er Euch hartnäckigen Widerstand entgegensetzen; aber Euer ungebändigter Schwung wird ihn sicher überwinden. Soldaten! Euch wird der Ruhm zuteil werden, die Trikolore Italiens an den heiligen Grenzen aufzupflanzen, welche die Natur unserem Vaterlande bestimmt hat. Euch der Ruhm, endlich das mit so großem Heldenmut von unseren Vätern begonnene Werk zu vollenden."

Und nun noch ein Wort über die voraussichtliche Wirkung der militärischen Katastrophe auf die Bevölkerung Italiens. Ich will über diese Wirkung nichts prophezeien. Nur auf zwei nach dem Eintreffen der ersten Nachrichten über die Offensive am Isonzo im Parlament getane Aussprüche will ich die Aufmerksamkeit lenken. Der Führer der italienischen Sozialdemokratie, Turati, schloß seine Rede über die allgemeine Politik der Regierung am 26. Oktober mit folgenden Worten: „Treibt ihr nur immer euer Spiel, ihr Herren! Aber bedenkt, daß der Krieg, von dem ihr glaubt oder sagt, daß er durch Erschöpfung des Gegners endigen muß, im Gegenteil in viel tragischerer Weise enden kann, mit dem Kriege im Innern nämlich, und, in einer der Steigerung seiner Last entsprechenden Stufenfolge, mit kleinen Revolten, mit bürgerlichen Konflikten, mit dem Generalstreik der Arbeiter und mit einer der furchtbarsten und blutigsten Erhebungen, welche die Geschichte unseres Landes kennt." Und dem jetzt zum Schatzminister ernannten Abgeordneten Nitti, der gesagt hatte, daß die Revolution in Italien technisch unmöglich sei, antwortete der frühere Kolonialminister Ferdinando Martini mit der folgenden geistreichen und bedeutungschweren literarischen Erinnerung: „Als der Abgeordnete Nitti gestern mit der ihm eigenen Beredsamkeit und Geschicklichkeit darlegte, daß die Revolution in Italien technisch unmöglich sei, da habe ich an das dialektische Kunststück des Don Ferrante aus Manzonis Verlobten denken müssen, der bewies, daß die Pest weder etwas Wesentliches noch etwas Zufälliges sei und darum nicht existieren könne, aber selbst an der Pest gestorben ist."

Die Stürmer von Douaumont.

Ein Kriegsbuch, wie es sein soll*).

Dies Buch ist prachtvoll. Es gibt nur das eine Wort. Ein ganz starker Gesell hat es geschrieben, einer, der Soldat bis in die Knochen ist, eine Landsknechtnatur und dazu ein altpreußischer Offizier.*) Und jung — gewiß auch keine achtundzwanzig. Als Leutnant und Zugführer ausgerückt, dann durch mehr denn zwei unausdenkbar harte Kriegsjahre Oberleutnant und Führer seiner achten Kompagnie der 24. Musketiere aus Neuruppin. Und Ritter des Pour le Mérite — als Infanterist. Was das alles heißen will!

Und erzählen kann er. Wie mit der Axt aus einem Eichenknubben herausgehauen, so stehen die knappen, harschen Sätze nebeneinander. Und welch eine Fülle der Abenteuer umschließen sie!

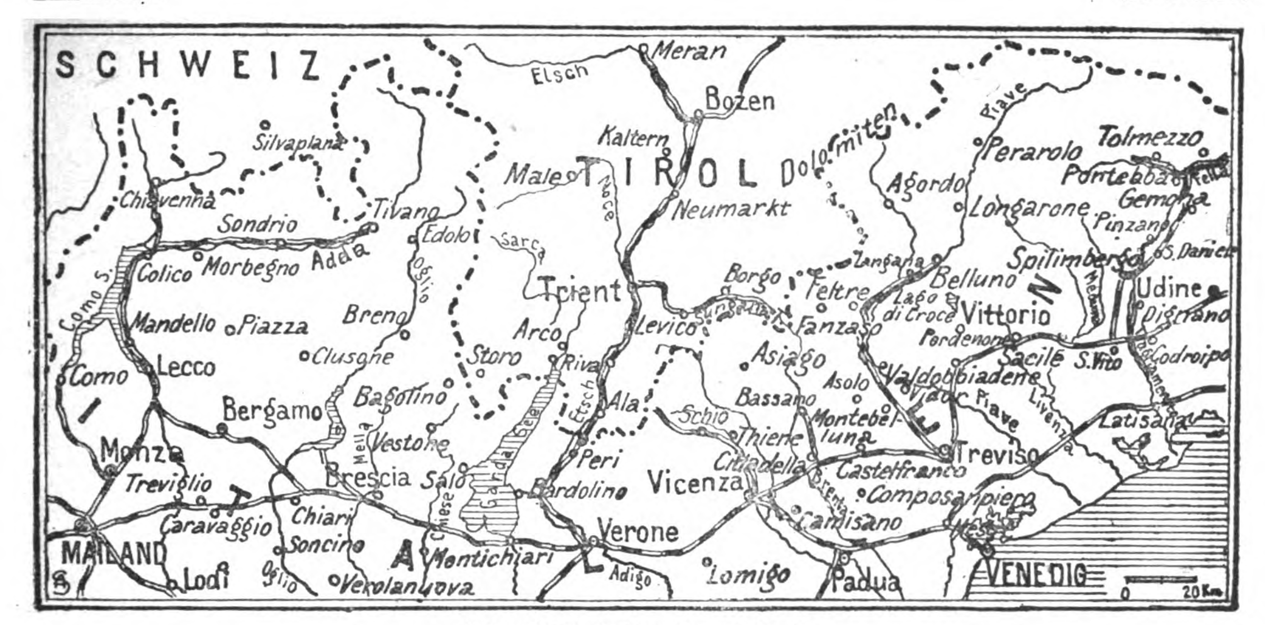
Der Vormarsch ersteht. Erstes Schlachterleben bei Mons. Wilder Vorsturm bis in den Südosten von Paris. Abmarsch gen Nordwesten, nicht ohne ahnungsvolle Beklemmungen — die gewonnene, jawohl, die gewonnene Marneschlacht — und dann doch der Rückzug gen Norden. Und dann der langsame Übergang zum „Lehmkrieg", pfui Teufel! Eine Verwundung. Dann in die Arrasschlacht, dort abermals angekratzt.

Und dann: Serbien. Ein Flug von phantastischen Bildern. Die Pußta, der Donauübergang, die Kämpfe wider den verzweifelten todesmutigen Gegner, den „wehrhaften Keiler, der sich nicht ohne weiteres fesseln ließ". Schließlich Ruhetage in Kragujevac und Gefangenentransport — heimwärts. Eine wahre Überfülle von Geschehnissen und Gesichten.

Und dann kommen jene Kapitel, die gerade ich mit innerstem Anteil und in einem Wirbel der Empfindungen habe lesen müssen: Die Erzählung von den stolzen und grausigen Februartagen des ersten Ansturms auf Verdun. . . . Und inmitten jener Nachmittag des 25. Februar 1916, der dem Verfasser unseres Buches den Pour le Mérite eintrug und — mir wohl die schwersten Stunden meines Lebens . . . denn ich war der Führer jenes Nachbarbataillons, das vergebens erwartet wurde, durch zehn bange, schicksalschwere Minuten, weil es „durch Versagen des Fernsprechers den Befehl zwanzig Minuten zu spät erhalten hatte und deshalb aus eigenem Antrieb angetreten war" (S. 93), und das infolgedessen um die — ihm zugedachte — Ehre gekommen ist, den Douaumont zu stürmen. Statt dessen wurden wir, nachdem wir zwei französische Stellungen gestürmt, mehr denn tausend Gefangene gemacht und einen Haufen Geschütze und Maschinengewehre erbeutet hatten, durch Flankenfeuer aus dem Dorf Douaumont und aus dem Chauffourwald in wenigen Minuten von etwa 680 auf 330 Mann zusammengeschossen. Und andern Morgens packten uns in den nur knietiefen Gräben, die wir in den froststarren, fußhoch überschneiten Boden hineingehauen, die feindlichen Fortgeschütze und hieben uns bis fast zur völligen Vernichtung zusammen. . . Mit unsern Leibern haben wir Zwölfer damals die rechte Flanke der glücklicheren Kameraden aus Neuruppin gedeckt, die sich „unsern" Douaumont, den Ruhm und die Pour le Mérites holten. . . . Ist mir's zu verdenken, daß ich mit fliegenden Händen und hämmernden Pulsen gelesen habe, was dieser Brandis zu erzählen wußte von seinem großen Ehrentag?!

*) Die Stürmer von Douaumont, Kriegserlebnisse eines Kompagnieführers. Von C. von Brandis. Oberleutnant im Infanterie-Regiment Nr. 24, Ritter des Orden Pour le Mérite. Mit 7 Abbildungen. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.





Uebersichtskarte Venedig—Mailand.

Aber Neid und Mißgunst haben keinen Platz in der Seele eines deutschen Soldaten. „Wer die Braut heimführt, is unter Kameraden janz ejal!" hieß es in jenem nun längst vermoderten Soldatenlustspiel „Krieg im Frieden". Und vielleicht ist's auch mir noch einmal beschieden, von jenem Douaumont-Abend zu erzählen, der auch für uns Zwölfer ein hoher Ehrentag gewesen ist.

Inzwischen soll hier gesagt werden, daß der Höhepunkt des Anteils, den der Leser vielleicht gleich mir den Douaumont-Kapiteln entgegenbringen wird, noch längst nicht den Höhepunkt der schriftstellerischen Leistung bedeutet. Die besten Kapitel kommen erst. Die Schilderung der ingrimmigen Verteidigung des im ersten Anlauf mit erstaunlichem Schneid und Wagemut und doch auch mit einer gehörigen Portion Dusel (das geben Sie selber zu, nicht wahr, Herr von Brandis?) genommenen Forts, mehr noch des zweiten „Einsatzes" vor Verdun in den Granatenwirbeln des Caillettewaldes und der „Kasemattenschlucht" — als Gipfel die Schilderung des Trommelfeuers in der Sommeschlacht und endlich die Hochbergschlacht — das sind auch vom rein literarischen Standpunkt Leistungen einer höchst kraftvollen Darstellungskunst, die dem Leser nicht bloß die Geschehnisse mitteilt, sondern ihr volles, bebendes Miterleben vermittelt.

Natürlich ein Dichter, ein eigentlicher Gestalter ist er nicht, dieser prachtvolle Soldat und Offizier. Was er an fremder Menschlichkeit, an Bildern von Vorgesetzten, Kameraden, Soldaten an uns vorüberhuschen läßt, bleibt schattenhaft, leblos, Name. Aber eine Gestalt wenigstens tritt, vom Verfasser ungewollt, in schärfster Lebenshelle und köstlicher Lebenswärme vor uns hin: das Bild des Verfassers selber. Ohne Pose natürlich, ohne den leisesten Versuch, sich in Szene zu setzen, in schlichter, kernhafter Selbstverständlichkeit erzählt Brandis uns seine Erlebnisse, verrät er ganz selten, sparsam und verhalten einmal ein weniges von seinen Empfindungen. Aber aus all diesen nüchtern und karg hingeplauderten Erzählungen von wackrem Tun und wackrem Dulden steigt vor uns greifbar deutlich das Bild des deutschen Offiziers auf, des aktiven Offiziers — wie er durch viereinhalb Jahrzehnte „langjähriger Arbeit von Generationen auf Kasernenhof und Übungsplatz" in der Armee den Angriffsgeist erzogen hat, „der kein Hindernis stehen läßt" — und wie er nun im Felde die Kompagnie, die das Glück hat, einen solchen Führer lange zu behalten, durch Not und Tod hindurchführt. Dieser aktive Offizier, der Berufsoffizier, ist eben nun doch einmal der Erzieher unseres Volkes in Waffen, auch des unübersehbaren Reserveoffizierkorps, das nun in zahlenmäßig weit überwiegendem Verhältnis unsere vorderste Linie führt. Das aktive Offizierkorps, das in unglaublich starkem Maß zur großen Blutsteuer dieses Krieges hat beitragen müssen, dessen Geist aber ungeschwächt unter den Führern und Geführten fortwirkt. Das Selbstbildnis eines solchen ganzen Mannes und Soldaten schaut uns an aus dem Buch von den Douaumontkämpfern, ein Selbstbildnis, gezeichnet von einer Hand, die weit entfernt ist von Selbstbespiegelung und Selbstbeweihräucherung, einer Hand, die nicht minder wacker denn Säbel, Bajonett und Handgranate, auch die Feder zu schwingen weiß.

Ein prachtvolles Buch, geschrieben von einem Prachtkerl.

Hauptmann Walter Bloem.



Kapitänleutnant d. Ref. Julius Lauterbach,
der tapfere Kommandant des kürzlich im Seetreffen im Kattegatt durch englische Übermacht versenkten Hilfskreuzers „Marie".

Kapitänleutnant Lauterbach hat seinerzeit als einer der Helden S. M. S. „Emden" Außerordentliches geleistet und gelangte durch kühne Flucht auf einer Irrfahrt sondergleichen in die Heimat zurück. Sein Bericht: „Tausend Pfund Kopfpreis — tot oder lebendig", der seine Abenteuer beschreibt, erscheint jetzt als Buch im Verlage August Scherl G. m. b. H. Preis 1 Mark und 25 Pf. Teuerungszuschlag.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern)

Seitdem wir die von Cadorna für unüberwindlich erklärten Abschnitte überrannt haben, sind nur Tage vergangen, und schon zeigt uns die Kriegskarte, daß die Lage auf italienischem Boden eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Lage auf rumänischem Boden vor einem Jahr hat. Mit einer Geschwindigkeit, die nicht hoch genug einzuschätzen ist, nahmen unsere Heereskörper Besitz vom linken Ufer des Tagliamento vom Fellatal bis zur Mündung. Ohne Aufenthalt erreichten sie die Piavelinie und drangen über die Hochebene von Asiago vor. Gleichzeitig erfolgte der Stoß des östlichen Flügels der Tiroler Front. Von Norden und Westen, unter dem Druck der österreichischen Armeen, von Osten hart bedrängt, konnten die Italiener ihr Heil nur im schleunigen Rückzuge suchen, um der vollständigen Umfassung noch zu entgehen. So kam es, daß auch bis Ende dieser Woche ein Entscheidungskampf aus Mangel an feindlicher Beteiligung nicht zustande kam. Die knappen Andeutungen in den Berichten unseres Hauptquartiers genügen durchaus, um die Bedrohung Italiens durch den Fortgang unserer Operationen erkennen zu lassen. Unter den erbitterten Streichen unserer österreichisch-ungarischen Waffenbrüder, die lange genug im rauhen Gestein allen Bedrängnissen getrotzt haben, und unter unseren Schlägen büßt das einst so verwöhnte Italien den Verrat an deren und unserer in innigem Zusammenhalt bewährter Bundestreue. Seine letzte Hoffnung steht auf den englisch-französischen Hilfstruppen. Die sollen Italien in seiner Not beispringen, denen es sich in seiner Verblendung verschrieb! Gewiß hatten es Englands Sendboten eilig, zur Beratung der Rettungsaktion in Rom zu erscheinen. Wenn aber England seine Vertreter schickt, was mögen die wohl zu retten beauftragt sein und für wen? Wie war es mit seiner Hilfe für Serbien, für Montenegro, für Rumänien? Aber selbst wenn England und Kompagnie ausnahmsweise helfen wollte, schon um seine Interessen als Gläubigerin zu wahren, kann es denn überhaupt? Kann ja sich selbst nicht helfen! Tatsächlich doch nur noch ein Schutzverband zur Abwehr des Zusammenbruchs des britischen Weltreiches, fühlt seine Leitung sich auf der abschüssigen Ebene des Zweifels.

Der Erfolg unseres Einbruchs in Italien ist die Erschütterung der ganzen feindlichen Front. Es ist einer der gewaltigsten Erfolge der Kriegsgeschichte aller Zeiten.

Was wir erkämpft haben, stellte sich in der schnellsten Folge der Berichte so spielend leicht dar. Die Leistungen aber der verbündeten Truppen, die Meisterschaft der Führung können nicht genug gewürdigt werden. Jeder Tag, jede Stunde brachte Kraftproben höchster Kriegstüchtigkeit. Die Leistungen in dauernden Kämpfen und anstrengenden Märschen, in Überwindung aller Hindernisse und Schwierigkeiten sind Beweise der vollen Überlegenheit unserer Waffen. Die Zahlen der geschlagenen, der gefallenen und gefangenen Feinde, die Massen erbeuteter Batterien und ungeheuren Kriegsmaterials sind weitere Beweise. Das alles bedeutet mehr als Sieg, das gibt die sichere Gewähr für die Erreichung unseres Endzieles. Daß dieses Endziel erreicht werden muß, ist eiserne Notwendigkeit. Nicht eher darf und wird unsere Tatkraft, wird unser Siegeswille sich beruhigen, als bis die vom Vernichtungstrieb gegen uns aufgebotenen Feinde samt und sonders unfähig zur Fortsetzung ihrer Kriegführung geworden sein werden.

In Flandern herrscht die blutige Erfolglosigkeit der englischen Angriffe nach wie vor. Zwar erfährt die Welt draußen, soweit sie mehr englisch als sonst etwas zu lesen bekommt, die englischen Verluste sollen leicht sein; denn die Nachrichtenfälschung zur Schädigung Deutschlands arbeitet mit einem Eifer, als hinge davon die Entscheidung ab. In Wirklichkeit ist es anders. All die schweren Großkampftage an der flandrischen Front haben den Engländern ganz nutzlos die unmenschlichsten Verluste beigebracht. Und alle Anstürme scheitern beharrlich. Am 6. November traten nach maßlos übertriebenem Trommelfeuer englische Divisionen von Poelkapelle bis zur Bahn Ypern—Roulers und bei Becelaere und Gheluvelt zum Sturm an und wurden abgeschlagen. Bei Passchendaele erreichten sie mit ihrer sogenannten Feuerwalze ein kleines Stück schlammigen Geländes, das von Granattrichtern siebartig zusammengeschmettert war. Im ganzen war auch dieser kostspielige Aufwand an Menschenkräften und Munition ein glatter Mißerfolg. Am 10. war dasselbe Geländestück wieder einmal Schauplatz erbitterten Ringens. Mit blanker Waffe wurde niedergestoßen, was vom Feinde zu dreist sich vorwagte. Unsere braven Brandenburger werden ausdrücklich mit Auszeichnung im Heeresbericht erwähnt. Es war eine neue blutige Niederlage der Engländer. Nicht genug zu rühmen ist die unerschütterliche Haltung unserer Flandernkämpfer. Viel stilles Heldentum steht hinter den kurz sachlichen, aber vielsagenden Meldungen und volle Zuversicht.

X.

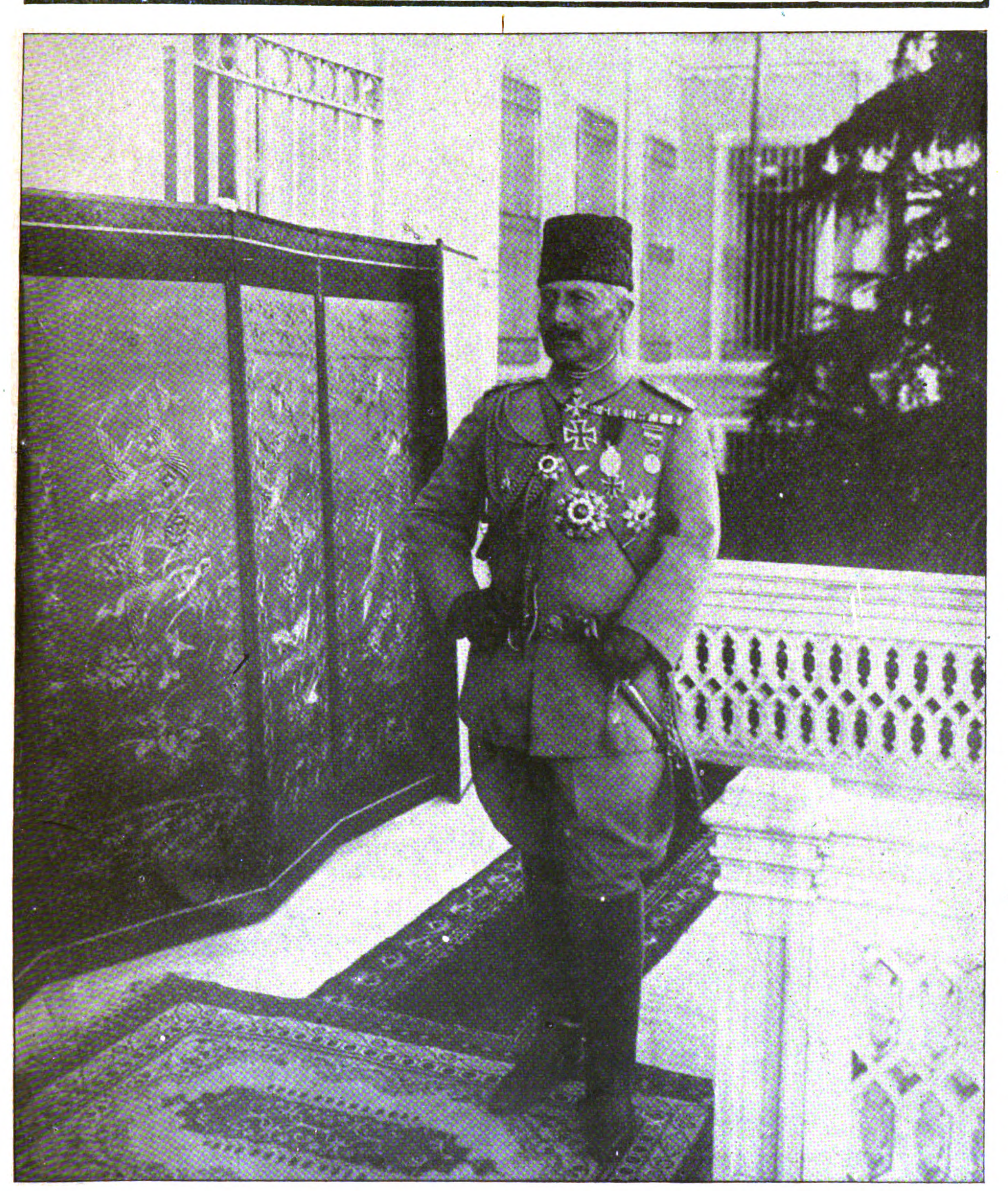
„Weihnachts-Bücherspende"

Für die Tapferen im Felde und auf See haben wir bei unseren Lesern eine Liebesgaben-Spende angeregt, die diesmal in Gestalt von Büchern erfolgt. Über Auswahl, Ankauf und Verteilung entscheidet der Kriegsminister, dem die bei uns eingegangenen Geldbeträge zur Verfügung gestellt werden. Um mit den Bücher-Sendungen, die nach den gemachten Erfahrungen aufs freudigste entgegengenommen werden, eine bedeutende Anzahl unserer Krieger bedenken zu können, bedarf es größerer Mittel. Deshalb bitten wir unsere Leser herzlich um Zuwendung von Geldgaben unter obiger Bezeichnung.

Verlag August Scherl G. m. b. H.
Berlin SW 68
(Postscheckkonto Berlin 3111).



Nummer 46. DIE WOCHE Bilder vom Tage Seite 1571.



Buja.

Der Kaiser in der Uniform eines Marschalls des osmanischen Heeres.

Kaisertage in Konstantinopel.



Prinz Louis Ferdinand von Preußen, vollendete das 10. Lebensjahr.



Kronprinzessin Cecilie mit der jüngsten Prinzessin.

Hofphot. W. Niederastroth, Potsdam.



Hofphot. Schiffer.

Geh. Rat Dr. Friedberg,
Führer der nationalliberalen Partei im preußischen Abgeordnetenhaus,
wurde zum Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums ernannt.

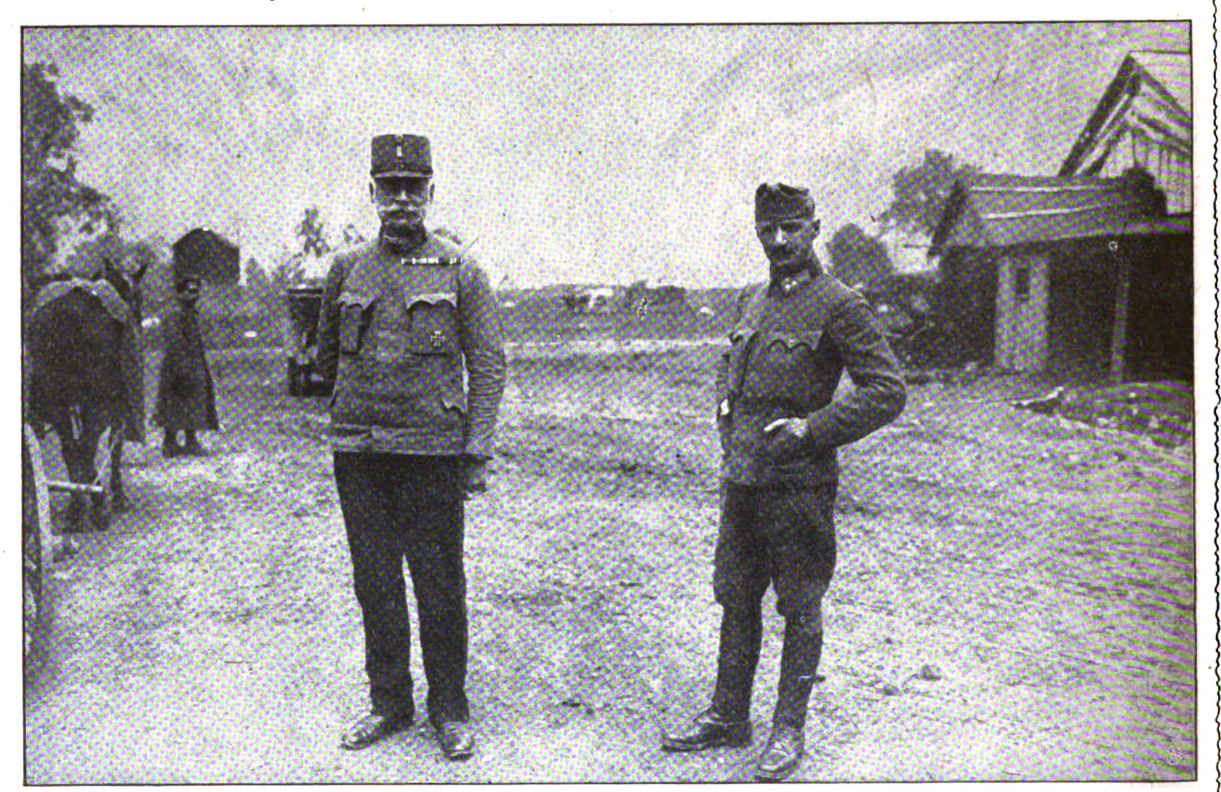


Hofphot. Sandau.

Friedrich von Payer,
Vorsitzender der fortschrittlichen Reichstagsfraktion,
wurde zum Vizekanzler ernannt.



Aus der zertrommelten ersten italienischen Stellung vor Flitsch überlaufende Italiener.



General der Infanterie A. Krauß, der Führer der Nordgruppe, mit seinem Stabschef Oberst Primavesi.



Busa.

Abtransport gefangener Italiener auf der Vormarschstraße im Isonzotal.

Die siegreiche Isonzo-Offensive: der Durchstoß bei Flitsch.

Spezialaufnahme der „Woche".

Generalfeldmarschall von Hindenburg und Graf Czernin in Berlin.

Zu den jüngsten Beratungen des österreichisch-ungarischen Ministers des Äußern mit den führenden Männern Deutschlands.



Oberleutnant Bernheim. — Oberlt. z. S. J. Dietr. Kramsta. — Hauptmann L. Schneevoigt. — Leutnant Hans Sauerbrey. — Hofphot. Kühlewindt. Oberleutnant Willi Koch.

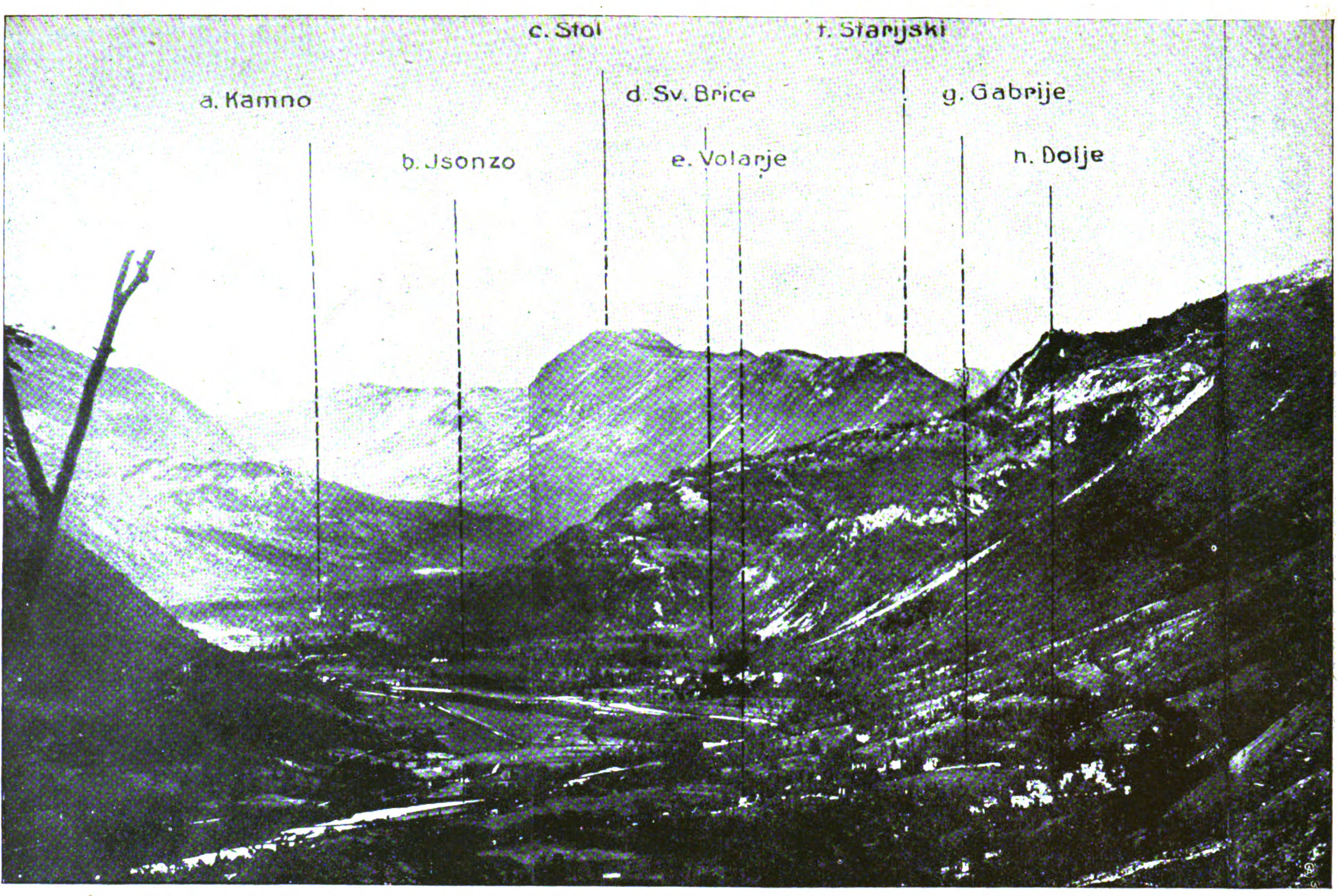
Phot. Blum. Oberleutnant Emil Laas. — Leutnant Konrad v. Zedlitz. — Leutnant Friedrich v. Zedlitz. — Leutnant Alb. Claßnitz. — At. A. Wertheim. Oberleutnant Erich Kohlhauer.

Leutnant Karl Frigge. — Phot. Thiers. Leutnant Laaser. — Leutnant Ewald Vogt. — Off.-Stellv. Joh. Schmitz. — Feldwebel Max Eichhorn.

Fliegerleutn. Hans Hinsen. — Leutnant Kurt König. — Leutnant Hans Witte. — Vizewachtmstr. Fritz Rath. — Leutnant Johannes Berndt.

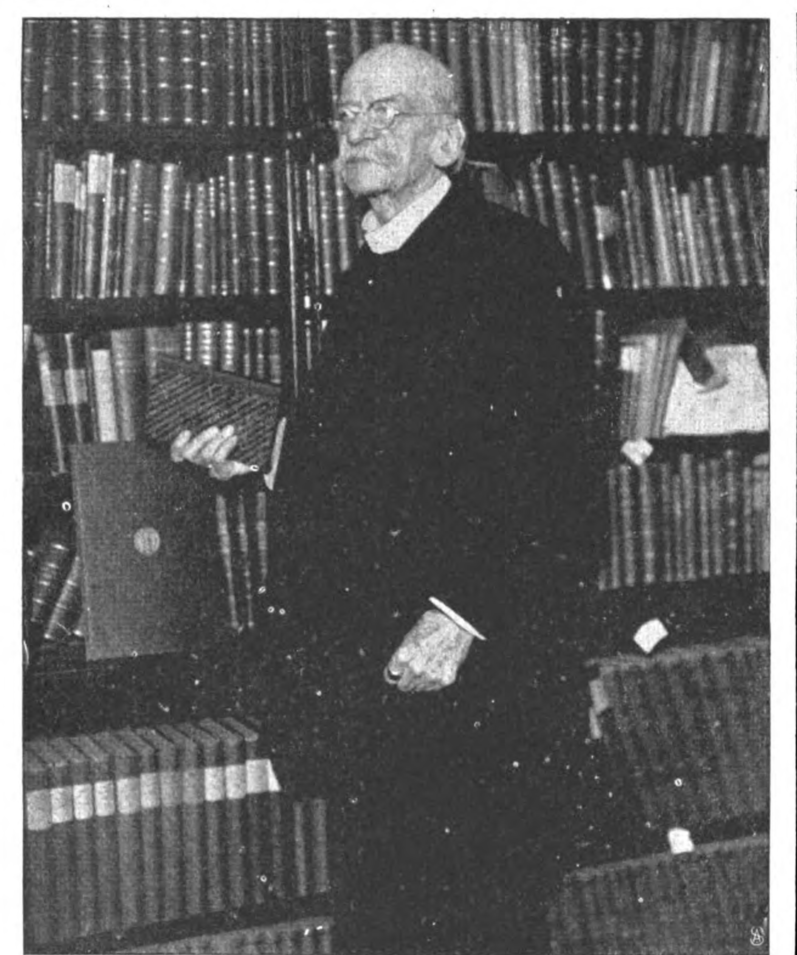
Unteroffizier Gustav Thiele. — Leutnant Voigt. — Ersatzreservist H. Knauf. — Unteroffizier Fried. Windel. — Vizefeldw. A. Schneider[illegible].

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Die siegreiche Isonzo-Offensive: Das Durchbruchsterrain der deutschen Isonzo-Armee zwischen Flitsch und Tolmein.

In der Mitte die Dörfer Gabrije und Volarje, die von unseren von Tolmein stromaufwärts operierenden Truppen am ersten Angriffstage frühmorgens gestürmt wurden. Kamno (links) fiel einige Stunden später.



B. u. G.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Adolf Wagner †

Der berühmte Nationalökonom.



Einige Typen der anfangs dieses Monats an der Westfront gemachten ersten gefangenen Amerikaner. Bufa.

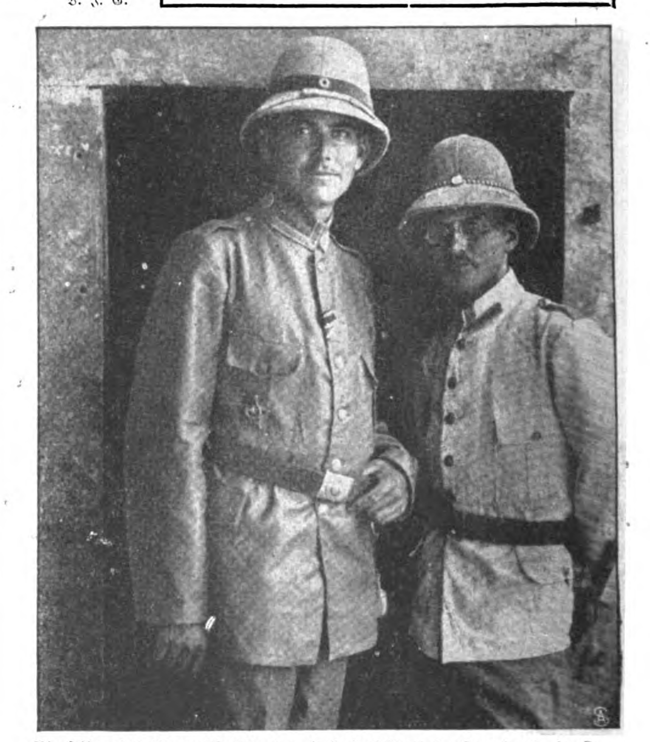




Phot. Obergassner.

Staatsrat Otto v. Dandl,

der neue Ministerpräsident in Bayern.



Vizefeldwebel Max Kirsch, der Held des Buches „Fremdenlegionär Kirsch“ von Hans Paasche, und Unteroffi·ier Herbert Kettner, der Verfasser des Buches „Vom Goldenen Tor zum Goldenen Horn und nach Bagdad.“

Der Bilderreichtum unserer Soldatenmundart.

Von Walter Hammer (z. Z. im Felde).

Der Soldat spricht ein eigentümliches Deutsch. Reich ist es an derben Schlagern und kauderwelschen Wortungeheuern; es steckt voll herbem Spott und kostbarem, befreiendem Galgenhumor. Aber auch reich an Poesie ist die moderne Soldatenmundart. In ihrem poetischen Gehalt kann sie manch einen zünftigen Dichter beschämen. Geradeso wie schon viele Volkslieder in ihrer urwüchsigen Kraft, in ihrer eigenartig reizvollen, unverwüstlichen Schönheit Wort- und Tongebilde in den Schatten gestellt und überlebt haben, die von Meistern mit vollendeter Kunst gestaltet worden sind. Der Soldat ist ein mit großer sprachschöpferischer Kraft begabter Dichter, der in einem Bilderreichtum sondergleichen schwimmt. Allerdings gilt ihm der Inhalt alles, während sich seine Gestaltungskraft der Form, dem Vers und Reim im allgemeinen noch nicht zugewandt hat. So kommt es, daß man sich bereits über die vermeintliche dichterische Unfruchtbarkeit unserer Kriegsleute wundert, während doch im Grund genommen manche Stilblüten unseres Soldatendeutsches bereits eine kostbare Kette von Gedichten darstellen.

Offenbar kann die dichterische Ausdruckskraft des Soldaten erst in der sogenannten Heldenzone und im Kampf durchdringen. Denn die an humorvollen Umschreibungen reiche Etappensprache ist allgemein derb prosaisch; all die Spitznamen, mit denen Kameraden, Lebensmittel, Waffen und Kleidung bedacht werden, sind zwar witzig und sinnfällig, entbehren aber zumeist des dichterischen Adels.

Ein Dichter wird der Soldat für gewöhnlich erst in der „dicken Luft" des „wilden Westens", des „Stahl- und Eisenbades West", wo es „Saures" gibt, „Grüße aus der Ferne", wo wir den Franzosen aus ihrem besetzten Land „Grüße aus der Heimat" schicken. Die Artillerien „befunken", „begasen", „bekarken" sich. Und wenn sie das regelmäßig des Morgens und Abends besorgen, so geben sie sich den „Morgen"- und „Abendsegen". Schwillt das Geschützfeuer zum Trommeln an, dann werden „Koks abgeladen". Der Geschützkampf wird aber auch als ein „Liebesgabenaustausch" angesprochen, bei dem dann die „Liebesgaben" herbeischaffenden Munitionskolonnen die „Paketpost" darstellen. Die oft und schnell ihre Stellung wechselnden feindlichen Motorbatterien heißen „Wanderzirkusse". Aber auch „Reiseonkels", weil sie ihre „Reisemuster" ausstreuen und dann von unseren „Bumsköppen" mit „Bestellungen" bedacht werden.

Dichterisches Empfinden spricht auch aus dem Bestreben, die Geschütze in lebende Wesen zu verwandeln und das Geräusch bei Abschuß und Einschlag wie auch das Dahinsausen der Geschosse mit Geräuschen der Tiere und des modernen Verkehrs zu vergleichen. Da gibt es nicht nur die „dicke Berta", sondern auch den „flinken Gustav", den „langen Max", die „Sockenmarie", die „schwarze Jule", den „Gurgel-August" und die „schlanke Emma", da gibt es „Bulldoggen", „Wind"- und „Kettenhunde", „Blindschleichen" und „Katzen", „schwarze Biester" und „schwarze Säue". Aber daneben auch „D-Züge", „Kohlenkästen", „Schwebebahnen" und „Bollerwagen". Schließlich sind für gewisse Geschütze auch Bezeichnungen aufgekommen, die eine reine Lautnachahmung darstellen. So „Ratsch-bum" und „Tschibum". Machen die Schrapnelle „Bucquoi", dann regnet's Schrapnellkugeln, dann „streuen die Heinzelmännchen Erbsen".

Während die Kanonen wie zornige Hunde bellen und kleffen, werden mit Handgranaten „Schneeballenschlachten" geschlagen. Man wirft mit „Knallbonbons", „Delikatessen", „Schildkröten", „Kartoffelstampfern", „Apfelsinen" und „Bananen", je nach dem, welche Art der Handgranate man benutzt. Die Minenwerfer, die „Minenhunde", werfen „Großmütter" gegen den Feind, während die schweren französischen Minen mit ihrem dreiflügligen Steuer „Schusterböcke" und die schwankend herankommenden englischen Flatterminen „betrunkene Störche" heißen. Die Flieger, die von den „Divisionswürsten" und „Himmelsgurken" als von ihrer „kurz angebundenen, aufgeblasenen Konkurrenz" reden, werfen nicht etwa Bomben, sondern „Eier" ab. Die Flugzeuge haben auf die verschiedensten Spitznamen zu hören, vom „Reisekoffer" bis zur „Wolkendroschke", zum „Möbelwagen" und zur „Dreschmaschine". Ein abgestürztes, mit dem Propeller in der Erde steckendes Flugzeug „pickt Erbsen".

Häufen sich die Granattrichter, dann hat der Feind eine „Blumenvase", einen „Blumentopf" neben den anderen gesetzt, kommt aber ein „Blindhuhn geflogen", so ist das ein „Scheintoter", ein „zahmer Engländer", der „auf einen Teppich gefallen ist".

Oft genug „zieht es" im Graben, es weht „bleierner Wind". Dann summen die wilden „Hummeln" und „Maikäfer", dann „schwärmen" die „Bienen", die „Lerchen singen". Querschläger heißen „Harzer Roller" oder „Totenpfeifen", und schlagen die „blauen Bohnen" in die Bäume, so „hämmert darin der Specht". Eine Fülle von Bildern!

Neben der Marmelade haben unsere Maschinengewehre wohl die meisten Kosenamen erhalten. Sie sind zu „Stottertanten", „Teppichklopfern", „Nähmaschinen" und „Totenorgeln" geworden. Mit ihnen wird das „Dach gedeckt", „ein Hindenburg genagelt" oder jemand der „Sarg zugehämmert".

Staunenswert ist es, in wie poesievollen Ausdrücken sich der Soldat mit dem Tode abzufinden weiß. Hat einer ins „Gras beißen", hat einer „dran glauben" müssen, ist wieder ein lieber Kamerad „verschütt gegangen", hat's wieder einen „gefaßt", dann heißt es ganz schlicht: „nun müssen wir auch ihn begraben". Und es fällt für gewöhnlich weder das Wort „Held" noch „Tod". Mit dem Tode steht der Frontsoldat auf vertrautem Fuß, und er scheut sich nicht, seine feldgraue „Schale" als „Totenkittel", seine Zeltbahn als „Heldensarg" und seine Erkennungsmarke als „Fahrkarte zum Himmelreich" zu bezeichnen. Auch entspricht es nur seiner stillen Ergebenheit, seiner Todesbereitschaft und seinem heiligen Opferwillen, wenn er ein Tal die „Totenschlucht" und einen Berg den „Sargdeckel" nennt.

Der Soldat sucht sich durch seine Ausdrücke einige ihm so notwendige Lichtblicke zu schaffen. So macht er den Unterstand zum „Heldenkeller", die Feldtelephonzentrale zum „Hauptverbandplatz" und die Grabenwohnung des Kompagnieführers zum „Arbeitsnachweis".



Phot. P. van Tol.

Dr. Abraham Kuyper,

einer der hervorragendsten politischen Schöpfer Hollands, war ursprünglich kalvinistischer Prediger und ist erst später zur Journalistik und Politik übergegangen. Er hat die sogenannte freie, d. h. kalvinistisch-konfessionelle, Universität in Amsterdam gegründet, die die Grundsätze der von ihm geleiteten antirevolutionären Partei akademisch vertritt. Kuyper ist längere Zeit hindurch holländischer Ministerpräsident gewesen und noch heute Mitglied des holländischen Oberhauses. Trotz seines hohen Alters ist er noch immer Leiter der antirevolutionären Partei sowie Chefredakteur der Tageszeitung „De Standaard“, in welcher er täglich seine Aufsätze veröffentlicht, die in Holland und weit über dessen Grenzen hinaus größte Beachtung finden. Seine literarische Produktivität ist erstaunlich. Das Verzeichnis seiner Schriften umfaßt eine ziemlich starke Broschüre. — Kuyper, der als aufrichtiger Freund und Verehrer Deutschlands und der Mittelmächte niemals diese Anschauung verborgen hat, ist zu wiederholten Malen vom Deutschen Kaiser, u. a. auch durch Handschreiben, ausgezeichnet worden.



Hofphot. Braun.

Generalleutnant v. Berrer †



Generalmajor Maercker,



Phot. Langhammer.

Oberstleutnant Hans Schmid,

erhielten den Orden „Pour le Mérite“.



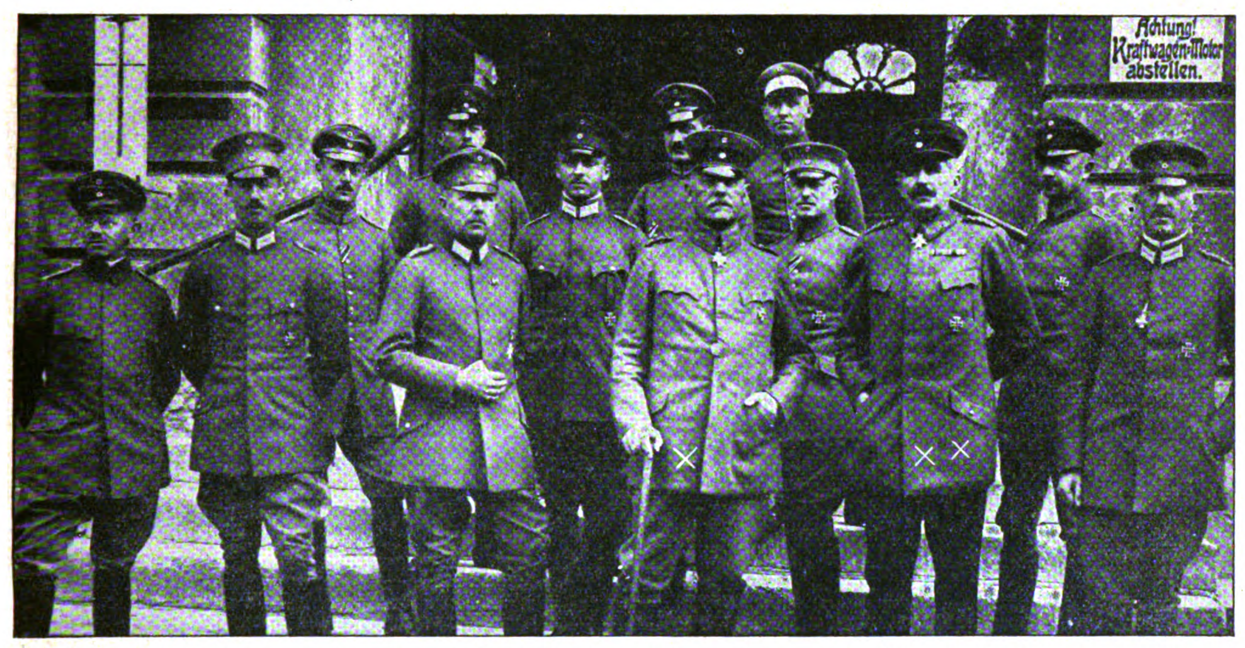
Generalmajor Busse,
der bekannte Verteidiger der Feste Boyen, ist in Genehmigung seines Abschiedsgesuches eines Herzleidens wegen in den Ruhestand getreten.



Hofphot. Kuj.
Geh. Rat. Prof. Dr. Krönig †
Freiburg i. B. hervorragender Frauenarzt.



Joh. Klein †
Kgl. Bayr. Kommerzienrat, Ehrenbürger der Stadt Frankenthal, Seniorchef der Maschinen- u. Armatur-Fabrik vorm. Klein, Schänzlin u. Becker.



× von Hutier, General der Infanterie, Oberbefehlshaber. ×× von Sauberzweig, Generalmajor Chef des Stabes.

Der Eroberer von Riga mit seinem Stabe.



Kapitänleutnant Marschall.



Kapitänleutnant Rose.

Erfolgreiche U-Boot-Kommandanten.



Phot. Persch W.
Fliegerleutnant H. Gontermann †
Ein neuer Verlust der deutschen Luftwaffe.





Oberes Bild.

Trauung des Barons v. Papen mit Baronesse Renarda v. Boeselager.

Von links: Graf Paul Merveldt, Gräfin Josef Plettenberg, Gräfin Paul Merveldt, Gräfin Max Plettenberg, Gräfin Paul Plettenberg, Gräfin Hermann Plettenberg, Pastor Beumer, Frau von Albedyll, Baronin Boeselager, Graf Clemens Plettenberg, Graf Josef Plettenberg, Graf Wedel, Graf Erbdroste, Gräfin Hubertus Spee, Baronesse Tona Papen, Graf Spee, Gräfin Anna Plettenberg, Komtesse H. Plettenberg, Baron Mylius, Graf Droste, Baronesse M. Boeselager, Baronesse A. Boeselager, Gräfin Minita Plettenberg, Baron C. Boeselager, Komtesse M. Plettenberg, Baronin von Papen, das Brautpaar: Baron von Papen und Baronesse Renarda von Boeselager, Graf Hermann Plettenberg, Graf Max Plettenberg, Graf Franz Plettenberg.

Phot. Rembrandt, Münster i. W.

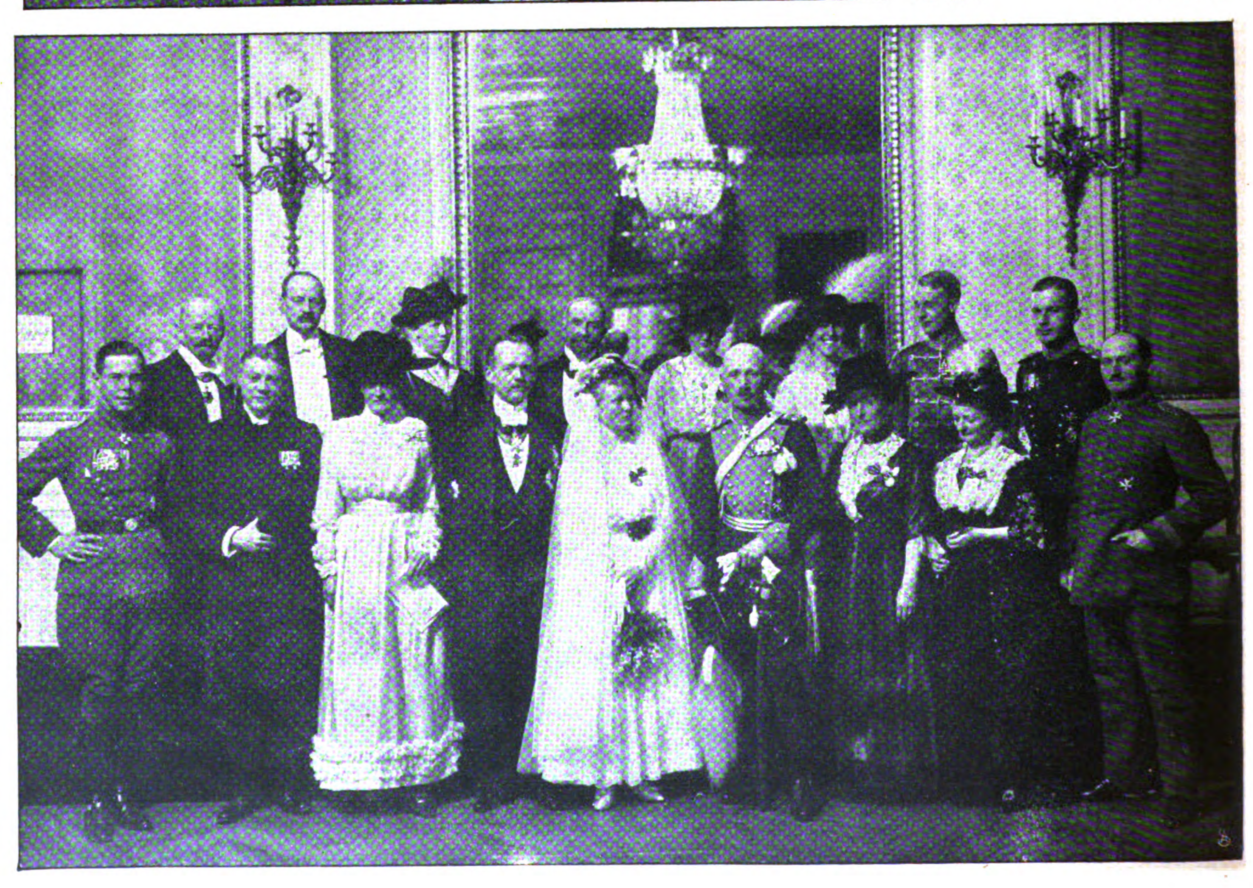
Aus der Gesellschaft.

Unteres Bild.

Kriegstrauung des Rittmeisters Berthold Frhr. Hiller von Gaertringen mit der Gräfin v. Westarp.

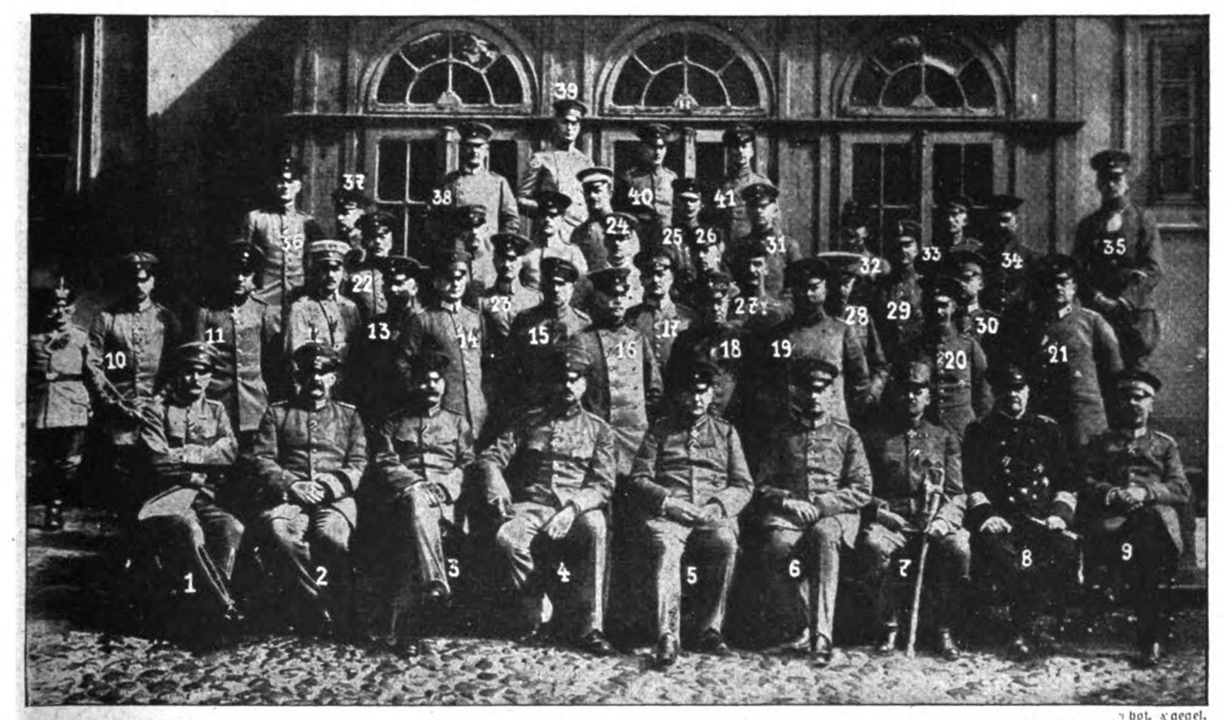
Von links: Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, Professor Freiherr Hiller von Gaertringen, Pfarrer Krummacher, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Freiherr von dem Busche, Frau von Somnitz, geb. Gräfin von Westarp, Freifrau Hiller von Gaertringen, Oberverwaltungsgerichtsrat M. d. R. Graf von Westarp (Vater der Braut), Erbkämmerer von Somnitz-Charbrow, Mitglied des Herrenhauses, das junge Paar: Gertraude Freifrau Hiller von Gaertringen, geb. Gräfin von Westarp, Berthold Freiherr Hiller von Gaertringen, (darüber) Adelgunde Gräfin Westarp, Freifrau von dem Busche, Ada Gräfin Westarp, geb Gräfin von Pfeil (Mutter der Braut), von Salviati, Elisabeth Gräfin von Pfeil, Graf von und zu Adelmann, Konsul Graf von Pfeil.

Phot. v. Freyberg.



General der Infanterie von Beseler, Generalgouverneur von Warschau.

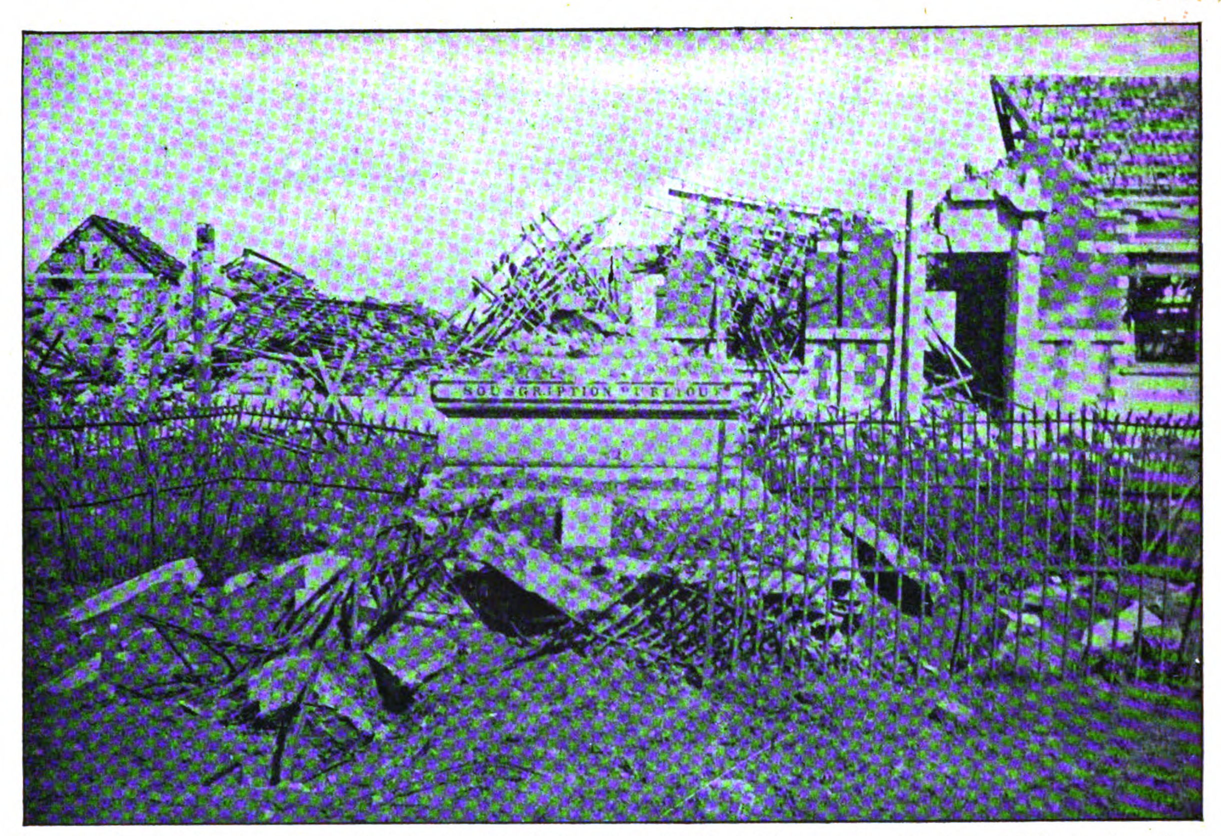
In den jüngsten Tagen hat in Warschau ein denkwürdiger historischer Akt stattgefunden, durch welchen ein neuer Abschnitt in der Geschichte Polens beginnt. Mit demselben tritt das polnische Staatswesen aus seinem bisherigen Scheindasein in die Wirklichkeit. Es war dies die Einsetzung eines Regentschaftsrats, kraft dessen die innere politische Lage Polens neu geordnet wird. Man erinnert sich, daß am 5. November 1916 von den beiden Herrschern von Deutschland und Österreich-Ungarn die Zukunft eines neu zu bildenden Staates festgelegt wurde. Es handelte sich um die Errichtung eines Königreiches Polen, wobei die Selbständigkeit des Landes in gebotenem Anschluß an die Mittelmächte geschaffen werden sollte. Aber der neuen Staatsbildung traten mehrere Schwierigkeiten entgegen. Die Frage eines polnischen Heeres ließ sich nicht ohne gewisse Reibungen lösen, so daß sie zunächst vertagt werden mußte. Die Polen selbst waren über die Gestaltung ihrer Zukunft verschiedener Meinung, wie dies unter dem Einfluß des Krieges und im Hinblick auf die Verhältnisse in Rußland erklärlich erschien. Inzwischen haben die Mittelmächte, vertreten durch die Generalgouverneure in Warschau und Lublin, sich mit großem Erfolg bemüht, das durch den Krieg hart mitgenommene Land sorgsam zu verwalten, den berechtigten Ansprüchen seiner Bewohner entgegenzukommen und den Boden für eine gedeihliche Zukunft zu ebnen. Der Erlaß vom 12. September dieses Jahres schuf neue Bedingungen, um die Übergangszeit nach beiden Seiten hin zu erleichtern und Grundlagen für spätere Zeiten zu gewinnen. Da es der Kriegzustand noch nicht gestattet, daß ein König die alte polnische Krone zu neuem Glanz erweckt, und daß eine Volksvertretung durch allgemeine und unmittelbare Wahlen geschaffen werden kann, so haben die Mittelmächte einen Ausgleich gefunden, d. h., es soll schon jetzt die Staatsgewalt in die Hände einer nationalen Regierung gelegt werden. Die Volksrechte sind einem neuen, erweiterten Staatsrat anzuvertrauen, nachdem der bisherige vorübergehende Staatsrat sich als unhaltbar erwiesen hat und zurückgetreten ist. Selbstverständlich müssen den Mittelmächten, solange der Krieg dauert, diejenigen Befugnisse vorbehalten bleiben, deren sie zu ihrer Sicherheit bedürfen. Hierbei soll auf Übereinstimmung zwischen den Behörden der Mittelmächte und den Vertrauensmännern des Landes hingearbeitet werden. Die Einzelheiten der Neuordnung ergeben sich aus den Verordnungen der beiden Generalgouverneure, deren Händen die Leitung der Staatsgeschäfte anvertraut ist. Auf deutscher Seite ist dazu der General der Infanterie von Beseler berufen, der Eroberer des uneinnehmbaren Antwerpen und des stärksten Bollwerkes der russischen Landesverteidigung, Nowo-Georgiewsk, die er beide durch glänzend geführte Operationen in außergewöhnlich kurzer Zeit zu Fall brachte. Im Jahre 1911 war Exzellenz von Beseler als Chef des Ingenieur- und Pionierkorps, sowie als Generalinspekteur der Festungen in den Ruhestand getreten, aber bei Ausbruch des Krieges stellte er sich sofort zur Verfügung und wurde mit der Führung des 3. Reserve-Armeekorps beauftragt. Am 6. September 1915 auf die Stelle eines Generalgouverneurs für die von den deutschen Truppen besetzten polnischen Gebietsteile berufen, hat sich derselbe durch die ebenso umsichtige wie energische Leitung der Geschäfte des Generalgouvernements Warschau unvergängliche Verdienste erworben. Indem er bei Antritt seines schweren Amtes erklärte, in dem vom Krieg heimgesuchten Lande Ordnung und Ruhe aufrechtzuerhalten und, soweit es sich mit der Fürsorge für die im Kampf stehenden deutschen Heere vereinigen ließ, den zerrütteten Wohlstand wieder aufleben zu lassen, wußte er sich schnell das Vertrauen und die Zuneigung der Bevölkerung zu gewinnen und allen berechtigten Forderungen der Zeit gerecht zu werden. Es zeigte sich dies namentlich durch den Geist, in welchem seine Anordnungen und Erlasse abgefaßt waren, wie bei der Proklamation des Königreichs Polen am 6. November 1916, dem Aufruf zur Bildung eines Polnischen Freiwilligenheeres vom 9. November 1916, sowie bei der Einsetzung des provisorischen Staatsrates am 26 November 1916 und seine Ansprache an die polnischen Legionen zu ihrem Einzug in Warschau am 1. Dezember 1916



Phot. Kaegel.

1. Fürst Salm, 2. G. A. Paalzow, 3. Geh. Rat von Wunderlich, 4. Generalmajor v. d. Esch, 5. Exz. Beseler. 6. Oberstleutn. Golfrik, 7. Oberst Ritter v. Paic, 8. Kapt. z. S. Graf Posadowski, 9. Geh. Rat Böder, 10. Hauptmann Graf v. d. Schulenburg, 11. Prinz Czartoryski, 12. Graf Sierstorpff, 13. Intendanturrat Collatz, 14. Major Simon, 15. Hptm. Klingler, 16. Generaloberveterinär Steffens, 17. Kriegsgerichtsrat Dr. Gleitzer, 18. Oberpfarrer Tennie, 19. Major Schutte, 20. Hptm. Zimmermann, 21. Hptm. Dons, 22. Major Liebenow, 23. Hptm. Frhr. v. u. z. Egloffstein, 24. Hptm. Uesselhauff, 25. Hptm. Brenne am, 26. Hptm Petri, 27. Graf Bennowski, 28. Exz. Graf Hutten-Czapski, 29. Major v. Hennitz, 30. Major v. Runfdstedt. 31. Stabsveterinär Otto, 32. Hptm. Jima, 33. St. A. Dr. Gune, 34. Hptm. Nickisch v. Rosenegk, 35. Oberlt. v. Norozowicz, 36. Oberlt. Schlosser, 37. Hptm. Offig, 38. Oberlt. Barth, 39. Oberarzt Dr. Geim, 40. Hptm. Voß, 41. Oberlt Schmidt.

General der Infanterie v. Beseler mit seinem Stabe.



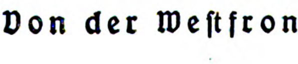
Das durch englische Granaten zerstörte Denkmal in Lallanmines für die bei dem großen Grubenunglück von Courrières verunglückten Bergarbeiter.





phot. Groß.

Unterstände in den Dünen.



Von der Westfront.





Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

Erich Lürsen meinte zu Johanna Ter Meer: „Wenn Sie es sagen, dann kann niemand was dagegen sagen, gnädige Frau!“

„... und gerade weil ich eine gute Deutsche geblieben bin, auch in der Fremde, habe ich nur den einen Wunsch, daß Deutschland und England wieder in friedlicher Arbeit wetteifern und nicht in gegenseitigem Blutvergießen! Dieser Wunsch lebt auch jenseit des Kanals in vielen maßgebenden Köpfen! Noch vorige Woche fand ich das drüben im Gespräch mit dem Träger eines der vornehmsten Namen Englands, dem Marqueß von St. Asaphs, dem Sohn des Herzogs von Chichester!“

„Kommt der edle Lord nicht mal zu uns nach Flandern herüber?“

„Er beschäftigt sich mit Politik. Er ist Mitglied des Unterhauses und Seniorclerk im Auswärtigen Amt. Er muß seine Worte wägen. Aber er sagte doch offen, daß Gedanken über den Frieden ihn täglich beschäftigen!“

„Ich hab auch mal einen Engländer kennengelernt, der die Wahrheit sagte. In Trinidad . . .“

Der Kapitän Lürsen schwieg nachdenklich.

„Nun . . . und . . .?“

„Das war am Abend. Am nächsten Morgen war er tot. Er war schon ein älterer Mann. Das war er nicht gewohnt. Es war zu viel für seine Konstitution.“

Johanna Ter Meer zuckte die Achseln und schwieg ärgerlich. Der Korvettenkapitän hob den Kopf.

„Nein: Es gab noch einen zweiten! Jetzt eben! Dieser Engländer hatte an seinem Tauchboot — ich weiß nicht, war es die E III oder was für ein Kasten — an dem Bug, da hatte er ja wohl aus Segeltuch einen Totenschädel angemacht als Zeichen: Ich laß keinen Hunnen am Leben! Der Gentleman war ehrlich! Alle Achtung!“

„Wo ist er denn mit seinem Schiff?“

„Da!“

Erich Lürsens Finger wies steilabwärts auf den Fußboden wie hinunter auf den Grund des Meeres. Es veränderte sich eigentlich nichts an ihm. Es lief nur ein Schein über seine Züge. Etwas Ehernes. Plötzlich merkte Johanna Ter Meer, daß dieser Mann auch furchtbar sein konnte. Draußen, auf der See.

„Du . . . ich hab Dusel! Aufing nimmt mich morgen auf seinen Knien im Auto mit!“ Der kleine Leutnant von Forchheim kam begeistert vom Nebentisch. „Ich ordne vorher alles und setze euch in den Zug! So um elfe rum gondelt ihr los und seid, wenn der liebe Gott ein Einsehen hat, um Mitternacht in Köln!“

Er setzte sich und fragte nach einer Weile über seinen Teller: „Na, Johanna, dir ist ja auf einmal die Sprache ganz verschnappt . . .?“

„Der Herr Kapitän und ich sprechen zwei verschiedene Sprachen. Er glüht vor Haß gegen England . . .“

„Ach wo! Ich bin ein ganz kühler Mann von der Waterkant!“ sagte Erich Lürsen lächelnd.

„. . . und ich spreche die Sprache der Vernunft... das heißt — verzeihen Sie, Herr Kapitän! der gesunde Menschenverstand sagt uns doch, daß die Menschheit eine große Familie ist und Deutschland ein Mitglied dieser Familie und England auch . . .“

„. . . aber ein bannig unangenehmes, gnädige Frau!“

„England ist eine Weltmacht. Eine Weltmacht kann man nicht zertrümmern . . .“

„Wenn die Cousins früher, wie sie noch klein waren, auch so gedacht hätten,“ sagte der Kapitän Lürsen phlegmatisch, „dann wären die Kerls jetzt wohl nicht, was sie sind!“

„. . . und dann darf man auch nicht vergessen, was die Welt der englischen Kultur verdankt! Das nimmt man als selbstverständlich hin! Ich finde, man ist darin manchmal ein wenig undankbar . . .“

„Sie wollten etwas bemerken, Herr Kapitän?“

„Ach nein, Forchheim! Ich bin lieber still — nicht? Kennen Sie unseren Doktor, den Kittrich?“

„Ich war einmal mit dem Herrn Stabsarzt an Bord der ‚Heidelberg‘ . . .“

„Neulich war ich nicht ganz auf'm Schick und mußte auf ihn warten. Da hatte er ein dickes Buch liegen. In dem standen alle Krankheiten hintereinander. Da blätterte ich darin. Haben Sie gewußt, Forchheim, daß es auch eine Englische Krankheit gibt?“

Der Kapitän Lürsen zwinkerte ein bißchen und listig mit dem zugekniffenen rechten Auge.

„. . . und der dicke Kittrich, wie er kam, sagte: Ja! Das gibt's! Und gerade in Deutschland. Und bis hoch hinauf!“

Johanna Ter Meer schaute mit gefurchter Stirne um sich. An dem runden Tisch drüben war der Stuhl



der Oberschwester leer. Sie erkannte, daß sie jetzt die einzige Dame im ganzen Raum zwischen den Offizieren war. Das war ihr unbehaglich. Sie erhob sich rasch und nervös.

„Ich muß jetzt wieder nach der armen Sybille sehen!" sagte sie. „Also auf morgen früh!"

Sie reichte den beiden Herren die Hand und ging hinaus. Sie hielt dabei den blonden Kopf noch in einem nachträglichen stummen und gereizten Widerspruch etwas in den Nacken zurückgelegt.

Der Korvettenkapitän Lürsen sah ihr nach und sagte nichts. Aber er setzte sich nicht wieder, sondern winkte dem weißbeschürzten Kellner. Es schien auch ihm Zeit, zu gehen.

„Nein. Ich wohne im Gouvernementshotel", sagte er. „Wie? Sie begleiten mich noch ein Stückchen? Das ist gut, Mann! Kommen Sie!"

Draußen glotzten immer noch die weißen Augenpaare der harrenden Feldautos und schimmerten die roten Zigarettenpünktchen der Fahrer durch das Schwarz der Nacht. Es war von hier ein Kommen und Gehen nach Gent und Brügge und Ostende, nach Oudenarde und hinüber nach Lille oder über Valenciennes nach Frankreich hinein, über Namur nach Charleville-Mézières, über Mecheln nach Antwerpen. Seit ein paar Wochen war der Kanonendonner von dort verstummt. Die belgischen Damen standen nicht mehr jenseit des Nordbahnhofs geduldig ganze Nachmittage, die Papiertüten in der Hand, um die anrückenden Engländer mit Blumen zu schmücken. In den gelben Fluten der Schelde spiegelte sich das siegreich flatternde Schwarzweißrot. Aber in Brüssel merkte man nichts von Trauer. Die Boulevards der Unterstadt waren jetzt, noch vor Mitternacht, der Militärpolizeistunde, schwarz von Menschen, die Kaffeehäuser lichterhell und überfüllt. Auf eine Stadt im Krieg deuteten nur alle paar hundert Schritte die drei bärtigen Gestalten des bayrischen Landsturms, die, dicke Schals um den Hals, unter den durchsichtigen englischen Regenhäuten das Hellblau der Friedensuniformen, mit aufgepflanztem Seitengewehr, ernst und bedächtig wie daheim in ihren Bergen, durch das Gekicher und Geschnatter, die höhnischen Mienen und wippenden Federhüte des belgischen Klein-Paris stapften.

Am Botanischen Garten hinauf, wo die beiden Marineoffiziere steil emporstiegen, wurde mit einem Schlag alles dunkel und still. Nur das rastlose Tatü-Tata der hin und her schießenden Heereskraftwagen hallte in den toten Straßen des Leopoldviertels, vor kurzem noch einer der luxuriösesten Stadtteile der Erde, an den geschlossenen Häusern der geflohenen Reichen wider. Vor den Prachtbauten der nach Havre verwehten Ministerien schilderten stumm die deutschen Posten und wiesen riesige deutsche Inschriften den Weg zur Tankstelle, zur Postzentrale, zur Linienkommandantur. Die langen Fensterreihen im Palais des Königs ohne Land waren matt erleuchtet. Aber darüber blähte der Nachtwind die so viele Schmerzen deckende weiße Fahne mit dem roten Kreuz. An den Straßenecken klebten noch unter den drei Spalten des deutschen Kriegsberichtes in deutscher, flämischer und französischer Sprache die frechen Erlasse des Bourgmestre Max. Aber er selber dachte über sie bereits im Gefangenenlager von Münster nach.

„Tja — was soll man da viel snaken?" sagte der Kapitän Lürsen nach einem langen Schweigen. „Es hilft ja doch nichts! Sie müssen das morgen Ihrer Frau Schwester von mir bestellen, Forchheim: Man soll immer höflich gegen die Damen sein! Aber so höflich, daß man deswegen die Engelschen liebhat, das können die Damen nicht verlangen! Das lassen wir doch lieber unterwegs, Kindchen — nicht?"

„Sie hat nun mal den englischen Vogel! Ich ärgere mich ja auch! Man muß eben ihren Lebensgang kennen! Mit kaum neunzehn, eben von dem englischen Fräulein heraus, ehe sie noch von der Welt 'ne Ahnung hatte, begleitet sie den Vater von München nach Kissingen, lernt da den Holländer kennen — verliebt sich, verlobt sich, heiratet . . . Ein Vierteljahr darauf war sie schon unterwegs nach Kalkutta. Na — es war ja eine gute Partie, und sie leben sehr vergnügt miteinander . . ."

„Sehen Sie, kleiner Forchheim — das ist's: Wem das Leben Vergnügen macht, der hält sich nun mal an die Engländer! Aber der Mensch ist nicht nur zum Vergnügen auf der Welt!"

„Und von Indien rutschten sie dann nach China oder Japan — ich weiß nicht mehr, wohin zuerst — und rund um die Erde zurück und wieder los nach Südafrika. . . nach Europa kam die Johanna in den zehn Jahren höchstens ein halbes dutzendmal und dann gleich von London oder Paris zu den Eltern aufs Land. Das übrige Deutschland kennt sie mordswenig. . ."

„Das soll wohl sein!"

„Man muß denken: Ein kleiner Staat wie Holland und dann von da aus gesehen überall auf der Welt die Engländer — na, wir haben's ja selbst erlebt. . . auf jeder Dreckinsel noch ein englischer Konsul und irgendwo immer noch ein halbes Dutzend Kähne von der Monmouth- und Terrible-Klasse. . . Na. . . und dann vor allem der Mann! Sonst ein guter anständiger Kerl! Nichts gegen ihn zu sagen! Aber für die Engländer geht er durchs Feuer! Das hat auf sie abgefärbt!"

„Da wird man traurig, wenn man so was hört, Forchheim!"

Sie hatten die windumpfiffenen Ecken der Rue Royale hinter sich gelassen und waren im Gespräch am Hotel vorbei bis zum Park gegangen.

Zwei Geschütze richteten da oben, über die Türen von Sta. Gudule in der Tiefe hinweg, stumm ihre Mündungen gegen das unruhige Häusergewirr unten. In weiten Postenketten sperrten nächtliche Wachen dies schweigende Viertel von Regierungspalästen ab, das jetzt der Sitz des Kaiserlichen Generalgouvernements war. Hinter jenen verhängten Scheiben arbeitete vielleicht noch der alte Feldmarschall, ein Meister der Feder wie ein Meister im Sattel, Geist hinter der goldenen Brille, Wille um die Lippen, bis er des Morgens ankurbeln ließ und zu den Schützengräben Flanderns hinausfuhr.

Es war hier in der Höhe kalt und luftig. Frei wölbte sich der sternenlose Himmel. In dieser stürmenden, dunklen, sich in das Unbestimmte verlierenden Weite lag etwas vom Meer. So hatten die beiden, der Kapitän und der Oberleutnant zur See, manche Nachtstunden in fernen Breiten zusammengestanden. Sie schwiegen und schauten wie damals in die rauschende Finsternis, die Gesichter über die Stadt Brüssel hinweg nach Westen gewandt. Von dort kam die Windsbraut, die ihnen schneidend um die Ohren pfiff. Dort lagen im Meere die drei Inseln. Dort lauerte der Feind der Feinde. Der Korvettenkapitän Lürsen war sehr ernst geworden. Er sagte, als spräche er zu einem unsichtbaren Gegner vor sich: „Wart nur, Jung! 'n büschen Geduld. Wir kommen schon!"

„Warum gehen der Herr Kapitän denn jetzt nach Deutschland zurück?"

Der kleine Freiherr von Forchheim merkte schon an dem Räuspern vor der Antwort, daß Erich Lürsen wieder der Schalk im Nacken saß.

„Ich muß nach meiner alten Tante in Ritzebüttel schauen! Die bangt sich jämmerlich nach mir!"

„Aber, Herr Kapitän. . ."

„Na — und dann. . ." Der Kapitän Lürsen schlug dem andern derb mit der flachen Hand auf die Schulter und wurde mit einem Mal ein ganz anderer Mensch vor unruhiger Wagelust. „Dann wollen wir mal weiter sehen, was wir anfangen! . . . Ich hab da so allerhand vor. . . Vielleicht nehme ich Sie mit. . ."

III.

„Erich. . . mein alter Jung: Du hast was vor! Was, das sagst du uns nicht. Maulfaul warst du ja immer, und wir fragen auch nicht. Wir denken uns nur in aller Bescheidenheit: Es wird schon was Deftiges sein da draußen! In Lübeck drüben haben sie auf dem Schifferhaus den alten schönen Spruch: ‚Navigare necesse est vivere non est!' In Hamburg steht geschrieben: ‚Mein Feld ist die Welt!' Wir hier in Bremen sagen: ‚Buiten und binnen, wagen und winnen!' Das ist auch ein gutes, altes Hanseatenwort, mein Sohn Erich!"

Thomas Lürsen, der Bremer Reeder, räusperte sich, während er zu dem großen, zur Mittagstafel um seinen Sohn, den Korvettenkapitän Erich Lürsen, versammelten Verwandtenkreis sprach. Er sah von seiner prunkvollen Villa am Osterdeich über den Römer voll Rheinwein in der erhobenen Rechten hinweg durch die Fenster das schmale Band der Oberweser und dahinter, flach wie eine Tenne, die letzte niederdeutsche Ebene mit dem Gesprenkel schwarz-weißen Weideviehs. Die Windstöße, die die vereinzelten Bäume schüttelten, brachten ihren Salzhauch schon von der nahen See.

Die kleinen Wogen auf dem Fluß schäumten unter den unsichtbaren Atemzügen des Meeres. Die Möwen kamen von dort und flatterten und kreischten. Die Wolken zogen von Norden aus der Wasserwüste heran. Dort draußen vor den grau rauschenden Wellentoren von Bremerhaven war das Meer und war der Krieg. Der Krieg auf der ganzen Welt um das freie Meer. . .

„Was wir daheim haben, mein Sohn Erich, das müssen wir draußen erobern! So haben wir es immer gehalten! Wir haben die Stunde kommen sehen, um

die noch keiner herumgekommen ist, der je auf der Welt von Muttern weg und auf große Fahrt gegangen ist! Da hat er immer schon nach ein paar Meilen draußen den Engländer getroffen! Und jetzt hat der Engländer ja wohl den Union Jack in Weiß statt in Rot in Top gesetzt! Das tut er immer, wenn er zu viel Schiffe von einer anderen Nation auf dem Meer herumschwimmen sieht. Davon wissen alle Nationen seit Jahrhunderten ein Lied zu singen. Das ist eine kleine Schwäche von ihm: Dann kommt er und versenkt sie. Bis er einmal selber versenkt wird. . ."

Der Reeder Lürsen war ein straff und hoch gewachsener Mann zu Ende der Fünfzig. Er hatte die blauen Augen und das gemessen und nüchtern zähe Antlitz seines Sohnes, nur mit einem langen grauen Schnurrbart, und sprach wie jener mit einem Anklang an die Waterkant und ebenso langsam und ruhig. Und dieselbe unbeirrbare Zuversicht lag auf den Zügen seiner Frau ihm gegenüber und den kaltblütigen Gesichtern der verwandten Handelsherren mit ihren Damen am Tisch, deren Köpfe im Frieden die Dampfer über den Erdball lenkten und die Speichen aller Häfen füllten, und deren Wort auf der Börse drinnen am Bremer Markt bar Geld war.

„Wir alle hier wissen, was der Engländer ist! Besser als die da drinnen im Reich! Die Leute da hinten haben uns oft nicht verstanden, wenn wir sagten: Unterschätzt den großen Seeräuber nicht! Der Mann hat einen großen Zug! Mit Kleinigkeiten gibt er sich nicht ab. Die Kleinen hat er gern: Die Portugiesen läßt er laufen. Aber den Großen möchte er an die Kehle! Das sind jetzt wir! Die Deutschen! Wir sind nicht bang. Das ist nicht unsere Art — nicht? Wenn er sagt: ‚Silberne Kugeln!', dann sagen wir: ‚Eiserne Nerven!'"

Thomas Lürsen wandte sich, das Glas in der Hand, an seinen Sohn.

„Ich denke, die Nerven, die brauchst du ja wohl zu dem, was du vorhast, und die hast du ja auch wohl! Sieh nicht so traurig aus, weil man von dir redet! Ich weiß, das magst du nicht, und ich bin auch gleich s—till! Und so wollen wir auch, ohne noch viel Worte zu verlieren, auf etwas trinken, was in den nächsten Tagen geschehen soll! Die Engländer haben uns das Tor in die See vor der Nase zugeschlagen. Vielleicht schließt du es mit den Bremer Schlüsseln wieder auf! . . . Und viele andere tapfere Männer tun draußen mit, bis das erreicht ist, was unserm Roland, dem Riesen, auf dem Schild geschrieben steht: ‚Vryheit du ik ju openbar' — die Freiheit der Meere für uns und alle! Dann wollen wir auch mit dem Roland sagen: ‚Des danket Gode, is min Redt!'"

Der Apostelwein aus dem Ratskeller schimmerte golden in den Gläsern. Der Korvettenkapitän Erich Lürsen trank als weinverständiger Mann und machte ein Gesicht und seufzte. Es war ihm gräßlich, wenn die Rede von ihm war. Er konnte es auch [illegible] nicht leiden, wenn sie von sich sprachen. Er [illegible] sich bedächtig und nach langem Suchen zum Nachtisch seine Havanna. Darin verstand er als geborener Bremer keinen Spaß. Die ersten Züge aus der Zigarre brachten ihn wieder in gute Laune. Er saß trocken und gelassen zwischen den Bremer Patriziern, aus deren Kreis er stammte, mit einem so gleichgültigen Zug um die dünnen, glattrasierten Lippen, als sei heute ein Tag wie jeder andere. Dann meldete ihm das Mädchen, Herr Oberleutnant zur See Freiherr von Forchheim sei draußen, um ihn dienstlich zu sprechen.

Er erhob sich und trat in die Diele.

„Tag, Forchheim! Ich habe Sie bitten müssen, noch einmal herzukommen! . . . Es sind da noch ein paar Sachen zu besprechen. . . wir wollen da hereintreten. . . nicht?"

Sie murmelten einige Zeit gedämpft in dem Empfangzimmer miteinander. Selbst wenn ein Lauscher an der Tür gewesen wäre, hätte er keine Silbe verstehen können. Dann sagte Erich Lürsen lauter: „So! Alles klar! Wir waren nebenan gerade beim Backen und Banken! Kommen Sie herein! Es steht da noch ein Wein auf dem Tisch — den kann ein Mann wohl trinken!"

„Ich danke gehorsamst, Herr Kapitän! Aber ich bin im Hotel mit meiner Schwester zusammen!"

„Ihre Frau Schwester aus Holland?"

„Jawohl! Sie ist jetzt bei meinen Eltern in Bayern zu Besuch. Meine Eltern sind kränklich. Denen war die weite Reise jetzt zuviel. Da kam sie wenigstens hierher, um mir vor der Abfahrt Lebewohl zu sagen!"

„So. . . so. . . Ja, denn helpt dat nich! Dann treffen wir uns heute abend zum Zug am Bahnhof. . ."

„Zu Befehl, Herr Kapitän!"

„Oder hören Sie mal. . ." Erich Lürsen sann nach und sagte dann mit einiger Selbstüberwindung: „Sie sind doch natürlich da am Heerentor abgestiegen? Da hole ich Sie im Vorbeigehen ab, damit Sie mir nicht verlorengehen! Ich brauche Sie, Mann! Auf Wiedersehen!"

Als er nach ein paar Stunden den Hotelsaal betrat, sah er drinnen gleich das rotwangige, bartlose Kindergesicht des kleinen Forchheim und daneben Johanna Ter Meers lebhaften, feingeschnittenen, blonden Kopf. Er küßte ihr ernsthaft die Hand und setzte sich. Er war immer anfangs im Verkehr trotz seiner ausgezeichneten Formen eines Marineoffiziers zurückhaltend, fast förmlich und wortkarg. Er sagte nur: „Wir haben noch Zeit, Forchheim!... Ich bin 'n büschen früher hier! Ich hatte gerade Gelegenheit, rasch von zu Hause klar zu kommen. Ich mag das lange Abschiednehmen nicht!"



Dann wieder eine Stille.

„Was haben Sie vor, Herr Kapitän? Der Hans hüllt sich in ein so geheimnisvolles Schweigen. . .“

„Das will ich wohl so hoffen, Frau Baronin!“

„Ist es denn etwas so Gefährliches?“

„Das glaub ich ja nun nicht! So bin ich gar nicht! Ich bin immer für die Vorsicht.“

Erich Lürsen sagte es langsam und freundlich. Dabei spielte ein sorgenvoller, abenteuerlicher Zug verstohlen um seine Mundwinkel, und er setzte hinzu: „Sie müssen nur immer tüchtig die Zeitung lesen, Frau Baronin! Vielleicht steht da mal was über uns im Blättchen!“

„Auch in Holland?“

„Die Dutchmen hören ja mehr wie die Leutchen hier!“

Er zwinkerte mit den Augen und fragte nach einer Weile harmlos: „Was machen die Lords?“

„Welche Lords?“

„Ihre Freunde in England! Waren Sie nicht wieder in England?“

„Seit wir uns in Brüssel trafen, nicht.“

„Aber Sie gehen doch wieder hin?“

„Ich muß ja zuweilen!“

„Warum?“

„Weil mein Junge für den Winter dort ist! Bei einem Clergyman in der Nähe von Eastbourne!“

Zum erstenmal sah sie Erich Lürsen wirklich grimmig. Und bekam Angst vor ihm. Er klappte in unterdrücktem Zorn mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Ein deutscher Junge . . .“

„Er ist doch Holländer! Sein Vater ist doch Holländer!“

„Ach so, ja — das vergeß ich immer. . .“

„. . . und mein Mann ist der Meinung, daß Jan, der durch mich Deutsch spricht, nun ebenso Englisch lernen soll, ehe er im nächsten Jahr in die Schule tritt!“

„Wie alt ist er denn?“

„Er wird neun!“

„Und da muß das arme Kind schon . . .“

„Mein Mann meint, daß man in späteren Jahren nie mehr ganz die Aussprache der oberen Zehntausend in England gewinnt! Und diese sei doch ein Freibrief auf der ganzen Welt!“

„Ich fürchte, bis der kleine Jan ein großer Jan geworden ist, wird man sich mit dem Freibrief die Pipe anzünden können!“ sagte Erich Lürsen.

Eine unheilverkündende Wetterwolke zog dabei über sein Gesicht und verflog wieder, während sie fortfuhr: „Ich habe nun einmal einen Ausländer geheiratet! Ich kann da nichts machen! Ich muß im Frühjahr nach England, um Jan heimzuholen!“

„Und Sie freuen sich natürlich auf England? Da sind Sie doch am liebsten — nicht?“

„Ich bin am liebsten da, wo Vernunft und Versöhnlichkeit herrschen!“

„Da müssen Sie flugs über den Kanal, Frau Baronin!“

Johanna Ter Meer beugte sich vor und bewegte heftig die Stricknadeln an den braunen Liebessocken, an denen sie seit ihrer Ankunft in der Heimat, wie alle Damen in Deutschland, arbeitete.

„Die Engländer hassen uns nicht!“ sagte sie. „An sich hat der Engländer keine Freude an einem Krieg. Es ist zu viel Zwang dabei und kostet zuviel. Beides mag er nicht! Es herrscht überhaupt in England weniger Interesse für diesen Feldzug als für einen Kricketmatch!“

Der Kapitän Lürsen warf dem Oberleutnant einen trockenen Blick zu.

„Na, Forchheim, vielleicht bringen wir ihnen das Interesse bei . . .“

„Aber hier in Deutschland . . . wie ich aus Holland ankam und die gewaltige Stimmung hier sah, da hab ich die ersten Nächte geweint, daß ich keine Deutsche mehr sein sollte . . . ach was . . . ich bin es aber doch.“. .

„Na also.“ . . .

„Vorgestern hab ich meinen Schmuck in Berlin an den Juwelier verkauft . . . ich hatte doch nicht soviel Geld bei mir und wollte doch etwas für die Verwundeten tun“. . . .

„Was wird denn der Herr Gemahl in Holland dazu sagen?“

„Wie ich ihn kenne, nichts! Und mir bei nächster Gelegenheit einen neuen schenken!“

„Sie sind zu beneiden!“

„Ja, er ist immer gut zu mir! Aber was ich sagen wollte: Wie der Juwelier hörte, um was es sich handelte, war der Mann rein aus dem Häuschen vor Begeisterung. ‚Das ist recht, gnädige Frau!‘ sagte er immer wieder. ‚Nur immer feste gegen England!‘

„Immer feste gegen England! Tüchtiger Mann!“

Die Stricknadeln klapperten unruhig zwischen Johanna Ter Meers nervösen weißen Fingern.

„Ja, aber warum denn immer nur gegen England? Warum nicht ebenso gegen die andern? Frankreich — das ist der Erbfeind! Rußland — das hat angefangen — das ist der böse Feind! Aber England? . . . Ich greife mir manchmal an den Kopf und frage mich: Woher kommt denn in Deutschland die Wut? . . . Wieviel alte Kultur steht auf dem Spiel . . . unersetzliche Kultur! Wenn ich nur an den Zauber irgendeines echten alten englischen Landsitzes denke mit seiner wunderbaren Selbstverständlichkeit in allem, seinem anspruchslosen Ueberfluß . . . überall Maß und Form . . . das ganze Leben in festen Schranken und eben darum so frei“ . . .

„. . . und von oben eine ordentliche Fliegerbombe hinein — was, Forchheim?“



„... und ebenso auf der ganzen Welt! Denken Sie sich doch einmal die Erde ohne England: Diese Unordnung in allen Häfen, diese Unsicherheit auf allen Meeren, diese Zuchtlosigkeit der Farbigen in allen Ländern! Aber wenn ich das den Leuten hier sage, lachen sie mich aus! Sie lachen ja auch schon wieder“..

„Ich zucke nicht einmal mit den Lippen“...

„Ich kenne schon Ihre Art, so ganz hinten mit den Augen zu lachen!... Jetzt eben, wie ich bei meinen Eltern in Bayern ankam und auf der Station in den Wagen stieg, was sangen die Kinder da auf dem Weg aus der Schule: ‚Der Feind, den ihr alle kennt: England!‘“...

„Das kann das lütt Volk gar nicht früh genug lernen, Frau Baronin!“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Riga.

Von Else Frobenius. — Hierzu 7 Aufnahmen von Boedecker.

„Die Zähigkeit, mit der Lübecks schöne Tochterstadt, das alte befreite Riga, sein Deutschtum verteidigt hat, sei uns ein Vorbild im schweren Kampf um Deutschlands Zukunft!“ antwortete Generalfeldmarschall von Hindenburg der Lübecker Handelskammer auf ihre Glückwünsche zur Eroberung Rigas.

Obgleich drei und ein halbes Jahrhundert lang polnische, schwedische und russische Fahnen auf dem Turm des alten Ordenschlosses wehten, hat Riga doch immer den Charakter der Hansastadt beibehalten. Das bunteste Völkergemisch der westrussischen Grenzgebiete bewegte sich hier im Schatten protestantischer Backsteindome. Deutsche Art und Tradition wurden dabei treu gewahrt. Genossenschaften und Gilden sorgten mit unerschütterlichem Gemeinsinn für Wohlstand und Ordnung, hüteten Kirche, Schule und deutsche Kultur. Jeder Fremde, der von der Düna her nahte, gewann auch zur Zeit der grausamsten Russenherrschaft den Eindruck: „Riga ist eine deutsche Stadt!“

In großzügigen Umrissen — eins der charakteristischen Stadtbilder, das man nie vergißt — ragen ihre spitzen Türme auf: der 1213 erbaute Dom mit dem hohen Satteldach, die Ratskirche St. Peter mit dem schlanken Turm und die Ritterschaftskirche St. Jakob. Wie ein geduckter Riese hütet das Schloß mit den schweren Rundtürmen die Einfahrt dicht am Dünastrom, der vor der Altstadt einen halben Kilometer breit ist, sich unterhalb des Schlosses aber schnell verbreitert und auf seinen flachen Ufern und Inseln moderne Fabriken trägt.

Zahllose Schiffe belebten vor dem Krieg den Hafen. Führte doch Riga fast 4 Millionen Registertonnen jährlich aus, beinah soviel wie Bremen. Die reichste Stadt Rußlands, die fast die Hälfte seines Ausfuhrhandels vermittelte und Holz, Eier, Flachs und Felle nach Deutschland, Schweden, England und Amerika sandte. Heute ist der Kai verödet. Der Handel steht still. Die beiden Eisenbahnbrücken und die hölzerne Pontonbrücke, die abends mit goldenen Lichterketten die beiden Dünaufer verbanden, sind von den abziehenden Russen gesprengt. Große Fähren und kleine flinke Dampfer vermitteln vorläufig den Verkehr. Sie führen auch die lettische Landbevölkerung zur Stadt, die auf dem Dünamarkt ihre Erzeugnisse feilbieten: Sauber geflochtene Korbwaren und buntbemalte Holzschnitzereien, Lebensmittel, die im Preise ungeheuer gestiegen sind, seitdem die Russen alle Vorräte in Brand steckten, Leder- und Wollwaren.

Das Straßenbild Rigas hat sich in den wenigen Wochen seit dem Einzug unserer Truppen gewaltig verändert. Die vielen russischen Uniformen: Soldaten, Beamte, Schüler, die ihm ein slawisches Gepräge aufzwangen, sind gänzlich verschwunden. An ihre Stelle sind unsere Feldgrauen getreten, die sich in den Straßen mit den wiederhergestellten deutschen Schildern bewegen, als hätten sie immer dahin gehört. Man sieht sie auf dem Markt inmitten der lettischen Landfrauen mit den weißen Kopftüchern und in den winkligen Gassen der Altstadt mit den gotischen Kirchengiebeln. Am Pulverturm, dem einzigen mittelalterlichen Befestigungsturm Rigas, der zwischen Altstadt und Anlagenring steht und heute das Konventsquartier einer deutschen Polytechnikerkorporation ist. Und in den breiten eleganten Straßen der modernen Vorstädte mit ihren gepflegten Parks. Wachtposten mit grauen Sturmhauben hüten den Eingang zum Schloß, in dem unsere Verwaltung sich niedergelassen hat. Das deutsche Heer hat das Erbe der deutschen Ordensritter angetreten.

Seit siebenhundert Jahren hat Riga den Mittelpunkt für das Deutschtum der Ostseeprovinzen gebildet. Als es nach 1900 durch Zuzug lettischer, litauischer und polnischer Fabrikbevölkerung in ungeheuer schnellem Wachstum von 300 000 Einwohnern auf eine halbe Million stieg, behaupteten die Deutschen dank ihrem Organisationstalent und ihrer überlegenen Bildung trotz ihrer Minderzahl die gesellschaftliche und wirtschaftliche Führung.

Seit Kriegsausbruch waren sie jedoch allseitig Gehaßte, Geschmähte. Ihre Schulen und ihre Theater wurden geschlossen, ihre Straßenaufschriften ausgemerzt. Deutsch sprechen und schreiben war bei schwerer Strafe verboten. Die Besten der Stadt mußten ihre deutsche Gesinnung mit Kerker und Verbannung büßen. Als die Revolution ausbrach, deutschfeindliche Scharen mit roten Fahnen die Straßen durchzogen und gar Kerenski erschien und Rosen streuend dem Pöbel huldigte, steigerte sich ihre unsichere Lage aufs äußerste. Sie hielten jedoch aus wie Helden. Ihr nationales Bewußtsein festigte sich nur unter dem Druck. Charakteristisch für ihr Empfinden ist folgender Brief einer Dame aus Riga, der vor wenig Tagen hier eintraf:

.... ich kann Dir gar nicht sagen, wie tröstlich das Bewußtsein war: im Deutschen Reich gibt es noch Menschen, die unserer gedenken. Wenn wir hier als Deutsche getreten wurden, dann half das mit dazu, stramm und stumm zu bleiben. Das letzte mußten wir ja sowieso. Aber das erstere konnte man nur in dem Bewußtsein: „Der Geist lebt in uns allen, und unsere Burg ist Gott.“ Und endlich, endlich kam der schönste Tag, den wir so lange schon heiß ersehnt hatten, an dem unsere Befreier einrückten. Am Sonntag Rückzug überall, wo man hinsah. Am Nachmittag sausten die deutschen Granaten krachend in die Stadt,





Blick über die Stadt.



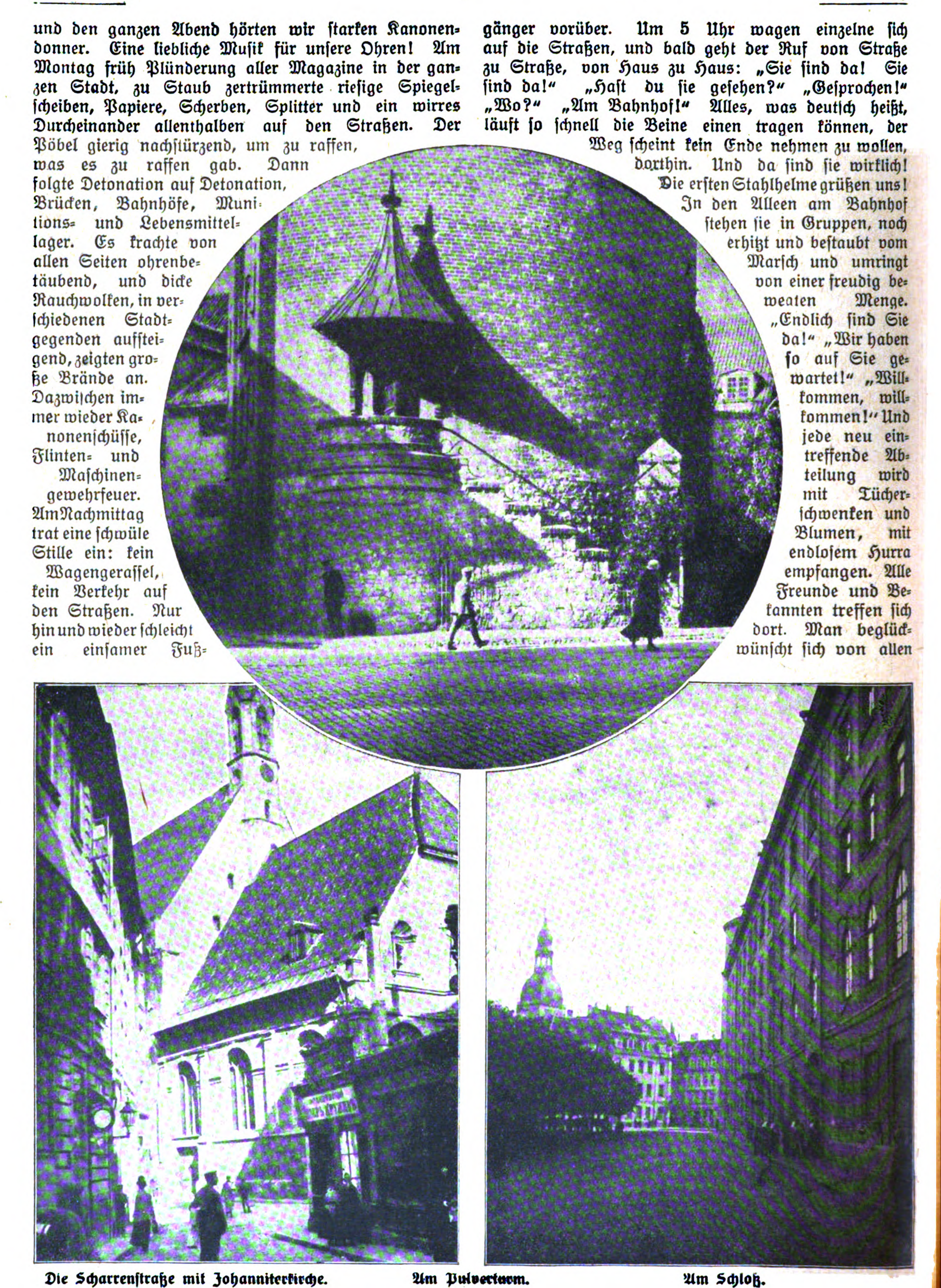
Die Dorpater Straße.



Fähre auf der Düna.



und den ganzen Abend hörten wir starken Kanonendonner. Eine liebliche Musik für unsere Ohren! Am Montag früh Plünderung aller Magazine in der ganzen Stadt, zu Staub zertrümmerte riesige Spiegelscheiben, Papiere, Scherben, Splitter und ein wirres Durcheinander allenthalben auf den Straßen. Der Pöbel gierig nachstürzend, um zu raffen, was es zu raffen gab. Dann folgte Detonation auf Detonation, Brücken, Bahnhöfe, Munitions- und Lebensmittellager. Es krachte von allen Seiten ohrenbetäubend, und dicke Rauchwolken, in verschiedenen Stadtgegenden aufsteigend, zeigten große Brände an. Dazwischen immer wieder Kanonenschüsse, Flinten- und Maschinengewehrfeuer. Am Nachmittag trat eine schwüle Stille ein: kein Wagengerassel, kein Verkehr auf den Straßen. Nur hin und wieder schleicht ein einsamer Fußgänger vorüber. Um 5 Uhr wagen einzelne sich auf die Straßen, und bald geht der Ruf von Straße zu Straße, von Haus zu Haus: „Sie sind da! Sie sind da!“ „Hast du sie gesehen?“ „Gesprochen!“ „Wo?“ „Am Bahnhof!“ Alles, was deutsch heißt, läuft so schnell die Beine einen tragen können, der Weg scheint kein Ende nehmen zu wollen, dorthin. Und da sind sie wirklich! Die ersten Stahlhelme grüßen uns! In den Alleen am Bahnhof stehen sie in Gruppen, noch erhitzt und bestaubt vom Marsch und umringt von einer freudig bewegten Menge. „Endlich sind Sie da!“ „Wir haben so auf Sie gewartet!“ „Willkommen, willkommen!“ Und jede neu eintreffende Abteilung wird mit Tücherschwenken und Blumen, mit endlosem Hurra empfangen. Alle Freunde und Bekannten treffen sich dort. Man beglückwünscht sich von allen



Die Scharrenstraße mit Johanniterkirche. Am Pulverturm. Am Schloß.



Markt am Dünaufer.

Seiten, man fällt sich um den Hals, man weint, und man lacht. Man ist außer sich, daß man das erleben konnte. Um jede feldgraue Schar, die deutsche Lieder anstimmt, sammelt sich eine dichte Menge, die jedes Lied mit stürmischem Beifall begrüßt. Man redet die Soldaten an und begrüßt sie, als wären es die liebsten Freunde. So geht es bis in die tiefe Dunkelheit. Und am nächsten Morgen ist alles wieder auf den Beinen, um das Neue zu grüßen, und so geht es Tag für Tag, die ganze Woche lang, besonders am Donnerstag zur Kaiserparade, wo alles da ist, um zu staunen. Weißt Du noch, wie wir zusammen zur Maiparade auf dem Tempelhofer Felde waren? Und nun der Kaiser, der Parademarsch — und alles in unserem alten Riga! Es war so traumhaft schön, daß man es kaum fassen konnte. Man fürchtete immer wieder, aus dem Traum zu erwachen. Und doch blieb es Wirklichkeit, und immer wieder freuen wir uns an dieser Wirklichkeit.

.... Jetzt haben wir wieder unsere „Rigasche Zeitung“, die Schulen und das Theater sind eröffnet. Eine scharfe Arbeit hat begonnen. Wir waren so lange nur die „Außenstehenden“, daß wir alle uns gern in eine Flut von Tätigkeit stürzen würden. Wir wissen nun, daß es sich lohnt, zu leben, und hoffen fest, daß es immer so bliebe . . .

Rigas große Schicksalstunde hat geschlagen. Nur wer draußen auf einsamem Auslandposten stand, kann ermessen, wie heiß sie ersehnt wurde.

Dem deutschen Volk hat sie inmitten des allgemeinen Völkerhasses ein köstliches Geschenk gebracht: Die begeisterte Hingabe eines Bruderstammes, der kein höheres Ziel kennt, als mit seinen sturmerprobten Kräften dem Deutschtum zu dienen.

Die Freiheit

Roman von Sophie Hoechstetter.

11. Fortsetzung.

Herr von Zenge sagte zu Preißing: „Nun, wenn einen so etwas nicht direkt angeht — ein so elementarer Ausbruch ist doch eigentlich —“

„Der Brief ist aber nicht elementar, der hat irgendeinen Hinterhalt.“

Um Zeit zu gewinnen, schenkte Preißing dem Kammerherrn neuen Wein ein. Fragte, ob er nicht rauchen wollte. Herr v. Zenge zündete sich daraufhin eine Zigarre an. Seine blassen, knochigen Hände hatten etwas Aufgeregtes. Er wollte gewiß noch mehr wissen. Mein Gott, wenn er doch auf ein anderes Gespräch eingehen wollte.

Aber es wäre wohl nicht schicklich. Es mußte jetzt dieses fürchterliche Thema beredet werden. Und Preißing fühlte, daß seine Nerven anfingen zu versagen. Der Kammerherr räusperte sich — setzte sich steif und gerade —

„Sie müssen einen Rat von mir annehmen, Fer-

dinand. Sie erklären Ihre Frau vorerst für verreist — und reisen ihr angeblich nach. Sagen wir nach Berlin. Sie gehen faktisch dorthin. Sie nehmen sich vier Wochen zur Ueberlegung. Ihre Frau hat nicht verdient, daß Sie in aller Eile Ihren Wünschen gefällig sind. Sie überlegen sich Lebensmöglichkeiten, fern von hier. Und sind Sie im reinen — sind Sie innerlich entschlossen, dann machen Sie einen kurzen Prozeß. Nicht eine zweijährige Klage auf bösliche Verlassung — ein zweijähriges Hinschleppen — —"

Nein, nein, gewiß nicht. Aber Preißing hatte noch keine Zeit gehabt, kluge Entschlüsse zu fassen.

„Sie wundern sich vielleicht, Ferdinand, daß ich Ihnen noch kein Wort des Bedauerns sagte. Aber meine Teilnahme versteht sich wohl von selbst. Es tut mir äußerst leid, daß Sie eine solche Affäre durchmachen müssen. Aber nur um Gottes willen keine Sentimentalität, Ferdinand. Sie wußten sicherlich, warum Sie diese Frau geheiratet haben. Ich hätte Ihnen eine andere gewünscht. Sie sind ein sehr ungleichwertiges Paar gewesen und für die Ehe, da gehören Menschen zusammen, die gewissermaßen Art zu Art bedeuten. Eine posthume Predigt, werden Sie sagen — und hinterher ist es leicht, klug zu sein. Aber nochmals — nur keine falsche Sentimentalität. Nicht eine Ehescheidung, bei der Sie glatt die Schuld auf sich nehmen. Sie werden — Verzeihung, wenn ich weit hinausdenke — einmal noch wünschen, in eine sehr gute Art oder Rasse zu heiraten. In einer Familie aber, die wirklich zu Ihnen paßt, liebt man den wegen Untreue geschiedenen Mann nicht. Ich meine also, lieber Ferdinand, ritterlich muß man nicht sein, wo man deswegen nur für dumm gehalten würde. Und nun — vorerst bleiben Sie wohl noch etwas hier. Ich bitte Sie, besuchen Sie mich recht oft. Ich habe gar viel einsame Stunden."

Am andern Tag, als die Mamsell Hannas Kleider ordnete, förderte Zufall oder Suchen einen Kartenbrief aus der Tasche, den sie Preißing brachte. Er war aus Konstanz, an ihn adressiert und von Kurt. Eröffnet und gelesen. In diesem Brief zeigte Kurt seine Heimkehr für die nächsten Tage an.

Preißing wog auch noch dieses Dokument ab. Hanna hatte es ihm beim Anblick von Kurts Handschrift unterschlagen und ungefähr drei Tage Zeit gehabt, Pläne und Entschlüsse zu fassen.

Ihr Stehen am Gartenzaun verlor das Ahnungsvolle. Und ihr Handeln bei Kurts Eintreffen verlor das Elementare. Sie hatte alles gar wohl berechnet und beherrscht.

Und Preißing fand, daß sie wirklich alles forträumte, was ihn hätte noch etwa rühren oder ergreifen können. Hirn und Herz waren ihm stumpf. Er tat mechanisch seine Arbeit und nahm am Abend Schlafpulver. Auf irgendeine Nachricht von ihr mußte er hier wohl noch warten.

Es war jetzt sehr ruhig in dem Haus. Und die Fensterbalken standen nachts nicht mehr als schwarze Kreuze hinter weißlichem Dämmern — als Anklagen und Beschwernis.

Ferdinand Preißing fühlte, er habe jetzt wirklich seine Schuld bezahlt. Und doch zitterte er vor dem Augenblick, der ihm vielleicht die alte Sehnsucht nach ihr wiederbrachte. Eine Ehe ist eine Ehe — und nur Narren denken, man kann sich mit der Vernunft von gelebten Gefühlen befreien.

Nach einer Woche etwa kam ein Brief von Kurt, in dem stand, daß er vorerst noch im Lazarett verbliebe und Hanna sich in einer Pension in Erfurt eingemietet habe. Die Mamsell möge ihr doch all das schicken, was in langer Reihe auf einer Liste verzeichnet beilag. Und wie es denn nun würde, fragte Kurt.

Da fiel Preißing der Rat des Herrn v. Zenge ein, und er ließ seine Koffer packen für einen mehrwöchigen Aufenthalt in Berlin. Es gab ein kleines Hindernis beim Packen: das Dienstmädchen, auf welches Hanna so große Stücke hielt, erklärte, sie sei von der Frau gemietet und wolle zu dieser gehen. Sie sei nicht verpflichtet, den Koffer zu packen.

Wohl, nun nahmen die Menschen Partei.

11. Kapitel.

Er war noch nicht vierzehn Tage in Berlin. Er hatte sich benommen wie ein Bildungsbedürftiger aus der Provinz, der zwei Wochen nutzbringend anwendet. Nicht einmal das Postmuseum, nicht einmal das Palais des alten Kaisers blieben vor ihm sicher. Er war im Zeughaus gewesen, hatte die Humboldts und die Universität begrüßt, auf der Urania einen Abend verbracht und in der Nationalgalerie viele Wiedersehen mit vertrauten Bildern gefeiert. Schloß Monbijou war gewiß seit langem von niemand so eingehend betrachtet worden, und mit einem der alten Diener im Kaiser-Friedrich-Museum war er geradezu befreundet. Er liebte diese schönen Räume mit den edlen Möbeln ganz besonders und hatte schweifende Wünsche nach festlichen Zimmern und auserlesenen Bildern als Eigenbesitz.

Das träge Lächeln der Florabüste erinnerte ihn flüchtig an etwas, das er einst in einem schönen Sinn der Verheißung und den Elementen verwandt gehalten, aber er ging vorüber und besann sich nicht weiter.

Hingegen konnte er vor Holbeins „Kaufmann aus Basel", vor van der Goes' „Anbetung der heiligen drei Könige", nachdem er die sinnliche Freude der Farbe genossen, die Kraft der Einfachheit und die Kraft einer starken Komposition bewundert, beim Anblick der Holbeinschen Nelken und der blauen Akelei des van der Goos sich in stillem Nachdenken ergehen. Also vor vierhundert Jahren hatte es



Nelken gegeben wie heute — und die anmutig bewegte, grazile Akelei blühte damals in den Wäldern und Gärten wie heute. Was für eine Rassekraft in diesen zierlichen und flüchtigen Gebilden. Man denkt an solche Dinge doch nie.

Und nachdem er so eine Weile in der schönen Alltagsferne der Museen, im Umgang mit Kunstwerken gewesen, kam es ihm vor, als läge der Ozean zwischen ihm und diesen letzten Ergebnissen zu Hause. Manchmal dachte er wohl, er solle Briefe schreiben. Aber ihm graute davor. Er war noch nicht fähig, diese Dinge wieder anzurühren. Und es fiel ihm ein, wie sehr Herr v. Zenge ihm abgeraten, übereilt zu handeln.

Nach und nach kam ihm der Wunsch nach menschlichen Beziehungen. Er plauderte dann manchmal mit den Zufallsmenschen in der Pension, hörte Vernünftiges und Seltsamstes an Auffassungen über den Krieg — und hatte irgendwie eine Freude an einem bleichen, jungen Kapellmeister, dem alle Damen etwas zugetan waren, und dessen hinkender Gang seinen Reizen keinerlei Abbruch zu tun schien. Nach einer Weile des fast naiven Aufnehmens eines, der am Alltag fast erstickt war, besann er sich und fing an, Zukunftspläne zu machen.

Nein, nein. Man mußte reicher an Lebenserfahrung sein, als er es war, wenn man immer auf dem Lande leben wollte. Aber noch schob er den Gedanken weg, was mit Romstedt geschähe, ob er es schlechthin dem Bruder als Erbe ließ. Das alles war eine Frage für später. Kurt sah vielleicht ein, daß eine Frau, die ihrem Mann davongelaufen war, sich in derselben Landschaft nicht so leicht wieder eine Stellung erwarb. Das wußten dort die Menschen noch in zwanzig Jahren. O nein, die Enkel der heutigen Generation würden es noch wissen.

Jeden Tag fiel ihm ein, daß er gut täte, hier mit einem Anwalt zu sprechen, da er sich doch selbst nicht vertreten konnte, und es günstiger wäre, er nähme Berlin als seinen Wohnort und ließe die Sache sich nicht am Gericht in Jena abspielen. Aber er konnte noch nicht daran rühren. Er brauchte Distanz. Allerlei Pläne kamen ihm. Wenn er sich für ein paar Jahre in Berlin eine Wohnung nahm? Und sich an der Universität habilitierte? Freilich, das bedürfte noch großer Vorarbeiten. Dann beschäftigte ihn wieder ein anderer Gedanke: er konnte nicht im Kriege sein. Er hatte bisher auch, was das Wirtschaftliche anbelangte, durch den Krieg gar nicht gelitten. Das Vermögen von ihm und Kurt lag in deutschen Anleihen. Die Bewirtschaftung des Gutes hatte keine wesentliche Einbuße erfahren. Er befand sich also in einer günstigeren Lage als die Überzahl des Mittelstandes. Daß er in Jena einen ihm sympathischen Anwalt vertreten, war gerade nicht eine Handlung für die Allgemeinheit. Und er dachte, er wolle in Berlin eine Anwaltskanzlei eröffnen. Und zwar honorarlos für jeden anständigen Rechtsstreit Unbemittelter oder gering Bemittelter. Dann fehlte es ihm sicher nicht an Arbeit. Unkollegial mochte die Sache ja scheinen. Doch das kümmerte ihn nicht. Er gedachte nicht, lebelang der Gilde der Rechtsanwälte anzugehören.

Belebt von dieser Idee durchging er den alten Westen und dachte sich aus, wo er wohnen möchte. Am Kanal vielleicht, irgendwo zwischen dem Lützowplatz und der Potsdamer Brücke. Er meinte mit den Unbemittelten nicht gerade den vierten Stand. Er dachte an gebildete Menschen, denen die Armut viel schwerer fällt.

Endlich suchte er einen Studiengenossen auf, der als Schipper draußen gewesen war und jetzt als Regimentschreiber in Berlin stand. Mit diesem Dr. phil. Bernhard Lichtenwalder, der aus Süddeutschland stammte, hatte er seit Jahren nicht mehr persönlich verkehrt, doch ab und zu Aufsätze von ihm gelesen. Früher hatten sie die Post nicht füreinander beansprucht, erst die Feldpost, diese Erweckerin fast ausgestorbener Brieffreudigkeit, vermittelte direkte Nachrichten. Sie begrüßten einander, als wären ihre Beziehungen vormals die innigsten gewesen — das machte der Krieg, der aller Pazifisten spottet in seiner Belebung von Freundschaften.

Lichtenwalder war ein großer, brauner Mensch aus Franken, von sehr guter Herkunft und mit allerlei Bestrebungen, für die ihm der Journalismus die beste Lebensbasis schien. Preißing unterbreitete ihm eine Idee — und sie redeten einen ganzen langen Abend davon.

Es war der Gedanke über die außergerichtliche Beilegung von Privatklagen, die eine starke, menschliche Note tragen.

In langwierigen Erbschafts- oder Sachstreiten wünsche ja selbst das Gericht oft, daß die Parteien private Vertreter aufstellten und die Richter entlasteten. Diese Idee von dem privaten Vermittler oder vielleicht einer Gesellschaft mit großer Mitgliederzahl, die Beleidigungskonflikte, die Auseinandersetzung zwischen Ehegatten usw. übernähme, führte Preißing näher aus, er betonte, daß Männer und Frauen, die durch ihre persönlichen Qualitäten oder eine feste gesellschaftliche Stellung an sich ein Maß von Achtung zu fordern hätten, in Wirksamkeit treten sollten. Er fand Verständnis und Beifall und baute seinen Plan bis zu dem Ziele, die Vereinigung müsse so angesehen werden, daß es schlechthin einen Makel auf jemand würfe, der eine von ihr vertretene Vermittlung in Ehren-, Beleidigungs- und privaten Rechtsfragen nicht annähme.

„Sie fangen gleich mit dem Idealziel an“, lachte der andere. „Aber schön: beginnen wir. Ich werde dabei sein. Wenn Sie wirklich in der Lage sind, sich



dieser Idee einige Jahre lang unbelohnt zur Verfügung zu stellen, muß irgendein Erfolg werden."

Preißing war belebt und angeregt. Das Vorgefühl eines sozialen und humanen Tuns gab ihm schon das Hochgemute des Verdienstes. Er war nicht mehr ziellos und eigensüchtig — er lebte nicht mehr so gerade dahin für eigenen Wohlstand und eigenes Behagen. Und um diese Idee, nein, es war schon ein fester Plan, ihr zu unterbreiten, wagte er sich endlich zu Frau v. Rothkirch. Ihr Bruder, so hoffte er, würde sich vielleicht irgendwie beteiligen. Vielleicht auch sie selbst. Es ist eine überlebte Sache, daß die Frauen von jeder solchen Entscheidung ausgeschlossen sind. Sie verstehen doch die Imponderabilien zu wägen, sie verstehen, die Motive zu suchen, sie würden gerade für eine solche Mission außerordentlich geeignet sein.

Er ging zu Fuß über die Lange Brücke in Potsdam. Es war ein klarer, schöner Februartag.

Fern dachte er, heute abend wolle er an seinen Bruder schreiben, daß er in die Scheidung willige. Jetzt, wo er ein neues Lebensprogramm für sich wußte, fühlte er auch, diese entsetzliche Sache mit Hanna würde ihn nicht mehr quälen. Nicht die Lächerlichkeit seiner Lage, nicht all das Kränkende, Üble an den Dingen hatte ihn gefühlsfrei gemacht, nicht Hannas Untreue hatte seine sinnliche Fessel zerbrochen — der neue Lebensplan erst ließ ihn wieder klar und gefaßt sehen.

In Potsdam war es still, noch nicht die Zeit der nachmittäglichen Musik im Lustgarten, noch nicht die Menschen, die Einkäufe machten. Ab und zu sah er eine schmale, vornehme Dame in Trauer gehen — die schönen Gestalten aus preußischem Adel. Und dann sah er wieder jenes Haus, das mit so überaus großen Buchstaben den Predigerwitwen zugeeignet ist — und er klingelte schräg gegenüber an der Wohnung von Frau v. Rothkirch.

Als er sein Klingeln im ersten Stock vor der Flurtür wiederholen wollte, öffnete sie sich gerade, und ein etwa zehnjähriger Junge, strahlend von Blondheit, Gesundheit, Frische und einer großen knabenhaften Anmut, die auch die Kadettenuniform nicht zerstören konnte, trat heraus. Man konnte nicht über seinen Namen im Zweifel sein, wenn man das Bildnis des Herrn v. Rothkirch kannte. Preißing fiel ein, daß ein Königlicher Kadett mit Sie angeredet wird, und er fragte höflich, ob Frau v. Rothkirch wohl zu Hause oder zu sprechen sei.

Der Kadett grüßte — bekam ein kindliches Lachen und antwortete, nein, seine Mutter sei vorerst nicht zu Hause. Preißing nannte seinen Namen.

Da kam es mit heftigem Ungestüm: „O bitte, dann müssen Sie eintreten und etwas warten. Meiner Mutter würde das sehr leid sein, wenn Sie vergeblich hier gewesen wären." Und er riß die Flurtür auf — stürzte sich mit den Gebärden eines Bahnbrechers nach einer anderen Tür — kam wieder zurück und meinte: „Sie wollen doch erst Ihren Mantel ablegen, Herr Preißing."

„Das ist furchtbar nett von Ihnen", sagte Preißing fast bestürzt. Er war verlegen vor diesem schönen Jungen.

„Meine Mutter", sagte dieser kindlich und verbindlich in seltsamer Mischung, „hat mir von Ihnen gesprochen, und daß Sie Onkel Bernds Freund sind. Onkel steht jetzt bei Arras, doch das wissen Sie wohl schon."

Also Preißing saß in dem wohlbekannten schönen Zimmer, der Kadett warf aus seinen großen, strahlenden Augen suchende Blicke um sich, schoß los — und brachte ein umfangreiches Buch herbei, das er Preißing in die Hand drückte.

„Ich muß mich leider beurlauben. Ich habe zufällig eine Freistunde und meine Mutter nicht getroffen. Sie kommt aber bald wieder. Also leben Sie wohl und unterhalten Sie sich gut."

Mein Gott, mein Gott, dachte Preißing, was für ein Kerlchen. Er merkte, daß er eine Briefmarkensammlung in der Hand hielt — und sprach freudig von Besitztümern, die er dazu liefern könnte: „Danke gehorsamst", antwortete der Kadett, machte eine Verbeugung an der Tür — und rief dann nochmals ins Zimmer zurück: „Das ist zu dumm, daß ich weg muß. Ich bliebe viel lieber hier — —"

Gepolter auf dem Flur verriet große Eile — und dann sah Preißing, wie der Junge mit ungeheuren Schritten, aber in aufrechter Haltung durch die stille Gasse rannte.

Preißing errötete — der eigenen Knabenjahre gedenkend, wo er aus Scheu und Schüchternheit weder vor Bekannten noch Fremden kaum mehr als ja und nein herauspressen konnte. Und dann fiel ihm seine Mutter ein — und daß man sich gewiß über ein heiteres, unbefangenes Kind mehr freut. Aber ihm war so sonderbar wohl. Dieser Junge mit dem hochmütigen Gesicht war so vertraulich zu ihm gewesen. Seine Mutter hatte also von ihm gesprochen.

Er saß und sah die Briefmarken an, dachte, daß er zu Hause eine hübsche Sammlung hatte. Zu Hause. Seine abscheuliche Lage wurde ihm jählings klar. Fern fiel ihm ein, daß er selbst einen ganz kleinen Sohn gehabt hatte. Aber der wäre nie geworden wie dieser hier. Der wäre scheu gewesen — und hätte unverstandene Leiden getragen — oder er wäre leer und unbeschwert erwachsen wie Hanna. Sicher aber kein freigeborenes Kind.

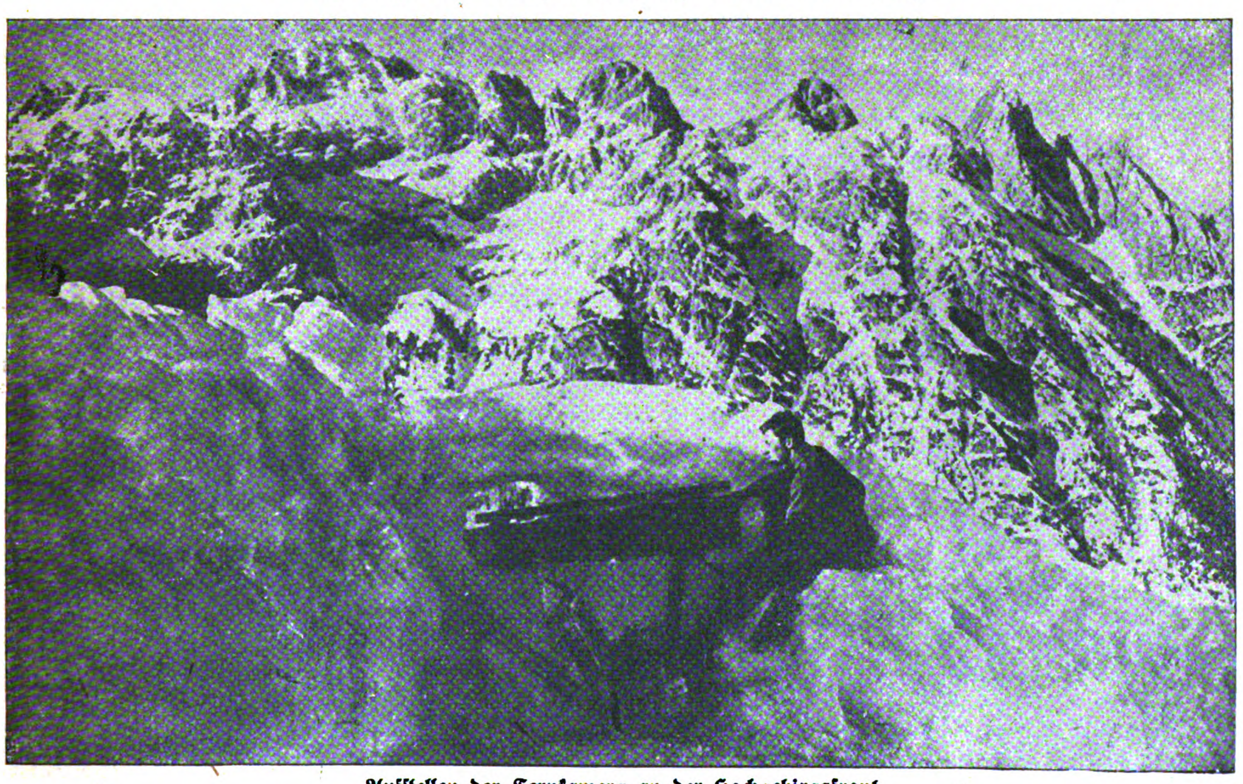
Frau v. Rothkirch trat ein, noch im Straßenanzug. Sie lächelte und sagte, daß sie Viktor begegnet wäre, er lasse um Entschuldigung bitten, wenn die Briefmarken vielleicht langweilten. Sein Hindenburgbuch wäre grade im Korps.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus aller Welt.



Schwierige Beförderung der Fernkamera über einen Abhang.

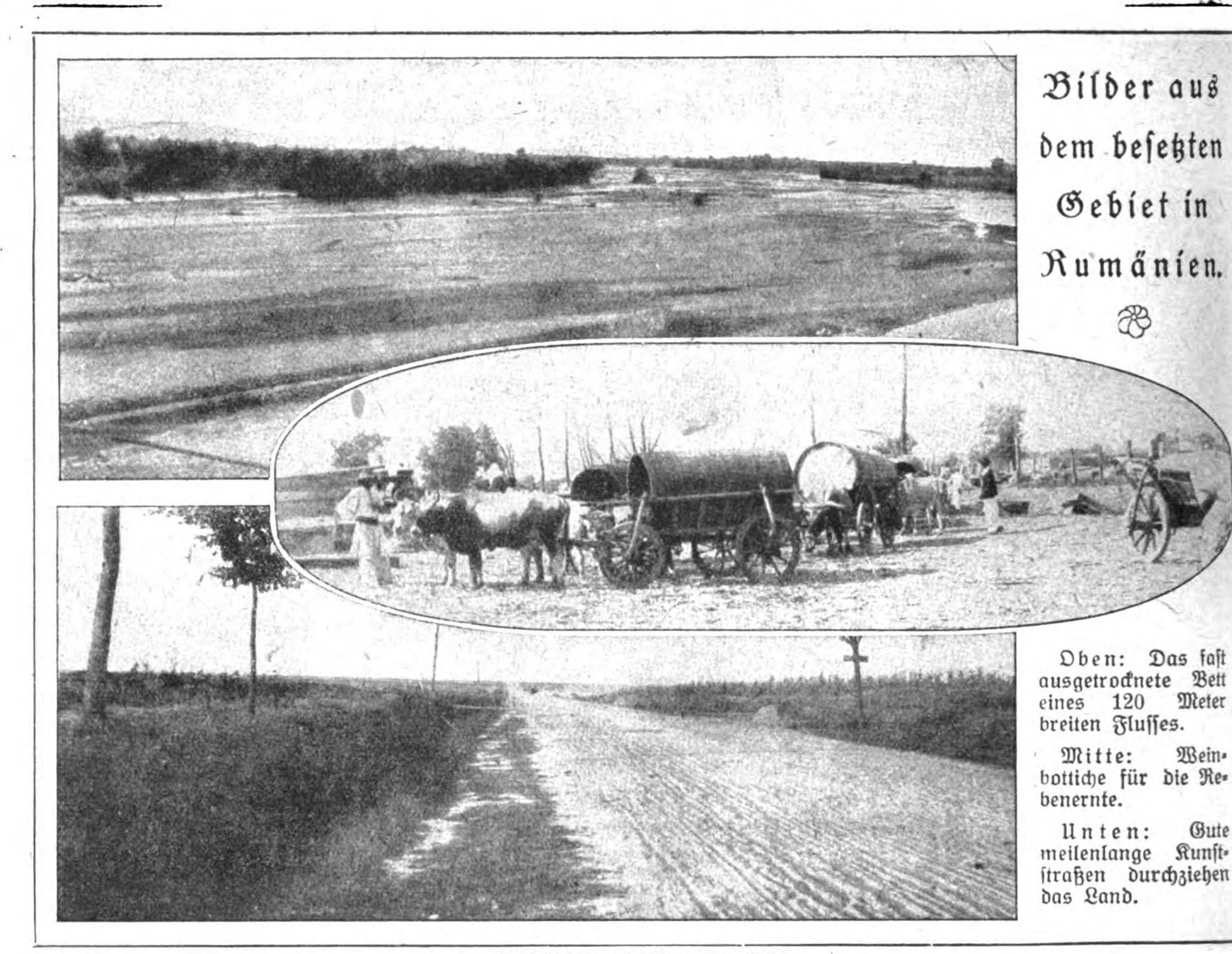


Aufstellen der Fernkamera an der Hochgebirgsfront.

Zur Aufnahme der feindlichen Stellungen werden Fernkameras mit einer Brennweite von 3 Meter verwendet, die auch auf größere Entfernungen deutliche, detailreiche Bilder liefern.

Die Arbeit der Kriegsphotographen.

Bilder aus dem besetzten Gebiet in Rumänien.



Oben: Das fast ausgetrocknete Bett eines 120 Meter breiten Flusses.

Mitte: Weinbottiche für die Rebenernte.

Unten: Gute meilenlange Kunststraßen durchziehen das Land.

Schluß des redaktionellen Teils.



VALOFIN

(„VALOFIN“-Wortmarke)

Ein ideales Baldrianpräparat

bei nervösen Störungen verschiedenster Art.

Wohlschmeckender und stets gebrauchsfertiger Ersatz für frische Baldrianaufgüsse.

1 Originalflasche M. 2.—

Zu haben in allen Apotheken.

Chem. Fabrik Helfenberg A.G., vorm. Eugen Dieterich in Helfenberg bei Dresden, Karl Dieterich-Str. 13, Post Niederpoyritz.



Nr. 8380. **Gruß aus dem Felde.** Schönstes Geschenk für Angehörige, **echt 800 Silber,** Platte vollkommen in echt Email mit buntem Blumensträußchen ausgelegt.

Reklamepreis Mark 3.00

Porto und Verpackung 25 Pf., Feldpost nur 10 Pf., Betrag per P.-A. oder in Scheinen, Nachn. ins Feld sind nicht zulässig. Als Ringgröße genügt ein Papierstreifen.

Sims & Mayer, Berlin SW.68

nur Oranienstrasse 117/118, Abt. 21.



Mitesserjäger

beseitigt in **1 Minute Hautfettglanz** und **Mitesser,** Pickel, Sommerspross., großporige, höckerige u. löcherige Haut meist über Nacht oder in wenigen Tagen. Er macht **jeden Teint zart, weiß u. rein.** Preis 3 M. exklusive Porto. **Paul Waser,** Berlin-Halensee 5, Bornstedter Straße 8.

Ein neues Gesicht

Der einzig mögliche Weg zur gänzlichen Beseitigung hartnäckiger Pickel, Sommersprossen und häßlicher Hautverfärbung ist die vollständige Erneuerung und Verjüngung der Gesichtsoberhaut **durch** unmerkliche Abstoßung u. gleichzeitige völlige Auflösung der vorhandenen Hautunreinheiten durch die seit länger als 25 Jahren glänzend **bewährte** bisher sonst nie erreichte, von Grund aus radikale Einwirkung, der ärztlich empfohlenen und deren exakte Wirkung durch vieltausende Danksagungen attestierten **Schälkur.** Die verjüngte Gesichtshaut erscheint danach in vollkommener Reinheit, befreit v. allen Schönheitsfehlern. Mk. 8.— nebst Buch mit erpr. Ratschlägen kostenfrei.

Otto Reichel, Berlin SO. 76

Eisenbahnstraße 4. Größtes Spezialhaus für biologische Haut- und Schönheitspflege.

Türkischer Haarzerstörer.



Etwas Sensationelles bringt das medizin. Warenhaus **Dr. Ballowitz & Co., Berlin W. 57, Abt. 1. A.** Lästige Haare mit der Wurzel im Gesicht und am Körper kann man jetzt selbst, und zwar für immer, beseitigen. Durch die tiefgreifende chemische Zersetzung in den Follikeln (Haarbälge) sterben die Haarwurzeln nach und nach ab nachdem ein Wiederwachsen unmöglich ist. Für die Haut unschädl. Preis für den Selbstgebrauch mit allem Zubehör und ärztlicher Anweisung M. 5,50 (p. Nachnahme.)





500 Briefmarken M. 4.25. 1000 Stück M. 13.25 2000 St M. 45.— 3000 St. M. 115.— 40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75 100 Übersee-Marken M. 1.60.

Alle echt und verschieden. **Albert Friedemann** LEIPZIG 18, Floßplatz 6.

Liste über Briefmarken und Albums kostenlos.

Flechtenleiden Dauerbeseitigung Reichspat. Prosp. gratis. **Sanitas-Depot, Halle S. 95.**

Risin-Salbe vorzüglich bewährt — in Tuben **gegen Schnupfen**

Ein neues Heilverfahren

mit **Puroxyd**-Tabletten gegen die meisten chronischen Krankheiten, wie Nervenschwäche (Neurasthenie), Rheumatismus, Neuralgie, Harnsäureablagerungen, Stoffwechselstörungen, Gicht etc. Gratisprospekte nebst ärztl. Vorwort d. Allgem. Chemische Gesellschaft, Köln IV, Herwarthstr. 17.



Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.

Kataloge umsonst u. portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 321, Belle-Alliance-Str. 7-10.

Armee-Uhren mit Leuchtblatt

Über 100000 im Gebrauch



Marke „National“

Alleinverkauf für ganz Deutschland. Ankerwerk Staubdicht hat sich fürs Feld am besten bewährt.

Armband-Uhren 9⁵⁰, 12, 15, 18, 25, 30, 35—100 M

Armee-Taschen-Uhren 8⁵⁰, 10, 12, 15, 20, 25—60 M

Taschen-Wecker-Uhren 25, 30, 35 und 45 M

Cello. Glasschützer 1 M. Moderner Schmuck jeder Art.

Portofreier Versand geg. Voreinsendung d. Betrages. Nachnahme ins Feld nicht zulässig. Mehrjährige Garantie.

Verlangen Sie meine Preisliste u. Prospekt kostenlos.

J. Niesslein

Uhren Special-Haus

Dresden-A30 Wilsdrufferstr. 2

SANGUFORM

ein flüss., zitronensaures Eisenoxyd, ohne Mineralsäure hergestellt, für Rekonv. u. Blutarme ein empfehlensw. Präparat. Zu haben in allen Apotheken. Pr. p. Fl. M. 2.50 **Dr. Praetorius & Co. Breslau 5.**



Wollen Sie elegant u. billig gekleidet gehen?

Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3. **Risiko ausgeschlossen!**

Diamand, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.

Bettnässen

Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **„Sanis Versand“,** München 112, Landwehrstr. 44.

Ueber ½ Million im Gebrauch!

Haarfärbekamm



(gesetzl. geschützte Marke „Hoffera“) färbt graues od. rotes Haar **echt** blond, braun oder schwarz.

Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**

Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, Berlin 6, Koppenstr. 9.

Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann **einzig** und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger Erfolg** durch Selbstanwendung und **Unschädlichkeit** wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln 24,** Blumenthalstr. 99.

LOUIS KRAUSE

Leipzig-Gohlis 20

Spezialfabrik moderner Selbstfahrer

u. Krankenfahrstühle aller Art. Erstklassige Ausführungen. Mäßige Preise. Illustrierter Katalog gratis und franko.



Bettnässen

Befreiung sof. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. kostenl. **Merkur-Versand Gustav Zwerenz, München 292,** Neureutherstr. 13.

Jeder Asthma-Katarrh- und Heufieberleidende verlange **unbedingt** Prospekt von der **Oberkasseler Apotheke, Düsseldorf.**

Fort mit dem



Beinverkürzung unsichtbar, Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden **Extension G.m.b.H., Frankfurt a. M., Eschersheim Nr. 234.**

Kaufmännisches Personal

Inserate haben im „Berliner Lokal-Anzeiger“ großen Erfolg. Auch während des Krieges.



O u. X Beine

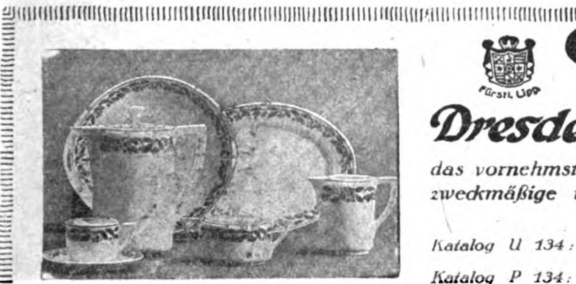
sofort kerzengerade bei Gebrauch v. **„Progresso“** ges. gesch. Das Neuste u. Vollkommenst. d. Jetztzt. Glänzende Dankschreib. Prospekte gratis. **Gust. Horn & Co., Magdeburg S. 122 Schönebecker Str. 99.**



Stöckig & Co.

Hoflieferanten

Dresden 5 (für Deutschl.) und **Bodenbach i. B.** (f. Österr.-Ung.)



*das vornehmste Handelshaus für den erleichterten Zahlungsweg, liefert nach wie vor zweckmäßige und geschmackvolle Qualitätswaren gegen **Bar- oder Teilzahlung.***

An ernste Interessenten Kataloge kostenfrei.

Katalog U 134: Juwelen, Gold- und Silberwaren, Uhren.
Katalog P 134: Photographische Apparate.
Katalog S 134: Beleuchtungskörper
Katalog O 134: Tafel-Porzellan.



Schöne Büste

Das Geheimnis, volle Formen zu erlangen, teile jeder Dame gegen Einsendung von 20 Pf. streng diskret mit.
— Erfolg garantiert. —

Fa. I. Ledwoch,
Hellerau - Dresden.

Tätowierung

entfernt sicher **Enttäto** à 6.– Mark.
Salomonis-Apotheke, Leipzig 4.

Vom Mädchen zur Frau.



Ein Ehebuch von Frauenärztin Dr. Em. Meyer. 70. Tausend. Erörtert: Kindererziehung, Ehe, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft usw. Schönstes Geschenkbuch! Pappb. **2.40** M. Fein geb. **3.30** M., mit Goldschnitt 3.80 (Porto 20 Pf.) Von jeder Buchhandl. u. geg. Voreinsend. des Betrages von **Strecker & Schröder,** Stuttgart W.



Der Mensch in körperlicher, geistiger und sexueller Beziehung (Entstehung, Entwicklung, Körperbau, Fortpflanzung) wird besprochen in „Buschans Menschenkunde". **83 Abbildg.** Gegen Voreins. von M. 3.— zu bez. von **Strecker & Schröder, Stuttgart** W.

Enthaarung!!

Gesichtshaare und alle häßlichen Körperhaare vernichtet sofort schmerzlos und radikal **„Depilator"** durch Absterben der Wurzeln allmählich und für immer. Garant. unschädl. M. 3.-, verstärkt 4.- u. 6.-M. Otto Reichel, Berlin 76. Eisenbahnstr. 4.

Die hauptsächlichen alteuropäischen Porzellan-Marken-Monogramme in **Steindruck,** Taschenformat. Unverwüstlich. Nachn. **3.30** M. **Alfred Kock, Verlag, Bremen.**

Zuckerkranke

erhalten **Gratis-Broschüre** über diätlose Kur (nach Dr. med. **Stein - Callenfels)** d. **W. Richartz, Cöln 1,** Georgsplatz 2 b.

Magenleiden

Magenkrampf Seitenschmerzen, Stuhlbeschwerden entstehen nur, weil im Magen zuviel Säure ist. Mixtur-Magnesia nimmt die Säure fort, damit hört auch jeder Schmerz auf, was Tausende Dankschreiben bezeugen, auch von 30jähr. Magenleidend., denen es geholfen hat. Auskunft mit Dankschreiben geg. 20 Pf. Briefm. durch **H. Welter, Niederbreisig, Rh.** Abt. 81.

Hurra, jetzt habe ich Lust zum Leben, seit ich Mixtur-Magnesia einnehme.



Muiracithin

seit Jahren von vielen Aerzten bei **vorzeitiger Neurasthenie** erfolgreich verordnet. Professoren-Gutachten gratis durch das **Kontor chemischer Präparate, Berlin SO 16.**
Versand durch die Schweizer-Apotheke, Berlin, Friedrichstr. 173.

Dörflinger-Bein

bestes Kunstbein der Welt!

Verlangen Sie Katalog W gratis

F. L. Fischer
FREIBURG i. Breisgau

Zweigniederlassung: **Berlin NW 6, Luisenstraße 64.**



D. R.-Patent, Ausl.-Pat.

Bleistiftschere

Durch diese Erfindung ist es möglich, Tintenstifte, Signier-, Schreib-, Zeichen- u. Einsatzfarbstifte jeden Querschnitts mit beliebig langer u. beliebig scharfer Spitze zum Schreiben oder Zeichnen zu versehen.
Handhabung wie bei einer gewöhnl. Schere! Tadelloses Funktionieren! Kein Abbrechen! Fingerbeschmutzen vollst. ausgeschlossen! Bequemes Nachschleifen des Messers! Als Taschenmesser u. Zigarrenabschneider verwendbar! Praktische Liebesgabe.
Preis p. St. m. Scheide 3.50 M. fr. u. Nachn.
L. Doll, Heidelsheim, Kr. Karlsruhe i. Baden.



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 3, vers. grat. Katal. A über **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B. üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer. Klosett-Zimm.-**Rollstühle,** ca. 150 Mod.

TOLA

Zahnpulver

Bewährtes Vorbeugungsmittel gegen das Hohlwerden der Zähne u. gegen Zahnweh. In Schachteln zu 20 u. 40 Pf. Zu haben in den Niederlagen von **Kaiser-Borax.**
Fabrik: **Heinr. Mack, Ulm a. D.**

Gesundung durch Sauerstoff

Ein durchaus natürliches, völlig unschädliches Heilverfahren **(ohne jede Berufsstörung)** bei **Nerven-** und **Stoffwechselkrankheiten** jeder Art, wie **Gicht, Rheuma, Aderverkalkung, Magen-** und **Darmleiden, Zuckerkrankheit, Leberleiden, Schwächezuständen, Herzleiden** sowie **Lungen-** und **Halsleiden.** — Verlangen Sie kostenfrei ausführliche Broschüre.

Sanitätsrat Dr. Weises Ambulatorium, Berlin 152, Potsdamer Str. 123 b.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Alexander Moszkowski: „Sokrates der Idiot". Berlin, Dr. Eysler & Co.

Ottomar Enking: „Wie Truges seine Mutter suchte". Dresden. Carl Reißner.

Wilh. Poeck: „Trina Groots Vermächtnis". Stuttgart. J. Engelhorns Nchf.

Ivo Volkmar: „Marietta". Graz. Jos. A. Kienreich.

Dr. Rud. Hecker und Bernhardine Wörner: „Das Kind und seine Pflege". München. Franz Hanfstaengl.

J. C. Guerrero: „La Guerra Mundial". Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.

Emil Dub: „Blühende Blumen und tote gepreßt". Oberstein (Nahe). Gerhard Schulz.

Dr. Willy Moog: „Kants Ansichten über Krieg und Frieden". Darmstadt. Falken-Verlag.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Detektiv Graeger

Kgl. Krim.-Beamter a. D.

Berlin W. 9, Linkstraße 2/3, am Potsdamer Platz. Telephon Nollendorf 2303. Fahrstuhl. Erstklassiges **reelles** Büro. Sämtliche Beobachtungen, Ermittelungen, Ehesachen. Spezialität: Auskünfte.

Echte Briefmarken

18 versch. **Deutsche Kriegsmarken** 3 Mark
60 verschiedene **Balkan** .. .. .. nur 2 Mark
30 verschiedene **Altdeutsche** nur 2 Mark
24 verschiedene **Deutsche Kolonien** 2 Mark
1000 g. gem. aller Erdteile .. nur 1 Mark
Preisliste gratis
Paul Siegert, Hamburg 36.

Moderner Briefsteller



Prakt. Anleitung, wie man Briefe nach den Regeln des guten Stils schreiben soll. Eine Sammlung von zahlr. Freundsch.-, Familienbriefen, Glückwunsch-, Einladungs-, Empfehlungs-, Danksagungs-, Trostschreiben, Bittschriften, Verweisen, Mahnbriefen, Liebesbriefen u. Heiratsanträgen, kaufmännischen Briefen, Formularen zu Anzeigen, Quittungen, Wechseln, Anweisungen, Eingaben, Klagen, Kontrakten, Titulaturen nebst 1 Fremdwörterbuch – zusammen 408 Seiten – M. 1.80 – per Nachnahme M. 2.10

Großer Bücherkatalog gratis durch:
Albrecht Donath, Leipzig 49.

Soeben erschien:
II. Lager-KATALOG fürs Feld.
Gute Unterhaltungsschrift
Seltsame Erzählungen.
Krieg, Aufbau, Neuland, Neue Kunstbücher für Feld und Haus.

Früher erschien:
I. Lager-KATALOG fürs Feld.
Die Lesenot an der Front.
Verzeichnis wohlfeiler und gut gedruckter Bücher zum Versenden ins Feld. Ausgewählt, herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Hans Goltz.

Jeder Katalog ist gegen Einsendung von 30 Pf. zu beziehen. Für Feldgraue kostenlos.
Hans Goltz, Buchhandlung, München, Briennerstraße 8 I.

Echte Briefmarken billigst. – Preisliste A für Sammler gratis. **August Marbes, Bremen.**

Gegen unreines Blut

zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apotheker Lauensteins Renovationspillen** — ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, roter Haut, Flechten, Blutandrang u. Verstopfg. M. 4.— nur v. **Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg** (Lausitz) 8.

Gummistrümpfe,

Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G.m.b.H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Preisl. gr. u. frko.

Juckkrätze

verschwindet in wenigen Tagen durch Reichels **Krätzebalsam,** der auch in den hartnäckigsten Fällen vollkommen sicher wirkt. Fl. 4.50.
Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4.

Wie werde ich größer?



Ein Buch, enthaltend ausprob. Uebungen, von einem praktischen Arzt geschrieb. Keine Reklame für teuere Apparate und Mittel! Sie bekommen tatsächlich eine bessere gefallenerregende Figur. Preis M. 2.20, Nachnahme M. 2.40.
Rudolphs Verlag Dresden-G 373

Liebesgaben-Paket

53 prakt. Gegenstände franko 4.–
100 gemischte Kunstkarten 3.–
100 Weihnachts- u. Neujahrskart. . 3.–
D. Weinmann, Berlin N. 58. V.

Unterricht

Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche", Berlin SW 68.

Militär-Vorbereitungsanstalt
Nur für Fähnrichprüfung.

Jede sachkundige Auskunft.
1917 bestanden 606, seit Kriegsbeginn 1656.
Berlin W 57, Bülowstr. 103. Dr. P. Ulich.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3.

Unterricht

Alle Anzeigen, die sich auf Unterricht beziehen, finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G.m.b.H., Berlin erfolgreichste Verbreitung.

1000 Verdienstmöglichkeiten

bieten sich täglich dem, der es versteht, sein Wissen den Anforderungen der Gegenwart anzupassen; denn Wissen ist Macht u. Geld. Die beste Gewähr einer umfassenden allgemeinen u. fachlichen Ausbildung bietet die **Methode Rustin** (Mitarbeiter: 5 Direktoren höherer Lehranstalt., 22 Professoren).

Rasche und gründliche Ausbildung

ohne Lehrer durch Selbstunterricht unter energischer Förderung des Einzelnen durch den persönlich. Fernunterricht. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufmann. Die geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einjähr.-Freiw.-Prüf., Abit.-Exam., Gym., Realgymn., Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Mittelschullehrerprüfg., Zweite Lehrerprüfg., Handelswissenschaften, Landwirtschaftsschule, Ackerbauschule, Präparand, Konservatorium. **Ausführl., 60 Seit. starke Broschüre über bestandene Examen, Beförderungen im Amte, im kaufmännisch. Leben usw. kostenlos durch**

Bonness & Hachfeld, Potsdam, Postfach 30.

Hilf Dir selbst

so hilft Dir Gott! Selten hat es ein wahreres Sprichwort gegeben. Wie viele sind durch den Krieg aus ihrer Bahn geschleudert worden, wie viele in eine mißliche Lage geraten, wie viele vor einen ganz neuen Lebenslauf, vor ganz neue Aufgaben gestellt worden! Da heißt es den Kopf hochhalten und mit frischem Mut und Selbstvertrauen an die Arbeit gehen! Wer kleinmütig und verzagt ist, kein Vertrauen zu sich selbst hat — wie sollen da andere Vertrauen zu ihm haben? — Wer an seinem Wissen und Können zweifelt, wer keinen festen Charakter noch Willen und Ausdauer besitzt, der ist verloren, noch ehe er die Hand an den Pflug legt — wenn er sich nicht beizeiten ändert. Das ist die größte Gottesgabe, daß man die Gestaltung seines „Ich" in der eigenen Hand hat. Wissen und alle angeführten Eigenschaften lassen sich erwerben und in hohem Grade entwickeln, wenn man freudig und konsequent zu Werke geht. Was ist dabei aber wertvoller als eine erfahrene, sachgemäße Führung, die uns alle Ab- und Irrwege erspart und uns auf dem kürzesten und fast dornenlosen Pfad zum schönen Ziele führt. Diese Führung bietet Ihnen „Poehlmann's Geistesschulung und Gedächtnislehre", aufgebaut auf der Erfahrung fast eines Vierteljahrhunderts in der Anleitung von Menschen aller Stände und Berufe zum Erfolg. Kein totes Buch, bei dem Sie sich selbst überlassen bleiben und nach einem ersten Anlauf wieder zurücksinken, sondern ein lebendiger Unterricht, der Sie mit Rat und Tat von Stufe zu Stufe führt, in dem Sie mit dem Verfasser fortlaufend in Verbindung bleiben. Das verbürgt Ihnen einen wirklichen und dauernden Erfolg. Wenn Schüler nach 20 Jahren wieder an Ihren Führer sich wenden, so zeigt das besser als alles andere, daß Sie einen dauernden Nutzen, einen Nutzen für das ganze Leben aus seinen Anleitungen gezogen haben.

Auszüge aus Zeugnissen: „Während 5 Monaten waren Sie mein geistiger Führer und Leitstern. Meinen tiefgefühlten Dank zu beschreiben, wage ich nicht, dafür fehlen mir die Worte, und dafür ist der Nutzen, den mir Ihre Lehre gebracht hat, zu groß. H. J." — „Ich habe in jeder Beziehung den denkbar besten Erfolg erzielt, wie das auch bei Befolgung der Anweisungen nicht anders möglich ist."

Verlangen Sie Prospekt (mit zahlreichen Zeugnissen) von
L. Poehlmann, Amalienstraße 3, München A. 69.

Wyk a. Föhr

Kinderheim. Pflege und Aufsicht durch Schwestern. Frau Dr. Horn.

Buchführung lehrt am besten brieflich
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburger Str.
Verlangen Sie **gratis** Probebrief k.

Stottern

jetzt radikal **z. beseitig.** Aber **wie?** Ausk. g.
Hausdörfer, Breslau, Wilhelmsruh A. 53.

LUGANO Töchterpensionat — CUNIER —
(Schweiz). Gutes Klima, Unterricht in Deutsch, Französisch, Jtalienisch, Englisch, Buchführung, Wissenschaften. Kunst. — Sport. — Deutsche Referenzen v. Eltern.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt

Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57, Zietenstraße 22-23, für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 5. August bestand. 4888 Zögl.,** u. a.: **3146 Fahnenj., 1916/17 u. a. 50 Abitur., 184 Einj.** Bereitet zu allen **Notprüfg.,** namentl. Beurl. od. Kriegsbeschädigte zur **Reifeprüfung** vor.

Marie Voigts Bildungsanstalt

Erfurt
Seminare für technische Lehrerinnen. — Haushaltungsschule
„Reger Betrieb bei vollem Lehrplan."

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.– die eingespaltene Nonpareillezeile.

Rührige **Vertreter** für leichtverkäufliche Massenartikel (Papier- und Spielwaren) **gesucht.** Preisl. gratis.
Bleckens Verlag, Frankfurt a. M., Langestr. 5.

Vertreter für Militärsohlensohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat.
Köhlersohlenfabrik, Neu-Isenburg H.

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau. Hp. 181.**

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt.
Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.

Tüchtige Buchhandlungs-Reisende gesucht. **Gutberlet-Verlag,** G.m.b.H., **Leipzig,** Elisenstr. 103.

Der
Frankfurter Schwesternverband
der seine Tätigkeit **in den städt. Krankenanstalten ausübt,** sucht bei günstigen Bedingungen **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt
als Lehrschwestern.
Näheres bei **Frau Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. I.**
Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Leichter Nebenverdienst!
Ansichtspostkarten.

100 Stück schwarze Karten **M. 2.40,** 100 bunt, Chromo M. 3.30, Tiefdruck M. 4.20. 100 Liebes-Serienkarten, bunt **M. 3.60.** Auch Blumen, Landschaften, Frauenschönheiten billig. 300 St. alle Sorten gemischt M. 8.70. keine Gratismuster! Prosp. u. 8 Must. 30 Pf. Leinenbriefmapp. 10 St. **3.50,** Kartenbriefe 100 St. **2.40,** einf. Briefmappen 50 St. M. **5.60**
Kunstverlag Heros, Berlin, Sellerstr. 3
Billige **Weihnachts- u. Neujahrskarten** 100 Stück 4.50, **Extrasorte 6.80**

Lotte Gubalke: „Ein Bruder und eine Schwester“. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Otto Brüders: „Erfolgreicher Gemüsebau im Hausgarten“. Wien, Leipzig, A. Hartleben.

Auguste Hauschner: „Daatjes Hochzeit“. München, Alb. Langen.

Verschiedene Mitteilungen.

— Von den Ernemann-Werken A.-G., Dresden 150, einer unserer führenden Kamerafabriken, liegen Muster von neuen Reklamen vor, die die Beachtung weitester Kreise verdienen. Den Deckel des neuen Hauptkatalogs Nr. 375 schmückt eine ganz ausgezeichnete Doppelaufnahme (Herr mit Dame). Allen Lichtbildnern, die vor der Wahl eines neuen Apparates stehen, sei der Katalog bestens empfohlen. Eine humorvolle, neuartige Reklame sind das „Lustige Ernemann-Album“ und die „Künstlerpostkarten“. Ein „Lustiges Ernemann-Album“ und eine Serie Postkarten, 12 Stück in Tasche, werden jedem Liebhaberphotographen, der Interesse dafür hat, auf Wunsch gern kostenlos zugestellt.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 63,** Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau**, Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 3, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.



Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklbg.) am Schweriner See. Sanatorium für innere u. Nerv.-Leid. San.-Rat **Dr. A. Steyerthal.**

Bad Polzin (Moorbad in Pommern). **Kaiserbad Sanatorium**, physikalisch-diätetische Heilanstalt. **Sanitätsrat Dr. Hölzl.**

Brandenburg.

Falkenhagen Seegefeld - A. bei Berlin. Sanatorium **8—11 M.** San.-Rat **Dr. Straßmann.** (Einzelzimmer 9—11 M.)

Schlesien.

Blitzengrund (560 m) f. Görbersdorf, Schl. Kl. Lungensanat. f. d. Mittelstand. Anwend. sämtl. mod. Heilfakt. Arzt im Hause.

Westdeutschland.

Bad Lippspringe unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden
Arminiusbad Frequenz 8000. **Kriegsteiln. Vergünst. Prosp. d. d. Brunnen-Administration.** (Man beachte die Adresse.)

Bad Lippspringe Kurbad am Teutoburg. Wald. Bahnstation.
Kurbrunnen: radioaktive Heilquelle. **Bestbewährt bei Lungen- und Halsleiden. Bäder und Inhalationen. Ermäßigung für Kriegsrekonvaleszenten. Briefadresse: Kurbad Lippspringe.**

Sanatorium Lippspringe Priv.-Heilanst. für alle Erkrank. der Atmungsorgane. Eig. mod. Inhalat. Erstkl. komf. Einricht. Prosp. fr. Bes. u. Leit. **Dr. Brackmann,** Badearzt.

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen **„Der Quellenhof", bish. „Hotel Quisisana". Vornehmst. Haus im Kurpark. Reelle Preise.** Das ganze Jahr offen. **Prosp. postfr. M. Möbus.**

Sachsen.

Bad Elster **Sanatorium. Geh. S.-Rat Köhler. Vorn. Einr., Moor-, Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren. Eig. Gutsbesitz.**

Bad Reiboldsgrün **i. Vogtl.** 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. **Hofrat Dr. Wolff.**

Dresden Hotel Bellevue **Weltbekannt u. vornehm.** Unvergl. herrl. Lage a. d. Elbe, gegenüb. d. Kgl. Schloß u. Opernhaus. Zeitgemäß erneuert. Gr. Garten u. Terrasse.

Radebeul bei Dresden. Bilzsanatorium Gute Heilerf. Prospekt frei.

Weisser Hirsch **-Oberloschwitz. San.-Rat Dr. Teuschers Sanat.** Phys. diät. Kurmittel. Kleine Pat.-Zahl.

Zöbisch Haus Vogtld. **Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.**

Sächsisches Erzgebirge.

Aue **i. Erzgeb. San.-Rat Dr. Pillings Sanatorium f. Nervenkranke, Herz-, Magen-, Darmleid., Stoffwechselkr., Hydrotherapie, Diät., Massage. Elektr. Luft-Lichtk., Heilgymn. Röntgenkabinett.**

Harz.

Hasserode **Villa Daheim, Erholungsh. u. Sanator. Diät. Bäd.-Liegek. Ia. Ref. Mäß. Preise. — Haus Clara, Heim für Alleinstehende. C. Giraud. Dr. Morgenroth.**

Sülzhayn Süd-Harz, Sanatorium **„Otto Stubbe"** für Leichtlungenkranke. Beste Lage im Südharz. Spezialarzt. Prosp.

Thüringen.

Sommerstein **Waldsanatorium** bei Saalfeld, Thür. Regenerations- u. Schrothkuren. Schrift Ha frei.

Süddeutschland.

Bad Nauheim **Sanat. Kurh. Walzer.** Herz-u.Nerv.-Leid. Tabes. v. 12 M. tgl. an inkl. Bhdl. Offiziersh. **Dr. Walzer.**

Konstanz Das ehemalige Dominikanerkloster jetzt **Insel-Hotel,** Familienhaus I. R. Stets geöffnet. Gute Verpflegung inkl. Zimmer 14—18 M. **M. Brunner,** Bes.

Wiesbaden **Hotel Badhaus Goldener Brunnen.** Eig. Quelle. Pens inkl. Bad. Trinkkur 7—10 Mark.
Haus Dambachtal, Dambachtal 23 u. Neubg. 4, neuzeitlichste Pension. Jahresbetrieb. Z. m. Pens. 7,50 an.

Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

Degerloch-Hohenwaldau **bei Stuttgart. Sanat.** Dr. **Reinert.** Herz-, Magen-, Nervenkr., Erholungsbed., Gehstörungen. Gute Verpfleg. Prosp.

Bayern

Bad Kissingen im Herbst u. Winter Trink- u. Badekur **Hotel Wittelsbach,** gut. angenehm. Aufenthalt.

Bad Reichenhall **Kurhaus Axelmannstein.** Allererst. Rang. Jahresbetr., eig. Badehaus, Ökon. u. Fischerei.

Lindau **im Bodensee,** auf einer Insel schön gelegen, herrliche Alpenaussicht. **Hotel Bayerischer Hof,** I. Ranges, alle neuzeitl. Einrichtungen. **Pension.** Stets geöffnet. **Bes. W. Spaeth.**

Partenkirchen **Partenkirchner Hof.** Mod. erstkl. Hotel-Pens. Gute Verpfl., eig. Kond. Jahresbetr. Tel. 38.

Partenkirchen-Kainzenbad **Sanatorium** für innerliche Kranke, Nervöse, Erholungsbed., Frauenleid., Moor- u. Mineralbäd. Jahresbetr. Leit. Arzt **Dr. Behrendt.**

Schweiz.

Arosa **Hotel Rhätia u. Villa Germania.** Mod. Komf., beste Lage a. Wald. Deutsches Haus.
Hotel des Alpes u. Villa Zürrer, erstkl. Familienhaus, sonnig. am Walde
Alpensonne. Dtsch. Hotel. Hygien. erstkl. Komf., fließ. Wass. i. jed. Zim. Prosp
Hotel Bellevue, vornehmes Haus, sonnige Lage. Mäßige Preise. Prosp

Arosa **Waldsanatorium.** All. Komfort. Modernst. ärztl. Einrichtg. **Leit. Arzt Geh. San.-Rat Dr. W. Roemisch.** Näh. Prosp.

Inner-Arosa **Arosa Kulm.** Erstkl. Familienhaus. Neubau 1913 Eig. Orchester. Keine Lungenkranke.

Davos- **Dorf, Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestibül, Terrasse. Bes. M. Neubauer.** Leit. Arzt **Dr. E. Nienhaus.**

Davos-Dorf **Sanatorium Guardaval.** Vornehme Lungenheilanstalt Schloßartig gelegen. **Prospekt.**

Davos-Dorf **Sanatorium Davos-Dorf.** Leit. Arzt: Dr. J. Biland Moderne Hygiene. Ill. Prospekt.

Davos-Platz **Sanatorium Turban.** Leit. Arzt: **Geheimer Hofrat Dr. Turban.** Prospekt.

Sanatorium Dr. Dannegger f. Lungenkr. Ruh. sonn. Lage. Mäß. Pr. Prosp

Große Geld-Lotterie **des preuß. Landesvereins vom Roten Kreuz Ziehung am 6., 7., 8., 10. u. 11. Dez. 1917**

17 851 Geldgewinne, welche in bar ohne jeden Abzug ausbezahlt werden. Amtlich festgesetzter Preis eines Loses einschließlich Porto und Liste **M. 3.65**

Gewinnplan:
1 Hauptgew. M. 100 000
1 Hauptgew. M. 50 000
1 Hauptgew. M. 30 000
1 Hauptgew. M. 20 000
1 Hauptgew. M. 10 000
17 846 Gew. v. M. 5000 bis herab M. 15

Die Lose werden versandt gegen vorherige Einsendung des Betrages mittels Postanweisung (das Porto bis M. 5.— beträgt 10 Pf.) od. auch auf Wunsch gegen Nachnahme. Die amtliche Gewinnliste wird nach Erscheinen den Teilnehmern sofort franko zugesandt. — Der Ueberschuß dieser Lotterie kommt obigem Verein vom Roten Kreuz zugute, welcher Betrag seinerseits zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger verwandt wird. Wer also ein Rotes-Kreuz-Los kauft, unterstützt die Bestrebungen des Roten Kreuzes und schafft sich dabei eine ansehnliche Gewinnchance. Man wende sich baldigst an die mit dem Versand der Roten-Kreuz-Lose beauftragte Firma

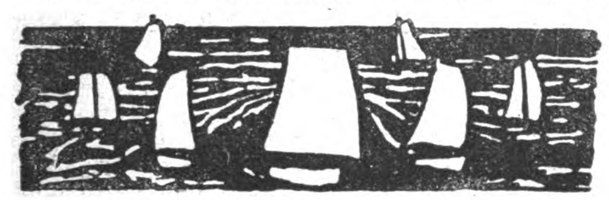
In Oesterreich-Ung. verboten! **Carl Thomas, Altona b. Hamburg, Gr. Bergstr. 235.**

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich B. Warth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pientak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 47. | Berlin, den 24. November 1917. | 19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 47.



Die sieben Tage der Woche.

13. November.

In Flandern wehren wir durch Feuer und im Gegenstoß starke Erkundungsabteilungen ab, die von den Belgiern im Yser-Gebiet von den Engländern auf der Kampffront gegen unsere Stellungen vorgetrieben werden.

In den Sieben Gemeinden entreißen wir den Italienern den Monte Longara. Die Truppen des Feldmarschalls Freiherrn v. Conrad haben den Sperrgürtel bei Primolano durchbrochen. Die zwei stärksten Werke, Cima di Campo und Cima di Lan, sind erobert.

14. November.

In den Sieben Gemeinden erstürmen unsere Truppen tiefverschneite Höhenstellungen der Italiener östlich von Asiago und das Panzerwerk auf dem Monte Lisser. Primolano und Feltre sind in unserem Besitz. Längs der unteren Piave Artilleriefeuer.

Eins unserer Unterseeboote, Kommandant Kapitänleutnant Gerlach, hat im Atlantischen Ozean neuerdings vier Dampfer und einen Segler mit 25 000 Brutto-Register-Tonnen versenkt.

15. November.

Unsere im Gebirge von Fonzaso und Feltre südwärts vorgedrungenen Abteilungen stehen in Gefechtsberührung mit dem Feinde.

16. November.

Im Vordringen nordwestlich von Gallio und zu beiden Seiten des Brenta-Tales nehmen unsere Truppen mehrere Höhenstellungen der Italiener. Cismon ist in unserem Besitz. An der unteren Piave hat sich das Artilleriefeuer verstärkt. Nahe am Meere auf das westliche Ufer vorstoßende ungarische Honved-Abteilungen nehmen 1000 Italiener gefangen.

Oesterreichisch-ungarische Flotteneinheiten greifen am linken Flügel der vorgehenden Armeen die Batteriestellungen bei Cortellazzo an der Piave-Mündung mit schweren und mittleren Geschützen mit sichtbarem Erfolge an. Die Batterien erwiderten mit lebhaftem Lagenfeuer aus mittleren Geschützen, ohne Schaden zu verursachen oder Verluste herbeizuführen. Außer wirkungslosen Fliegerangriffen keine feindliche Gegenwirkung. Aus der Gegend von Venedig kommende feindliche Einheiten zogen sich bereits bei Insichtkommen wieder zurück.

17. November.

Zum ersten Male seit den ersten Kriegsmonaten versuchen starke englische Seestreitkräfte in die deutsche Bucht einzubrechen. Durch unsere Sicherung werden sie bereits auf der Linie Horns-Riff—Terschelling festgestellt und durch den sofort angesetzten Gegenstoß unserer Vorpostenstreitkräfte mühelos und ohne eigene Verluste abgewiesen. An dem Gefecht nehmen auf englischer Seite außer einer größeren Anzahl kleiner Kreuzer und Torpedobootzerstörer nach einwandfreier Feststellung durch unsere Seestreitkräfte und Flugzeuge 6 Großkampfschiffe (Linienschiffe oder Schlachtkreuzer) teil. Der englische Seebefehlshaber wird sich hierüber im Gegensatz zum amtlichen Bericht der englischen Admiralität, der nur von leichten englischen Seestreitkräften spricht, nicht im unklaren gewesen sein. Dem Vorgehen der Engländer wird unsererseits alsbald mit entsprechenden Kräften entgegengetreten, die den Gegner zum Rückzug bewegen. Auf den feindlichen Schiffen und Zerstörern werden nach einwandfreier Beobachtung unserer Seestreitkräfte eine Reihe von Treffern erzielt. Auch Flugzeuge von uns greifen in das Gefecht ein und belegen die englischen Großkampfschiffe mit Bomben.

Trotz Kälte und Schnee unermüdlich im Angriff, erklimmen österreichisch-ungarische Truppen zwischen Brenta—Piave die steilen, vom Italiener zäh verteidigten Gipfel des Monte Prassolan und Monte Peurna und nahmen einen Regimentskommandeur, 50 Offiziere und 750 Mann gefangen.

Die letzten Meldungen aus Petersburg besagen, daß ein Kampf von drei Tagen stattfand, wobei Zarskoje Selo zweimal den Besitzer wechselte. Auf Antrag des Eisenbahnerbundes wurden Verhandlungen zur Bildung einer Regierung aus sämtlichen sozialistischen Parteien einschließlich der Bolschewiki eingeleitet.

18. November.

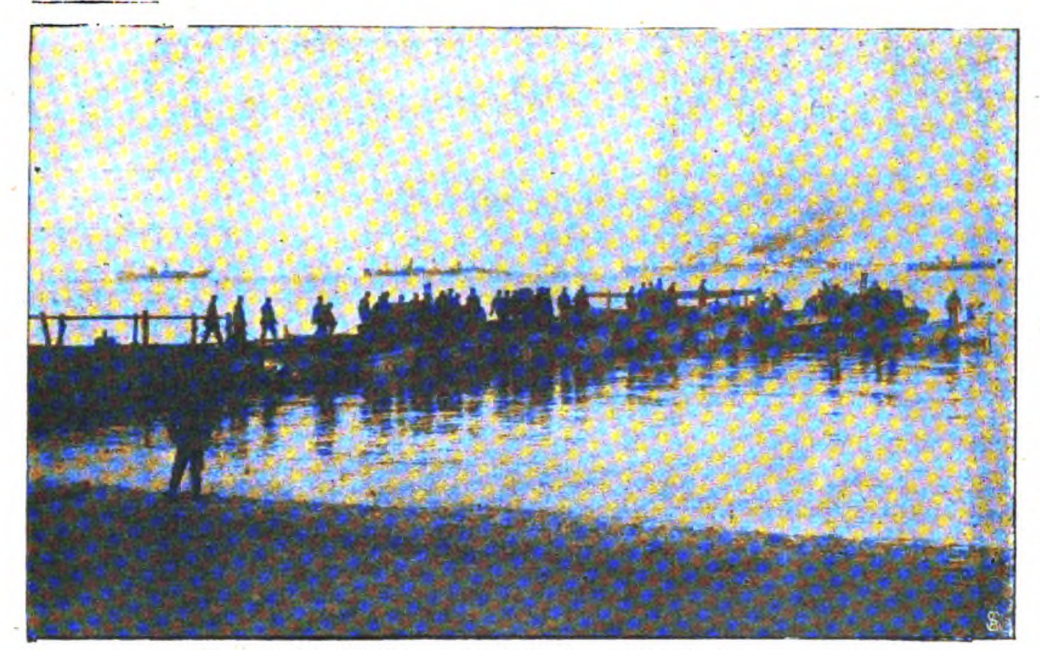
Nordöstlich von Asiago verbluteten sich starke italienische Kräfte in erfolglosen Angriffen gegen die ihnen entrissenen Höhen. Zwischen Brenta und Piave warfen unsere Truppen den Feind aus mehreren Stellungen. An der unteren Piave zeitweilig verstärkter Feuerkampf.

Oesel.

Von Adalbert Prinz von Preußen.

Unsere Gruppe lag in Kiel, als wir plötzlich Befehl bekamen, die Schiffe zu einer vierwöchigen Ausrüstungsübung klarzumachen. Darauf hatten wir seit Tagen schon mit Spannung gewartet. Wußten doch die Eingeweihten, daß diese „Uebung“ nur nach dem Osten führen konnte, daß es sich um Oesel handelte.

Der Gedanke, daß bei der Schwellenlage Oesels nur derjenige, der die Insel beherrscht, auch Herr des Rigaischen Meerbusens ist, lag ja auf der Hand. Mit Freude begrüßten wir von der Marine die Gelegenheit, die erste in diesem Krieg, dem Landheer die Hand zu reichen, um, aufs innigste mit ihm verschmolzen, eine so große Operation durchführen zu dürfen. Ich sage absichtlich die erste Gelegenheit, weil ein ähnlicher „Fall“ in der Geschichte dieses Krieges noch nicht vorgekommen ist. Zwar hatte die Landung eines englischen Expeditionskorps auf den Dardanellen manche Aehnlichkeit mit unserem Vorhaben, die englische Flotte aber hatte im Vergleich zu dem, was uns bevorstand, ein leichtes Spiel gehabt. Weder Minen noch U-Boote hinderten die englischen Schiffe, bis dicht an Land heranzukommen; sie hatten es auch nicht wie wir mit den modernsten Geschützen schwerer und schwerster Kaliber zu tun. Von welcher Tragweite solche Schwierigkeiten sind, beweist



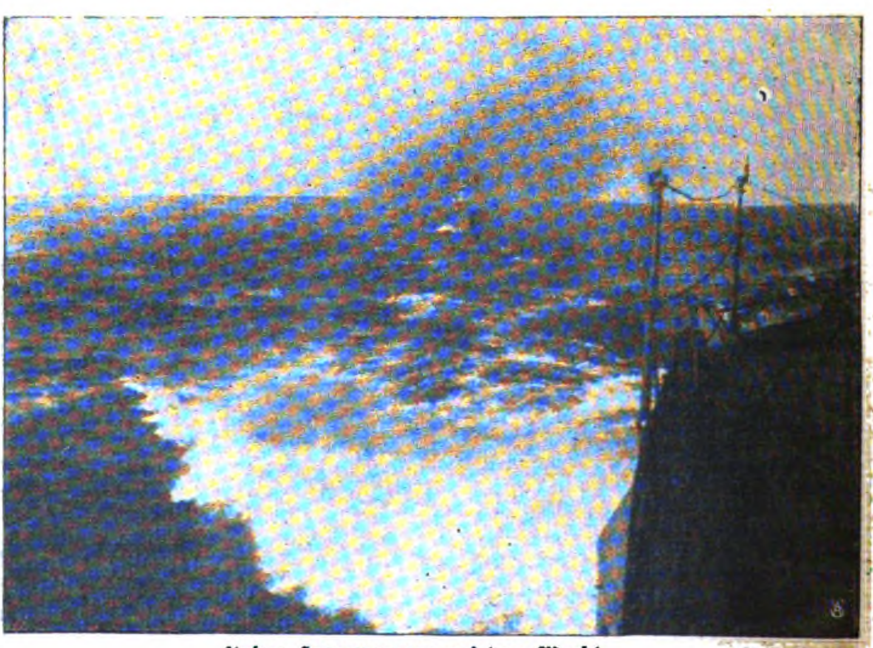
Eine von den Pionieren gebaute Landungsbrücke in der Taggabucht.

der Umstand allein, daß das englische Gallipoli-Unternehmen in dem Augenblick scheiterte, als das erste deutsche Unterseeboot in den Dardanellen auftrat. Hersing!

Die Schiffe wurden also klargemacht, und früh um drei Uhr verließen wir den Hafen mit Ostkurs. Mit hoher Geschwindigkeit ging es in den grauen Morgen hinein. Der Tag brachte nichts Erwähnenswertes, und wir gingen in der Nacht nach Libau. Der Morgen dämmerte, als wir draußen auf der Reede ankamen, um auf den Lotsen zu warten. Es war ein prächtiger Anblick, wie allmählich die Stadt mit ihren kilometerlangen imposanten Molen und charakteristischen Türmen, auf deren goldenen Kuppeln das Morgensonnenlicht flimmerte und leuchtete, aus dem grauweißen Nebel auftauchte. Bald war der Lotse an Bord, und kurz danach machten wir an der Boje im Außenhafen fest. Das rege Leben in diesen vorbildlich großzügigen Hafenanlagen ließ darauf schließen, daß etwas Besonderes in der Luft lag. Die Häfen waren von Transportdampfern aller Größen überfüllt, Tender, Boote und Pinassen zogen hin und her, schleppten Material, Artillerie, Pontons und Soldaten. Die ganze Stadt schien ein einziges Zeltlager. Wo immer der Blick sich hinwandte, fiel er auf Feldgraue. Die schönen russischen Kasernen füllten sie, in Zelten und provisorischen Schuppen waren sie untergebracht, auf den Straßen wimmelte es von ihnen.

Es war inzwischen allgemein bekannt geworden, wohin es ging, und freudige Erwartung spiegelte sich auf allen Gesichtern wider. Fast zählte man die Minuten. Gerade jetzt aber, wo alles wünschte, daß es losgehen sollte, spielte uns der Wettergott einen bösen Streich. Der Südwest- und Weststurm wehte ständig so stark, daß kaum im eigenen Hafen Verkehr mit kleinen Booten möglich war. Es hieß also warten. Von Tag zu Tag aber wuchsen die Schwierigkeiten. Der Sturm wollte nicht aufhören und hinderte die Minensuchflottillen an der Arbeit. Die Armee wurde immer ungeduldiger, die Gefahr, daß unser Unternehmen dem Feind verraten würde, wuchs.

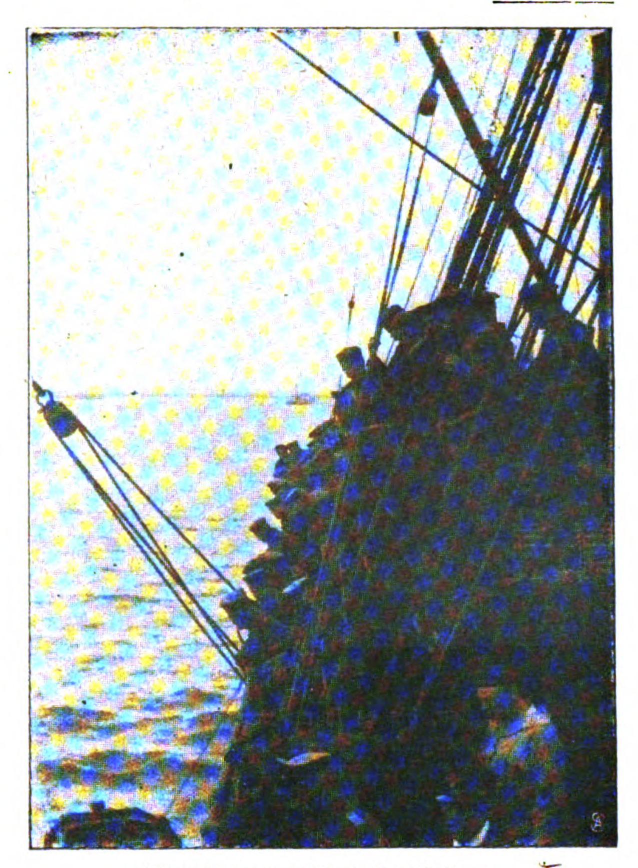
Schließlich hatte das Wetter doch ein Einsehen. Der Sturm flaute ab, und der Befehl kam, in zwei Tagen mit der Expedition zu beginnen. Die Zeit in Libau war keineswegs untätig verbracht worden. Wir übten Ein- und Ausschiffen, Landen kleinerer Abteilungen usw. Dieses wurde so oft durchgenommen, daß alles wie am Schnürchen ging. Die Tage des Wartens hatten die Fühlung zwischen Armee und Marine noch inniger gestaltet, das feste Band, das die beiden ganz aufeinander Angewiesenen umschlang, war womöglich noch gekräftigt. Zu meiner Freude erhielt ich die Nachricht, daß mein jüngster Bruder als Verbindungsoffizier zwischen der betreffenden Armee und dem Generalkommando meinem Schiff zugeteilt worden war. Er hatte bereits den Sturm auf Riga mitgemacht und durfte sich jetzt auch an der Expedition auf Oesel beteiligen.



Unsere Kreuzergruppe auf dem Marsch.



Landungstruppen an Bord.

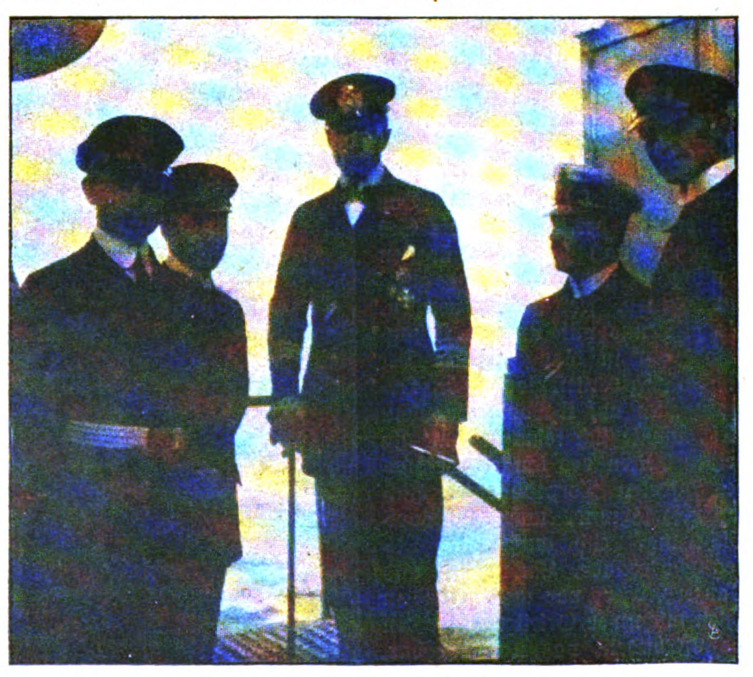


Mannschaften bei der Ausschiffung.

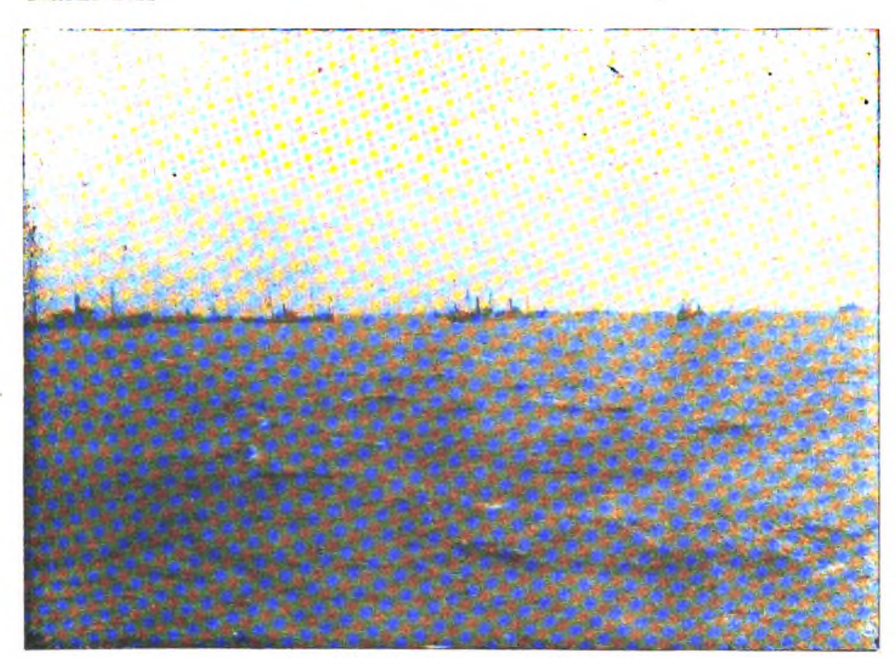
Unsere Gruppe hatte die Aufgabe, die gesamten Transporte zu geleiten und sie glücklich nach ihrem Bestimmungsort zu bringen. Die Minenräumarbeiten, die bisher wegen des schlechten Wetters nur mit Unterbrechung hatten vor sich gehen können, setzten voll ein. Das beharrliche und glückliche Durchführen dieser undankbarsten aller Tätigkeiten, die nie genug erwähnt werden kann, ist mit eines der Hauptverdienste, daß die Wege frei gehalten werden konnten, die wir nachher benutzen sollten. Die Zusammenstellung des Geleitzuges war nicht einfach. Es handelte sich um Dampfer der verschiedensten Tonnagen, der verschiedensten Schnelligkeiten, zu denen sich große Personalschwierigkeiten gesellten. Alle Einzelheiten mußten wieder und wieder



Ausschiffung der Radfahrertruppe.



Kommandant geht von Bord.



Die Kohlendampfer in der Taggabucht.

tauchte unter. Die bläulich violetten Tinten am Horizont vertieften sich allmählich, wurden dunkler, bis schließlich die schwärzeste Nacht uns umfing. Kein Lichtschimmer zeigt sich, nur die Hecklaternen leuchteten wie Glühwürmchen in der Sommernacht. Nun begann für die Transportdampfer wohl der schwierigste Teil der Fahrt, das Positionhalten bei Nacht! Die Abstände mußten innegehalten werden, damit nicht Verwirrung im Verband entstand. Aber es klappte alles auf das trefflichste.

Unsere Spannung erhöhte sich, als uns, denen die Minenkarten bekannt waren, klar wurde, daß wir nun im Bereich der eigenen und der feindlichen Sperren waren. Das Verantwortungsgefühl wurde, wenn möglich, noch gesteigert. Eine Hauptschwierigkeit der

überdacht werden, bis es so weit war, daß alles eingespielt einen homogenen Verband darstellte. Es klappte!

Zur festgesetzten Stunde wurden die Dampfer aus ihren Ställen herausgezogen und in den Außenhafen von Libau gebracht. Es war ein imposantes Bild, das sich da vor unseren Blicken entrollte. Soweit das Auge trug, Kriegs- und Handelschiffe, aus deren Schornsteinen sich schwere Rauchwolken in die blaue, von Sonnenschein erfüllte Luft hoben, und zwischen ihnen ein Hin und Her kleiner, flinker Boote, die den Verkehr von Bord zu Bord noch aufrecht hielten. Die einzelnen Kreuzer wurden auf die verschiedenen Gruppen des Geleitzuges verteilt, jeder hatte besondere Schützlinge ans Herz gedrückt bekommen. Auf meinem Kreuzer befanden sich sechzig Jäger, Radfahrer, die zufällig gerade aus der Lombardzydestellung kamen, die mir von meiner Tätigkeit als Bataillonskommandeur besonders bekannt war.

In eine endlose Seeschlange entwirrte sich das Knäuel der unzähligen, zum Hafen hinausdrängenden Schiffe, um mit nordöstlichem Kurs dem Ziel zuzustreben. Das Wetter war herrlich und die See so ruhig, daß selbst die ärgsten Landratten nicht in Gefahr geraten konnten, seekrank zu werden, als wir uns mit unseren Schutzbefohlenen in Gang setzten. Der Nachmittag verlief planmäßig. Obwohl alles auf U-Boote Ausschau hielt, wollte sich keins zeigen. Zu beiden Seiten des langen Verbandes bildeten Torpedoboote, Zickzackkurse fahrend, unsere U-Boot-Sicherung. Ich wußte die Minensuchverbände, Linienschiffe und Panzerkreuzer vor uns, trotzdem schien mir unser Geleitzug, der den Schluß bildete, noch unübersehbar. Der Tag ging zur Neige, die Sonne

Expedition lag außer der Freimachung der Straßen in der navigatorischen Festlegung des Weges, da es natürlich keine Landfeuer gab. Auch hier aber war von der Leitung vorgearbeitet worden. Sie hatte Feuerschiffe ausgelegt, die uns nun den Durchbruchsweg durch die feindlichen Minensperren erleichterten.

Unendlich langsam schien die Nacht zu verstreichen. Eben breitete es sich wie ein fahler Schimmer auf dem Wasser, und hellerer Schein kündete im Osten den Morgen, als mir ein Ferntelegramm gebracht wurde „Feuer auf russische Küste eröffnen“. Wie ein Schlag ging es durch uns alle. Eine kurze Zeit verging nur, bis wir das Dröhnen und Brummen schwerer Schiffsgeschütze vernahmen, die uns dort bereits vorarbeiteten durch Niederkämpfung der feindlichen Batterien am Ein-



Landgang auf Oesel.

gang zur Bucht, in der wir unsere Schutzbefohlenen landen sollten.

Inzwischen hatten wir uns so weit der Bucht genähert, daß wir die schießenden Schiffe sahen, zwischen denen hindurch unser Weg in die Bucht führte. Es war ein Anblick, der mir unvergeßlich bleiben wird. Noch lagen leichte, graue Nebelschleier über dem Wasser. An Backbord und an Steuerbord beschossen die Linienschiffe die Batterien. Ununterbrochen zuckten die Feuerstrahlen aus den Geschützen, rollte dumpfer Donner über die See. Vor uns in der endlos scheinenden Bucht herrschte anscheinend ein kolossales Durcheinander, das sich freilich beim näheren Zusehen als methodisches, streng geordnetes Vorgehen entpuppte. Minensuchverbände und Flieger waren an der Arbeit. Bald hier, bald da knatterte Maschinengewehrfeuer auf Minen, die unschädlich gemacht wurden, dort wurden Flieger beschossen, dann wieder gellte ein Warnungssignal herüber. Neben uns lief die „Korsika" auf eine Mine. Die ganze Mannschaft wurde gerettet und das Schiff, nachdem es auf Strand gesetzt war, wieder flottgemacht. Mich durchzuckte in diesem Augenblick der Gedanke: Wie würde es meinen Schutzbefohlenen gehen, würde ich sie glücklich vor Anker bringen? Es verlief aber alles zum Glück programmäßig, und nach überaus kurzer Frist lag der Geleitzug im Innersten der Bucht vor Anker. Kurz vorher hatte mir ein zweites Ferntelegramm gemeldet „Sturmtruppen haben Fuß gefaßt". Jetzt hieß es erst recht schleunigst vorgehen, um Verstärkungen heranzuschaffen, damit der erste Landungstrupp nicht zurückgeschlagen werden konnte. Alle Boote wurden zu Wasser gebracht. Ein edler Wetteifer erhob sich, alles war bemüht, seine Radfahrtrupps als erste an Land zu bringen. Einen eigenartigen Eindruck machte es auf mich, als ich, meine Blicke durch das Fernrohrglas dem Land zuwendend, überall die „weißen Fahnen" auftauchen sah. Die Russen kapitulierten.

Abends ging ich an Land zum Divisionstab, der sein Hauptquartier in einer Fischerhütte aufgeschlagen hatte. Dort erfuhr ich, wie herrlich schnelle Fortschritte unsere Landungstruppen machten. Trotz der trostlosen Wege und dem herrschenden Pferdemangel.

Ueberall flammten die Wachtfeuer auf. Im Hintergrund blaute der dämmernde Wald Oesels. Truppen hielten davor, die sich zum Abmarsch sammelten. Ein Zug russischer Gefangener kam heran. Ich begab mich hin und ließ mir durch den Dolmetscher von russischen Matrosen, die zu einem der Forts gehörten, Näheres erzählen. Nach dem, was mir die Leute berichteten, hatten sie alle von unserer Absicht gewußt. Trotzdem war es gelungen, die Russen zu überraschen und die Batterien am Eingang der Bucht durch die Wirkung unserer schweren Schiffsgeschütze zum Schweigen zu bringen. Sie hätten uns die Landung unendlich erschweren und sie, wenn der richtige Geist unter der Besatzung geherrscht hätte, sogar zum Scheitern bringen können. Ihre größte Sorge schien, wie es ihnen in der Gefangenschaft ergehen würde. Einer, der bereits in japanischer Gefangenschaft gewesen war und ein Mützenband der „Aurora" trug, fragte besorgt, ob es denn wahr sei, daß sie nur gebackenes Stroh zu essen bekommen würden. Ein anderer wieder von der Wolga erzählte seltsame Dinge über den Arbeiter- und Soldatenrat. Die meisten wußten gar nichts Näheres, weder über ihren gefangenen Zaren noch über Kerenski, alles war ihnen „nitschewo"!

Noch lange war die Tätigkeit der Marine nicht erschöpft. Die gelandeten Truppen mußten durch Artillerie von der See aus unterstützt werden. Die Torpedoboote machten gleichzeitig durch die Kassar-Wiek einen Vorstoß, dem es in Verbindung mit den gelandeten Truppen des Korps Rosenberg, die auf Orissa vorstießen, hauptsächlich zu verdanken war, daß den fliehenden Russen der Rückzug von Oesel über Moon nach dem russischen Festland verlegt wurde.

Andere Teile unserer Flotte hatten vom Südeingang des Moonsundes die russischen Seestreitkräfte zurückgeschlagen, die hier bereitstanden, um ihren fliehenden Brüdern die Heimkehr zu ermöglichen. Diesen Kämpfen war die bekannte „Slawa" zum Opfer gefallen.

Einzig dastehend ist wohl die Besitzergreifung der Inseln Abro und Runö durch Marineflieger, die auf den Schwimmkörpern (Kufen) ihrer Apparate eine Patrouille von wenigen Mann hinüberbrachten.

Nachdem die kriegerischen Ereignisse nun beendet waren, hieß es die Verbindung mit dem eigenen Festland sicher zu stellen zwecks Heranschaffung von Kohlen, Wasser, Oel, Proviant und Munition. Bei den großen Entfernungen bis Libau, dem inzwischen einsetzenden schlechten Wetter und der stetigen Minen- und U-Boot-Gefahr war dieses eine besonders schwierige Aufgabe, die aber trotzdem glänzend gelöst wurde. Dank dem so gelungenen Gesamtunternehmen von Marine und Armee, konnten wir auf frisch erkämpftem Boden den Geburtstag Ihrer Majestät der Kaiserin feiern. — — —

Soziale Frauenberufsarbeit im Krieg.

Von Eliza Ichenhäuser.

Die soziale Berufsarbeit hat sich, trotzdem sie eine Schöpfung von Frauen für Frauen ist und den echtesten weiblichen Beruf in sich schließt, den Beruf, der mit Wärme, allumfassender Liebe und Mütterlichkeit die Arbeit vom Menschen zum Menschen bedeutet, in Deutschland verhältnismäßig langsam Bahn gebrochen.

Vor nahezu einem Vierteljahrhundert hat Jeanette Schwerin zu den ersten Versuchen angeregt, Mädchen und Frauen durch die sozialen Mädchen- und Frauengruppen zur persönlichen Fürsorge heranzuziehen und ihnen die hierfür nötigen Kenntnisse zu vermitteln. Erst zwölf Jahre später erfolgte die Gründung der ersten sozialen Berufschule in Hannover, fünfzehn Jahre später erst in der Reichshauptstadt, und nach und nach erst folgten auch andere deutsche Großstädte. Und wie die sozialen Schulen, so mehrten sich auch die sozialen Berufe nur langsam, galt es doch überall erst Neuland zu erobern.

Da kam der Krieg mit seinen ungeheuren Anforderungen an die menschliche Kraft, und es zeigte sich, daß es hierbei nicht, wie man früher wähnte, nur auf die Männerkraft ankam, sondern auch auf die Frauenkraft, nicht allein auf die physische, sondern auch auf die psychische, die moralische Kraft. Und da waren es die sozialen Arbeiten, die sich plötzlich mit am notwendigsten zeigten, denn, erwies sich die starke Heranziehung weiblicher Kräfte zur Industrie als nötig zum Zweck der Pro-

duktionsteigerung, so konnte sie nur stattfinden, wenn soziale Maßnahmen deren Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit förderten. Man erkannte rechtzeitig, daß Mütter nur dann mit Ruhe an die Arbeit gehen können, wenn genügend Pflegestellen, Krippen, Kindergärten, Horte, Stillstuben usw. ihnen in den Arbeitstunden die Sorge für die Kinder abnehmen, daß für ihre generativen Aufgaben Maßnahmen zum Schutz für ihre Gesundheit notwendig sind, geeignete Wohn- und Schlafräume, eine verbesserte Nahrungsmittelbeschaffung, sachgemäße Arbeitsvermittelung, kurzum Fürsorge der verschiedensten Art.

Zur Ausübung dieser Fürsorge stellte sich die Notwendigkeit einer Reihe sozialer Berufskräfte heraus, die teils erst in der Entstehung, teils ganz neu waren. Vor allem hat die Organisation der Frauenarbeit durch das Kriegsamt in seiner Frauenarbeitzentrale, seinen zahlreichen Frauenarbeitsnebenstellen und seinen noch zahlreicheren Fürsorgevermittlungstellen ein kleines Heer sozialer Mitarbeiterinnen erforderlich gemacht. Die Behörden haben den Wert gut vorgebildeter, sozialer Hilfskräfte kennengelernt und begnügen sich nicht mit den vorhandenen, trotzdem wir gegenwärtig bereits zweiunddreißig soziale Frauenschulen (die allerdings nicht alle gleichwertig sind) in Deutschland besitzen, also viel Material bereits vorliegt, sondern haben für einige Berufe, die sie als besonders wichtig erkannt und neu umgestaltet und belebt haben, an verschiedenen sozialen Frauenschulen im Reich besondere Kurse abhalten lassen. So z. B. für Fabrikpflegerinnen. Mit der Anstellung einer Fabrikpflegerin wurde bereits im Jahre 1900 von Direktor Erich Rathenau im Kabelwerk Oberspree der A. E. G. der erste Versuch gemacht. Er fand aber nur wenig Nachahmung. Erst die außerordentliche Zunahme der Frauenarbeit, die im Krieg stattgefunden hat, und besonders dort, wo sie zu Verrichtungen verwendet wird, die man früher als ungeeignet für Frauen erachtete, wie auch die Verwendung unerfahrener Neulinge ließen eine erhöhte Fürsorge für Fabrikarbeiterinnen wünschenswert erscheinen; diese Fürsorge für das persönliche Leben der Arbeiterinnen und ihrer Familie wünschte das Kriegsamt in die Hände taktvoller, reifer, sozial erfahrener Fabrikpflegerinnen zu legen. Die Frauenarbeitstellen regten die Besitzer und Leiter großer Fabriken mit zahlreichen Arbeiterinnen zu einem Versuch nach dieser Richtung an, und binnen wenigen Monaten entschlossen sich an hundert Firmen hierzu. Da die vorhandenen geschulten sozialen Kräfte nicht genügten, entschloß das Kriegsamt sich zu den bereits genannten drei- bis sechswöchigen Kursen, die in Berlin, Düsseldorf, Karlsruhe, Magdeburg, Frankfurt a. M., Hannover und Breslau abgehalten wurden, zu denen allerdings nur Frauen zugelassen wurden, die im industriellen Leben oder in sozialer Praxis gestanden haben oder über geeignete theoretische Kenntnisse verfügten.

Wie das Amt der Fabrikpflegerin, so ist das Kriegsamt im Begriff, auch den Beruf der Wohnungspflegerin, der erst seit einigen Jahren von einigen Gemeinden in Angriff genommen, während der ersten Kriegsjahre zum großen Teil ruhte, neu zu beleben. Da die Wohnungsverhältnisse der Arbeiterinnen in Munitions- und anderen Betrieben, wo für plötzlich notwendig gewordene große Arbeiterinnenscharen die nötigen Vorkehrungen nicht immer getroffen werden konnten, mitunter bedenklicher Natur sind, hat sich die Notwendigkeit einer besonderen Wohnungsfürsorge ergeben. Wie für die Fabrikpflegerinnen sollen nunmehr auch für die Schulung von Wohnungspflegerinnen ungefähr dreiwöchige Kurse abgehalten werden, und zwar findet der nächste am 26. November in der sozialen Frauenschule in Berlin-Schöneberg statt.

Die gesteigerte Frauenarbeit hat naturgemäß die Bedeutung des Berufs der Arbeitsnachweisbeamtin und Berufsberaterin bedeutend gehoben und ihn ins rechte Licht gesetzt, da es klar ist, daß durch eine richtige Berufs- und Arbeitsberatung die Möglichkeit gegeben ist, die richtigen Menschen an die für sie richtigen Stellen zu bringen und auf diese Weise erhöhte Leistungen zu erzielen. Sowohl die Bundesratsverordnung vom 16. Juni 1916, wie auch die Verfügung des Kriegsamts vom 5. März 1917, die einen „Ausbau des weiblichen Arbeitsnachweiswesens mit Rücksicht auf die Kriegswirtschaft" fordern, haben vielen Städten Anlaß gegeben, in wachsender Zahl weibliche Beamte an städtischen Arbeitsnachweisen anzustellen, diese durch Beratung zu erweitern, wie auch Berufsberatungstellen für die Jugend einzurichten.

Da auch auf diesem Gebiet ein Mangel an geschulten Beamtinnen herrscht, hat der Verband Märkischer Arbeitsnachweise und das Kartell der Auskunftstellen für Frauenberufe, einen Einführungskursus für Frauen, die bereits in verwandter Arbeit gestanden haben, eingerichtet.

Eine nicht geringe Zahl sozialer Hilfskräfte hat die Kinderfürsorge nötig gemacht, die vom Kriegsamt bzw. von der Frauenarbeitzentrale in Angriff genommen wurde, um die Mütter arbeitsfähig und -willig, die Kinder körperlich, geistig und sittlich gesund zu erhalten. Zu diesem Zweck für geordnete Unterbringung bei Verwandten und Nachbarn oder in Pflegestellen, Hand in Hand mit Säuglingsfürsorgestellen in Voll- oder Tagesheimen (Krippen, Kindergärten, Horten) zu sorgen, eine zweckmäßige Ernährung der Kinder eventuell durch Schulspeisung zu sichern, die Unterbringung städtischer Kinder auf dem Land zu ermöglichen, erfordert nicht allein die Umfassung sämtlicher für Jugendfürsorge in Betracht kommenden Einrichtungen, wie Hauspflegerinnennachweis, Pflegestellennachweis, Pflegestellenaufsicht, Waisenpflege, Säuglingspflege und Mütterberatung, Kindergärten, Kinderhorte, Schulspeisungen usw., sondern natürlich auch aller sozialen Spezialberufsarbeiterinnen, wie die Waisenpflegerin, die Säuglingspflegerin und -fürsorgerin, die Hortnerin, die Kindergärtnerin, die Schulschwester, die Schulpflegerin, die Jugendpflegerin, die Jugendfürsorgerin usw.

Hier wurde die Teilung in der Weise vorgenommen, daß zur Einrichtung der Kinderfürsorge nur vollausgebildete und praktisch gut erfahrene Personen genommen wurden, während zur Ausführung den ebenfalls sozial geschulten Leiterinnen Helferinnen beigegeben werden, die in Kursen dazu angeleitet werden.

Die in der Kriegswohlfahrtspflege als Kriegshinterbliebenenfürsorgerinnen usw. ebenfalls in großer Anzahl tätigen Frauen sind natürlich auch ein Kriegsprodukt, während die Kreisfürsorgerinnen zwar ebenfalls erst während des Krieges in die Erscheinung getreten sind, aber sowohl ihrer Ausbildung wie auch ihrem Zweck zufolge für den Frieden bestimmt erscheinen. Die Städte Köln und Charlottenburg haben während des Krieges städtische Wohlfahrtschulen gegründet, die in ein bis einundeinhalbjährigen Kursen Fürsorgerinnen heranbilden, die mit dem Kreiskommunalarzt als ausführende Organe der Kreisfürsorgeämter gedacht sind, die die Kinder- und

Mütterfürsorge, die Tuberkulosenfürsorge, die Wohnungsfürsorge, die Gesundheitsfürsorge, kurzum das gesamte Gebiet der Familienfürsorge umfassen sollen.

Noch eine Reihe anderer sozialer Frauenberufe sind erst in den letzten Jahren entweder neu erstanden oder haben an Bedeutung gewonnen, wie die Gemeindeschwester und die Gemeindehelferin, die Landschwester, Landpflegerin und Landfürsorgerin, die Armenpflegerin, Berufsvormünderin bzw. Helferin, die Jugendgerichtshelferin, Polizeiassistentin usw. Sie alle hat man, besonders im Kriege, schätzen und würdigen gelernt, ja so sehr schätzen, daß man sogar ihre Gehälter erhöht hat. Trotzdem bewegen sich die meisten von ihnen noch auf einem außerordentlich niedrigen Niveau, das in keinem Verhältnis zum großen Aufwand an seelischer und nicht selten auch körperlicher Kraft steht. Ein Jahresgehalt von 1500—1800 Mk. gehört für sozial geschulte Kräfte nicht zu den schlechtesten, und 2400—3600 Mk. sind meist nur den Akademikerinnen vorbehalten. Im ganzen kann man die Bezahlung in anbetracht dessen, daß nur gut vorgebildete Kräfte ihren Platz ganz ausfüllen können, und daß unendlich viel Selbstaufgabe und Selbstaufopferung zur vollen Ausfüllung eines sozialen Berufes gehören, nicht hoch nennen.

Auch ob die sozialen Berufe für die Zukunft aussichtsreich sind, läßt sich nicht mit Bestimmtheit beantworten, weil nach dem Kriege voraussichtlich ein großer Teil der Aemter, in denen Spezialarbeiterinnen gegenwärtig tätig sind, aufhören werden und dadurch wie auch durch das Material, das gegenwärtig in den 32 sozialen Schulen herangebildet wird, ein großes Angebot an Kräften den Arbeitsmarkt ungünstig beeinflussen dürfte. Es ist aber auch andererseits möglich, daß die soziale Arbeit immer mehr vertieft und erweitert wird und dadurch neue Kräfte erforderlich werden. Sicher ist, daß sie gegenwärtig außerordentlich wichtig und nötig ist, und daß die sie Ausübenden während des Krieges dem Vaterland große Dienste geleistet haben.



Karte zu dem siegreichen Vorgehen der Verbündeten in Oberitalien.

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern).

Die ungeheure Niederlage der Italiener gestaltet sich in der Folge zu einer der schwersten seit Kriegsbeginn. Die Verluste an Kampfmitteln legen die Bewegungsfreiheit unserer sämtlichen Gegner auf lange Zeit hinaus lahm, und zwar erstreckt sich diese Wirkung auf sämtliche Fronten.

Weit über dreimal hunderttausend Mann Gefangene hat in den Kämpfen der drei verhängnisvollen Wochen die italienische Armee verloren. Dazu kommt die beträchtliche Einbuße an Gefallenen. Zwei Drittel der Artillerie ist in unsere Hände gefallen. In Geldwert ausgedrückt, haben wir dem Feinde damit eine Viertelmilliarde abgenommen. Fast vollständig unversehrt ist die ganze angehäufte Munitionsmasse uns zugefallen. Unübersehbar ist die Beute an sonstigem Kriegsmaterial, Proviant usw.

Die ersten Tage der Woche brachten ein Bild auf der Kriegskarte, das die Gewaltigkeit des Erfolges unserer Woche in augenfälligster Weise darlegte. Am 10. November noch dehnte sich unsere Front in weitem nach Südwesten offenem Bogen von Asiago über Borgo, San Martino, Pieve di Cadore, Barcis, Vittorio bis Susegana und betrug ungefähr 200 Kilometer. Am 12. lief die Front bereits über Castello Tesina und Feltre und betrug nur noch etwa 100 Kilometer. Gegen Ende der Woche hatten wir unsere italienische Front um drei Viertel ihrer früheren Ausdehnung verkürzt.

Abgesehen von geringen Verlusten hat unsere und unserer Verbündeten gemeinsame Heeresleitung ihre Kräfte vollzählig versammelt. Große Teile unserer Truppen sind frei in unserer Hand zu anderweitiger Verwendung.

Von unserm Willen vorgezeichnet geht der Gang der Ereignisse unabwendbar seinen Weg weiter. Zug um Zug brachten die einlaufenden Berichte die Bestätigung. Die Tatsachen beweisen, wie nachhaltig entscheidend die deutsch-österreichische Einheit über die Vielheit der Feinde gesiegt hat und weiter siegt.

Nicht nur an dieser Stelle der Front. Auch an der Westfront. In Flandern besteht unsere Armee mit ihrer Ökonomie der Kräfte gegen die ungeheure Kraftverschwendung der Feinde, die an ihrem Menschen- und Materialbestand Raubbau treiben. Nach vorsichtiger Schätzung haben die Engländer in ihren Flandernschlachten im Lauf von kaum vier Monaten mehr als eine halbe Million Mann verloren. Was ihnen dafür an Gelände zugewachsen ist, umfaßt nur 143 Quadratkilometer. Dies Gelände ist strategisch wertloses, zertrümmertes Trichterfeld. Ihrem Zweck, der das Ziel der wüsten Großschlachten in Flandern bildete, die belgische Küste und unsere U-Boot-Basis zu erringen, sind sie dadurch nicht nähergekommen.

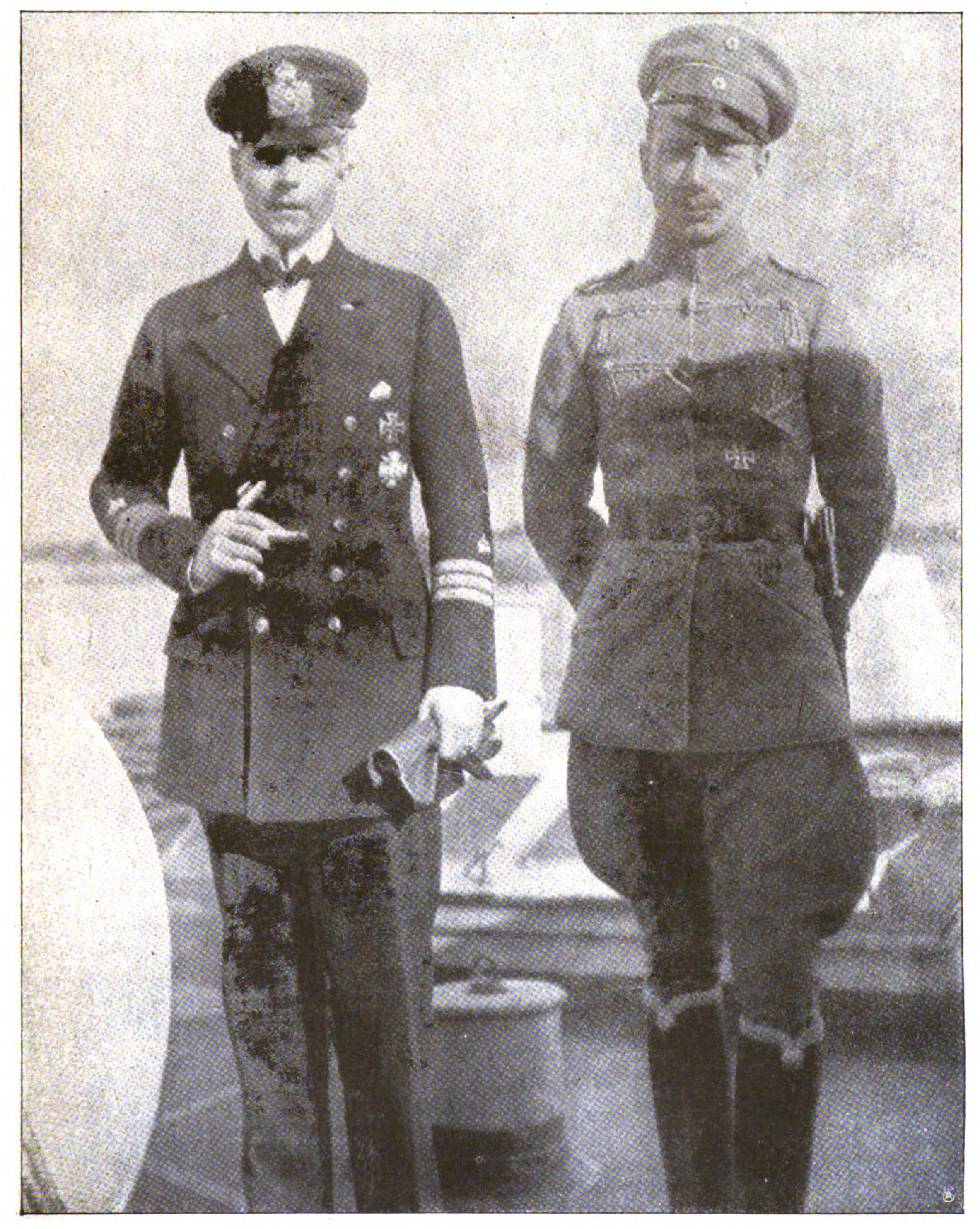
Es lohnt wohl, demgegenüber festzustellen, daß wir Verbündeten in der gleichen Zeit 45 550 Quadratkilometer erobert haben.

Wie anzunehmen war, ist bis jetzt nichts von Bedeutung geschehen, was wie eine ernst zu nehmende Hilfsaktion von England und Frankreich für Italien aussieht. Schwarze französische Truppen sind auf italienische Städte verteilt, wo sie zur Herstellung der Ordnung verwandt werden, ohne Miene zu machen, an die Front zu gehen. Von der Verwirrung, der beispiellosen Not, die durch die überstürzte Rückflut der Massen italienischer Flüchtlinge im Lande entstanden ist, drangen die traurigsten Nachrichten herüber. Italiens Buße ist hart und wird immer härter. Unverhohlen geben England und Frankreich dem geschlagenen Italien zu verstehen, daß sein Schicksal im schweren Ernst der Gesamtlage von untergeordneter Bedeutung sei.

Weit über das Maß der schlimmsten Befürchtungen hinaus, die unsere Feinde zu hegen berechtigt waren, gestaltet sich ihre Bedrängnis. In jeder Beziehung. Nach den einheitlich mit stetigem Erfolge durchgeführten Absichten unserer allgemeinen Kriegsleitung wirkt jeder Einzelerfolg, jeder Fortschritt unabwendbar weiter.

Jede neue Woche arbeitet neben den Siegen unserer Heere durch die Leistungen unserer Flotte weiter an der Bedrängnis Englands. Die Schiffsraumvernichtung durch unsere U-Boote ist andauernd stärker und schneller als die Herstellung neuen Schiffsraumes im Dienste Englands. England ist abhängig von der Einfuhr. Seine Hoffnungen auf Ersatz von außen sind gescheitert. Es hat keine Aussicht, sich gegen den U-Boot-Krieg zu behaupten. Der U-Boot-Krieg wird ausschlaggebend mitwirken bei der letzten Entscheidung dieses Krieges.

Die Versuche der Engländer, unter dem Zwange unseres Willens in der hohen Bedrängnis ihrer Lage, sich und die Franzosen, auf die allein sie sich noch stützen können, zu Abwehrmaßnahmen aufzuraffen, werden uns gewappnet finden. Unsere Führer wissen den Weg, der folgerichtig zum Ziel führt. X.

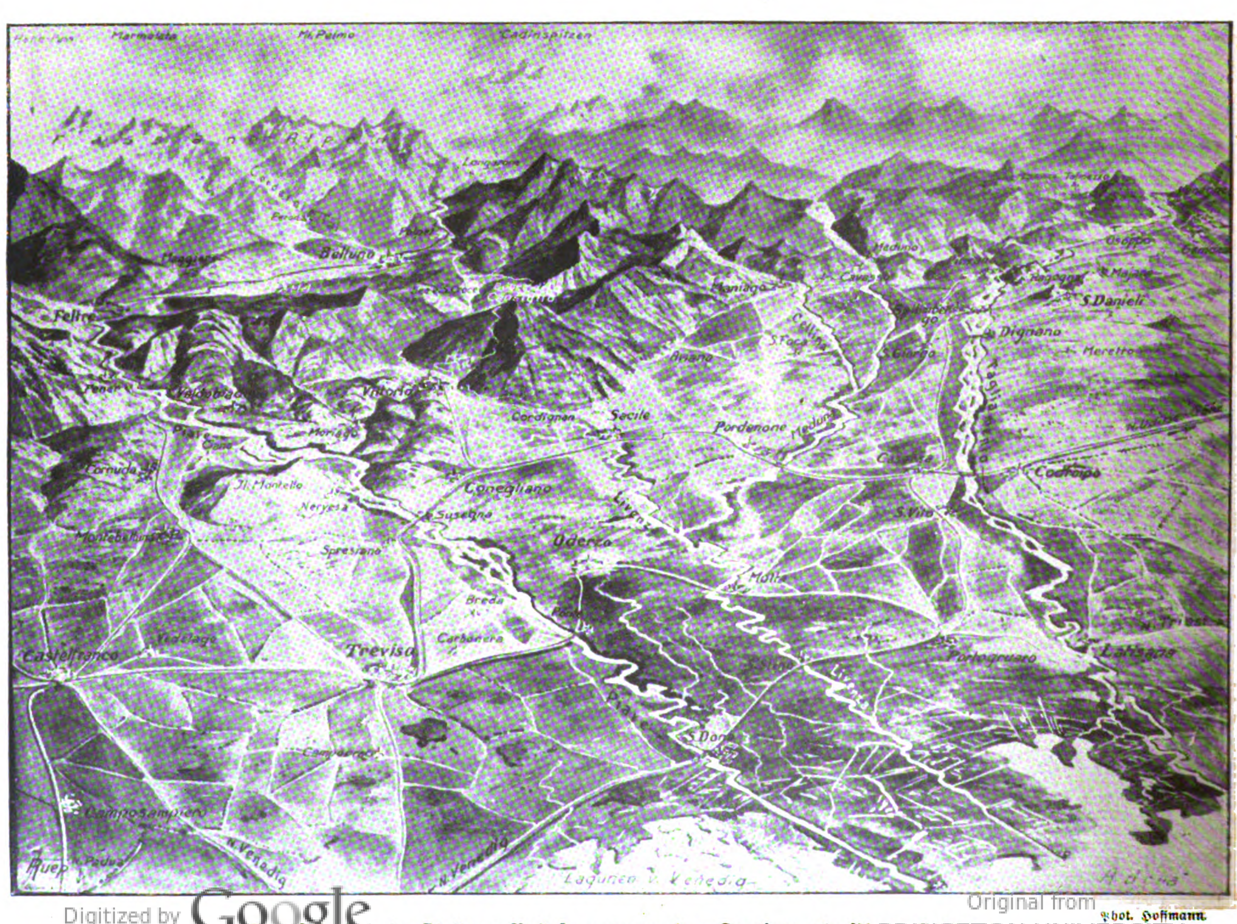


Prinz Adalbert und Prinz Joachim von Preußen.

„Zu meiner Freude erhielt ich die Nachricht, daß mein jüngster Bruder als Verbindungsoffizier zwischen der betreffenden Armee und dem Generalkommando meinem Schiff zugeteilt worden war.“ — Aus dem Aufsatz des Prinzen Adalbert: „Kiel“ auf S. 1599.



Verlassene italienische Stellungen auf dem Monte Sabotino.



Zur Offensive in Italien: Reliefpanorama des Tagliamento-Piave-Gebietes.

Phot. Hoffmann.



Erz. v. Below, der Führer der siegreichen deutschen Italienarmee, nach dem Dankgottesdienst im Dom zu Udine am Namenstage Kaiser Karls.



Bild- und Film-Amt.

Im eroberten Udine: Auf der Piazza Palmanova vor der Porta Aquileja.



40 000 gefangene Italiener in einem von den Italienern für österreichische Gefangene errichteten Lager.



Österreichisch-ungarisches Trainlager in der venezianischen Ebene.



Bufa.

Zwei gefangene italienische Brigadekommandeure (Brigade Genova und Brigade Etna) werden mit ihren Stabsoffizieren im Auto abtransportiert.



Bild- und Film-Amt.

Rast deutscher Jäger an einer der Paßstraßen.

Die siegreiche Isonzo-Offensive.



Im eroberten Udine.

Oben: Rast auf der Straße in Udine.
In der Mitte: Die Piazza Vittorio Emanuele am Tage der Einnahme.
Unten: Vor der deutschen Kommandantur auf der Piazza Vittorio Emanuele. Bild- und Film-Amt.



Oberleutnant z. S. Rud. Dehn. — Phot. Rosenthal. Leutnant Ernst Bederling. — Phot. Kempe. Oberleutnant Uhlmann. — Phot. W. Herrmann. Off.-Stellv. Manzelmann. — Phot. Douis. Hauptmann Hugo Schimmel.

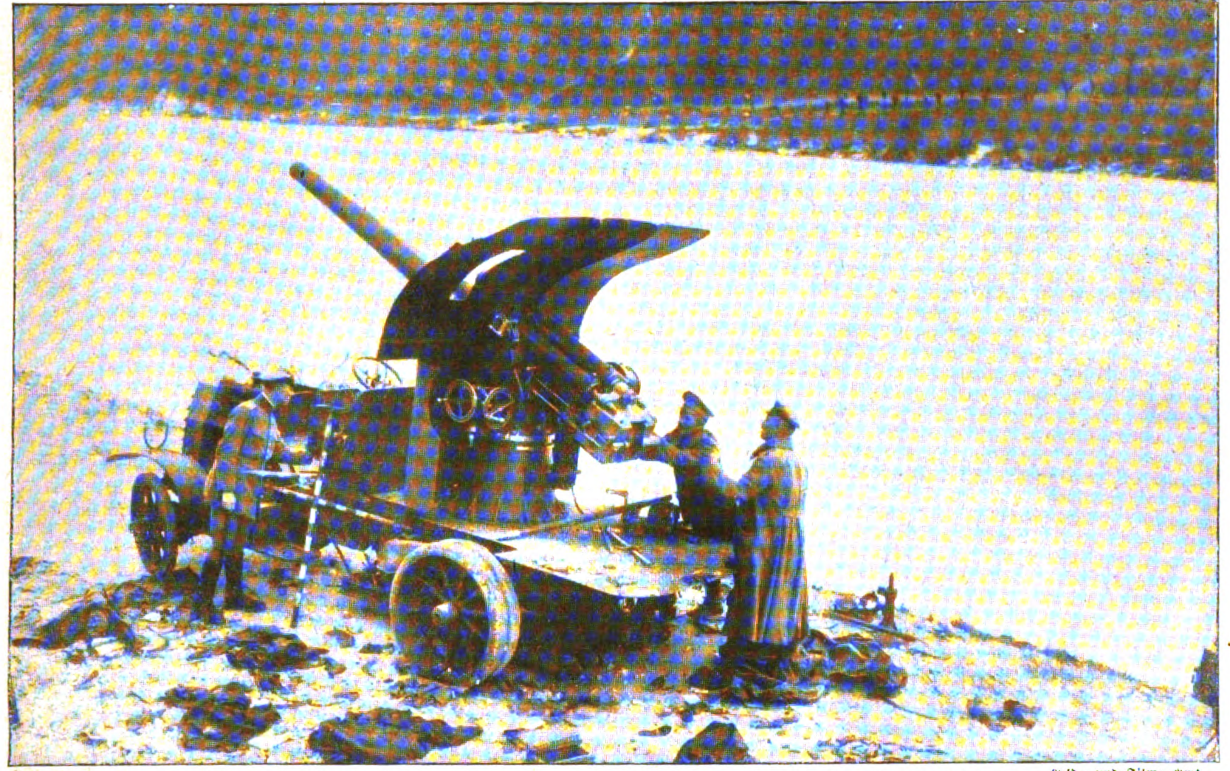
Phot. F. Reinhard. Oberleutnant G. Hartenstein — Leutnant S. Schade. — Leutnant Curt Fritsche. — Leutnant W. Böhm. — Phot. H. Schlüter. Leutnant Franz Weise.

Leutnant Hans Wiggers. — Leutnant Weise. — Leutnant A. Hieronymus. — Leutnant Adolf Metzger. — Leutnant Hans Wagner.

Leutnant Otto Elble. — Vizefeldwebel Alb. Jäger. — Vizefeldwebel Grüttner. — Feldwebel Jos. Gerner. — Phot. A. Wertheim. Leutnant Gottlieb Mau.

Unteroffizier Markert. — Off.-Stellv. Alfr. Hager. — Unteroffizier Cl. Bachhausen. — Phot. A. Abel. Off.-Stellv. Mende. — Vizefeldwebel Jos. Ziegler.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Erbeutetes italienisches Flieger-Abwehrgeschütz modernster Konstruktion am Isonzo. Bild- und Film-Amt.

Die siegreiche Offensive gegen Italien.

Ein Luftkampf in Flandern.



Blick in die Ausstellung.

Die Eröffnung der Ausstellung:

König Wilhelm von Württemberg (×) im Gespräch mit dem Chef der Militärverwaltung in Kurland, Landrat von Goßler.

Die Kurland-Ausstellung in Stuttgart, eine Veranstaltung des Deutschen Ausland-Museums.

Kamerad, spiel auf!

Kamerad, spiel auf!
Laß singen und jauchzen die Fiedel dein,
Heut lacht uns noch Leben und Sonnenschein,
Und morgen geht's dran und drauf!
Kamerad, spiel auf!

Kamerad, spiel auf!
Ein Lied von der Herzallerliebsten mein,
Die betet still für mich im Kämmerlein,
Schaut zu den Sternen hinauf.
Kamerad, spiel auf!

Kamerad, spiel auf!
Ich küßt ihr beim Abschied die Tränen heiß
Von Augen und Wangen, dann sprach sie leis:
„Kehr wieder, mein Schatz, Glück auf!"
Kamerad, spiel auf!

Kamerad, spiel auf!
Und kehrt ich wieder und blüht der Wein,
Juchheirassa, dann soll Hochzeit sein,
Die Gäste lad ich zu Hauf,
Kamerad, spiel auf!

Kamerad, spiel auf!
Du sollst mit der erste, der Liebste sein
Und jauchzen lassen die Fiedel dein,
Zum Tanze, zu Spiel und Lauf.
Kamerad, spiel auf!

Kamerad, spiel auf!
Doch wie es Gott im Himmel gefällt,
Mein Leben und Sach ist bei ihm bestellt,
Und morgen geht's dran und drauf.
Kamerad, spiel auf!

Karl Kirmse.

Der Schauplatz der Italien-Offensive.

Von Rittmeister Georg Frhr. von Ompteda.

Venetien (italienisch Veneto) ist der Schauplatz der vielleicht schärfsten, gewiß überraschendsten Offensive dieses gewaltigen Krieges geworden. Und einer erfolgreichen. Das ist nämlich der Unterschied zwischen der Kriegführung der Mittelmächte und jener der Entente: ihre Offensiven glücken, während jenen unserer Gegner durchweg der Erfolg versagt geblieben ist. Der Gewinn eines verödeten, auf Geschlechter hinaus verdorbenen Geländestreifens, wie er dem Feind im Westen hier und da überlassen wurde, ist nämlich in höherem Sinn kein Erfolg. Auf das Ziel — Durchstoß und Aufrollung der Front — kommt es an, juristisch gesprochen auf den Dolus; im militärischen Sinn redet man von taktischen und strategischen Erfolgen; Dinge, die vor allem die militär-wissenschaftlich ungeschulten Engländer nicht gelernt haben auseinanderzuhalten. Die Dardanellenoffensive ist nicht ans Licht gekommen, Saloniki eine Totgeburt, an der Westfront gelangten die Engländer über Wehen nicht hinaus. Wir aber haben gesunde Kinder geboren: wir stehen in Frankreich, tief in Rußland, und unsere Offensiven: Serbien, Rumänien, Riga, Oesel sind, wie der stolz-einfache Ausdruck der Heeresberichte lautet, „planmäßig" verlaufen. Das gleiche geschieht in Venetien.

Die Lage dieser italienischen Provinz hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Ostpreußen, beide stellen durch ihre politischen Grenzen einen Darm dar, nur daß bei dem italienischen Landesteil das Meer im Süden, bei dem preußischen im Norden liegt. Bei solcher Bildung droht immer die Gefahr einer Abschnürung, wie sie denn auch bei der leider durch russische Bedrohung vor anderthalb Jahren abgebrochenen österreichischen Offensive über die „Sieben Gemeinden" beabsichtigt war. Wenn man die Lagunen die ganze Meeresküste entlang und das zerklüftete unwegsame Hochgebirgsland im Norden abzieht, so bleibt bei einer durchschnittlichen Breite dieser beiden von 15 und von 40 Kilometer eine Ebene, die von der Linie Arsiero—Vicenza—Padova—Meer bis zur österreichischen Grenze bei Cormons etwa 170 Kilometer lang, aber nur 60 Kilometer breit ist. Das Bild vom Darm erscheint um so mehr gerechtfertigt, als für die Italiener nur die Einschlupföffnung hinten frei ist. Vorn am Ausgang liegt nämlich die österreichische Isonzofront, rechts das Meer, das durch Hafenlosigkeit (bis auf Venedig, aber fast am Eingang des Blinddarmes, wie man wohl am besten sagt) und durch Küstenbildung sowohl Seehilfe als auch Seeflucht fast unmöglich macht; links dehnt sich die Alpenfront, gegen die anzurennen kaum ernstlich versucht worden ist. Die Kampfhandlungen dort sind nur Gefechte geblieben.

Man sieht: der Italiener operiert hier so recht eigentlich auf der inneren Linie. Nur kann er deren Vorteile, die den Mittelmächten bei ihrer Lage zugute kommen, indem sie beliebig Truppen wie Kriegsbedarf von einer Front zur anderen werfen können, nicht ausnutzen. Er bleibt im Grunde auf einen Schachzug beschränkt: nämlich vor und zurück. Augenblicklich, wie man weiß, nur zurück, denn was der Bundesbruch ihm an freiwillig aus strategischen Gründen überlassenem oder durch die jahrelang erlittenen ungeheuren Blutverluste von elf Isonzoschlachten gewonnenem Lande eingebracht hatte, ist in wenigen Tagen verlorengegangen. Ja, noch darüber hinaus: die deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen kämpfen bereits, wie überall in diesem gewaltigen Kriege, in Feindesland.

Dieses ist an Oberflächengestaltung, Fruchtbarkeit, ja sogar Bewohnern recht verschieden. Der Westen, etwa bis zum Piavefluß, ist der gesegnetere und steht hinter der Lombardei kaum zurück. Im Osten dagegen von Piave bis Isonzo brechen eine Reihe von Flüssen aus den Alpen nieder, die, Kalkgestein mit sich führend, weite Strecken in Steinöden verwandeln, indem sie bei ihrem ständigen Ueber-die-Ufer-Treten Schutt und Geröll ins Land hinaustragen. Es sind dieses von Osten nach Westen: zuerst der nun weltbekannte Isonzo (der Sontius der Römer), im Oberlauf slowenisch Soca genannt, an der Mündung aber Sdobba geheißen (man erinnert sich aus dem österreichischen Heeresbericht der niedergekämpften italienischen Sdobba-Batterien). Er fließt noch auf österreichischem Boden und ist auch der ordentlichste dieser bisweilen recht wilden Gesellen, denn der Oesterreicher bändigt ihn einigermaßen, während die eigentliche „Schlamperei" in Italien beginnt, wo alles, was regiert, trotz schwungvollster Reden entschlossen ist, mit möglichst wenig aufreibender Tätigkeit sich zum Ruhestande durchzuschlagen. So kommt es denn, daß der Isonzo-Nebenfluß Torrente Torre, weil im längsten Teil seines Laufes italienisch, verwahrlost ist und mit einem

Geröllbett die ansehnliche Breite eines Kilometers und mehr erreicht. Seine Steinwüste zieht zwischen Cividale und Udine, näher letzterer Stadt, von den Alpen nieder, so daß ihn unsere Truppen haben überschreiten müssen, ehe sie Udine erreichten. Der nach Westen folgende Tagliamento (sprich: Taljaménto) ist der verrieseltste aller dieser Flüsse. Sein Schuttstrom, bis zu drei Kilometer breit, verwandelt über 50 Kilometer lang das Land in Oede. Nur im Ober- und Unterlauf ist er zu einem Arm zusammengedrängt. Fast an der breitesten Stelle liegt das Städtchen Spilimbergo, dessen ursprünglich deutscher Name vernehmlich anklingt. An der schmalsten Zusammendrängung überschreitet zwischen Casarsa und Codroipo die Bahnlinie Venedig—Wien den Tagliamento auf einer immer noch 800 Meter langen Brücke. Bis zum Piave zieht sich nun ein Geschiebe erfüllter Flußarm (der größte die Livenza) neben dem anderen herab, um in den Lagunen zu enden. Der Piave ist der längste. An ihm liegt Belluno, vor allem aber, schon hoch drüben in den Dolomiten, Pieve di Cadore, des Tizian Geburtstadt. Die malerisch phantastischen Berge seiner Heimat sieht man denn auch auf manchem seiner Bilder wiederkehren.

Der letzte Fluß, der diese Landschaft durchzieht — es sei denn, man wolle noch den Po dazurechnen — ist der Adige, in Tirol, wo er entspringt, Etsch geheißen. Wem klänge bei dem Namen nicht das Reimwort in den Ohren: „von der Etsch bis an den Belt"? Aber er, der bereits weiter oben sein Geröll abgesetzt hat, trägt schon nicht mehr die Wesensart der eigentlich venetischen Wasseradern. Und diese ist Ueberschwemmung oder Wassermangel — ein Sinnbild lateinischer Rasse. Eben noch „Achherrjemine", darauf „Hallaho" und, sobald es schief geht, wieder: „Ach du lieber Gott!" Im Winter, wenn Schnee und Eis die Alpen deckt, ist das Strombett der Flüsse wasserarm. Fängt der Schnee aber an zu schmelzen, so breitet sich das Wasser in endlosen Flächen aus, um im Hochsommer wieder völlig zu versiegen. Wenn dann die nackten Steine des Geschiebes irrsinnige Glut ausstrahlen, kann man fast trockenen Fußes hinüber. Doch geht in den Alpen ein Hochgewitter nieder, so kommen wie bei einem Deichbruch jähe Fluten geschossen, nagen an den Ufern, treten über, und in Seebreite wälzt sich gelb und schäumend das Wasser dahin. Dann ist kein Hinüberkommen mehr, denn die nächste Brücke ist oft viele Stunden weit entfernt.

Hier liegen im Kriege Katastrophen verborgen. Wohl scheint der Uebergang für den Angreifer noch schwieriger zu sein als für jenen, der zurückgeht, doch die Kriegsgeschichte lehrt, daß solches Hindernis dem Fliehenden gerade am verhängnisvollsten wird. Bei ihm sind die Bande der Ordnung gelockert, und in der Eile des Rückzuges wird er jenes Material, das er zum Uebergang braucht, nicht mitgeführt haben. Der Angreifer dagegen weiß seine Trains hinter sich, Siegeswille wie Erfolg erhöhen seine Kraft und verleihen ihm die Ruhe, die zum Brückenschlagen erforderlich ist.

Der Mittelstreifen zwischen Lagunen und Gebirge, den die besprochenen Flüsse durchziehen, trägt in seinem westlichen Teil den Stempel reichangebauten Landes. Hier hat der oberitalienische Bauer ein Mais- und Weizenfeld an das andere gelegt. Meist sind sie nicht groß, regelmäßig von Obst- oder Maulbeerbäumen umstanden, zwischen denen, an Drähten gezogen, Wein sich rankt. Da außerdem jedes Feld der Berieselung halber mit Graben und ausgelesenen, geschichteten Steinen umgeben ist, so ergibt sich daraus eine große Unübersichtlichkeit des Geländes, unter veränderten Klima- und Vegetationsverhältnissen an Flandern erinnernd. Auch die Wege laufen kreuz und quer. Sie enden oft als Sackgassen. So ist das Zurechtfinden sehr erschwert und eine Wirkung außerhalb der Straßen für Artillerie und Kavallerie kaum möglich. Edelkastanien stehen in Gruppen mit ihrem dunklen Grün; an Kirchen, Einzelhöfen und Hängen ragt steil die Zypresse, und das silbrige Laub der Oliven mischt sich mit dem der Maulbeerbäume, denn Seidenzucht blüht hier überall. Der Boden ist von glücklichster Fruchtbarkeit. Freilich muß man es dahingestellt sein lassen, ob er nicht noch weit mehr hergäbe, wenn ein unter härteren Bedingungen Großgewordener hier Pflug, Obst- und Rebenmesser führte. Es ist doch eine bekannte Erscheinung, daß der Fleiß mit der Schwierigkeit der Arbeit wächst. Und hier saßen einst Deutsche. Wir Deutschen sind ja auch, was Arbeit, Ordnung, Ernst anbetrifft, von der Ueberlegenheit unseres Stammes überzeugt. Aber das Klima wandelt, jahrhundertelang gewöhnt, den Menschen um: die hohen Sommertemperaturen schwächen den Willen zur Arbeit. Das mag wohl auch — nebst Blutvermischung — hier die Langobarden allmählich verändert haben. Aeußerlich sieht man oft rein germanischen Schlag: Blauaugen und Blondhaar. Allerdings trifft man sie, abgesehen von einzelnen Stellen, die ich später erwähnen will, mehr im östlichen Teil Venetiens, in Friaul. Dieses redet denn auch eine Sprache, die der Italiener nicht versteht. Ist schon das Venetische (die abgeschliffenste und weichste der italienischen Mundarten) etwa vom Toskanischen, dem, wenn man so sagen darf, „Hochitalienischen", sehr verschieden, so nun gar das Friaulische. Hier ist aber auch das Angesicht der Erde verändert, denn es tritt an Stelle fruchtbarer Felder das zerrissene Kalkgestein: der Karst. Mit ihm ist Wasserarmut verbunden, Humus bildet sich schwer, und so bekommt die Landschaft, in der auch der Pflanzenwuchs abnimmt, ja oft fehlt, bisweilen eine trostlose Kahlheit, deren eigenartiger Reiz erst durch Gewohnheit empfunden wird, dagegen dem flüchtigen Besucher selten eingeht.

Das Klima ist voller Gegensätze. Vom Lande, wo die Zitronen blühen, bekommt man an Wintertagen, zumal wenn die „Bora" (eisiger, Tage anhaltender Sturm) weht, einen recht zweifelhaften Begriff. Überhaupt ist der Winter, obwohl kürzer, so doch von jenem etwa der klimatisch günstigeren Teile Deutschlands keineswegs sehr verschieden, wobei allerdings weniger die tatsächlichen Thermometergrade mitsprechen als das stärkere Empfinden der Kälte durch Luftfeuchtigkeit und ungenügende Abwehr. Daß Doppelfenster unbekannt sind, nimmt bei Lateinern nicht wunder, aber Fenster und Türen schließen nicht, die Wände sind oft dünn, die Nebenräume ungeheizt, der Fußboden ist fast immer Stein, und die Kamine sind wohl dekorativ, ohne jedoch zu wärmen. Ich erinnere mich niemals so gefroren zu haben wie in diesem Lande.

Dafür kann es im Sommer märchenhaft heiß werden, eine feuchte Treibhaushitze, so daß die Haut ständig naß bleibt, eine Hitze, die alle Tatkraft raubt und jeden Schritt als Leistung erscheinen läßt. Ich hatte hier einmal im Auto die Zwangsvorstellung, die Reifen meines Kraftwagens müßten schmelzen, und beugte mich tatsächlich hinaus, um die nasse Gummispur zu sehen, die wir auf der Straße gelassen haben mußten. Dabei bringen die Nächte keine Kühlung, man ist noch dazu an sehr vielen Orten, vor allem, wo stehendes Wasser ist, nun gar in der Nähe der Lagunen, im Sommer von

Moskitos (zanzare) auf das fürchterlichste geplagt. Und man kann um so weniger ohne Moskitonetze (zanzariere) schlafen, als immer Malariaverdacht vorliegt. Diese Gefahr ist am größten in den Lagunen. Sie säumen die ganze Küste Venetiens, beginnen aber schon in der Romagna, nämlich bei Ravenna, um erst dort zu enden, wo am Golf von Triest der Karst ans Meer tritt. Entstanden sind diese merkwürdigen Gebilde durch das Geschiebe, das die Flüsse in ihren Mündungsgebieten absetzen, und das dann durch die herrschenden Nordostwinde gestaut ist. So bildeten sich allmählich Dämme, Inseln, dann Seen, Teiche, die, ursprünglich mit Süß- oder Salzwasser verbunden, durch Auffüllung, Eintrocknen abgeschnürt wurden. Dieser hintere versumpfende Teil, in dem die Gezeiten nicht mehr sichtbar werden, heißt die tote Lagune (laguna morta), der vordere, mit dem Meer noch durch Kanäle oder gar offenen Stellen verbunden, wo Ebbe und Flut den Wasserspiegel gegen einen Meter verändern, wird die lebende Lagune (laguna viva) genannt. Alle Lagunen gehen einmal ihrem Ende entgegen, d. h., sie werden zu Land, das durch die Jahrtausende ständig sich ins Meer verschiebt, wie denn eine ganze Reihe aus dem Altertum bekannter Hafenstädte heute ein bis zwei Dutzend Kilometer vom Meer entfernt liegen, so Ravenna, Adria und das im österreichischen Teile Friauls gelegene Aquileja. Nur Venedig ist bisher diesem Schicksal noch entgangen, indem die Brenta, die sonst die venezianischen Lagunen aufgefüllt und so die Stadt der Kanäle zur Landstadt gemacht haben würde, durch kostspielige Riesendämme gezwungen worden ist, ihre Sand- und Geschiebemassen außerhalb abzulagern. Die Lagunen, im Altertum kiefernbewachsen, sind von einer gewissen toten, jedoch feierlichen Traurigkeit und zu den Stunden des Sonnenaufgangs oder -untergangs von einer zauberhaften Farbenpracht. Die Sumpfniederungen ihres Hinterlandes tragen, zum Beispiel bei Aquileja — sogar Reis. Seehandel ist hier jedoch nicht, denn von Venedig bis zum Isonzo gibt es keinen Hafen von irgendwelcher Bedeutung, ja eigentlich nur eine einzige größere Siedlung: Grado, nach Abbazia wohl das bekannteste österreichische Seebad. Es war einst sozusagen Aquilejas Sommerfrische, wie es der Lido für Venedig ist.

Das Gegenstück zu den unwegsamen Lagunen sind auf der anderen Seite der venetischen Ebene die noch unwegsameren Berge, und zwar die Venezianischen Alpen. Im Gebiet der Sieben Gemeinden, wo bei Arsiero—Asiago die gewaltige österreichische erste Offensive abbrach, sind sie zahmer; ebenso im Osten in den Karnischen Alpen. In der Mitte dagegen liegen einige der schönsten, höchsten und gewaltigsten Dolomiten, wie der Monte Pelmo (3169 Meter) und der Monte Antelao (3264 Meter), noch auf italienischer Seite. Über andere der bekanntesten Wundergipfel, wie Cimone della Pala (3172 Meter) und Marmolato (3344 Meter), läuft die Grenze. Auch einige der Schaustücke der Alpen, zum Beispiel der See von Alleghe und der Misurinasee, sind noch italienisch. Manche dieser Berge und Täler würden, wenn sie zu Tirol gehörten oder in der Schweiz lägen, Modereisepunkte sein; so sind viele nur dem Bergsteiger bekannt und empfangen ein recht mäßiges Publikum von Venetern, denen es da unten im Sommer zu heiß geworden ist. Unternehmungsluft, Geld, Verständnis für Fremdenansprüche scheinen zu fehlen; daher denn die „Bagni“ (Bäder) meist für Anspruchsvollere zu einfach sind, für Bescheidene zu sehr Kitsch, für alle Nichtitaliener aber zu italienisch, das heißt verwahrlost, schmutzig und ungemütlich. Auch in diesen Bergen gibt es Orte oder ganze Täler, wo noch Deutsch gesprochen wird, und zwar eins, das sich am großen deutschen Sprachstamm nicht mit abgeschliffen und sich nicht weiterentwickelt hat: es ist, als hörte man Minnesänger reden. Solch deutsche Sprachinseln sind z. B. die schon genannten Sieben Gemeinden (le sette comuni) und Sappada, deutsch Bladen, südlich des Drauttals an der Terza Grande im Tal von Cadore.

Durch die Ebene nun laufen zwei strategisch wichtige Bahnen. Sie speisten die Isonzofront der Italiener. Es sind die Linie Padova—Venedig (Mestre) — Portogruazo—Monfalcone—Triest, die unweit der Lagunen hinzieht, und die Linie Verona—Vicenza—Treviso—Udine. Von letzterer Stadt, einem wichtigen Knotenpunkt, geht es dann weiter entweder über Görz oder nördlich über Pontafel—Tarvis—Villach nach Wien. Aber außerdem sollen die Italiener eine große Anzahl Straßen gebaut und Wege verbessert haben. Beide Bahnstrecken sind wiederum untereinander mehrfach verbunden, so westlich des Isonzo, westlich des Tagliamento und mehrfach westlich des Piave. Die beiden erstgenannten Strecken werden uns jetzt nützlich sein; die letzten, falls wir auch den Piave überschreiten. Da es den Italienern nicht gelungen ist, die Tagliamentolinie zu halten, so darf man wohl annehmen, daß sie versuchen werden, sich am Piave zu setzen (die beiden Flüsse sind im Mittel 50 Kilometer voneinander entfernt), um dort die Hilfe ihrer Bundesgenossen zu erwarten. Dieser Piave-Abschnitt ist deswegen besonders wichtig, weil hinter ihm der Weg frei ist auf Venedig. Es liegt dann nur noch etwa 25 Kilometer entfernt. Die „Walschen“, wie man in Tirol, die „Katzelmacher“, wie man im Küstenland sagt, scheinen aber kein großes Vertrauen in die Widerstandsfähigkeit ihrer geschlagenen Truppen zu setzen, sonst hätten sie nicht plötzlich Venedig als offene Stadt erklärt. In der Tat war es Kriegshafen und Festung mit Arsenal, Munitionslagern und Munitionsfabriken, mit Forts, Zwischenwerken und das Geschrei, das sie erhoben, wenn ein paar österreichische Flieger ihre Bombeneier hineinlegten, um so lächerlicher, als sie selbst sich nicht gescheut haben, das völlig unbefestigte Triest ständig mit Bomben zu belegen. Triest, die Stadt ihrer völkischen Sehnsucht, Triest, das sie doch erlösen wollten: eine merkwürdige Art, ihm seine Liebe zu erklären.

Die wichtigsten Städte Venetiens sind außer den schon genannten das kleine Cividale, das als erster italienischer Ort den deutschen Truppen in die Hände fiel, und vor allem Udine, die Hauptstadt von Friaul. Es mag ein viertelhunderttausend Einwohner haben und ist wie alle diese Städte — denn im großen ganzen gleichen sie einander wie ein Ei dem andern: alle haben sie eine Anzahl schöner Kirchen und Paläste aus Zeiten reicheren Lebens, und daneben trauert armseligster Zerfall, womit nicht gesagt sein soll, daß die einstigen Prunkbauten etwa gut erhalten wären. Überall findet man das Hoheitzeichen der Herrschaft der Republik Venedig, nämlich den geflügelten Löwen auf einer Säule. Aber auch sonst kehren Nachahmungen oder doch Anklänge an die Lagunenstadt wieder. So klingt das Rathaus von Udine an den Dogenpalast ebenso an wie der Uhrturm an den von Venedig. In der Hauptstadt Friauls, in Udine, ist übrigens ein Berg, auf dem sich das Kastell befindet. Diesen großen Hügel nun soll der Hunnenkönig Attila sich haben errichten lassen, um von dort den Brand Aquilejas zu beobachten. Ist das nur Sage, so dürfte ein anderes Tatsache geworden sein, daß nämlich das

italienische Oberkommando von Udine aus Cividale hat in Flammen aufgehen sehen.

Wenn ich sagte, alle diese Städte hätten einen ähnlichen Anstrich, so gilt dieses nicht allein von der Vergangenheit, die Straßen und Plätzen Namen gibt von Dante oder Savonarola, sondern auch das moderne Italien hat hier seinen Einheitstempel aufgeprägt. Fast überall kehren, wie im ganzen Königreich, wieder: die „Piazza d'Armi“, das „Cavourdenkmal“ oder doch die nach ihm benannte Straße, der „Corso“ oder die „Strada“ oder die „Via“ oder der „Borgo Vittorio Emanuele“. Daß ein Garibaldiplatz, eine Garibaldistraße oder ein Garibaldidenkmal nicht fehlen darf, ist ebenso selbstverständlich wie die „Via“ oder „Piazza 20. Settembre.“

Lieber hat man die Wiederkehr der Künstlernamen. Wie in Toskana überall Robbiaarbeiten sich finden, so bergen hier viele Gebäude Deckengemälde des Tiepolo. Und jeder Ort hat sozusagen seinen Meister. In Conegliano ist Cima da Conegliano (1459—1517) geboren, die Kathedrale enthält denn auch ein Altarbild von ihm. Pordenone ist die Vaterstadt des nach ihr genannten Malers Giovann' Antonio Sacchi da Pordenone (1483 bis 1539); Udine des Raffaelschülers Giovanni da Udine (1487—1564). Es sei hier eingeschaltet, daß Cividale die Geburtstadt ist der berühmten Schauspielerin Adelaide Ristori vom Théâtre Français. Die Vaterstadt des großen Baumeisters Andrea Palladio (1518—1580) ist Vicenza, das auch die herrlichsten Bauten seiner Kunst besitzt.

Zu Venetien gehören noch andere von den besprochenen abseits liegende Städte, z. B. Mantua, wo Andrea Mantegna, der große, bittere Frühmeister (1451 bis 1506) lebte und schuf, vor allem aber Verona, die erste italienische Stadt, die der über den Brenner nach Italien reisende Deutsche zu berühren pflegt.

Gerade Verona trägt kennzeichnend italienischen Stempel, viel mehr als etwa die modernen internationalen Großstädte Mailand und Turin. Diese starke Lagerfestung sperrt den Eingang zur Veroneser Klause. Wir kennen sie aus dem Nibelungenlied durch Dietrich von Bern; Bern lautet nämlich der deutsche Name für Verona. Die Stadt enthält Reste aus allen Kulturen, die einst in Italien blühten, sowohl aus der römischen Zeit (Theater wie eine gewaltige Arena) als aus romanischen, gotischen Renaissancejahrhunderten. Die Piazza delle Erbe (Gemüsemarkt) hat einst Menzel gemalt. Der größte Sohn Veronas, der Maler Paolo Caliari, genannt Veronese (1528—1580), muß seiner Arbeit nach zu Venedig gezählt werden, dessen Hoheitzeichen natürlich auch in Verona nicht fehlt. Auf dem Wege dorthin liegt Padua (italienisch Padova), die berühmte Universität des Mittelalters, wo mancher Deutsche Weltweisheit erwarb. Namen und Wappen im Säulengang wie Grabsteine zeugen davon. Die Katholiken wissen, daß in Padua der heilige Antonius begraben liegt. Auf dem Platz vor seiner reichen Kirche steht das erste erzgegossene Reiterdenkmal der Renaissance: der Gattamelata (venezianischer Heerführer), eines der Meisterwerke des Donatello (1386—1466).

Schöner noch, gewiß gewaltiger, wohl das Herrlichste, das es auf der Erde gibt, ist das andere berühmte Reiterdenkmal Italiens, das in Venedig steht: der „Condottiere“, wie gewöhnlich kurz gesagt wird. Andrea Verrocchio (1436—1488), sein Bildner, hat hier den Heerführer Bartolomeo Colleoni dargestellt. Er diente bald den Visconti, bald der Republik Venedig. In solchem Frontwechsel fand man damals nichts; seine Landsleute fanden ja auch in diesem Krieg nichts dabei.

Damit sind wir nun in Venedig, der Herrscherin dieses Landes, jener Stadt, einzig durch ihre Lage, ihren verschollenen Glanz, aus dem nur Kirchen, Paläste, Denkmäler, Bilder, Brücken, Plätze, Kanäle geblieben sind und ein der großen Vergangenheit nicht recht würdiges Geschlecht. Denn Fremdenfang ist an die Stelle reicher Kultur getreten. Die heutigen Italiener, die ihre Hand begehrlich nach Triest, dem viel tätigeren zweiten Hafen der Adria, streckten, haben es nicht einmal verstanden, die alte Lagunenstadt, ihren sicheren Besitz, zu handelskräftigem Leben zu erwecken. In den alten Palästen machen sich heute Altertumshändler mit gefälschter Ware breit. Die Industrie, auf die sich der moderne Italiener so viel einbildet, die unter Beihilfe und Schutz der verratenen Bundesgenossen sich zu entwickeln begann, trieb in Venedig nur mäßig Blüten. Heute soll dort eine große Kriegsindustrie emporgekommen sein. Die Italiener hörten einst mit einer gewissen Eifersucht von ihrem Rinascimento hochreden, sie wollten ihre heutigen Leistungen gepriesen sehn; und doch, was ist groß an dieser Stadt? Außer der Gunst ihrer Lage doch gewiß nichts, was das Geschlecht von heute schuf, denn Hafen, Handel, Verkehr ist, an anderen Weltpunkten gemessen, nicht von Bedeutung. Nur aus der alten Zeit fällt noch ein Licht, aber ein ewig strahlendes, auf das Venedig von heute. Es heißt: Giorgione (Maler, 1477—1510); Sansovino (Baumeister, 1486—1570); Tintoretto (Jacopo Robusti, Maler, 1518—1594); Bellini (Maler, 1430 bis 1516); Tiziano Vecelli (Maler, 1487—1576). Es heißt: Markuskirche, Dogenpalast, Markusplatz, Frazzikirche, Canal grande. Es heißt: Vergangenheit.

Heute ist hier wieder brennendste Vergangenheit erwacht: der Krieg, der in Völkerstürmen seit tausend Jahren über diese gesegnete Erde fuhr. Wieder sind die Fremden da, aber weder Langobarden noch die eisenklirrenden Heere der Römerzüge, auch nicht steifleinene, langzähnige Engländer, nicht deutsch Hochzeitspärchen, sondern kampfgewohnte Deutsche und deutsch-österreichische Divisionen. Unter ihren dröhnenden Schritten brach die Isonzofront zusammen. Sie trieben die Katzelmacher, die Welschen vor sich her, sie zwangen sie, ihre in zweiundeinhalb Jahren ausgebauten Stellungen an der Alpenfront zu räumen. Es sind die einstigen Bundesgenossen, die verratenen Freunde. Aber nicht Südensehnsucht trieb diesmal, sondern der Wunsch, es heimzuzahlen dem verächtlichsten ihrer Gegner, der sich mit einem Treubruch aus ihrer Gemeinschaft stahl, der sie verriet — vielleicht erfährt man einmal den Preis — wie Judas Ischariot um dreißig Silberlinge seinen Herrn und Meister verraten hat. Wer weiß, über ein kleines stehen vielleicht die treuen Bundesgenossen so nahe der Königin der Adria, daß sie den Kampanile ragen sehen und über der Lagune die Markuskirche golden leuchten, wie einst jener König nordischer Sage von fern Asgard erblickt, die Götterburg. Und vielleicht werden sie nicht wie er nur das Ziel von weitem sehen, eine Erscheinung, sondern das Arsenal von Venedig wird ihnen seine Pforten auftun müssen, und jene Stätten, wo Tod und Wunden bringende Geschosse entstehen, werden sich schließen.

Hoffentlich für immer, gewiß für diesen Krieg, damit doch einmal Recht Recht bleibe und Verrat seine Strafe finde. Judas ging hin und knüpfte sich auf. Dieses Volk schamloser Verräter hat sich selbst seinen Strick gedreht, mit dem es alle seine Zukunft im Mittelmeer, ja seine Stellung als Großmacht erwürgte. „L'Italia farà da sè“ — „Italien wird es allein machen!“ sagen ja die Italiener.



Hofphot. Siemssen.

Gräfin Giulia Hertling.



Hofphot. Gebr. Martin.

Graf Karl Hertling.



Des Reichskanzlers sämtliche Enkelkinder.

Der Sohn des Reichskanzlers und seine Familie.



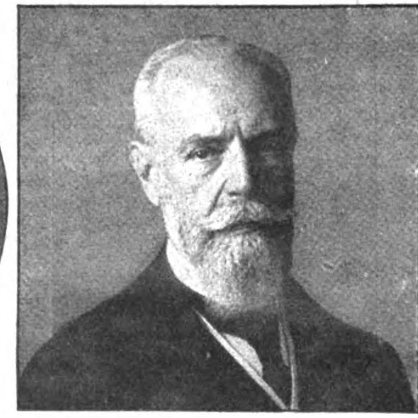
Dr. jur. et med. Gerding †

Bürgermeister der Stadt Greifswald, Mitglied des Herrenhauses.



Kgl. Geh. Hofrat Friedrich Krafft,

Oberbürgermeister der Stadt Ludwigshafen a. Rh., feierte seinen 60. Geburtstag.



Direktor im Reichsamt des Innern

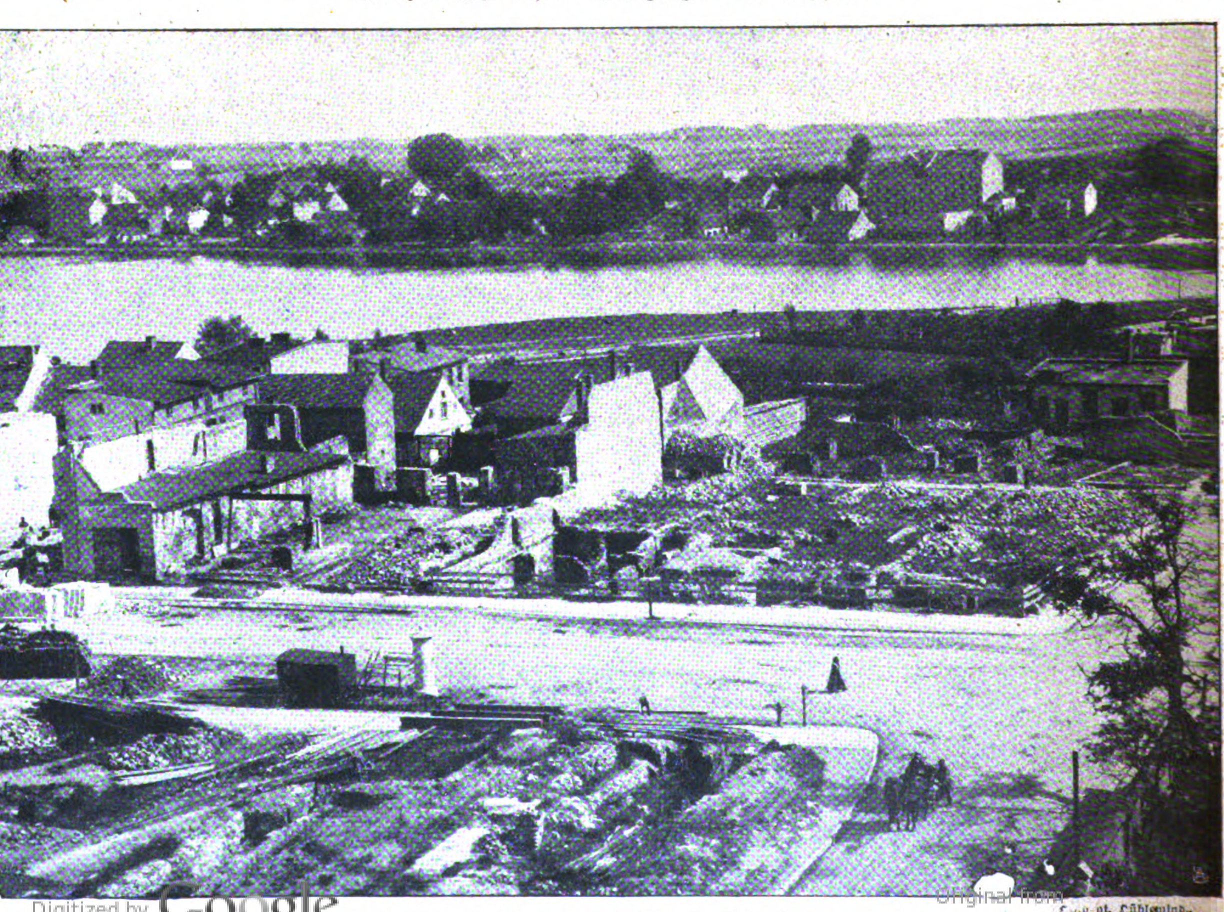
Dr. Franz Caspar,

wurde zum Unterstaatssekretär im Reichwirtschaftsamt ernannt.



Phot. Spelling.

Schweizer Offiziere zur Besichtigung an der Westfront.



Phot. Lühlewind.

Das im Wiederaufbau befindliche Ortelsburg.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

3. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Johanna Ter Mer fuhr fort: „Im Schloß hat der Rentmeister einen schwarzen Flor am Arm und sagt gleich: ‚Meinen Zweiten hat's bei Dixmuiden derwischt! Aber vorher hat er wenigstens noch ein halbes Dutzend von den Engländern weggeputzt, den sakrischen ... elendigen' ... Na ... ich kann's gar nicht weiter wiederholen ... Und unten im Dorf humpelt der Schullehrer mit seinem Schuß im Bein, und wie ich ihn trösten will, schreit der stille, freundliche junge Mensch: ‚Bloß nix mit dem Ersatzbataillon! Ich will wieder naus! Den schuftigen Engländern wird von mir aus nix g'schenkt!'"

„Dat's gaud!"

„... ‚Frau Baronin, davon verstehe Sie nix!' sagt er, als ich nochmal anfange! Ich bitte Sie. Ich, die ich die ganze Welt kenne, ich verstehe nichts davon, aber hier drinnen jeder! Mein Vater ist wirklich ein friedlicher alter Herr. Er tut höchstens den Rehböcken was zuleid. Aber er sagt mir doch auch gleich: ‚Mädi — mein Talbot heißt jetzt auch Kneißl!' ... und wie ich sag: Gott, Vater — ob du das Hundevieh jetzt nach einem Raubmörder oder auf englisch nennst ... da meint er: ‚Hast ganz recht! Ist ein und das selbe!' Und wie ich weiter sag: Du kennst ja gar keine Engländer! meint er: ‚Da zupf du dich lieber selbst am Ohrwatschl! Mir graust schon, wenn ich die g'scherten Malefizgesichter nur im Bild seh!'"

„Empfehlen Sie mich doch bitte Ihrem Herrn Vater, wenn Sie ihm schreiben — nicht?"

„Bei der Trauerfeier für meinen Schwager sprach der Pfarrer: ‚Auch er hat sein Leben nicht umsonst gegeben! Auch er half, die Menschheit von England zu befreien' ... Es ist ja furchtbar, dieser Haß gegen England, der alles in Deutschland bis zum letzten erfüllt ... da hilft alle Aufklärung nichts! Da kann ich zehnmal predigen: Ich kenne die Stimmung in England! Sie betrachten dort den Krieg doch nur als einen Zwischenfall falscher Politik! Sie wollen aus dem Geschäft heraus! Schon wegen der Japs! Lancashire und City wünschen keine lange Störung der Geschäfte! Homerule macht mehr Sorge als Belgien ... Aber was ist hier das Echo? Gott strafe England!"

„Gott strafe England!"

Der Kapitän Lürsen sah auf die Uhr, lächelte und stand auf.

„Sie sind eine kluge Diplomatenfrau, Frau Baronin!" sagte er. „Aber was wir so gegen die lieben Vettern drüben auf dem Herzen haben, das begreifen Sie nicht! Denn wir haben es eben im Herzen und nicht im Kopf! Das ist ja wohl so Gottes Wille in Deutschland" ...

Er hatte es ernster als sonst gesagt. Aber als er ihr jetzt die Hand zum Abschied bot, lächelte er wieder in seiner alten Art.

„Lassen Sie es sich gut gehen, gnädige Frau, und grüßen Sie drüben die Cousine recht schön von mir. . . And tell them, please: It's not only in Old-England, that huntsmen and hounds settle to their fox!"*)

Sie wagte nicht noch einmal zu fragen, was das für eine Hetzjagd zwischen Reiter, Hunden und Fuchs sein sollte, von der er sprach. Sie sagte nur mechanisch, in der Gewohnheit des Lebens in der angelsächsischen Welt: „I shall do so!" und dann auf deutsch: „Sie haben eine merkwürdig reine Aussprache des Englischen, Herr Kapitän; wenn ich Sie draußen träfe, würde ich schwören, daß Sie Engländer sind!"

„Sie sagen mir lauter traurige Sachen zum Abschied, gnädige Frau!"

„Es ist fabelhaft: Sie sehen sogar, wenn Sie wollen, aus wie ein Engländer! Jetzt eben, wie Sie von dem Fuchs sprachen, hatten Sie einen Augenblick das richtige Sportgesicht über dem roten Frack."

„Das scheint Ihnen wohl nur so."

„Da täusche ich mich nicht!" Ich habe doch viele tausend Engländer in allen Erdteilen gesehen. Sie könnten ruhig überall unerkannt unter ihnen umhergehen!"

„Wenn ich das bloß könnte, gnädige Frau! Ich täte es gleich. Aber unter einer Bedingung: Sie müßten mit dabei sein!"

„Ich?"

„Ja."

„Und auch noch gerade jetzt, mitten im Krieg?"

„Gerade wenn ich jetzt mal die Möglichkeit hätte, mit Ihnen zusammen da drüben in England zu sein und Ihnen die Engelschen zu zeigen, wie sie wirklich sind. Jetzt wäre so grade die Zeit! Jetzt lassen die alten, ehrlichen Burschen ihre Masken fallen! Das wäre ein Spaß, nicht?"

*) Und sagen Sie Ihnen, bitte: Es ist nicht nur in Alt-England Gebrauch, daß Reiter und Hunde sich an ihren Fuchs heften.

„Wir beide jetzt zusammen drüben in England? Da müßte eher der Himmel einfallen!“

„Ja, ich kann es mir auch nicht recht vorstellen. Schade! Es wäre wirklich ein Wunder vom lieben Gott! Und nun muß ich gehen, gnädige Frau, und der kleine Bruder mit mir“ . .

Er küßte ihr die Hand mit einer gewissen Feierlichkeit.

„Ich hoffe, Sie kommen gut zurück, Herr Kapitän.“

Nun war bei ihm wieder der humoristische Schein hinten in den Pupillen.

„Und ich hoffe, Sie sind bis dahin eine gute Deutsche geworden, gnädige Frau. Wie? Das sind Sie schon? Also eine sehr gute Deutsche! Das sind Sie auch? Also eine so gute Deutsche, wie ich sie mir vorstelle, ohne die stille Schwäche für die Cousins. Wie? Ob ich sonst noch Befehle für Sie habe? Nein, danke! Weiter ist nichts.“

„Im übrigen kannst du bleiben, wie du bist, meint der Herr Kapitän.“

„Ach, Hans — sei du doch still.“

„Und nun wollen wir uns zum Abschied vertragen,“ sagte Erich Lürsen in einem wärmeren, bei ihm ungewohnten Ton und hielt unwillkürlich ihre Hand fest. „Vorwärts, Forchheim! Wir müssen nun mal schauen, wie weit man auf sein ehrliches Gesicht durch die Welt kommt.“

„Ich bin so gespannt, von Ihnen zu hören.“

„Haben Sie Geduld, Frau Baronin. Ich bin ein bescheidener Mann, der nicht gern viel Aufsehen macht — nicht? Ich komm und geh lieber still für mich. Den Lärm besorgen hoffentlich, wenn's mal so weit ist, die Engelschen ganz von selber.“

Er ging und sagte draußen in der dunklen Nacht, während sie über den einsamen und windigen Bahnhofplatz schritten: „Gut, Forchheim, daß Sie sich auch niemand an den Zug mitbringen. Nur jetzt nicht viel Wesens um einen! Alles so geräuschlos, wie es geht! Wenn ich nur erst mal die langen Wellen im Atlantik unter den Beinen hab, dann will ich ja gern mein Bestes tun, um die Versicherungen bei Lloyds auf eine unchristliche Höhe zu bringen“ . . .

Draußen, auf grauer See, pflügte an einem der nächsten Tage der Herbststurm unermüdlich die Wogenberge. Noch innen im weiten Becken des Kriegshafens scheuchte er den Wasserspiegel zu unruhigen kurzen Wellen. Der Gischt schäumte um den Kiel der hin und her schießenden Barkassen, an deren Bug der kleine Kriegswimpel des Reiches steif flatternd gegen den Wind stand. Die Kriegsflagge überall, auf den Werften und im Arsenal, auf den Dächern der Dienstgebäude und im Top der Masten. Überall das feierliche Eiserne Kreuz auf weißem Grund. Das Zeichen: Deutschland im Krieg. Die Marine im Krieg, zum erstenmal seit ihrem Bestehen.

Der Abend dunkelte. Am Land löste sich der Hölzerwald der Hellingen in unbestimmte Schatten. Das abgetakelte Mastengewirr der nahebei verankerten kleinen Prisen tanzte kaum mehr sichtbar durcheinander. Aber das vieltausendfache Geklopfe und Gehämmer aus den hundert Werkstätten der Werft hörte nicht auf. Das ging Tag und Nacht. Es belebte sich jetzt in der Nacht sogar noch in einem geheimnisvollen Lichterglanz. Da, wo Glaswölbungen das Flicken und Zimmern der großen und kleinen Schiffe überdachten, stieg es jetzt wie ein ungeheurer, in der Ausbesserung begriffener Zentralbahnhof aus dem Dunkel mit einem Farbenspiel von roten, grünen, weißen Lichtern und bläulichem Schein und wimmelnden schwarzen Ameisen um purpurnes Geflacker und fieberndes Gepoch auf Blech und Kupfer und Stahl.

Eine Gruppe Arbeiter schob auf Handkarren Torpedos hinunter an den Kai, wo ein Schwarm Zerstörer links nebeneinander ungeduldig, gleich einem Rudel schwarzer Wölfe, auf den gekräuselten Wellen schaukelte und an den Ankerketten riß. Die Arbeitsleute, die ebenso verrußt und verraucht waren wie die Fahrzeuge vor ihnen, machten neben den viermannslangen kupferbraunen Torpedofischen halt, die noch kopflos und träge, wie schlafend, mit ihren Seiten- und Steuerflossen auf den Wagen lagen, und schauten durch das leise Gezitter des Rauch- und Oeldunstes um die Schornsteine der Zerstörer auf den Hafen.

Dort glitt im Dämmergrauen schattenhaft und langsam ein Schiff hinaus. Es trieb an dem Krebsrot der seit Kriegsbeginn eingefahrenen Feuerschiffe vorbei, an dem Schneeweiß der hier in Sicherheit verankerten Schulschiffe des Lloyd. Es steuerte nahe an den schwimmenden Wasserburgen der Schlachtpanzer hin, die nun schon ihre Kriegsflaggen und drüben die Admiralsflagge mit den schwarzen Kugeln eingeholt hatten. Die vielgebuckelten, niedrig in Bügeleisenform ausgeschweiften Ungetüme schliefen. Das Wimmeln von Blaujacken um die fünf Türen, die langen, weißen Hängemattenreihen, das wechselnde, steigende und sinkende Bunt der Flaggensignale nach dem Land waren verschwunden. Keine Trompetenstöße hallten mehr über das leere Deck. Nur die langen Kanonenfühlerpaare der Geschütze streckten sich finster in die Dunkelheit, und die Augenpaare einsamer Wachen folgten dem stummen grauen Schiff, das in dem Silbergrau der Luft zwischen Himmel und Wasser, dem fahlen Grau der See, bald in der Ferne dem Meer zu schattenhaft zu einer Luftspiegelung wurde und leise, gleich dem fliegenden Holländer, sich in Nichts und Dunst und Leere löste.

Aber in der Nacht darauf sah der Kommandant eines der Torpedoboote, die draußen auf und nieder

kreuzend auf hoher See die Wache hielten, den fliegenden Holländer wieder. Der Kommandant stand in der rauschenden, pfeifenden, stöhnenden Finsternis oben in seinem kleinen, dick mit Matratzen auswattierten Turm zwischen den vielen Knöpfen und Griffen im Halbrund um ihn, auf denen sein Fingerdruck in tiefstem Dunkel ohne Hilfe des Auges sicher spielte und die Befehle nach unten gab. Alle Lichter des gefechtsklaren, pechfarbenen Zerstörers waren abgeblendet, Segeltuch um die Scheinwerfer gespannt. Zwei nachtgeübte Augen spähten, unbeirrt durch künstliche Helle, wie die Eulen in die weite schwarze Leere, aus der das Weiß der Wellenkämme aufschäumte, die das Vorderschiff mit Salzsprühen und Wasserplatschen überschwemmten.

In diesem stürmenden Nichts der Nacht huschte drüben vor dem Torpedoboot ein Spinnweb von Masten, der Schatten eines Schiffsrumpfes wie ein Geisterschiff vorbei, verlor sich sofort wieder, als sei er nicht gewesen. Der knebelbärtige Kommandant im Torpedoturm wußte, was das war. Er schrie dem Fähnrich zur See neben ihm ins Ohr: „Nun ist er draußen! ... Wenn er nur mal erst mitten zwischen Neuyork und London wäre . . .“

IV.

Von der Nordsee her gellte es durch das kahle Parkgehölz des Scheveninger Weges wie ein Hohngelächter der Windsbraut um das Vredes-Palais, den vom Land der Granatenlieferungen zu Ehren des Zaren erbauten Friedenstempel, der einsam, von schweren Regengüssen triefend, unter den ersten Häusern des Haag stand. Die Böen fegten weiter über die niederländische Hauptstadt, der Sturm pfiff um die Ecken, die Menschen drückten sich die Hüte fester in die Stirn und standen doch überall in Gruppen beisammen.

„Das Steamboat von Harwich ist vorhin erst in Hoek angekommen! Sie telephonieren von dort, in England habe man vorigen Mittwoch nacht starken Kanonendonner nahe der schottischen Küste gehört!“



„Haben die Engelschen wieder aufeinandergeschossen?“

„Nein! Es heißt, es sei ein deutscher Blockadebrecher durchgekommen!“

„Wenn eine Flunder zu mir bis hierher in diese Kammer kommt, dann möchte auch ein solches Schiff die weite See gewinnen! Aber anders nicht!“ sagte in seinem reichen Haus in der Javastraat der Yonkheer Cornelis Ter Meer, dem der Diener die Zeitung gebracht. Er saß mit seiner Frau und seinen Freunden beim „Kaffee“, dem Mittagsfrühstück. In seinem Ton lag die ruhige Anerkennung britischer Allmacht zur See.

„Aber hier steht: Von ‚Lady Jones‘, ‚Adolphus‘ und ‚Essex‘ fehlt in Liverpool seit achtundvierzig Stunden jede Funkspruchverbindung aus dem Atlantik.“

Der Yonkheer Ter Meer machte eine wohlgelaunte, ablehnende Handbewegung zu seinem Schwager Staal van Lith, der das gesprochen. Er sagte mit Rücksicht auf seine beiden neutralen Gäste am Tisch, den norwegischen Reeder Petersen und den Großhändler Holm aus Kopenhagen, in deutscher Sprache, die sie alle verstanden: „Nederland ist niet groß! . . . Und Nederland ist doch groß! Durch seine Historie und durch seine Kunst und durch seine Kolonien. Und Nederland soll groß bleiben! Das kann es nur, wenn es sich dem Orlog zwischen Franschmann, Duitschen und Engeland fernhält . . .“

„Das spricht von selbst!“

„Sonst kommt es sonder Konsideration in die Totenkist! Niemand hat etwas in diesem verschreckelichen Krieg verloren. Der Schwed nicht. Der Spaniard. Der Schweizer. Der Griek. Sie müssen sich alle zu einem Weltbund zusammentun, der sie schützt!“

„Und wer schützt den Weltbund, Cornelis?“

Der alte Kolonel a. D. van Meerkerk war ein Spötter. Er hegte als Soldat eine Schwäche für die

deutschen Waffen und was an deutschem Wesen damit zusammenhing.

„Groot=Britannie . . ."

Es klang beinah feierlich, wie der Yonkheer Ter Meer das aussprach. Er fuhr fort: „Groot=Britannie ist auf der Welt, was der Politieagent da vor dem Fenster ist: Es hält Ordnung und sichert jedem ehrlichen Menschen Arbeit und Eigentum."

„Besonders, wenn es die Zweep über den Inder schwingt!" versetzte der unverbesserliche Kolonel. Mynheer van Ysselt neben ihm, der selber früher Rat von Indien gewesen und als solcher hier im Ruhestand den sonst im Haag nie gesehenen Zylinder trug, räusperte sich mißbilligend. Wo blieben die Sunda-Inseln, wenn es England einfiel, die Zufahrt zu sperren?

„Groot=Britannie hält überall auf der Erde seine Hand über jeden weißen Mann . . ."

„Deswegen hat es euch wohl Kapland und Ceylon weggenommen!" sagte Johanna Ter Meer zu ihrem Mann.

„Oh — still doch, Jantje!"

Davon sprach man nicht. Die Mienen verdüsterten sich beim Gedanken an den Verlust dieser schönsten Perlen aus der Krone von Uebersee.

„Immerhin! Groot=Britannie hat für diese Länder sein Bestes getan!"

„. . . ob die zwanzigtausend Burenfrauen und Kinder, die Kitchener verhungern ließ, auch so gedacht haben?" fragte Johanna Ter Meer.

Die Buren waren von Stamm und Blut und Sprache der Niederlande. Wieder umwölkten sich die Stirnen. Der Yonkheer Ter Meer zuckte die Achseln.

„Hier in Europa hat Groot=Britannie den Völkern nur Gutes getan . . ."

„. . . und vor hundert Jahren im Frieden euer Kopenhagen in Brand geschossen und eure Flotte weggeholt!" sprach der hartnäckige kleine Kolonel van Meerkerk zu dem Dänen Holm.

„Groot=Britannie — das ist die Freiheit!"

„Cornelis . . . wann reisen wir zusammen nach Irland?"

„Ihr habt zu viel getrunken, Kolonel! Ihr werdet morgen Haarpein haben!"

„Der Kolonel hat recht!" versetzte Johanna Ter Meer.

„In dieser Stimmung ist sie aus Deutschland zurückgekommen!" sagte der Yonkheer Ter Meer gedämpft zu seinem Schwager und dann lauter und freundlich: „Die großen Völker kennen jedes nur sich selbst! Wir kennen jedes von ihnen und nehmen von jedem von ihnen das Gute. Sonst hätte ich hier nicht meine Frau aus Deutschland geholt!"

Er nickte lächelnd Johanna zu. Jeder am Tisch wußte es. Die Ehe war glücklich. Aber dann fuhr der Yonkheer Ter Meer mit der unbeirrbaren Zähigkeit seines Wesens fort: „Wir sind friedlich, wir wollen zur See fahren und Geld verdienen. Wir sind auf dem Meer wie eine Kerze. Groot=Britannie kann uns ausblasen!"

„Das käme uns niet zupaß!"

„Ich soll morgen mit dem frühesten auf die N. O. T.", sagte der Bankherr van Wijk. Der niederländische Ueberseetrust, den er meinte, umfaßte seit Kriegsanfang Handel und Wandel in Holland.

„Die Engländer sind unerbittlich. Sie legen einen eisernen Riegel vor die See!"

„Ich denke, England ist die Freiheit!" sagte Johanna Ter Meer.

„Ich mag wohl wissen, wer dir in Deutschland diesen Widerspruch eingegeben hat!" Der Yonkheer Ter Meer war verdrießlich und lenkte dann doch ein: „England wird mit sich reden lassen!"

„Wir haben einen Anspruch darauf!"

„Wir besitzen das Recht des Schwächeren!"

„Es soll jetzt, außer Sir Oppenheimer, noch ein englischer Gentleman von ganz hoher Stellung hier im Lande sein!"

„Er stieg heute früh in meinem Hotel ab!" sagte der Norweger. „Man weiß seinen rechten Namen nicht. Heute mittag ging er durch die Spuistraat . . ."

„Riesengroß, noch jung, mit dunklem Haar und Schnurrbart! Die beiden Franzosen rechts und links von ihm sahen aus wie Knaben!"

„Jawohl, Mynheer Holm! Das war er! Was wird telephoniert, Cornelis? In Liverpool fehlt schon Nachricht von sieben atlantischen Steamers? Hu Jammer! . . . Nun — wir wollen gehen!"

Als die Gäste sich empfohlen, saß der Yonkheer Ter Meer eine Weile in seinem Lehnstuhl, ohne, wie er es sonst um diese Stunde tat, die vor ihm liegende Riesennummer der „Times" bedächtig und sorgsam, den goldenen Zwicker auf der Nase, von Anfang bis zu Ende, wie eine weltliche Bibel, durchzulesen. Seine Gedanken waren noch bei den rätselhaften Schiffsverlusten im Atlantischen Ozean.

„Ja, wahrlich: Hu Jammer!" sagte er. „Oh — da vergeht einem Eßlust und Ruhe! . . . Was mag da draußen los sein?"

„Was ich schon lange mir denke: Ein deutsches Schiff, das durch die Blockade gebrochen ist!"

„Woher willst du das wissen, Jantje?"

„In Deutschland hört man mancherlei . . ."

„Du hättest jetzt nicht nach Deutschland fahren sollen . . ."

„Aber nach England läßt du mich!"

„Nur weil wir müssen, Jantje! Ich möchte nur den Tag erleben, wo die Klock den Frieden einläutet . . . Du weißt, ich liege manche Stunde des Nachts wach und sorge, wie wir hier im Frieden durch den Orlog

kommen! Meine Angst gehört nicht den Deutschers und nicht den Engelschen. Meine Angst gehört Nederland. Ich will nur Frieden auf der Welt, und jedermann ist mir ein guter Mann, außer die Japs!"

Er horchte auf, ging zu dem Fernsprecher, der ihn angerufen, sprach langsam, ungläubig hinein: „. . . Wie? . . . Ich habe nicht verstanden . . . nein . . . immer noch nicht . . . ich kann mir nicht helfen . . . ich höre immer Nigeria . . ."

Dann kam er zurück, so erregt, als es ihm bei seinem kaltblütigen und bedächtigen Wesen überhaupt möglich war.

„Jantje . . . eine wreesilijke Neuheit! Der 28 000-Tonnendampfer ‚Nigeria' ist mit einer ungeheuren amerikanischen Munitionsladung im Atlantik versenkt!"

„Das ist recht!"

So jäh wie ihre Worte stießen ihre Augenpaare und ihre beiden Gedankengänge gegeneinander.

„. . . wenn womöglich Menschen umgekommen sind, Jantje?"

„Durch die Munition würden noch mehr Deutsche umgekommen sein!"

Er schüttelte unbehaglich den Kopf und rieb sich wie fröstelnd vor dem Kaminfeuer die Hände. Beide waren sich auf einmal fremd. Johanna Ter Meer hob den Kopf.

„Sonderbar, an Deutschland denkt ihr nie!"

„Oh freilich, Jantje! Wie oft war ich dort!"

„. . . Aber hast du es jemals mit Ernst angesehen? . . . Du fandest doch immer gleich das Lächerliche an den Dingen! Ihr alle hier!"

„Das ist unsere Art!"

„Schon im Frieden war dir alles in Deutschland komisch . . . der Schutzmann . . . oder der Parademarsch . . . oder daß die Herren zu tief vor einander den Hut abnehmen . . ."

„Ja. Es ist belachlich!"

„Warum war dir denn in England nie etwas belachlich, wie du es nennst?"

„Wahrscheinlich, weil da nichts derlei war!" sagte der Yonkheer Ter Meer ärgerlich und nahm wieder die „Times" zur Hand. Dem Verstummen seiner Frau schenkte er keine Beachtung, bis der Diener in der Türspalte erschien: „Mynheer van Wijk am Telephon!"

„Die Passagiere der ‚Nigeria' gerettet!" sagte er. „Aber schon neue Schiffsverluste! Wall-Street in Unruhe! Lloyds Versicherungen steigen sprunghaft. Viel Volk steht vor der Londoner Admiralität und grunzt!"

„Laß sie grunzen . . ."

„Funksprüche von gejagten Dampfern von der Südroute! Handelsabfahrten aus allen Häfen vertagt! Viele Kriegsschiffe der Alliierten sind unterwegs, um das Kaperschiff zu fangen.

„Und das wäre dir recht?"

„Wir sind ruhige Leute und brauchen ruhige See! . . . Was ist das? Oh, Jantje . . . Herr Pedersen schickt vom Hotel eine Depesche, die er eben aus Christiania bekam! Ik dank u zeer! . . . Oh . . . sehr interessant . . ."

Cornelis Ter Meer las mit gespanntem Stirnrunzeln die paar englischen Worte.

„Jantje . . . ein gelandeter Passagier der ‚Nigeria' hat den Kapitän des deutschen Blockadebrechers erkannt. Er war mit ihm vor Jahren in Ostasien zusammen. Es ist ein Korvettenkapitän . . ."

„. . . Lürsen . . .?"

„Ja, bei Gott! Woher weißt du das? Kennst du ihn, Jantje?"

„Ja."

„Was ist das für ein Mann?"

„Ein Seemann, wie wir viele haben!"

„Dabei leuchten deine Augen . . ."

„. . . wenn wir Deutschen zeigen, was wir können?"

„Wir Deutschen! . . . Du bist die Frau eines Neutralen! . . . Ich begreife es! . . . Aber sage es nicht vor andern!"

„Ich sage es vor allen!"

„Jantje — sei niet koppig!"

„Hörst du: Da pfeifen sie draußen schon wieder den Tipperary . . . In jedem Kaffeehaus liegt der ‚Telegraaf'! Warum soll ich denn dann still sein?"

„Die Menschen sind jetzt alle krankſinnig, Jantje! Es sollen auch andere Zeiten kommen! Dann wird alles gut!"

„Nun, wenn dann Deutschland nicht mehr mit dabei ist, wäre es dir auch recht!"

„Nein. Es wäre mir sehr bitter!"

„Warum?"

„Weil es ein hartes Leid für dich wäre! Was dir schmerzelich ist, ist auch mir schmerzelich!"

Cornelis Ter Meer legte seiner Frau die Hand auf die Schulter. Innere Ergriffenheit konnte er nach seiner Stammesart nur durch gutmütigen Spott zum Ausdruck bringen. Wo der wie hier nicht am Platz war, fehlten ihm die Worte. Aber sie empfand doch dankbar die Höflichkeit des Herzens, mit der er immer mit ihr verkehrte. Sie fühlte: Er hat mich wirklich lieb, er will überhaupt niemand ein Leid zufügen, er ist ein gutmütiger Mensch.

Es litt ihn jetzt nicht mehr daheim. Er mußte in die „Witte Societeit", seinen Klub an der „Lange Poten"-Straße, um bei einem holländischen Dämmerungslikör die Vorfälle auf dem Atlantik mit seinen Freunden zu besprechen. Er küßte seine Frau und ging. Sie blieb allein zurück.

Draußen tobte der Sturm. Sie hörte den Mann, der die frischen Schellfische aus Scheveningen brachte, in der Diele berichten, das Meer ginge rauh und hoch. Sein Flanelltje sei vom Salzstaub in der Luft durch

und durch naß, und bei Katwyck sei heute nacht ein Neutraler mit Grubenholz für England während der Flut auf Grund gekommen und sitze noch im Schlick. Und in der Ostdüne, an einem der Querdeiche unter der drahtlosen Station, liege eine angeschwemmte Treibmine, so schwarz und dick und rund wie ein ersoffenes Farken. Die Wacht habe einen Notzaun darum gemacht ... Der Fischmann war längst gegangen. Im Flur dröhnte wieder der tiefe Gong der Hausglocke. Johanna Ter Meer vernahm die Stimme des öffnenden Mädchens: „Dag, Mynheer!" Eine englische jugendliche Männerstimme, und wieder ihr: „Mynheer is niet thuis!" „Der Herr ist nicht zu Hause!" Aber trotzdem brachte Bettje gleich darauf eine Karte. Es stand nichts auf ihr als: „The Marqueß of St. Asaphs".

Johanna Ter Meer schaute überrascht auf den Namen, vor dessen paar Buchstaben jedem Briten das Herz in Stolz und Ehrfurcht schwoll.

„Laat den Heer binnenkommen!" sagte sie, und während sie im Salon auf ihn wartete, dachte sie auch selbst in einem unwillkürlichen Rückschlag angelsächsischen Empfindens daran, daß dies wohl der vornehmste Besucher sei, der je hier in der Javastraat oder sonst in einem Erdteil ihre Schwelle überschritten.

Der Lord Harald von St. Asaphs füllte beim Eintritt in seiner brünetten Riesenlänge fast völlig den Türrahmen. Im Haag, in ganz Holland waren Häuser und Zimmer an sich klein. Jetzt schien der Raum, in dessen Mitte er stand, neben ihm plötzlich wie eine Puppenstube. Er zeigte, unbefangen über das bräunliche Gesicht lächelnd, die großen weißen Zähne unter dem kurzen schwarzen Schnurrbart und sagte, während er ihr kräftig wie einem Mann die Hand schüttelte, mit dem herzlichen Freimut eines guten Bekannten: „Ich hatte Geschäfte in diesem Lande! Ich fahre jetzt über Vlissingen zurück. Ich habe noch ein gutes Stück Zeit bis zum Zug!"

Ihre erste Sorge bei seinen Worten war: Möchte nur das Rundsesselchen aus schwarzem indischem Eisenholz, das er sich in englischem Instinkt gleich dicht an die Kaminglut herangerückt hat, nicht unter seiner sechseinhalb Fuß Länge zusammenbrechen! Er bemerkte selbst die Gefahr, lehnte sich lieber, mit der Nachlässigkeit des Engländers in Damengesellschaft, ein Bein über dem andern, die Hände halb in den Taschen, in den Kirchenstühl daneben zurück und meinte ungezwungen und rasch: „Sie gaben uns die Ehre und waren in Ogmore Castle zu Gast. Es war so gut von Ihnen. So hoffe ich, daß ich hier auf neutralem Boden auch in Ihr Heim kommen darf?"

„Es ist eine Auszeichnung, die meinen Mann glücklich machen wird, mein Lord Marqueß!"

„Erwarten Sie ihn bald zurück?"

„Ich denke so."

Sie merkte an dem Aufblitzen seiner südländisch dunkeln, der Wirkung auf Ladies gewohnten Augen, daß ihm das Ausbleiben des Yonkheer Ter Meer ganz willkommen war. Sie fragte sich im stillen: Warum gilt der Besuch mir? Was will er? Sie, die Diplomatenfrau, kannte zu genau die eisige Höhe, in der sonst der englische Adel über der Menschheit wandelte, wenn er sich nicht plötzlich wie Jupiter aus den Wolken zu Londoner Tanzmädchen, Pariser Circen, Neuyorker Dollarprinzessinnen oder sonst einer glücklichen Sterblichen niederließ. (Fortsetzung folgt.)

Bilder von der Sinaifront.

Von Fliegerleutnant Hans Henkelburg. — Hierzu 7 Aufnahmen.

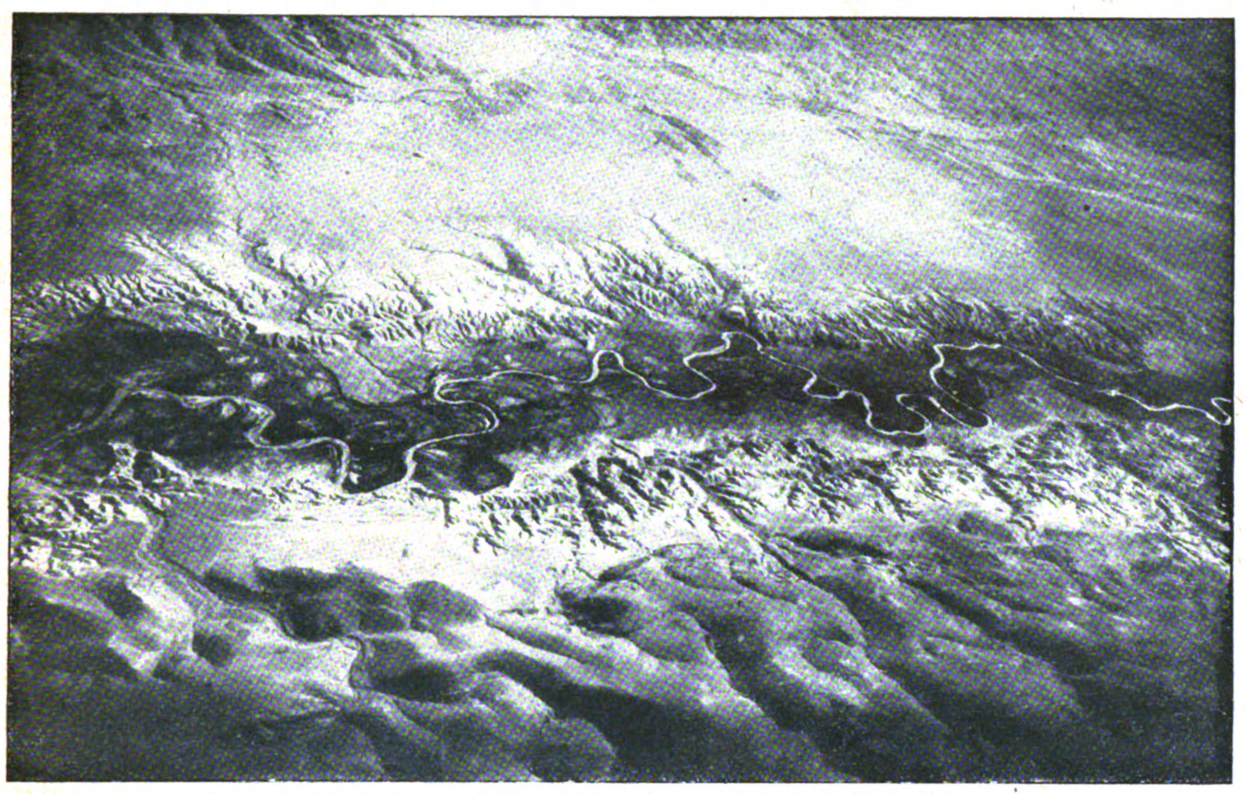
Heute morgen brachte ich meinen besten Freund zum Balkanzug. Auf mein eifriges Zureden hin hat nun auch er endlich die Gelegenheit benutzt, als junger Offizier den Orient kennenzulernen. Jetzt ist er unterwegs, um über Konstantinopel durch Palästina an die Sinaifront zu fahren.

Gerade eineinhalb Jahre sind's her, da bin ich von demselben Bahnsteig mit dem gleichen Zuge abgefahren, Kopf und Herz erfüllt von heißer Sehnsucht nach Unerlebtem, Ungeahntem. Was wir, die ersten deutschen Flieger, die inmitten der Wüste Sinai eine Abteilung gründen durften, dort unten im Lande der liebenswürdigen Türken, der feilschenden Juden, der schönen Armenierinnen erlebt, erfahren und gelitten haben, das habe ich versucht, in meinem Buch „Als Kampfflieger am Suezkanal"*) zu schildern und in Aufnahmen zu veranschaulichen. Heute will mich die Erinnerung an jene Monate in Sonne und Sand nicht mehr loslassen, und während ich flüchtig in den Bildern blättertere, die ich von drunten mitgebracht habe, kommt mir manch längst vergessenes Bild, manch kleines Erlebnis mit seinen vielleicht nichtssagenden und doch der Erinnerung so lieben Einzelheiten wieder ins Gedächtnis zurück.

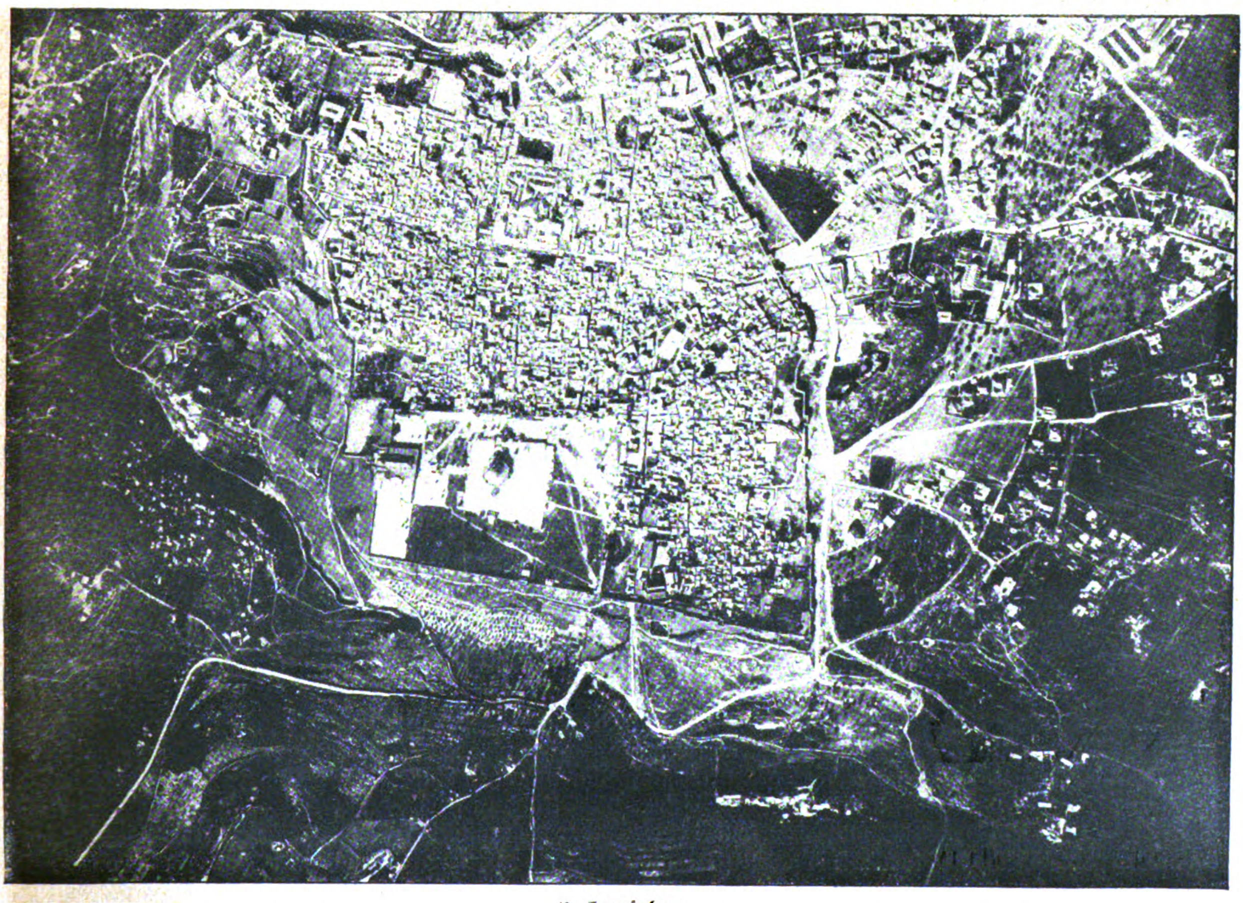
Vor mir liegt, aus 2000 Meter Höhe aufgenommen, das Jordantal. Wir kamen damals von Süden, aus den großen Zeltlagern des deutsch-türkischen Expeditionskorps am Rand der Wüste. Reliefartig breitete sich unter uns zerklüftetes Bergland aus, durchbrochen von dem tief eingeschnittenen Tal des heiligen Flusses, von dessen gesegneten Wassern ich später eine Flasche voll der jungen Frau eines Kameraden zur Taufe ihres Erstgeborenen mit nach Hause brachte. In prächtig schneller Fahrt zogen wir über die scharf umrissenen Berge Moabs und die Steinwüste Judäa hinweg der heiligen Stadt zu.

Wenn ich heute das Fliegerbild von Jerusalem (Abb. 2) betrachte, erscheint es mir fast als ein Rätsel, wie uns in diesem Gewirr von Häusern, Bergen, Schutt und Steinen eine glatte Landung gelingen konnte. Doch

*) Erschienen im Verlag August Scherl G. m. b. H. Preis 1 Mark, geb. 2 Mark.



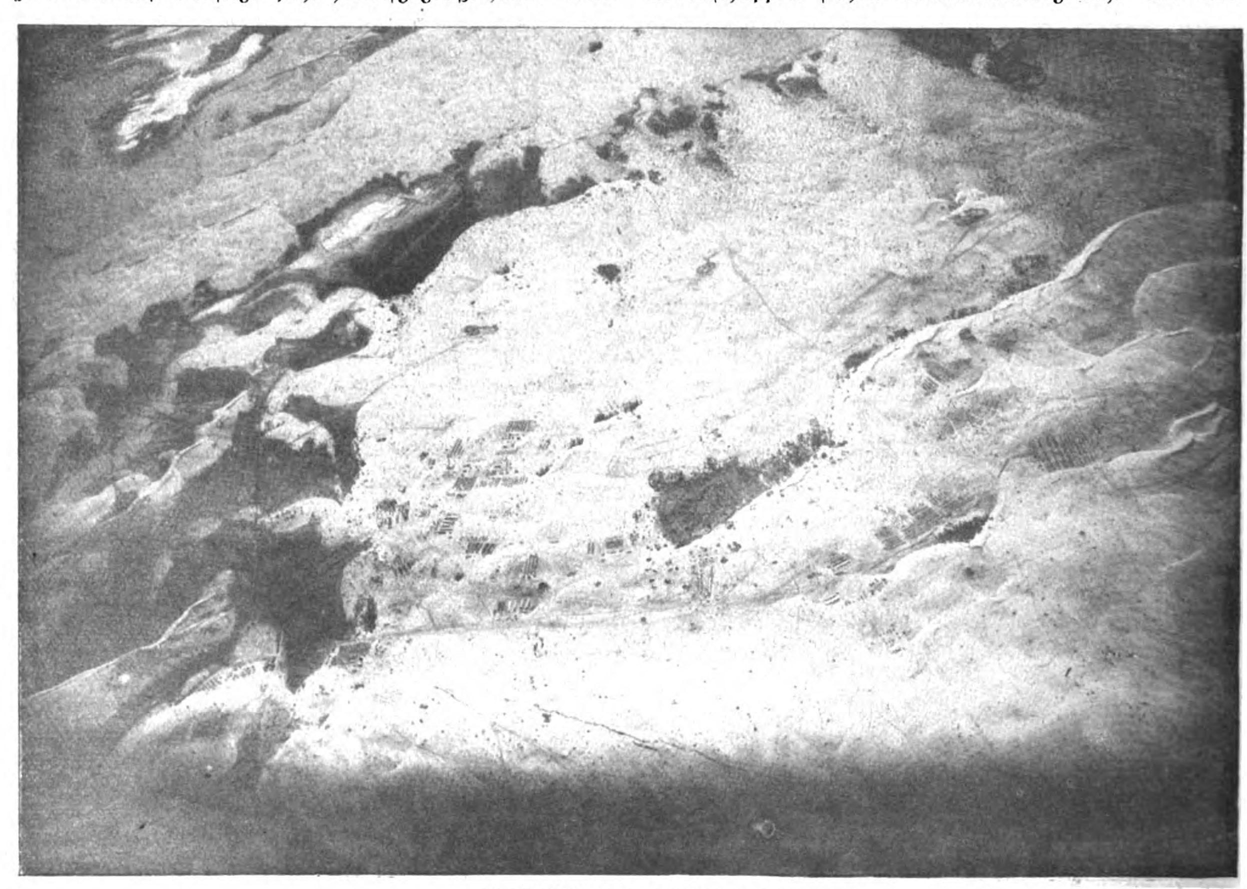
1. Das Jordantal aus 2000 m Höhe. Im Vordergrund die Wüste Judäa.



2. Jerusalem.

In der Mitte der Tempelplatz mit der Omarmoschee. Ganz außen rechts die Ausläufer des Oelberg. Halbrechts oben der Garten Gethsemane (dichte Gruppe von Olivenbaumen).

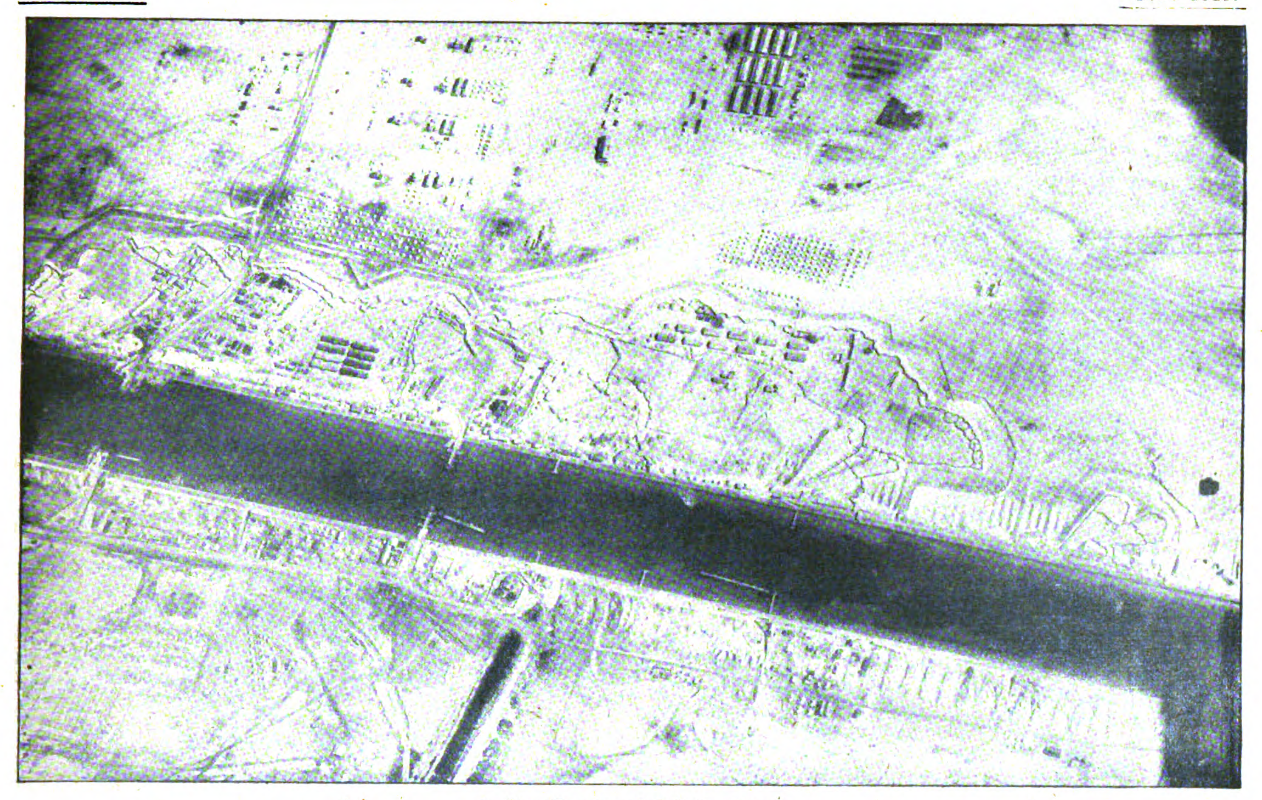
wie herrlich hat sich damals das Wagnis für uns gelohnt! Nie werde ich den einzigartigen Empfang vergessen, den Türken und Deutsche bruderlich vereint den Insassen des ersten deutschen Flugzeuges in Jerusalem bereiteten. Auf einem Feld an der Straße nach Bethlehem waren Zelte errichtet, standen Bänke, Stühle und Sofas, und bei lustigem Geplauder, Kaffee und Kuchen begann ein Treiben, das uns an die schönsten Friedenzeiten im lieben deutschen Vaterland erinnerte. Dann stiegen wir unter bewäheter Führung durch die winkligen Straßen und Gassen der Stadt hinauf zum Tempelplatz, dessen leuchtendweiße Fläche mit dem hochragenden Kuppelbau der Omarmoschee schon beim Anflug so verheißungsvoll zu uns in unsere luftige Höhe hinaufgegrüßt hatte. Nun lagen sie alle greifbar nahe vor uns, die ehrwürdigen Stätten altchristlicher und jüdischer Kultur, von denen man so viel zu uns gesprochen: der hochragende Ölberg, das zerrissene Kidrontal mit seinen tiefen Schluchten, Gethsemane im Schmuck seiner uralten Olivenbäume und alles Land ringsum, auf das auch Christus sooft geschaut haben mag. Dann wanderten wir zur Kirche des Heiligen Grabes und durch mächtige dunkle Kreuzgewölbe zum Ort der Kleiderteilung und Dornenkrönung und zuletzt nach Golgatha. Und dann nach all diesem Schauen und Erleben der Abflug unter dem Jubel einer vieltausendköpfigen Volksmenge mit blumen- und girlandengeschmückter Maschine — das alles ist mir zur wahrhaft unvergeßlich schönen Erinnerung geworden. — Ich blättere weiter. Aus hellem Grund hebt sich scharf umgrenzt das englische Lager Romani, (Abb. 3), ein Stück echter Wüste, so wie sie mir im Gedächtnis haftengeblieben ist. Sanddünen, soweit der Blick reicht, dazwischen versprengt schwarze Punkte — die kümmerliche Vegetation der Wüste — hier und da auch regellose Wege, die heute durch einen Trupp durchziehender Soldaten entstehen, morgen aber schon wieder verweht sind. In der Mitte des Bildes ein schattenarmes Palmenwäldchen unweit der großen ausgetrockneten Salzseen, welche aus der Luft gesehen wie riesige Tintenflecke wirken, die des Teufels Streusandbüchse nicht mehr decken konnte. Zwischen Wald und See haben sich die Engländer eingenistet. Ihre Wohnzelte und langgestreckten Arbeitschuppen stehen nebeneinandergereiht wie Soldaten einer Marschkolonne. Ganz im Osten des Lagers endlich die Stelle, an der das erste englische Flugzeug nach hartem Kampfe von deutschen Fliegern in den Staub gezwungen wurde. Neu war uns damals, als wir die Aufnahme machten, die im Bau begriffene Eisenbahnlinie, die von dem am Suezkanal gelegenen Kantara schon über 40 Kilometer in die Wüste hineinreichte und den Engländern später als Operationsbasis für ihren großen Angriff auf die türkische Sinaifront diente.



3. **Englisches Lager Romani.**

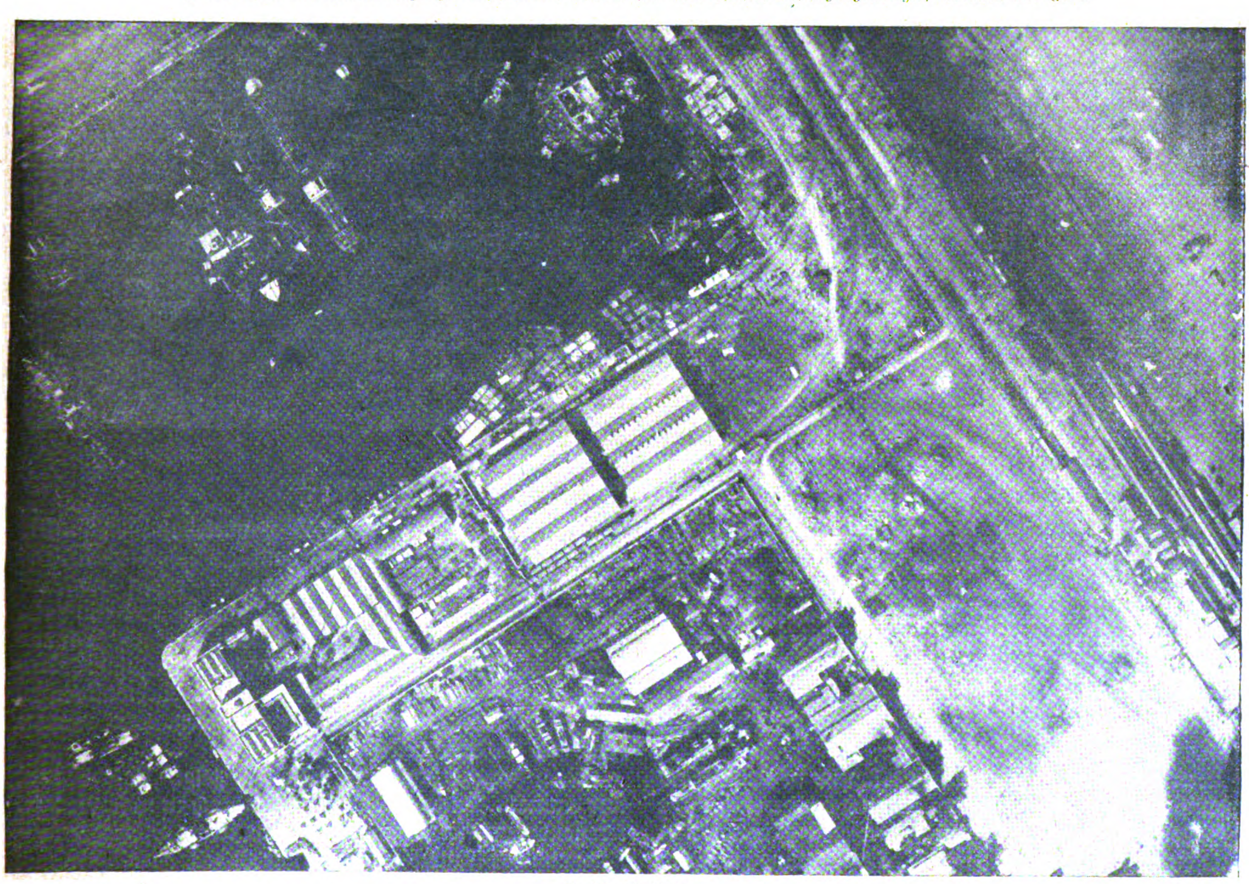
Links ausgetrocknete Salzseen, von Kolonnenwagen und Eisenbahn durchzogen. In der Mitte die englischen Baracken und Zeltlager. Rechts davon Palmenhain, Dünen und weitere Zelte.

Kantara selbst — wir betrachten das nächste Bild — war die militärische Zentrale für alle englischen Vorstöße gegen die Halbinsel Sinai. In zahllosen Zelten, Schuppen und Baracken hielt der Feind dort riesige Reserven an Menschen und Material bereit. Die ausgedehnten Schützengräben mit sonstigen Befestigungsanlagen, die



4. Der Suezkanal bei Kantara.

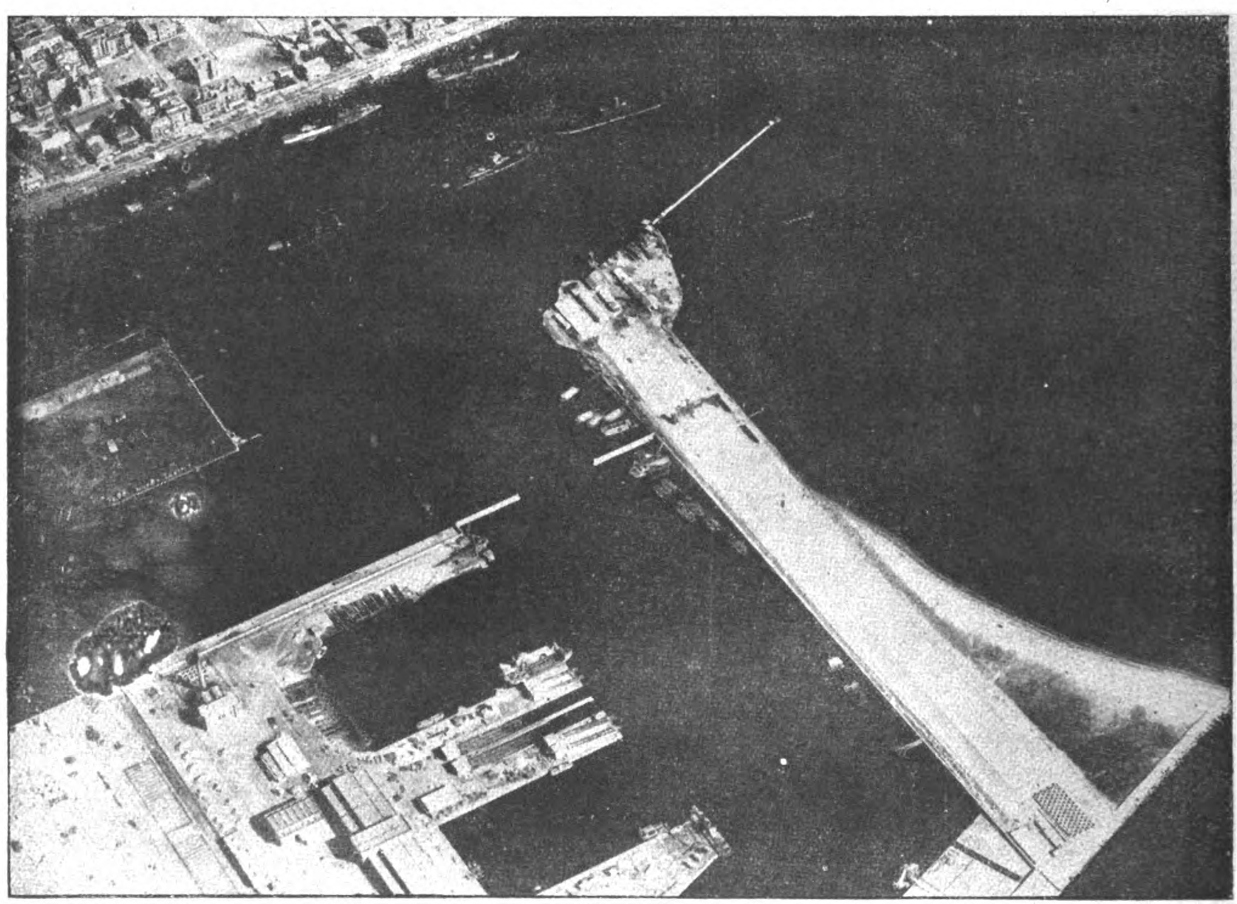
In der Mitte des Kanals umgelegte Schiffsbrücke, darüber (auf dem Ostufer) Befestigungsanlagen, Baracken und Zelte.



5. Port Said.

Links oben Hafen mit Kriegs- und Handelsschiffen. In der Mitte Lagerschuppen, Trockendocks und Verwaltungsgebäude. Rechts Bahnhof. Die schwarzen Punkte auf der Straße am Bahnhof sind Menschen.

sich weithin sichtbar von der gelben Sandfläche des Wüstenrandes abheben, zeigen jedoch, daß sich die Engländer trotz dieser recht bedeutenden Kraftquellen und trotz des starken, natürlichen Schutzes, den der riesige, 300 Kilometer breite Wüstengürtel bot, vor einem Angriff der Türken nicht allzusicher fühlen mochten. In der „Zeltstadt“ Kantara war übrigens auch die uns zunächst liegende englische Fliegerabteilung untergebracht, von deren wiederholten kecken Streichen ich in meinen Erlebnissen als Kampfflieger am Suezkanal schon des öftern zu erzählen Gelegenheit hatte. Wir sind den „Gentlemen“ freilich die Antwort auf ihre „Raids“ nicht schuldig ge-wir trotz manchen „Stellungswechsels“, zu dem uns allzu mörderisches Abwehrfeuer zwang, doch eigentlich nie in die Verlegenheit kamen, für unsere mühsam angeschleppten Bomben in der Eile auch nur ausnahmsweise ein weniger geeignetes Plätzchen auszusuchen. Daß dabei die Auswahl für uns nicht gerade schwierig war, mag man aus den beiden Fliegeraufnahmen (Abb. 5 u. 6) von Port Said ersehen, die von einem unserer ersten Flüge zum Suezkanal stammen. Rings um den Hafen liegen im Schutz des mächtigen Wellenbrechers die ausgedehnten Trockendocks. Im Innern aber ruhen auf der weiten, glatten Wasserfläche neben schlanken kleinen Kreuzern



6. **Der Hafen von Port Said.**

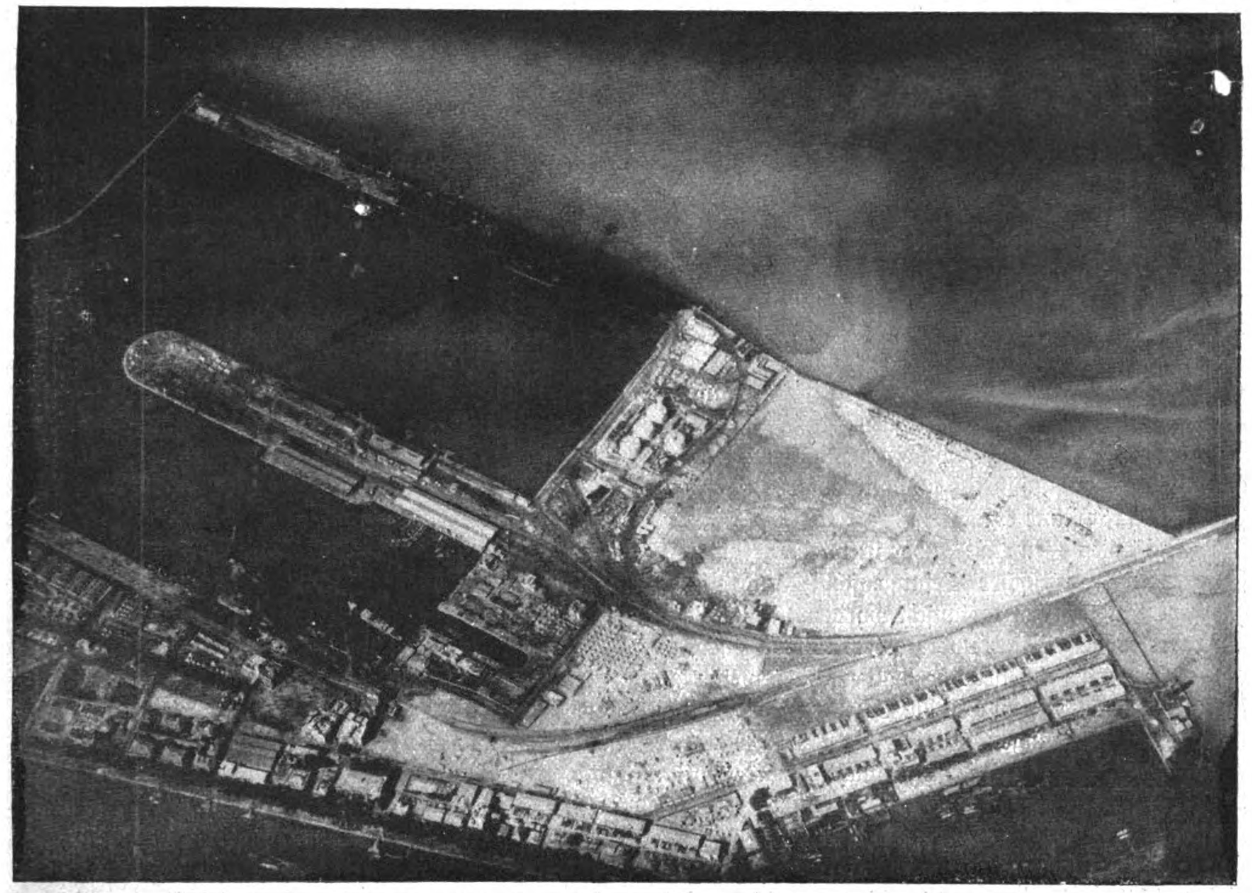
Links oben Häuser der Stadt. In der Mitte Hafen mit Wellenbrecher Links unten Fabrik

blieben, und die Wut der englischen Verfolgungsgeschwader mag oft nicht gering gewesen sein, wenn sie unsere durch ständig neue Tricks verschleierten Ueberfälle im eigenen Hafen immer von neuem über sich ergehen lassen mußten, und wenn sie dann in den wenigen Fällen, in denen sie die schnellen deutschen Maschinen überhaupt zu erreichen vermochten, zumeist noch eigene Flugzeuge im Feuer unserer Maschinengewehre zusammenbrechen sahen.

Weit besser war die englische Abwehr in Port Said organisiert. Allerdings waren es auch hier weniger die englischen Flieger als die sehr zahlreichen Flugabwehrkanonen und schweren Schiffsgeschütze, die uns zuweilen die reine Freude am Bombenwerfen ein wenig beeinträchtigten. Anderseits bietet ja Port Said für den Flieger wirklich Ziele in so herzerquickender Fülle, daß mächtige Panzerschiffe, schmucke Handelsdampfer, leichte Segelboote und, in Klumpen geballt, zahllose kleine Kähne und Fähren. An Land aber erkennen wir den Bahnhof mit den blitzenden Strängen der Haupt- und Nebengleise, die langen Reihen der Güter- und Nebenwagen mit den verräterischen Rauchfahnen rangierender Lokomotiven und daneben die riesigen Verwaltungsgebäude, Laderampen und Lagerschuppen. Das waren Ziele für die deutschen Flieger!

Nach Suez, das uns Abb 7 zeigt, flogen wir nur einmal. Da es militärisch kaum noch in unseren Interessenbereich fiel, besuchten wir das kleine Städtchen am Ausgang des Kanals eigentlich nur zu dem Zweck, um zur Vervollständigung unserer Gesamtkarte einige Aufnahmen zu machen. — —

Vereinzeltes, fast Vergessenes ist heute wieder in mir



7. Suez. Oben **Rand der Wüste**, unten **Hafenanlagen**.

lebendig geworden, während ich meine Photographien durchblätterte. — Und wenn ich nun meinen Blick über die Gesamtzeit meines Aufenthaltes am Suezkanal streifen lasse, erkenne ich vor allem das eine: Mag uns der Aufenthalt drunten im Wüstenland auch ein gut Teil Kraft und Gesundheit gekostet haben, er hat uns auch wieder sein Gutes gegeben: einen umfassenderen Blick mit einem erweiterten Horizont.

Die Freiheit

Roman von

Sophie Hoechstetter.

12. Fortsetzung.

Preißing fragte gleich nach ihrem Bruder und erfuhr, alle seine Bemühungen, Frau v. Wichmann zu entscheidenden Schritten zu bewegen, wären vergeblich geblieben. Sie könne wohl nicht mehr. Die Jahre der unglücklichen Ehe hätten den Willen zu eigenem Glück oder die Kraft, noch nach Neuem zu greifen, in ihr zerbrochen. Er beugte das Gesicht und wurde verlegen, von einer unglücklichen Ehe zu hören.

Frau v. Rothkirch lud ihn zu Tisch ein. Und er blieb von neuem eine Weile mit dem Briefmarkenalbum — bis sie wiederkam in einem festlicheren, weich fließenden Kleid, dessen violette Farbe schön zu ihrem bräunlich weichen Haar stand. Es machte ihm eine so große Freude, sie anzusehen, ihre anmutigen Bewegungen, ihre warme, dunkle Stimme taten ihm wohl, er fühlte sich geborgen, fort vom Alltag, in einer gütigen und harmonischen Atmosphäre.

Nach Tisch — sie rauchte eine Zigarette, um ihm seine Bedenken zu zerstreuen, es möchte sie stören — fing er heiter und lebhaft von seinem neuen Plan zu sprechen an, führte die schwierigsten Probleme zwischen Menschen auf dem Wege des persönlichen Einflusses zu klaren Zielen und stattete seinen zukünftigen Friedensgerichtshof so aus, daß es war, als würden lauter Humboldts, Elisabeth Brownings und sonstige vollkommen geläuterte Seltenheiten dort sich der verworrenen Geschicke anderer annehmen.

Seine schöne Zuhörerin sagte einmal sanft, daß

Leidenschaften sich sehr selten der Vermittlung harmonischen Denkens fügen würden. Und daß, wer noch fühlte, auch oft irre, und zwar meist in der Wahl seiner Mittel. Aber das Ganze fand sie sehr gut.

„Und Ihre Frau?" fragte sie plötzlich. „Ihre Frau scheint mir so ganz zu Ihrem Haus und Hof zu gehören, verwachsen mit dem Besitz. Glauben Sie, das ist so ganz ohne Bedenken, sie nach Berlin zu verpflanzen?"

Er vermochte es, in Marianne Rothkirchs reine, blaue Augen zu sehen, und sagte einfach: „Meine Frau ist von mir fortgegangen."

Er wußte, daß kein erstaunter Ausruf, kein landesübliches Bedauern kommen würde, sondern erst ein Schweigen. Es war auch schon ein wenig Dämmerung. Mein Gott, wie ausführlich und anspruchsvoll hatte er seine Zukunftspläne erzählt.

„Es ist dies — mein Bruder ist wiedergekommen. Er war in französischer Gefangenschaft und ist als Kriegsuntauglicher ausgetauscht worden. Er hat einen Arm verloren. Dieses unerwartete Wiedersehen — oh, nicht wahr, ich brauche davon nicht weiter zu sprechen. Meine Frau will die Scheidung. Sie hätte einen Irrtum begangen."

Es kam eine Frage, die er gar nicht erwartet hatte: „Waren Sie denn gut zu Ihrer Frau?"

Gut? Er hatte Hanna begehrt und eine große Leidenschaft gefühlt. Nun war das fort. Er starrte in dieses nichtbegreifliche Dunkel. Hier — in dieser Entrücktheit schöner, freundschaftlicher Stunden schien es ihm, als habe er mit dem allen gar nichts mehr zu tun, als wäre es ein vergangenes Ich, von dem er noch reden sollte.

„Vielleicht war ich nicht gut", sagte er endlich schwerfällig. „Ich habe eine zerquälte Jugend gehabt. Vielleicht, weil ich immer unter Menschen war, denen das Aeußerliche den Hauptwert ausmachte. Für die ganz Normalen, Gesunden, Einfachen mag ein körperlicher Mangel das Symbol einer inneren Ungleichmäßigkeit sein —"

Er schwieg und suchte nach Worten. „Es ist so anspruchsvoll, wenn man sich als besonders hinstellt und doch keine Verdienste hat."

„Sie sind anders als Ihre eingeborene Umwelt, das ist doch so einfach — jedem begreiflich, der Ihre Frau kennt, die ja den Typ Ihrer eingeborenen Umwelt bedeutet."

Er nickte erfreut — und in einem Drang, sich verständlich zu machen, sich auszusprechen, fuhr er fort: „Ich war so tief überzeugt, daß alle jungen Damen mich häßlich oder lächerlich aussehend finden mußten. Auf dem Lande ist man da sehr unbarmherzig. Ich lebte einsam und wie ein Sonderling. Aber einmal will die Natur ihre Erlösung. Lang unterdrückte Wünsche brauchen endlich ein Ziel. Ich verwechselte vielleicht die Heftigkeit des Wunsches an sich mit einer persönlichen Empfindung. Oder nein — die ungeheuere Lebenskraft meiner Frau, das ewig Gesunde an ihr schien mir der Ausgleich für meine Art. Und ich begehrte diesen Ausgleich und wähnte, eine unzerstörbare Leidenschaft zu fühlen."

Er fand, er spräche zu schön von sich. Wurde befangen — und sagte endlich schonungslos: „Sie liebte Haus und Hof. Das wußte ich. Nein — ich war nicht gut zu ihr."

„Dann müssen Sie ihr den Weg der Scheidung leicht machen."

Er war aufgestanden — lief im Zimmer umher, als sei er da zu Hause. „Ja, das will ich auch. Nur gleich konnte ich nicht. Es war gar so viel. Es war gar so häßlich. Aber wie darf ich Ihnen das alles erzählen. Es liegt kein schöner Weg hinter mir. Was gäbe ich heute darum, ich wäre ihn nicht gegangen, und alle die ungesprochene, ungelebte Sehnsucht meiner Jugend bliebe das einzige, von dem ich reden dürfte."

Er stand am Fenster, sah das Haus der Predigerwitwen, die stille, menschenlose Straße. Und wieder wurde ihm, als seien die drei Wochen seit dem Ereignis mit Hanna eine Ewigkeit — als läge der Ozean zwischen diesem Teil seines Jugendlandes und dem Jetzt.

„Ihre Jugend ist doch noch nicht vergangen."

Er wandte sich fast heftig. Sah die schmalen Umrißlinien von Mariannes Gestalt, sah ihre weichen Haare — sie selbst in einer fast träumenden Stellung. Er kam ihr näher, war erregt, und in seinem Herzen glomm eine Hoffnung auf, vor deren Größe er fast erschrak.

„Würden Sie es einem Menschen verzeihen können, der einen so bitterlichen Gefühlsbankrott machte?"

Die Antwort kam leise: „Ein Unglück hat man doch nicht zu verzeihen."

Er tastete nach einem Stuhl in ihrer Nähe. Saß still da und hörte, daß sie langsam, mit etwas stockender Stimme sprach. Nichts, was auf den Augenblick Bezug hatte. Sie redete von ihrem Bruder. Wie sehr sie seine verlorenen Hoffnungen grämten. Zu früh sei in sein Leben die Entsagung gefallen. All sein Schwung wäre so ins Allgemeine geflossen, in seine Studien, in die Arbeit. Nun kämpfe er draußen in dem schweren Krieg. Sein Unglück sei ohne jede Schuld, fast wie ein altmodisches Frauengeschick.

Er dachte, bin ich gering, weil ich so schnell überwinden kann? Aber dem Geringen gar noch eine ewige Trauer widmen zu müssen, wäre doch unerträglich.

Im Raum verblaßte das Licht. Alle Umrisse wurden weicher, zerflossen.

„Ja, er muß neu anfangen. Ich fürchte auch, daß Frau v. Wichmann nicht mehr den Mut zu einem

neuen Glück besitzt. Sie hat ein Kind, nicht wahr? Aber kann man denn in so jungen Jahren sein ganzes Leben nur für ein Kind leben?"

Er erschrak vor seiner Frage, denn sie konnte ebensogut der Frau gelten, zu der er sprach. Das jugendlich kühne Bild des Herrn v. Rothkirch stieg vor ihm auf.

„In zehn Jahren hat Ihr Sohn vielleicht schon eine Frau."

Da lachte sie leise. „Ein bißchen länger braucht das doch noch. Aber freilich, die Rothkirchs lebten immer rasch und heftig. Manchmal fragt mich Viktor bei meiner Ehre und meinem Gewissen, ob ich glaubte, der Krieg dauerte noch so lange, bis er als Fahnenjunker eintreten kann. Oh, ich bin gefaßt, daß ich mit Viktor sehr stürmische Erlebnisse haben werde."

Er fühlte ein sonderbares Brennen am Herzen — wurde mutig durch die leise Dämmerung, dachte in einem Aufglühen von Jugend und Hoffnung: ich wag's.

„Ach, Sie lieben Ihren Sohn. Und ich kann mir denken, daß er Sie vergöttert. Aber wenn ich einmal wieder ein freier Mann bin — wenn Sie das alles von mir vergessen könnten. Ich habe kein Recht zu sprechen — nein — nur eins, könnten Sie denken, daß Sie mir vertrauen?"

Er machte eine Bewegung nach ihren Händen. Und als sie sie ihm ließ, küßte er die schmalen Hände. Und ging in dem Gefühl, daß er nun gehen mußte.

Die Straße kam ihm vor, als wäre sie der wundervollste Weg zwischen Tag und Traum — in eine blaue Ferne gehend, hinter deren Hügeln einst ein neues Land lag. Die Leute, die ihm begegneten, schienen ihm Glückliche. Auf der Langen Brücke blieb er stehen, sah ins Wasser hinab, darin sich Lichter spiegelten. Er ging auf den Bahnhof und stieg in einen Zug. Er war da mit zwei jungen Gardeoffizieren, hatte ein rätselhaftes Wohlgefallen an ihren schönen Gestalten und dachte, so ähnlich sieht einmal Viktor Rothkirch aus. Er fuhr weiter — immer weiter. Die Lichter von Berlin kamen — und es wunderte ihn ein wenig, warum der Potsdamer Bahnhof gar nicht auftauchte. Endlich, die beiden Herren waren längst ausgestiegen, fragte er den Schaffner und erfuhr, daß man baldigst in Erkner sei.

Lachend und frierend stand er dann auf dem Bahnhof und wartete, daß ein anderer Zug käme.

Zwei Stunden Irrfahrt.

Als er endlich wieder in seinem Zimmer war, bedachte er den Brief an seinen Bruder, besann sich, ob er nicht lieber an Hanna schreiben wollte, und verwarf das, denn sie hatte ja vor drei Wochen durch Kurt fragen lassen, wie es nun alles würde.

Er schrieb ganz kurz, daß er in die Scheidung willige und morgen mit einem Anwalt Rücksprache nähme, welcher Weg der rascheste und beste sei. Vielleicht würde sich das Gericht bereitfinden lassen, daß er auf die Terminstellungen für Hannas Rückkehr verzichte. Er trug den Brief spät in der Nacht noch selbst zum Postkasten.

12. Kapitel.

Er hatte bis gegen Mittag geschlafen. Schön und ruhig wie lange nicht. Er wunderte sich über das fremde Zimmer, hörte das ewige Rollen der elektrischen Bahnen von der Potsdamer Brücke herüber, wurde munter, fröhlich und bedachte, daß er sich heute schon Wohnungen ansehen wolle. Nicht mehr rückwärts blicken. Nicht mehr an dieses Jahr denken, das er in allen Erregungen begonnen hatte, nicht mehr an diesen Ausgang, der so oder so doch kommen mußte.

Es war schon sehr spät, als er nach Frühstück klingelte. Eine Menge Post lag dabei. Er las ohne viel Teilnahme so allerlei und machte auch ganz gleichgültig den dicken Brief eines Jenaer Rechtsanwalts auf — dessen Name sonst schon genügt hatte, ihm eine Art Unwohlseinsgefühl zu schaffen.

Er las, kam sich wie blöde vor, las wieder, konnte nichts begreifen, als habe er eine Sprache vor sich, von der er nur vereinzelte Vokabeln kannte.

Sah seinen Namen, Hannas Namen, noch einen Namen und meinte, er müsse vor Zorn irgend etwas Fürchterliches tun. Da stand: Frau Hanna Preißing, geb. Schierstein, habe die Ehescheidungsklage gegen ihren Mann Dr. jur. Assessor Ferdinand Preißing eingeleitet. Sie habe sein Haus verlassen, da er sie mißhandelte und zwang, bei einem unsittlichen alten Herrn v. Zenge Besuche zu machen. Sie bitte das Gericht, die Ehe zu trennen, denn ihr Mann hätte ein schon vor der Ehe gehabtes Verhältnis mit einer verwitweten Frau v. Rothkirch in Potsdam sogar im Hause fortgesetzt. Das Dienstmädchen Emma Müller, welche die Vorgänge durch ein Fenster erblickte, habe sie, die betrogene Ehefrau, gerufen, und so habe sie selbst das entsetzliche Schauspiel mitangesehen, wenige Tage nach dem Begräbnis ihres Kindes.

Neben dieser Abschrift der Scheidungsklage befand sich auch noch ein Brief des Anwalts, der die sofortige Herausgabe aller Besitztümer seiner Klientin und eine vorläufige Alimentation von achthundert Mark pro Monat forderte. Die Liste der Besitztümer war viele Bogen lang, begann mit Mahagonimöbeln und verlor sich in einem Gewirr von grauen Kücheneimern, Besen und Bürsten. All der Kücheneimer, Besen und Bürsten könne Frau Preißing zu ihrer Lebensnotdurft nicht entraten, und es werde einstweilige Verfügung erwirkt für ihre Auslieferung.

Preißing las alles, weil er sich wie ein Idiot vorkam und nach Begreifen suchte. Im Labyrinth grauer Eimer befanden sich auch Lichtpunkte, wie silberne Zuckerschalen und Empiretassen. Es fanden

sich auch Dinge, die er sich als Student gekauft hatte, und die Hanna in ihre Zimmer gestellt. Es fand sich auch, daß sie auf der Hochzeitsreise den Eintritt zur Wartburg bezahlte, welche Summe von 1,50 Mark sie zurückforderte und so weiter. Aus dieser jammervollen Liste, die aufzusetzen ein Hirn sich tagelang gemüht haben mußte, kollerten die grauen Eimer wie irrsinnige Gefäße eines abscheulichsten Hasses. Er las, las und dachte, sie gehört wohl in eine Nervenheilanstalt. Diese Ausgeburten von Kleinlichkeit konnte er sonst nicht fassen. Oder vermag es die Kleinlichkeit, zur Monstrosität anzuschwellen? Toll. Ein gräßliches Gelächter schien ihm aus der Liste aufzusteigen. Doch dann begann er zu begreifen, das war jemands Ernst. So konnte eines Menschen Ernsthaftigkeit aussehen.

Mechanisch nahm er wieder die Abschrift der Scheidungsklage. Richtig, sie hatte sich unter den Schutz ihres einzigen Verwandten, ihres Vetters und Schwagers Schierstein, gestellt, um der entsetzlichen Behandlung ihres Mannes zu entgehen und das von ihm durch einen Ehebruch befleckte Heim zu verlassen.

Und da stand, mit Maschinenschrift getippt, in grauenhafter Frechheit der Name von Frau v. Rothkirch.

Preißing wurde plötzlich ganz kalt. Er prüfte die verschiedenen Papiere und stellte fest, diese Klage war nicht eine Drohung oder eine Art Erpressung, sondern sie war vor vier Tagen dem Gericht übergeben.

Es gab nur zwei Wege: die Klage mußte zurückgezogen oder ausgefochten werden. Dann aber hatte Frau v. Rothkirch vor Gericht zu erscheinen gegen die Zeugin Dienstmädchen Emma Müller. — —

Er erreichte den Mittagszug noch. Die Fahrt kam ihm endlos vor, als schliche der Schnellzug. Am Bahnhof in Jena erwartete ihn der Romstedter Wagen. Er befahl Eile, sah zu Hause nur nach, ob nicht neue Post da war — und ließ sich dann zu Herrn v. Zenge fahren. Vielleicht ist das eine Schwäche, dachte er, frierend in der feuchten Kühle der sinkenden Nacht. Doch er mußte mit einem Menschen reden, er erstickte sonst vor Zorn. Und er brauchte Rat. Schloß Zenge erhob sich steil hinter den alten Bäumen. Gott sei Dank, die gewohnten Fenster waren hell.

Der Kammerherr kam ihm auf seinen kleinen Altmännerschritten heiter entgegen. Er zeigte sich sehr erfreut, dem einsamen Abend entrissen zu sein. Er erzählte gute Nachrichten von seinem Sohn: das Kreuz erster Klasse und Beförderung. Preißing mühte sich, Anteil zu nehmen. Dem Kammerherrn fiel wohl seine erregte Stimme auf — er nahm das Einglas vor, musterte Preißing prüfend und sagte erstaunt: „Aber lieber Ferdinand, mehr als fort kann Ihre Gewesene doch nicht sein. Rasch, rasch, was haben Sie?"

Da saß der alte Herr, zog sich die Kerzen näher heran, die ihm lieber waren als elektrisches Licht, und las die Abschrift der Scheidungsklage.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß des redaktionellen Teils.

LECIFERRIN

zum **Aufbau** des
geschwächten Körpers und der **Nerven**
Zur Erlangung verlorener **Kräfte** und **Lebensenergie**
Unentbehrlich in der **Rekonvaleszenz** nach
erschöpfenden Krankheiten und **Blutverlust**
Leciferrin befördert **Verdauung** und **Ernährung**

Überall erhältlich, auch in Tablettenform, bequem auf Reisen

Galenus Chemische Industrie G. m. b. H. / Frankfurt am Main



Wann kommt der Friede? Die Wirkung. des U-Bootkrieges in amtl. Darstellung. Bearbeit. im Reichsmarineamt. Bei Einsend. v. **50** Pf. portofrei. **Militärverlag München I,** Weinstr. 2.



Das beste für jede Dame eine echte

Atama-Edelstraußfeder

40 cm lang jetzt nur 15 M., 45 cm lang nur 25 M., 50 cm 36 M., 55 cm 42 M., 60 cm 48 M.

Echte Kronenreiner
30 M., 50 M., 75 M., 100 M.

Echte Stangenreiher
30 cm hoch 20 M., 35 cm hoch 40 M., 40 cm hoch 60 M., 80 M., 100 M., 150 M., 200 M., je nach Dichte.

Echte Paradiesreiher
10 teilig 20 M., 20 teilig 40 M., 30 teilig 60 M., 40 teilig 80 M., 50 teilig 100 M.

Boas von Strauß
5, 10, 15, 25, 36, 45—100 M., je nach Güte in Schwarz, Grau, Weiß, Braun.

Hesse, Dresden, Scheffelstraße.
Welthaus für Straußfedern und Reiher

Ein neues Heilverfahren
mit **Puroxyd-Tabletten** gegen die meisten chronischen Krankheiten, wie Nervenschwäche (Neurasthenie), Rheumatismus, Neuralgie, Harnsäureablagerungen, Stoffwechselstörungen, Gicht etc. Gratisprospekte nebst ärztl. Vorwort d.
Allgem. Chemische Gesellschaft, Köln IV, Herwarthstr. 17.

Wir kaufen
Markensammlung
gegen bar
Philipp Kosack & Co.,
Berlin C., Burgstr. 13.

Die

Leipziger Messe

ist die größte und vollkommenste Einrichtung der Welt für den Geschäftsverkehr zwischen Fabrikanten, Groß- und Kleinhändlern aller Gattungen von Waren, welche nach Mustern verkauft werden!

Jede gewünschte Auskunft über Beteiligung, Besuch, Vergünstigungen usw. erteilt das
Meßamt für die Mustermessen in Leipzig



Kriegsgemüsebau der Jugendgruppe des Vaterländischen Frauenvereins im Garten der Villa Karlshagen zu Potsdam. Bei der Feldarbeit.

Photos BJG.

Eine eigenartige Bienenstock-Anlage.

Die originelle Bienenstockanlage befindet sich in einem schlesischen Dörfchen und ist ein altes Familienerbstück aus dem 16. Jahrhundert. Unter den Figuren, mit denen die Bienenstöcke verkleidet sind, findet man die zwölf Apostel sowie eine Reihe anderer Gestalten meist religiösen Charakters.

Gebr. Haeckel.



Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Dr. Heinrich Kantor: „Freie Bahn für die Kurpfuscher“. Mit einem Geleitwort von Dr. Otto Neustädter. Berlin. Julius Springer.

K. Holy: „Crimen carnis. Das sündige Fleisch“. Wien, Leipzig. Andreas Picht.

Gottfried Traub: „Das Volk steht auf“. Stuttgart. J. Engelhorn.

Auguste Hauschner: „Daatjes Hochzeit“. München. Albert Langen.

Georg Wasner: „Seine Liebe“. Berlin. Kronenverlag.

„Das neue preußische Fischereigesetz vom 11. Mai 1916, nebst Landes-Polizeiverordnung vom 29. März 1917“. Berlin. L. Schwarz & Comp.



Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die

DIE·WOCHE

Nummer 48. Berlin, den 1. Dezember 1917. 19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 48.



Die sieben Tage der Woche.

20. November.

Starke Gegenangriffe der Italiener gegen die von uns eroberten Stellungen am Nordhange des Monte Tomba führen zu erbitterten Kämpfen. Alle Versuche der Italiener, verlorengegangene Stellungen durch opferreiche Gegenstöße zurückzugewinnen, blieben erfolglos.

21. November.

Zwischen Arras und St.-Quentin leitet starker Artilleriekampf englische Angriffe ein, deren Hauptstoß zwischen den von Bapaume und Péronne auf Cambrai führenden Straßen angesetzt war.

Im Hauptangriffsfelde gelingt es dem Feinde, Gelände zu gewinnen. Unsere Reserven fangen den Stoß in rückwärtigen Stellungen auf. Die in der Kampfzone gelegenen Ortschaften, unter ihnen Graincourt und Marcoing, blieben dem Feinde. Teile des in der Stellung eingebauten Materials gingen verloren.

22. November.

Die Schlacht südwestlich von Cambrai dauert an. Durch Masseneinsatz von Panzerkraftwagen und Infanterie und durch Vortreiben seiner Kavallerie sucht der Feind den ihm am ersten Angriffstag versagt gebliebenen Durchbruch zu erzwingen. Es ist ihm nicht gelungen. Wohl konnte er über unsere vorderen Linien hinaus geringen Boden gewinnen. Größere Erfolge vermochte er nicht zu erzielen.

Tiroler Kaiser-Schützen und württembergische Truppen erstürmen zwischen Brenta und Piave die Gipfel des Monte Fontana Secca und des Monte Spinuccia.

Im Monat Oktober sind durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte insgesamt 674 000 Brutto-Register-Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraums versenkt worden.

23. November.

An der Schlachtfront südwestlich von Cambrai ist ein erneuter englischer Durchbruchsversuch unter schwersten Verlusten für den Feind gescheitert.

Im Gebirge zwischen Brenta und Piave für uns günstig fortschreitende Kämpfe.

24. November.

Südwestlich von Cambrai sucht der Engländer erneut die Entscheidung. Von besonderer Wucht war der auf Bourlon, Fontaine und La Folie gerichtete Stoß. Einer dichten Welle von Panzerkraftwagen folgte tiefgegliedert die Infanterie. Ihre Kraft brach sich an dem Heldenmut unserer Truppen und unter der vernichtenden Wirkung unserer Artillerie. Den unter schweren Opfern nur langsam auf Bourlon Boden gewinnenden Feind traf der Gegenstoß im Angriff bewährter Truppen. Sie warfen ihn aus Dorf und Wald Bourlon wieder hinaus. In mehrmaligem vergeblichem Ansturm gegen das heißumstrittene Fontaine und den Wald von La Folie erschöpfte der Feind seine Kräfte.

25. November.

In Flandern steigert sich der Artilleriekampf zwischen dem Houthoulster Walde und Zandvoorde zu großer Stärke. Auf dem Schlachtfelde südwestlich von Cambrai spielen sich heftige, aber nur örtlich begrenzte Kämpfe ab.

Italienische Angriffe zu beiden Seiten des Brenta-Tales und gegen den Monte Pertica brechen vor unseren Linien zusammen.

26. November.

Auf dem Schlachtfelde südwestlich von Cambrai wiederholte der Feind hartnäckig seine Angriffe auf Inchy. Die dort in den vorhergehenden Tagen in Abwehr und Angriff bewährten Truppen wiesen den Feind restlos ab. Aus den letzten Kämpfen bei Bourlon hinter unseren Linien verbliebene Engländernester wurden im blutigen Nahkampf gesäubert.

Nach stärkster Feuersteigerung griff der Franzose in vier Kilometer Breite zwischen Samogneux und Beaumont an. Mehrfacher Ansturm neu angesetzter Kräfte brach in unserer Abwehrzone zusammen.

Flandern.

Von Vizefeldwebel Herren.

Vor einigen Tagen noch war ich in der Heimat auf Urlaub. Man war zu Hause voller Zuversicht. In aller Mund gingen die Worte: Ösel, Dagö, Erfolg der 7. Kriegsanleihe. Am letzten Urlaubstag noch der Durchbruch in Italien. Die Stimmung war besser denn je, und doch kam immer wieder ein Punkt, der Sorge machte: Flandern. „Ja, Flandern, Flandern," sagte ein Herr in der Kleinbahn, „alles ist gut und wohl, aber mir bangt vor Flandern!" Der Soldat, der in Flandern steht, ist für Deutschland der Frontsoldat; man ist freundlich zu ihm, man gibt ihm eine von den jetzt so teuren Zigarren, die Damen sehen ihn groß an und lächeln ihm wohlwollend zu; er steht ja in Flandern!

Am Morgen des 24. Oktober stand ich auf dem Aussichtsgerüst im Aachener Wald und sah auf die Stadt mit jenem umfassenden, berückenden, trinkenden Blick, mit dem man von der Heimat scheidet. Ich wußte, daß es jetzt nach Flandern ging. Die Kameraden waren schon da und schrieben von Schlamm und Wasser, von schweren Granaten und heißem, zähem Ringen um das trostlose Trichterland. Schnell, wie sie mich hingebracht, trug die Eisenbahn mich wieder fort in Feindesland. Rastlos fauchte der Zug durch die regentrübe, unfreundliche Nacht, immer näher den feindlichen Kanonen. Am frühen Morgen lief er in den Bahnhof der Großstadt dicht hinter der Kampffront ein. Der Donner der Geschütze rasselte uns nun in die Ohren, Schlag um Schlag, unaufhaltsam wie Trommelwirbel. Wie ich am Mittag zur Truppe komme, liegt für mich der Befehl vor, den Abend in Stellung zu gehen mit der ablösenden Infanterie. Am 25. abends gegen 10¼ Uhr gehe ich mit vier Mann los. Das Artilleriefeuer hört sich noch dauernd gefährlich an. Fürs erste ging's über eine schlammige Straße, die



jedoch noch festen Untergrund hatte. Man konnte noch gut vorwärts kommen. Zudem war die Nacht mondhell, so daß man sah, wo man hintraf, und die Löcher vermeiden konnte. Der gute Weg hörte nun aber bald auf. Nach der ersten halben Stunde häufen sich die Granattrichter mehr und mehr. Es sind lauter recht ansehnliche Dingerchen von acht bis zwanzig Schritt Durchmesser. Fast bis oben stehen sie voll Wasser, ihre Ränder sind durchweicht, so daß man bis an die Waden einsinkt. Von Wachstum, wie Gras, Sträuchern oder Bäumen, ist nichts zu sehen, als hie und da ein zerschmetterter Baum, auf dem man dann einherbalanciert, um wenigstens zwei Schritt aus dem Morast zu kommen. „Det ist noch gar nischt," sagt der Läufer, der uns bis zum nächsten Verbindungsposten bringt, „det kommt noch viel, viel besser, und zwischen Posten 4 und 7 jibt et och noch janz dicke; da könnt ihr man schwer loofen, dat rat ick euch." Wir tapsen weiter und weiter und werden immer schmutziger. Wenn man ausrutscht und mit dem andern Fuß etwas fest auftritt, spritzt einem die dreckige Brühe ins Gesicht, auf Rock und Hose. Die Hände machen auch verschiedentlich Bekanntschaft mit dem Boden, wenn die Beine es allein nicht schaffen wollen. Wir kommen durch unsere Artillerie. Im blanken Morast auf einigen Hürden stehen Mörser und Haubitzen. Die Bedienung steht bis an die Knöchel im Wasser. Alles, was an festen Gegenständen aufzutreiben war, haben sie herbeigeschafft, um Geschütz und sich selber darauf zu stellen, aber in dem grundlosen Boden versinkt ja alles. Endlich erreichen wir den Posten 4. „Hier also soll es gefährlich werden?" frage ich ihn. „Oh, wat heißt gefährlich, der Tommy schießt nur auf die Artillerie, da muß man sich eben schnell durchmachen." „Wie weit steht die Artillerie denn noch nach vorn?" „Ja, noch so ¾ Stunde is et bis bei de Ratsch — Ratsch." Mit Ratsch — Ratsch meinte er die Feldkanonen. „Na, dann wollen wir ein wenig flott machen." „Flott? Menen Sie denn, ich wollte hier elend versaufen? Je weiter wir vorkommen, um so mehr Schlamm ist da." Zum Ueberfluß fängt es noch leicht an zu regnen, und die Nacht wird dunkler und dunkler. Man geht auf gut Glück hinter dem Führer her, durch Wasser und Dreck, durch zerhauene Gehöfte, durch Hindernisse vor den einzelnen Artilleriestellungen, immer vorwärts. Die ersten Granaten kommen herangeheult, unheimlich durch die schwarze Nacht. Polternd schlagen sie in den Grund und jagen eine Erdsäule hoch, die prasselnd im Umkreis von Hunderten von Metern niedergeht. Überall ist Wasser; wo ein Erdklumpen hinfällt, spritzt es hoch. Rettungslos preisgegeben ist man den feindlichen Granaten. Wer sich hinlegt, versinkt im Schlamm; wer stehenbleibt, gerät auch immer tiefer hinein. Hier gibt es nur eins: Vorwärts um jeden Preis. Wir gelangen in die Linie der Feldkanonen. An einen Baumstumpf, einen Busch dicht gedrängt, stehen Geschütz und Bedienung. Die Granaten liegen dicht dahinter und daneben. Die Kanoniere warten auf Munition, sie müssen sie noch weit tragen bis hierher. Noch etwas weiter vor hören wir zahlreiche Stimmen. Wir haben die Infanterie erreicht, die schon vorher abgerückt war. Sie ist bei dem Bereitschaftsbataillon angelangt und verschnauft ein wenig. Für den übrigen Weg werden wir uns anschließen und warten daher, bis sie weitergehen. Wir schleppen schon allerhand Zeug mit uns an Verpflegung und Munition; aber der arme Infanterist! Mantel, Zeltbahn und Kochgeschirr, Handgranaten, eiserne Rationen und Brot trägt er zusammengepackt auf dem Rücken. Am Koppel hat er das Seitengewehr, Schanzzeug, den vollgepfropften Brotbeutel, zwei Feldflaschen voll Kaffee und die Patronentaschen, die so schwer nach unten ziehen. Um den Hals gehängt führt er mit sich das sorgfältig umwickelte Gewehr, die Bereitschaftsbüchse mit der vielverwünschten und doch so wertvollen Gasmaske und Patronen in Gurten. Die Patronen will keiner missen; sie verlängern das Leben, sie halten den Feind vom Hals, tragen den Tod in seine Reihen. Alles das braucht der Infanterist für sich; noch viel mehr gibt man in seine Hand: Die Maschinengewehrschützen, die mit Gewehr, Lafette, Wasser und Patronenkasten schon überlastet sind, vermögen nicht genug Munition zu tragen. Die Tausende Patronen, die ihre Waffe benötigt, trägt der Infanterist nach vorn. In jeder Hand noch einen Kasten mit Patronen geht er den Weg zum Feind durch Sumpf und Schlamm, durch Not und Tod. Langsam Schritt um Schritt — die Stiefel drohen im Morast steckenzubleiben — geht der lange Zug vor. Er windet sich die Trichterränder entlang, Mann um Mann. Granaten poltern rechts und links in den tausendfach durchwühlten Boden; mitunter schlägt eine hart an die Reihe oder gar mitten hinein und wirbelt Mensch, Material und Erde in die Luft. Da heißt es sein Herz festhalten und, Zähne zusammengebissen, den verwundeten und verschütteten Kameraden helfen, das verstreute Material bergen und noch mit all dem übrigen vortragen. Mit dem eigenen Leib decken die Maschinengewehrschützen das sorgsam in die Zeltbahn gehüllte Gewehr gegen Splitter und Schlamm. Ein schweres Geschoß, das mit betäubendem Donnerschlag und lohendem Blitz neben ihnen krepiert, schmeißt eine Bedienung in den mit Schlamm angefüllten großen Trichter, auf dessen Rand sie eben vorwärts strebt. Bis über die Arme im Schlamm rufen sie um Hilfe. An den Traggurten der Kameraden werden sie herausgezogen, und was nicht verwundet ist, geht, von oben bis unten naß und voller Morast, weiter mit. So geht es eine Stunde und noch eine für einen Weg, den man unter andern Verhältnissen in dreißig Minuten macht. „Anschluß halten", kommt dauernd Befehl von vorn, und wenn im feindlichen Feuer die Kolonne auseinanderreißt, dann heißt es warten, bis wieder alles aufgegangen ist. Warten in Wasser und Sumpf, in den der Feind seine Granaten hagelt, und den er Stunde um Stunde mit Schrapnells abfegt. Mit grellem Feuerstrahl zerspringen sie über unsern Köpfen und jagen uns die tödliche Ladung ins Gesicht. Surrend und heulend fährt die Hülse in den aufspritzenden Grund. Sprechen miteinander ist ausgeschlossen; der Wind reißt einem das Wort vom Mund, das Brüllen der großen stählernen Mäuler hinter uns übertönt alles. Jeder braucht die ganze Aufmerksamkeit für den Weg und die feindlichen Granaten. Scharf lugt das Auge auf die Fußspur des Vordermanns; denn geht sie verloren, so sitzt man rechts oder links im Morast. Das Ohr horcht gespannt auf das Rauschen und Heulen der Granaten. Das Gehirn arbeitet angestrengt und wägt die Möglichkeit ab, durch Ausweichen den Splittern zu entrinnen. Und doch hört man hin und wieder die Stimme eines Unverwüstlichen, eines besonders Zähen, dessen Mund nach seinem Tod noch besonders totgeschlagen werden muß. „Die Oester schesse schärp op ons. Waat, Männche, wenn ich dich krieg!" „Pitt, wat sähste?" „Dänn schlönnt wer kapott." „Et Fell kritt hä avgetrocke", sagt sein Hintermann, ein Gefreiter, und wippt dabei mit dem Maschinengewehr, das er auf der linken Schulter trägt. Es geht noch durch eine

Senkung, in der das Wasser kniehoch steht. Auf Baumstümpfen, umgestürzten Bäumen und allerhand zusammengetragenem Gerümpel versucht man hinüberzukommen, ohne daß einem die Stiefel voll Wasser laufen. Wer ausgleitet oder fehltritt, liegt unbarmherzig drin und rappelt sich schimpfend und triefend wieder hoch. Der Betonklotz taucht im Dunkel vor uns auf. Die abzulösenden Leute warten schon auf uns und beeilen sich nun, die kümmerliche Unterkunft zu übergeben.

Weit zurück liegt die Zeit, in der es einmal Lauf- und Kampfgräben gab, in denen man sich sicher fühlen konnte wie in Abrahams Schoß. Unterstände gehören nur mehr der Sage an. Heute spricht man davon wie von alten süßen Erinnerungen: 1915 in der Champagne, 1916 an der Aisne, 1917 in Rußland sind sie uns unsere zweite Heimat geworden, jene dürftig abgedeckten Winkelchen in der Erde. Da hatte man eine Bank, ein Stück Tisch, Bilder, die aus der Heimat kamen. Da konnte man sich auf Stunden wärmen in den feuchten, kalten Nächten. Beim flackernden Kerzenlicht konnte man Briefe schreiben an die Lieben daheim. Das ist nun alles dahin. Hier fegt es der Sturm der Schlacht hinweg, die das stolze Albion schlägt, da es unsere Hand an seiner Kehle fühlt. Es bäumt sich gegen uns im Todeskampf. Mit dem Stahl der halben Welt hämmert es Tag um Tag auf uns ein. Die besten seiner Männer jagt es in unsere Bajonette, unter unsere Kolben. Aber jeder Ansturm zerschellt an unserer lebendigen Mauer, die hier liegt in den schlammigen Trichtern, über sich den blanken Himmel mit den siegverheißenden Sternen. Von einem Bein aufs andere tretend, unablässig, damit er nicht versinkt, steht der Musketier in dem Erdloch, aus dem er mit dem Kochgeschirr das Wasser schöpft, und das er mit dem Spaten von dem weichen Morast säubert. Er steht und späht und summt sein Lied. Die Tornister und Waffen der gefallenen Feinde werden zusammengetragen, aufeinandergepackt, nur damit die Füße Halt bekommen in dem grundlosen Boden. Hier versinken die Patronen- und Wasserkasten nicht, hier liegen die Handgranaten einigermaßen trocken. Die Mehrzahl der Maschinengewehre ist trotz aller Vorsicht doch verschmutzt. Sie werden nun gereinigt und geprüft, einige kommen trotz Dunkelheit und Regen wieder in Gang, die andern wollen einfach nicht. Es beginnt zu dämmern, und es wird Zeit, daß ich nach links zu der Beobachtung hinüberkomme; denn wer sich am Tage hier sehen läßt, wird unfehlbar vom Tommy abgeschossen. Mit meinen zwei Männekens gehe ich auf den roten Fleck im Gelände zu. Das Dorf, das ehemals hier stand, ist buchstäblich zu Staub zerhauen. Halblinks feindwärts zieht sich die große Straße. Sie unterscheidet sich kaum mehr von dem übrigen Gelände. Nur an den Stümpfen und den zerschmetterten Bäumen kann man ungefähr ihre Richtung erkennen. Eben gleitet mein Blick nach rechts auf die großen Wassertümpel, die der Regen gebildet hat, als das schwache Artillerriefeuer mit einem Schlag zum heftigen Trommeln übergeht. Einer der Maschinengewehrschützen der Nachbardivision, die schon einige Tage hier sind, sagt zu mir: „Schnell in den Stand, die trommeln jetzt, und dann kommen sie, so fängt das immer an.“ Wir stürzen die Treppe hinunter in den schützenden Hohlraum. Nur die beiden Sperrfeuerposten bleiben oben. Wilder und wilder wird das Feuer. Feuer- und Erdsäulen schießen hoch, wohin das Auge sieht; den gelbschwarzen Rauch wälzt der Wind über das Feld der Schlacht. Mit dem brausend-fauchenden Gepolter, wie es von schnellfahrenden Eisenbahnzügen ausgeht, kommen die schweren und schwersten Granaten heran, wühlen sich klaftertief in den Grund und krepieren mit hallendem Donnerschlag in einer großen, pechschwarzen Wolke. Die armlangen, glühenden Splitter sausen pfeifend und heulend durch die Luft. Wer davon einen mitkriegt, wird elend zerfetzt. In der Luft hört man ununterbrochen das scharfe Knallen der zerspringenden Schrapnells. Die weißen Wölkchen am Himmel werden immer dichter, schwarze kommen hier und dort dazwischen; das sind Sprengwolken von Granaten mit Brennzündern, dicke Biester, die unheimlich schnell daherpfeifen. Wie ein dichter Vorhang sieht sich der Feuergürtel an, er ist fast undurchdringlich für das Auge. Erde, Qualm und Rauch hemmen den Blick. Nach einer halben Stunde beginnt er sich langsam nach hinten über uns wegzuschieben. Einige hundert Meter hinter uns bleibt er liegen und verdichtet sich durch Nebel und weißen Rauch, der mit Nebelgranaten dazwischengeschossen wird. Ganze Ketten von Nebelgeschossen platzen. Aber der Tommy hat sich schlechtes Wetter ausgesucht. Der frische Südwest und der starke Regen lassen die Rauchwand bald zerstäuben. Sofort hat jeder sein Gewehr gepackt, das überflüssige Gepäck abgelegt, die Taschen voll Patronen gespickt, Gurte und Handgranaten gefaßt und ist hinausgeeilt. Der kleine, untersetzte Gefreite liegt schon hinter dem schußbereiten Maschinengewehr. Der Leutnant ist mit den anderen dreißig Schritt nach links gesprungen und läßt eben laden. Wir sind in fiebernder Erwartung. Kommen sie, oder wollen die Hunde uns foppen? Der Sperrfeuerposten, der wie durch ein Wunder heil geblieben ist, obschon die Beobachtung mehrere Treffer bekam und zum Teil umstürzte, führt seelenruhig seine Signalpatrone in die Leuchtpistole. Er ist einer von den Menschen mit den stahlharten Nerven nach Ziffer 15 des Reglements. Wir warten, das Gewehr an der Backe, vor uns Patronen und Handgranaten mit heraushängender Strippe. Hier und da knattert ein Maschinengewehr ein paar Schuß. „Sie kommen, sie kommen!“ ruft der Posten mit fester Stimme. „Sperrfeuer!“ antwortet der Leutnant. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, sagt der Gefreite hinter seinem Gewehr und jagt einige Schuß heraus. Die Signalraketen steigen. Rechts und links gehen sie hoch und hinter uns in langer Kette, soweit das Auge reicht. Und dann kommt er heran, rauschend und heulend, der Tod, der hinter uns gelauert. Er wirft sich dem da drüben entgegen, fauchend und stöhnend, und sie ringen und rasen in knirschender Wut. Mit einem flammenden Kranz riegelt er die englischen Reserven ab, wühlt sich hinein in ihre zuckenden Knochen, hält sie fest und malmt sie in den Sumpf. Seine gröbsten Fäuste greifen in die feindlichen Batterien. Er reißt die Kanoniere von den Geschützen, schlägt Lafette und Rohr in Trümmer. Das ist der Tod, der uns die Wege ebnet, der Mensch und Material zerschmettert. Was zwischen uns und ihm liegt, ist unseren Bajonetten, Handgranaten und Kolben verfallen, rettungslos, erbarmungslos. „Sie kommen, sie kommen!“ Langsam arbeiten sie sich heran, durch Morast und Wasser, die sandfarbenen Gestalten, näher und näher. Die Spannung weicht. Es fallen nur vereinzelte Infanterieschüsse. Das macht dem Tommy Mut, dichter und dichter werden seine Sturmwellen. Da — ein Maschinengewehr springt an, prasselnd fallen die andern ein. Rechts, links, überall, wie aus dem Boden gewachsen, sind sie da und spritzen ihre tödlichen Feuergarben in den Feind. Über uns weg pfeifen die



Geschosse, wir wenden uns um — da kauern sie, die Ferngläser vor den Augen, und rattern ihre Gurte durch. Welle auf Welle bricht zusammen. Aber eine folgt der anderen; unaufhaltsam, wie das Wasser auf das Mühlrad läuft, quellen sie aus den Wolken des deutschen Sperrfeuers hervor auf die Straße, verbreitern sich nach rechts und links und streben tollkühn nach vorwärts. Die Vorderen feuern im Vorlaufen die Gewehre ab. Es gibt Verluste, mancher fällt lautlos um mit einem krampfhaften Griff in die Luft. Aber die Maschinengewehre knattern ja noch; solange die da sind, ist keine Gefahr. Aber wehe uns, wenn sie versagen. Schier unendlich sind die Massen, die gegen uns vorkommen auf der ganzen Front, soweit wir sehen. Der Leutnant wird auch verwundet, und nun bin ich der Führer des wackeren Häufleins. Zwei Leute von meiner Abteilung und die übrigen von der anderen Division. Sachte will sich einem die Sorge ins Herz schleichen und den klaren Blick trüben. Sie läßt die Gefahr größer erscheinen, als sie ist; sie läßt den Gedanken aufkommen an das große: Wenn! Aber hier gibt es kein „Wenn“, darf es keins geben, „bis zum letzten Mann“ heißt der Befehl. Den gab uns unser Kaiser schon damals in der Champagne auf dem Marktplatz in —. Da haben wir die Franzosen und die schwarzen Afrikaner niedergehalten — warum sollen wir der Engländer nicht Herr werden? Vor Waterloo und Tientsin haben die Deutschen euch herausgehauen, kommt, Hunde, wir sind vom selben Blut! „Pa—tro—nen!“ ruft der kleine dicke Gefreite, und sie schleppen frische Kasten heran. „Haben Sie noch Patronen genug?“ frage ich ihn. „Stücker 10 000“ ist die Antwort. „Aber ich rauchte eine Zigarette, wenn ich eine hätte.“ Ich gebe jedem eine von den Urlaubszigaretten, die ich noch in der Tasche habe. „So geht's nun mit Dampf!“ sagt der Gefreite, schmeißt sich an sein Gewehr und rattert, bis das Wasser im Mantel kocht. Rechts und links kommt der Engländer vor. Ich denke an die verdreckten Gewehre, die erst in der Nacht nach vorn kamen. Die Sache wird brenzlig.

Flammend steigen erneut die Raketen hoch in langer Reihe zurück zur Artillerie, die hinten in Wasser und Sumpf ihr Letztes gibt. Trotz des Regens rinnt den Kanonieren hier der Schweiß über Stirn und Backen. Unersättlich schlucken die Rohre den mörderischen Stahl, und immer wieder fleht, schreit das Sperrfeuerzeichen: Noch mehr, viel, viel mehr! Das am Himmel lohende Rot brennt die Größe der Gefahr in Auge und Hirn, und sie schleppen und schießen in schwirrendem Hagel von feindlichem Stahl. Sie wissen, was Kameradschaft ist, die markigen Gestalten mit den roten und gelben Achselklappen; sie kümmert nicht der heulend drohende Tod in Erde und Luft. Sie tragen ihn selber Stunde um Stunde unermüdlich an die blinkenden Verschlüsse und jagen ihn über die Köpfe der Brüder weg in den wütend anlaufenden Feind. Der Morast wird tief und tiefer durch das stete Laufen von den Munitionshaufen an die Geschütze; der Lehm heftet immer dicker an den Stiefeln und klettert immer höher. Zentnerschwer werden die Füße und noch schwerer die Körbe mit den langen Stahlzylindern, deren blanke Zünder einem entgegenlachen durch das Weidengeflecht. Hart ist hier die Pflicht, genau wie weiter vor im Kampf Mann gegen Mann. Die lähmende Ungewißheit über die Lage vorne nagt den Kanonieren am Herzen. „Wie mag es stehen? Ob sie sich halten können? Hat das rasende Trommelfeuer sie nicht alle erschlagen?“ Mancher Blick schweift zu den Karabinern, die an dem Haufen leerer Körbe lehnen, als letzte Rettung; denn die Geschütze bekommt der Feind nicht, solange noch einer lebt. Zuviel ist zuviel! Die Rohre werden heißer und heißer, beginnen zu glühen. Es muß langsamer geschossen werden.

Da — Meldung des Beobachters —: Unsere Infanterie ist mit dem Gegner im Handgemenge, der Feind droht durchzubrechen! „Ran, Kerls, gib ihm, jetzt gilt's!“ Die Röcke fliegen aus. In Stiefeln, Hemd, Hose und Helm geht's von neuem los. In schnellerer Folge ziehen die Geschosse der Mörser und Haubitzen rauschend ihre steile Bahn, die Feldkanonen fallen ein wie eine wilde Meute mit betäubendem Gekläff. „Was die Rohre haben“, lautet der Befehl. Das Glyzerin in den Bremsen kocht, die Verschlüsse sengen die Handleder an, und Schuß auf Schuß verläßt das Rohr. „Wasser, Wasser!“ Mit Eimern gießen sie es über Verschluß und Rohr und hinein in den dampfenden Schlund. Gierig frißt der Stahl das kühlende, versprühende, köstliche Naß. „Granaten, Granaten!“ Sie liegen doch da, Tausende aufeinander geschichtet, aber es sind nie genug. Und wenn die ganze Welt Granaten drehte, wir haben nie zuviel. Unersättlich sind die Mäuler unserer Kanonen und fressen unaufhaltsam, soviel man ihnen gibt; sie fressen, bis sie zerspringen oder die feindlichen Geschosse sie in Fetzen fegen. Es ist doch deutscher Stahl, gehämmert unter deutschen Fäusten. Auch er kennt seine Pflicht.

Indes ist man weiter hinten auch nicht müßig. Schwerste Geschütze fahren eilends hinter dem bedrohten Abschnitt auf. Mit dumpfhallendem, gewaltigem Donnerschlag, der die Erde schüttern, die Häuser zittern und die Fensterscheiben klirren macht, senden sie ihre gewaltigen, mannshohen Geschosse hinüber in des Feindes Hintergelände, in seine Städte, Dörfer, Lager und Reserven. Sie zerstören die Bahnhöfe, auf denen er seine Truppen und sein Material auslädt. Sie beschießen die Plätze, auf denen seine Fesselballons und Flieger aufsteigen. Sie tragen Vernichtung und Verwirrung hinter die feindliche Front und entlasten den Mann im vordersten Trichter. Unsere Fesselballons schwanken schon seit dem Morgengrauen hoch oben in der Luft und beobachten den wogenden Kampf. Artilleriehäschen, geleitet von Kampffliegern, preschen nach vorn über den Feind. Sie sind die scharfen Falkenaugen der Artillerie. Sie spüren die feindlichen Batterien auf und lenken das Feuer auf sie. Ihrem Blick entgeht keine Kolonne, die Munition an die Geschütze fährt; kein Truppenkörper, der sich über Straßen oder durchs Gelände schiebt.

„Unsere Infanterie ist mit dem Feinde im Handgemenge!“ Trotz der Granaten, trotz des wilden Hämmerns der Maschinengewehre kommen die Engländer vorwärts. Zäh ist der Widerstand der Musketiere. Mit Bajonett und Kolben empfangen sie den übermächtigen Gegner, schleudern ihm Handgranaten entgegen, wehren sich bis zum letzten Atemzug. Einen deutschen Soldaten, der die Hände hebt, gibt es nicht. Näher und näher rücken sie uns auf den Leib. Die Patronen werden immer weniger, und für jeden Feind, der fällt, springen drei, zehn frische vor. Noch haben wir Handgranaten, doch wie schnell sind auch die alle. Dann bleibt nur das blanke Seitengewehr, der Kolben. Einer gegen zehn! Wir fühlen es, wir lesen es uns gegenseitig aus den Blicken, es wird uns zur unerschütterlichen Gewißheit: Wir sind verloren, unrettbar; die Masse muß uns niederrennen.

Wieder und wieder leuchten die roten Sterne und



bitten und heischen: „Kommt und helft.“ Das Auge folgt ihrer Bahn, klammert sich daran wie an einen letzten Hoffnungstrahl und gleitet dann zurück in das trostlose Trichterfeld, will die schwarzbraunen Wolken des feindlichen Sperrfeuers durchdringen und sucht und sucht.

„Sie lassen uns nicht im Stich, die Kameraden, sie müssen kommen.“ Wir wissen es ebenso, wie daß wir sterben müssen. Und sie kommen! — Einer! — Sein grauer Stahlhelm hebt sich aus dem Braun der Trichter, aus dem Rauch der feindlichen Granaten. Ein Melder? —

Zwei, drei, mehr und mehr, rechts und links, wenige hundert Schritt hinter uns auf dem Kamm. Der Feind will sie halten, hagelt Granaten und Schrapnells in sie hinein. Aber sie kommen, sie sehen uns, wir winken, und sie winken wieder. Wir rufen, brüllen Hurra — und das ist die Erlösung. Die Freude und das Glück rieseln uns ins Herz, das Glück, Deutscher und Soldat zu sein mit solchen Kameraden. Nun hört und sieht man wieder frei, man lacht und scherzt und faßt die Knarre fester. Der erste ist ein Leutnant. Er schwingt seinen Knüppel uns entgegen und ruft: „Kinder, wir kommen, wir sind da!“ Ich gebe ihm einen Schluck Kaffee, und er erzählt von all dem, was helfen will; von den Bataillonen, die vorgezogen sind. All den Kanonen und Granaten, die der Feind noch spüren soll. Ja, sie kommen, Infanterie und Maschinengewehre und Patronen und Handgranaten und frischer, entschlossener Mut. Wir werden sie schon halten!

Der Tommy drüben stutzt erstaunt und legt sich fürs erste hin. Das kommt ihm nicht geheuer vor. Er kann das Hurra nicht vertragen.

Links vor uns steht es schlimmer; der Engländer kommt vor, Zoll um Zoll ringt er den Tapferen ab. Es sind ihrer zu viel, die Unseren müssen weichen. Sie krallen sich fest an jeden Aufwurf, jeden Trichter, aber es geht langsam zurück. Hier kommt der Feind mit uns auf gleiche Höhe. Doch wir haben ja wieder Patronen, haben Handgranaten und frische, zähe Menschen.

Eine Stunde wogt der Kampf und noch eine halbe. Die Artillerie mäßigt ihre Wut. Oder schöpft sie nur Atem zu einem neuen, noch tolleren Tanz? — Schon geht er an; das Rauschen und Sausen der Geschosse schwillt auf zu mächtigem Brausen und Heulen. Der Mann vorn fühlt, wie die da hinter ihm helfen wollen in der schwersten Stunde, daß auch sie ihr Bestes geben. Jetzt müssen sie die englische Artillerie wohl packen; denn ihr Feuer flackert, will nicht mehr so recht, liegt nicht mehr dicht. Der feindliche Feuervorhang wird gelüftet, daß die Reserven durchkommen können, die uns helfen wollen, das Verlorene wieder nehmen. Und sie kommen in breiten, starken Schützenwellen unter dem englischen Sperrfeuergürtel durch. Langsam, aber stetig. Wieder wirft der Engländer ihnen entgegen, was er an Stahl und Blei noch schleudern kann. ergebens. — Viele bleiben getroffen liegen, die Mehrzahl kommt vor, unaufhaltsam, unwiderstehlich. Nun gehen sie langsamer, verschnaufen. Kommandos werden gegeben, und dann laufen sie an mit jubelndem Hurra. Die Bajonette blitzen, die Kolben und Handgranaten drohen, und vorwärts geht's, hinein in den verhaßten Feind. Das Hurra klingt fort und fort, so weit der Tommy vor uns liegt. Es zieht und zerrt an unseren Sinnen. Wir können nicht anders, wir müssen mit, vorwärts, hinein in die eiserne Wut.

Was schert uns der Gewehre wildhämmerndes Schlagen,
Wenn wir im Herzen die Liebe noch tragen,
Wenn die Heimat uns leuchtet in aller Gefahr,
Die Krone, die Flagge, der Sonnenaar!

Sie bleiben stehen, sie schießen. — Einige wenden sich und laufen. Sie senken die Gewehre uns entgegen; wir sind bei ihnen. Die ersten werden niedergehauen. „Hurra, hurra!“ — Sie schmeißen die Gewehre weg, sie schnallen ab und heben die Hände hoch. Sie flehen um Gnade — Gnade!

Armes England!

Die Neugestaltung in Polen.

Von Dr. Alfred Nossig.

In Warschau ist im Beisein der Vertreter der Zentralmächte der Regentschaftsrat als Platzhalter des künftigen polnischen Souveräns feierlich eingesetzt worden. Damit hat die Entwicklung des schwierigen und komplizierten Problems eine Etappe erreicht, von der aus sich seine Lösung wenigstens in den wichtigsten Grundzügen mit einiger Sicherheit voraussehen läßt.

Zwei Hauptpunkte scheinen nun festzustehen: daß Polen weder geteilt noch annektiert, sondern tatsächlich als autonomes Staatswesen wieder aufgerichtet werden soll, und daß dieses Staatswesen nicht wieder Rußland und der Entente preisgegeben, sondern durch feste Bande mit dem Block der Zentralmächte vereinigt bleiben wird. Offen gelassen ist nur der dritte entscheidende Punkt: ob die Verknüpfung durch ein Bündnis mit einem unabhängigen polnischen Königreich oder auf dem Wege der Realunion bzw. der dynastischen Gemeinschaft mit einer der Zentralmächte hergestellt werden soll. Bevor diese letzte und schwierigste Frage geklärt ist, kann man sich über die Person des Regenten und präsumtiven Königs selbstverständlich nicht schlüssig werden.

Damit haben sich auch die Polen trotz ihrer drängenden Ungeduld abgefunden. Auch ohne diese Bekrönung haben sie auf dem Wege zur Selbständigkeit bereits beträchtliche Errungenschaften zu verzeichnen: das Schul- und Gerichtswesen ist in ihrer Hand, sie sind befugt, ein vollständiges Ministerkabinett zu konstituieren und eine nationale Wehrmacht zu schaffen. Wenn nicht alles trügt, wird dieser Aufbau der polnischen Staatlichkeit unter dem Schutz der Zentralmächte nunmehr planmäßig erfolgen.

Es muß anerkannt werden, daß die Regierungen der Zentralmächte in der polnischen Frage der Pflicht der Initiative und Führung nachgekommen sind. Sie haben sich nicht passiv von den Ereignissen treiben lassen, sondern haben in unbeirrter Verfolgung der von ihnen ins Auge gefaßten Pläne, trotz heftiger Gegenströmungen, die heutigen Tatsachen geschaffen. Insbesondere gilt dies von der deutschen Regierung, die sich in dieser Angelegenheit nie als retardierender, sondern stets als treibender Faktor betätigt hat. Konsequente Unterstützung fanden die Zentralmächte nur seitens einer polnischen Gruppe, die fünf Parteien umfaßt, der der Aktivisten.

Aus drei Quellen flossen die Schwierigkeiten, mit denen die politische Führung bei der angestrebten Lö-

sung der polnischen Probleme zu kämpfen hatte. Es waren die Verhältnisse in Polen selbst, die völlig auseinanderstrebenden Ideen der Politiker und Publizisten Deutschlands und Österreich-Ungarns über die Polenfrage und schließlich die tatsächliche Divergenz der Interessen der beiden Mittelmächte gerade auf diesem Gebiete.

Um die außerordentlichen Hemmnisse in Polen und das nunmehr Erreichte richtig zu beurteilen, muß man sich in Erinnerung bringen, daß Polen zwar physisch von den Zentralmächten besetzt, moralisch aber unter der Macht der Entente war. Fernstehenden mag dies angesichts der drückenden Russenherrschaft widersinnig erscheinen; man kommt jedoch auf politischem Gebiete nicht vorwärts, wenn man die Psychologie der Gegenpartei nicht erfaßt. Wohl galt der Deutsche in Polen nie gleich dem Russen als Erbfeind. Immerhin jedoch bestand dort seit den Enteignungs- und Schulgesetzen eine antideutsche Strömung, welche England, Frankreich und Italien durch Sympathiekundgebungen für sich auszunutzen wußten, und welche auch Rußland zugute kam. Seit Jahren arbeitete die starke Partei der polnischen Nationaldemokratie erfolgreich an einer Verständigung mit Rußland. Neben den großen wirtschaftlichen Vorteilen, die Polen aus seiner Verbindung mit Rußland zog, wurde dem Lande nun auch politische Autonomie zugesagt. Als der Weltkrieg ausbrach, stellte die Entente Polen die Vereinigung mit dem deutschpolnischen Gebiet und mit Galizien in Aussicht. Die russische Revolution entfernte die Scheidewand zwischen Rußland und Polen, den Zarismus, und entfachte das Bewußtsein der slawischen Rassensolidarität.

Demgegenüber mußte sich die Verwaltung der Zentralmächte in Polen mit einer Reihe von Maßnahmen einführen, die von der harten Kriegsnotwendigkeit diktiert waren, nichtsdestoweniger jedoch von den Polen bitter empfunden wurden: Requirierung von Maschinen, Rohstoffen, lebendem Inventar und Nahrungsmitteln. Den Unabhängigkeitsversprechungen der Zentralmächte stand man skeptisch gegenüber; und in der Tat war es den Okkupationsmächten nicht möglich, in der Verwirklichung derselben ein zu rasches Tempo einzuschlagen, da sie keinerlei Gewißheit hatten, welchen Gebrauch ein unabhängiges Polen von seinen staatlichen Rechten, seiner Armee usw. machen würde.

So entstand in Polen die Suggestion, daß man zwar befreit, dennoch aber nicht frei sei, und daß man den nationalen Interessen am besten diene, wenn man auf das Anerbieten der Zentralmächte gar nicht eingehe, sondern über die Ansprüche Polens erst mit der Friedenskonferenz unterhandle. Das war das Programm der Passivisten-Gruppe, der die meisten polnischen Parteien angehörten.

Diese schwerwiegenden Hemmnisse wurden durch die einer polnischen Staatlichkeit abgeneigten Strömungen innerhalb der Zentralmächte in ihrer Wirkung noch gesteigert. In Österreich-Ungarn gab es Kreise, welche weder die Verbindung eines polnischen Königreiches mit der Monarchie wünschten — weil ein Trialismus sowohl Deutsche als Ungarn in ihrer Machtstellung einschränken könnte — noch auch einen unabhängigen Polenstaat als willkommenen Nachbar betrachteten, weil eine galizische Irredenta zu befürchten wäre. In Deutschland wiederum sah man dem Bündnis mit einem unabhängigen Polen in Anbetracht der dort verbreiteten Russophilie und Deutschfeindlichkeit sowie der Gefahr einer Irredenta im Großherzogtum Posen mißtrauisch entgegen. Die einen befürworteten eine neue Teilung und einfache Annektion, die Deutschland alle erforderlichen politischen und militärischen Sicherheiten geben würde; die anderen die Rückgabe Polens an Rußland als Preis für den Frieden.

Demgegenüber hielten die Regierungen der Zentralmächte an der Überzeugung fest: daß ein mit Rußland verbundenes Polen, den Erfahrungen des Weltkrieges entsprechend, ein gefährliches Einfalltor nach Deutschland und Oesterreich bilde; daß die mechanische, gewaltsame Einverleibung eines so bedeutenden, fremdstämmigen Organismus ein verhängnisvoller politischer Fehler sein würde; und daß man daher nicht nur mit Rücksicht auf die Hochhaltung der Rechte der Nationen, sondern in eigenstem Interesse am richtigsten verfahre, wenn man Polen moralisch für die Zentralmächte erobere, indem man ihm seine Freiheit sichere, es mit Vertrauen erfülle und sich in ihm einen aufrichtigen, dauernden Bundesgenossen schaffe.

Auf diesem dornigen Wege ist es erst heute gelungen, einen wirklich verheißungsvollen Punkt zu erreichen, nachdem den Regierungen der Zentralmächte reichlich Gelegenheit geboten war, die Langmut der Starken zu üben. Es ist interessant, einen Blick darauf zu werfen, was sich hinter den Kulissen abgespielt hat, bis ein solches Ergebnis erzielt werden konnte.

Nicht allen ist es bekannt, daß Polen, bevor es noch seine Selbständigkeit wiedererlangte, sich bereits eine „Diplomatie" organisiert hat, ja sogar zwei Diplomatien, eine ententistische und eine vierbundfreundliche. Dem „Obersten Polnischen Nationalkomitee" in Krakau stand der „Conseil Polonais" in Paris gegenüber, in dem Dmowski, Piltz und Graf Zamoyski das Wort führen.

Von diesen verschiedenen Zentren und ihren zahlreichen Expolsituren gingen alle einander durchkreuzenden Fäden aus. Mit dem Krakauer Nationalkomitee verbanden sich die Warschauer Aktivisten. Eine besonders schwierige Aufgabe fiel der Berliner Vertretung zu, die trotz aller mißglückten Versuche in Polen die Beziehungen fortzuspinnen hatte: Hier unternahm es der bekannte polnische Literarhistoriker Wilhelm Feldmann durch zahlreiche Denkschriften, Konferenzen und Diskussionsabende dem Gedanken einer Verständigung mit Polen den Weg zu bahnen, wobei ihm die Regierungstellen und die führenden Parlamentarier außerordentliches Entgegenkommen bezeigten. An den letzten, erfolgreich abgeschlossenen Unterhandlungen beteiligte sich der gewandte Politiker Graf Adam Roniker.

Der große Fortschritt, den die Einsetzung des Regentschaftsrates bedeutet, besteht darin, daß zum erstenmal in die passivistische Majorität eine Bresche geschlagen wurde, daß führende Passivisten selbst an die Spitze eines mit den Zentralmächten verbundenen Polens getreten sind. Nicht minder bedeutsam ist die Tatsache, daß die polnischen Demokraten in Rußland unter der Führung von Lednicki und General Babianski trotz starken Druckes seitens des „Conseil Polonais" die neue polnische Staatsleitung anerkannt und ihr gehuldigt haben.

Der Regentschaftsrat hat, der polnischen Orientierung zu der er sich bekannt, gemäß, einen entscheidenden Aktivisten, Dr. Jan von Kucharzewky, zum Ministerpräsidenten vorgeschlagen. Seine Ernennung wurde von



den Zentralmächten genehmigt, und so stand nichts mehr der Bildung eines Ministerkabinetts im Wege, das teils aus Aktivisten, teils aus politisch farblosen Fachmännern bestehen wird. Das erste polnische Ministerium stellt die Bildung einer nationalen Armee und den wirtschaftlichen Wiederaufbau des Landes an die Spitze seines Programms. Durch Reisen des Ministerpräsidenten und seiner Mitarbeiter nach Berlin und Wien sollen die Bande zwischen Polen und den Mittelmächten enger geknüpft werden.

Nur eine Reihe von Fragen befand sich bis vor kurzem noch völlig in der Schwebe. Das war diejenige, die mit der öffentlich-rechtlichen Stellung des Königreichs Polen und mit dem Ausgleich der Interessen der beiden Zentralmächte im Verhältnis zu dem neuen Staatsgebilde zusammenhängt. Diese Fragen haben den letzten Kronrat beschäftigt.

Der von ihm erörterte Plan, Polen durch eine Personal- oder Realunion mit Oesterreich-Ungarn zu verbinden, stieß in der öffentlichen Meinung zunächst auf gewisse Widerstände. Nach reiflicher Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände hat sich jedoch in den politischen Kreisen die Ueberzeugung befestigt, daß dies die für alle beteiligten Faktoren günstigste Lösung wäre.

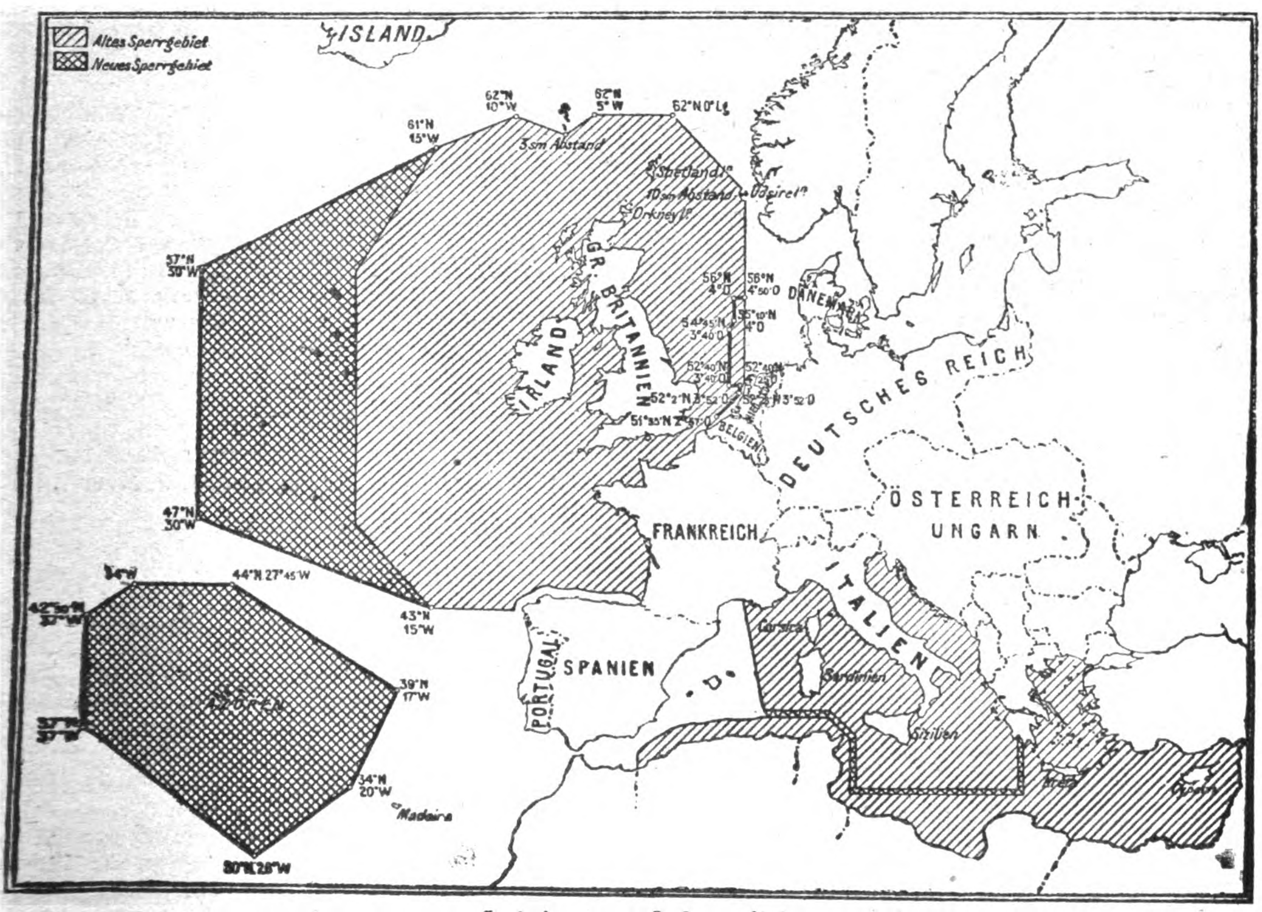
Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die verflossene Woche brachte uns einen neuen Beweis dafür, daß England nicht imstande ist, unsere Flandernfront zu erschüttern. Unfähig zur Erreichung des Zieles, die deutsche U-Boot-Basis zu fassen, versuchten sie ihre notgedrungene Betätigung gegen einen Punkt zu richten, der zu diesem Ziel in keinem Verhältnis steht. Statt in der Richtung auf Douai, unternahmen sie einen Vorstoß auf Cambrai. Das Ergebnis ist das typische Bild einer steckengebliebenen Offensive.



Dr. Hans F. Helmolt,
der neue Leiter der Presseabteilung des Reichsamts des Innern.

Als festgerannter Keil steckt die feindliche Formation in der deutschen Front, durch unsern beiderseitigen Flankendruck zu einem zwecklosen Dasein verurteilt. Es ist dem Feind nicht geglückt, die Einbruchstelle nach beiden Seiten zu erweitern. Unsere bewegliche Verteidigung hat verhindert, daß der Durchbruch planmäßig und folgerichtig durchgeführt wurde. In konzentrischem Vorgehen wurden die Angriffskolonnen vorgetrieben, in



Karte der neuen Seesperrgebiete.

nördlicher Richtung bei Marcoing und Masnières über die Schelde und von Rumilly auf Cambrai zu, von Westen her gegen den Abschnitt Graincourt-Fontaine Notredame. Unsere Linien, die dort in lockerer Stellung waren, wichen elastisch aus, der Feind kam wiederum, wie sooft schon, in die Lage, Stöße ins Leere zu führen, die uns nicht weh taten, ihm selbst dagegen ungeheure Blutopfer eintrugen. Ihre mit Hilfe gut vorbereiteter Verbindungen schnell herangebrachten Massen brechen nach kurzem, heftigem Schlagfeuer vor. Es gelang ihren Tankgeschwadern, unter der Gunst unsichtigen Wetters in die Drahtverhaue einzubrechen und den Stützpunkten unserer Linien in den Rücken zu kommen. Den Anfangserfolg auszunützen wurden sie durch den siegreichen Einsatz unserer Reserven verhindert. So blieb ihnen nur die Möglichkeit, rein frontal um einzelne Ortschaften zu kämpfen.

Vergeblich sind in der Cambraischlacht vom Feind ungeheure Massenopfer gebracht worden. Weder an ihrem rechten noch an ihrem linken Flügel haben die Engländer vermocht, gegen unsere Verteidigung etwas auszurichten. Wir erfahen aus den Berichten, daß ihr Umfassungsversuch bei Inchy blutig zurückgeschlagen wurde, und daß sie ebenso bei Bourlon rückwärts gedrängt worden ist.

Steht somit nach wie vor die Verteidigung der deutschen U-Boot-Basis unerschüttert fest, so ist um so stärker die Bedeutung der Tatsache, daß das Ergebnis unseres U-Boot-Krieges nicht nur durchaus nicht nachläßt, sondern stetig sich steigert. Wir konnten feststellen, daß das Monatsergebnis vom Oktober gegen früher wiederum stärker geworden ist. Es spricht für sich selbst, wenn unwiderleglich nachgewiesen wird, daß trotz aller Verminderung des feindlichen Schiffsraumes das Monatsergebnis absolut auf der gleichen Höhe geblieben, daß es verhältnismäßig, nach Prozenten berechnet, sehr beträchtlich höher geworden ist.

Im Einklang mit der unbeirrten Durchführung der Pläne unserer Kriegsleitung im gemeinschaftlichen Zusammenwirken von See- und Landkrieg steht die neue Erweiterung des Sperrgebietes westlich von England, im Mittelmeer und um die Azoreninseln.

Mit Befriedigung kann unsere Flotte auf den Verlauf zurückblicken, den der englische Vorstoß in die deutsche Bucht genommen hat. Eine Anzahl englischer kleiner Kreuzer und sechs Großkampfschiffe wurden von uns mit entsprechenden Kräften in Empfang genommen und ihr Vordringen abgewiesen.

Selbstverständlich können die Ereignisse an der Westfront als Entlastung für Italien in keiner Weise in Betracht kommen. Soweit ein solcher Gedanke mit Hilfe von Trugschlüssen überhaupt zum Ausdruck gebracht wird, ist er lediglich auf die bekannte irreführende Stimmungsmache im Sinn Englands zurückzuführen. Das allerelementarste Verständnis für den Stand der Gesamtlage genügt, um sich völlig klar darüber zu sein, daß England für Italien nichts mehr übrig hat. Einen handgreiflichen Beweis dafür bietet schon der Umstand, daß die Hilfe, die England den geschlagenen Italienern zuschickt, nur ganz gering ist.

Unsere Operationen in Italien entwickeln sich im Verfolg der weiteren Ausbeutung unserer gewaltigen Siege sicher und planmäßig weiter. Der Fortschritt der Handlung brachte es im Laufe der verflossenen Woche mit sich, daß besondere Meldungen nur von dem Gebiet um Asiago einliefen, das sich von der Hochebene bis etwa zum Mittellauf der Piave erstreckt. Dort konnten die Italiener unter dem natürlichen Schutz des Geländes, in ihrer östlichen Flanke gedeckt, sich zur Wehr setzen. Durch Massenangriffe gegen die Heeresgruppe des Feldmarschalls von Conrad und durch zähen, mit dem Mut der Verzweiflung unternommenen Widerstand versuchten sie, sich dem Vordringen unserer Verbündeten entgegenzustemmen. Wiederholt rannten sie in tiefgegliederten Angriffen gegen die von uns eroberten Höhen an; ihre Angriffe scheiterten unter schweren Verlusten. Deutsche und österreichische Truppen nahmen ihnen stark ausgebaute Höhenstellungen bei Quero und auf dem Monte Cornella fort.

X.

In dem Aufsatze über die von den Franzosen als angeblich deutsche Spionin erschossene Tänzerin Mata Hari war über sie gesagt worden: „und wurde, wie sie berichtete, zur Hofdame der Königin von Holland ernannt“. Auf Grund einer Mitteilung von offizieller niederländischer Seite wird hiermit festgestellt: Frau Mac Lod, geborene Zelle, ist niemals Hofdame Ihrer Majestät der Königin gewesen und hat niemals irgendwelche Beziehung zum Königlichen Hofe gehabt.



Nummer 48.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Bild- und Film-Amt.

Kaiser Wilhelm hört auf einer Anhöhe in der Umgebung von Görz den Vortrag über die siegreichen Kämpfe.

Der Kaiser in Görz.

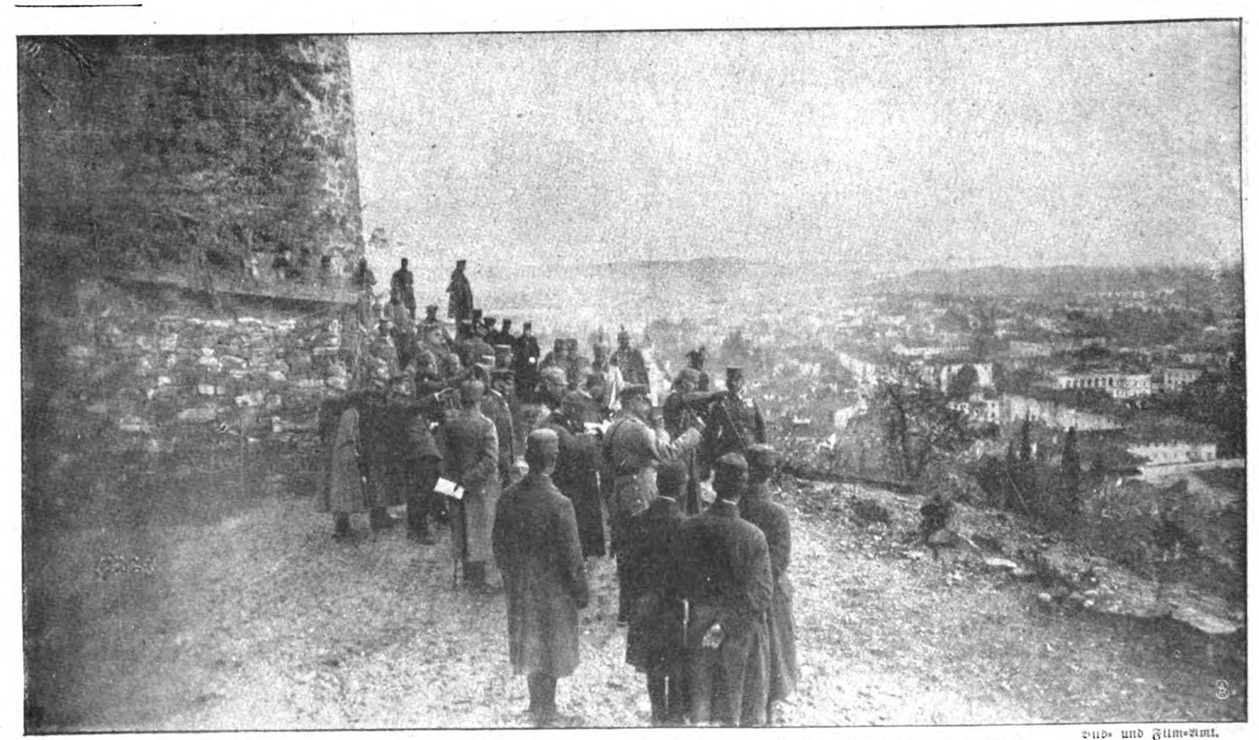


Bild- und Film-Amt.

Der Kaiser in Görz: Kaiser Wilhelm und Gefolge auf einer Anhöhe vor Görz.

Bild- und Film-Amt.

Der Kaiser in Italien: Der Kaiser beim Verlassen des ehemaligen Dogenpalastes in Passariano.

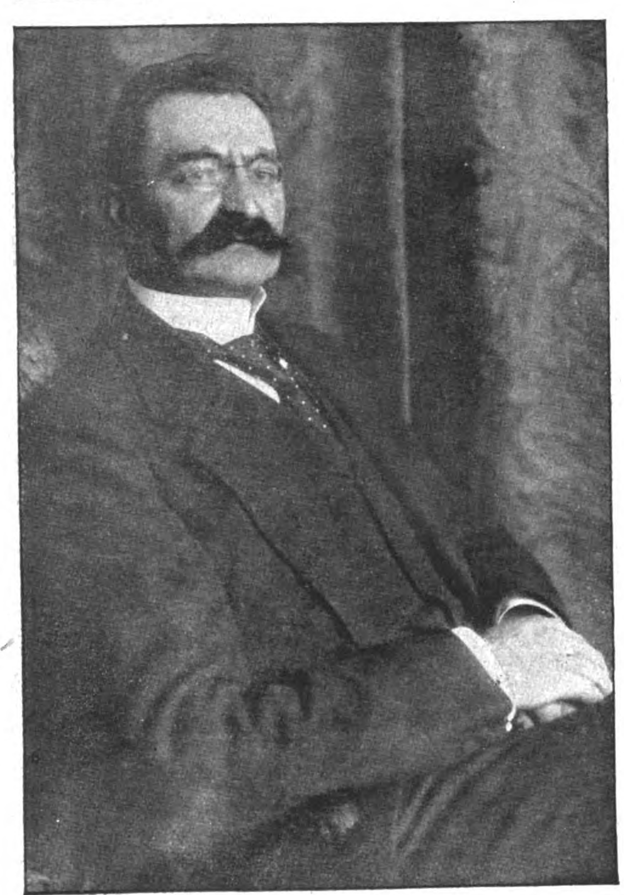


Der Kaiser hört auf dem Kastell von Udine den Vortrag über die siegreichen Verfolgungskämpfe am Tagliamento.

Der Kaiser bei der Begrüßung märkischer Truppen am Fuß des Schloßhügels von Udine.

Der Kaiser in Italien.

Bild- und Film-Amt.



Frhr. von Stein,
der neue Staatssekretär des Reichswirtschaftsamts.



B. J. G.

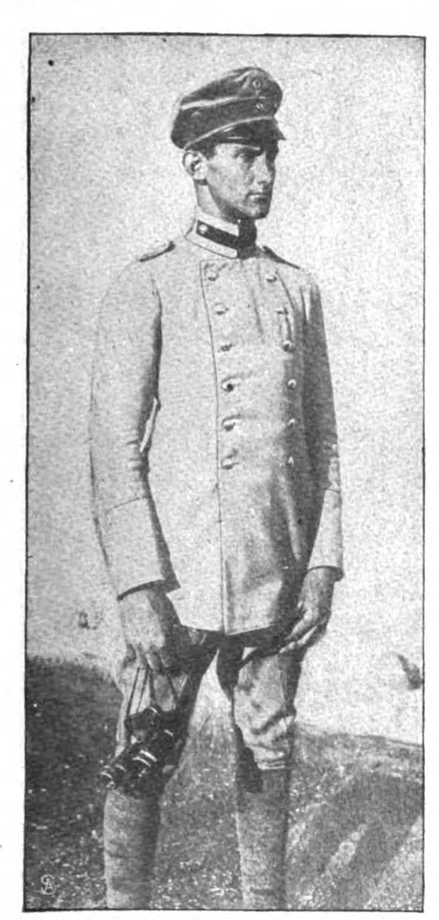
Frhr. von Radowitz,
der neue Chef der Reichskanzlei.



Phot. Gennecke.

Als Gäste der Stadt Berlin vor dem Rathaus.

Besuch der österreichisch-ungarischen Tagesschriftsteller in Berlin.



Fliegerleutnant v. Eschwege †
Der Held der mazedonischen Front.
(Nach dem 20. Luftsieg gefallen.)



Phot. Fuks

Jan Kucharzewsky.
Polens erster Ministerpräsident.



Hofphot. Dittmar

Heinrich Graf von Spreti,
der neue Chef des Kabinetts des Königs von Bayern.



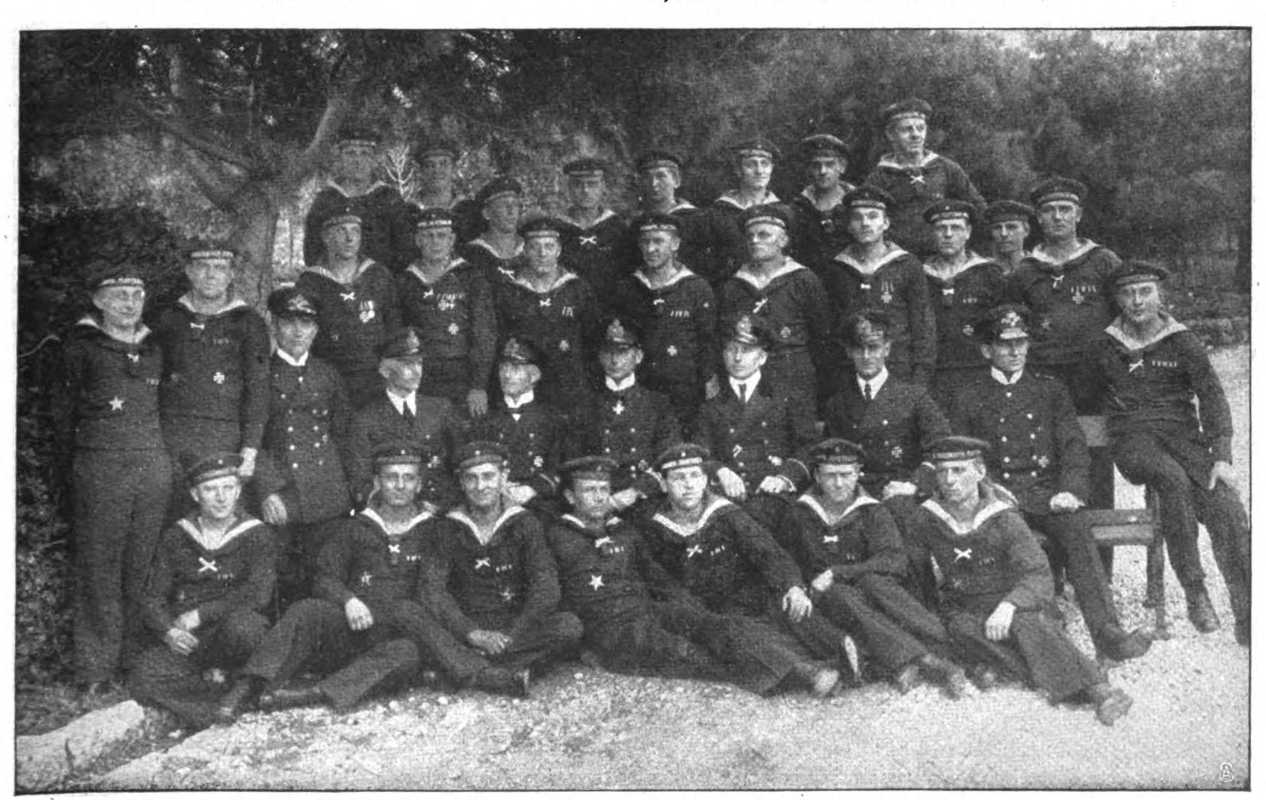
Hofphot. Sandau.

Kapitänleutnant Robert Moraht



Kapitänleutnant Hans Adam

erhielten den Orden Pour le Mérite.



Kapitänleutnant Forstmann (U 39) mit seiner Besatzung.


Hauptmann Gustav Bursey.


Phot. A. Wertheim.
Oberleutnant W. Thiesing.


Phot. M. Wolf.
Oberleutnant Hahndorf.


Phot. Hütter.
Off.-Stellv. Heinr. Rauch.


Leutnant Ullrich Pagel.


Phot. A. Wertheim.
Leutnant Fritz Mahn.


Vizefeldwebel Cornell Kratz.


Off.-Stellv. Karl Uhr.


Vizefeldwebel G. Kautzmann.


Leutnant Adolf Enders.


Phot. Gebr. Barrasch.
Leutnant Herbert Ciossek.


Phot. J. Anrig.
Leutnant Hans Finger.


Leutnant Walter Uhlein.


Phot. Hacker.
Leutnant Erlewein.


Leutnant Bischoff.


Phot. Kiby.
Leutnant Leonhard Hoff.


Leutnant Kurt Kleischmann.


Unteroffizier Herm. Schubert.


Off.-Stellv. Hermann Dörre.


Unteroffizier A. Edelhäuser.


Leutnant Badendieck.


Unteroffizier Oswald Peter.


Unteroffizier Wilh. Meyer.


Unteroffizier E. Gengenbach.


Vizefeldwebel H. Wendelstadt.

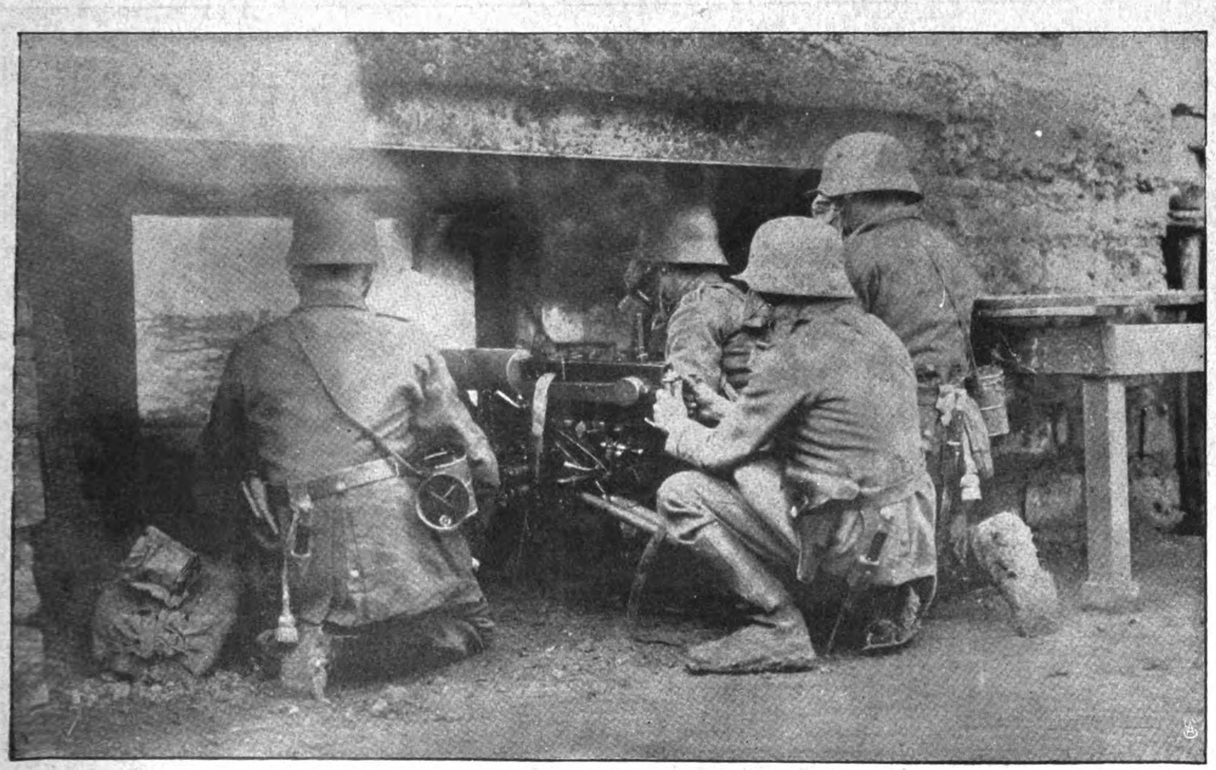

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.




Maschinengewehrunterstand in einem zerschossenen Haus



Am Granatwerfer.



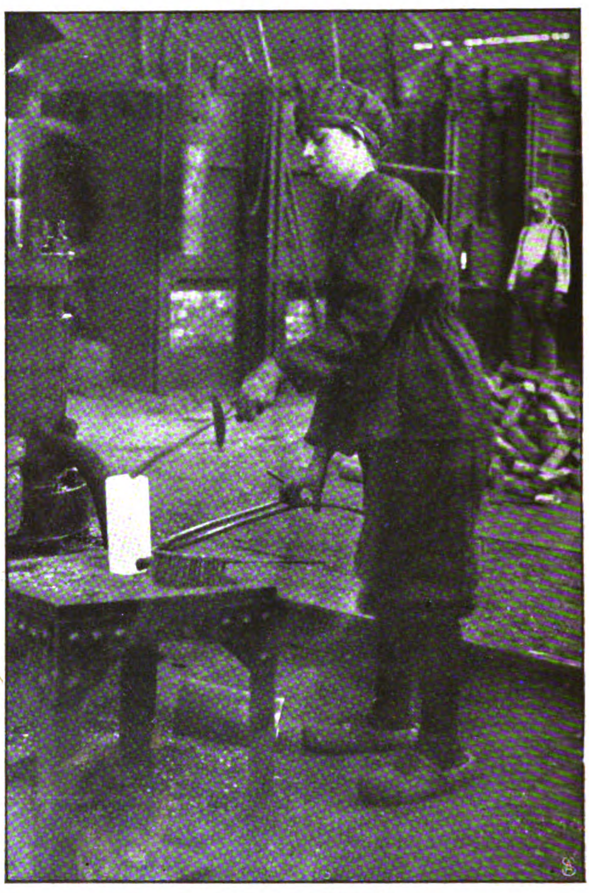
Phot. Spelling.

Maschinengewehrstellung während eines Gasangriffs.

In Flandern.



Anstreichen der Geschosse.



An der Geschoßpresse.



Einfüllen der Kugeln in Schrapnells.

Frauenarbeit in den Kruppschen Munitionsbetrieben.

1000 Pfund Kopfpreis, tot oder lebendig.

Nichts ist phantastischer als die Wirklichkeit. Wer an der Wahrheit dieses Satzes früher noch gezweifelt haben sollte, dem wird sie durch die großen Geschehnisse unserer Zeit und fast noch mehr durch zahllose Nebenepisoden überzeugend klar gemacht. Man denke nur, um ein einziges Beispiel vor Augen zu haben, an die Kaperfahrten der „Emden", an die abenteuerliche Heimfahrt der Emdenmannschaft mit der „Ayesha". Im Zusammenhang mit der „Emden" stehen die ganz ungewöhnlichen Erlebnisse, von denen uns jetzt ein ehemaliger Prisenoffizier dieses Schiffes, Kapitänleutnant d. R. Julius Lauterbach, in seinem soeben bei August Scherl G. m. b. H. in Berlin erschienenen Buch 1000 Pfund Kopfpreis, tot oder lebendig" (Preis 1 Mark und 25 Pf. Teuerungzuschlag) erzählt. Uebrigens hat Kapitän Lauterbach als Kommandant des Hilfskreuzers „Marie" gerade in jüngster Zeit wieder von sich reden gemacht.

Die Abenteuer, von denen Lauterbach in seinem Buche erzählt, begannen mit der Schicksalstunde der „Emden", kurz bevor sie bei den Kokosinseln im Indischen Ozean dem überstarken Feind erlag. Der Prisenoffizier erhielt damals, am 7. November 1914, den Befehl, einen der begleitenden Kohlendampfer nach einer bestimmten Stelle auf hoher See zu bringen und dort das etwaige Nachkommen der „Emden" abzuwarten. Er wartete vergebens vier Wochen lang. Als am ruhmreichen Ende der „Emden" nicht mehr zu zweifeln war, lenkte Lauterbach seinen Dampfer nach dem nächsten neutralen Hafen in Holländisch-Sumatra, wurde aber kurz vor Erreichung des Zieles von einem englischen Hilfskreuzer aufgebracht. Seine nächste Etappe war das deutsche Internierungslager bei Singapore. Fest entschlossen, bei erster Gelegenheit zu entfliehen, machte sich Kapitän Lauterbach mit ein paar Genossen sofort an den Bau eines unterirdischen Ganges vom Lager ins Freie. Das heimliche Werk war nach monatelangen, unsäglichen Mühen gerade vollendet, als ein unerwartetes Ereignis einen anderen Ausweg bot. Die indischen Truppen, die auch das Lager bewachten, meuterten, und in der allgemeinen Verwirrung entfloh Lauterbach samt einigen Mitgefangenen. Nun begann eine tolle Odyssee: im Boot über die Malakkastraße nach Sumatra, quer durch den Urwald der großen Insel nach Padang, weiter nach Java, in offenem Eingeborenenboot über die tückische Celebes-See nach den Philippinen und durch das Gebiet der berüchtigten Kopfabschneider, der Moros, nach Manila. Inzwischen war der Telegraph nicht müßig gewesen und hatte den Steckbrief des Flüchtlings, dem die Aufwiegelung der Inder in Singapore zur Last gelegt wurde, nebst der auf seinen Kopf ausgesetzten hohen Belohnung im ganzen Osten verbreitet. Als Kapitän Lauterbach im weiteren Verlauf seiner Flucht nach Schanghai gelangte, konnte er sich vor einem Mordanschlag, der ihn verfolgenden Späher nur durch einen kühnen Sprung ins Wasser retten. Sein Ziel stand unverrückbar fest: die Rückkehr ins Vaterland. Wie Kapitän Lauterbach sein Ziel erreichte, wie er in der Uniform eines amerikanischen Seeoffiziers den Japanern ein ebenso drolliges wie verwegenes Schnippchen schlug und sich dann über Amerika und England heimwärts zu schmuggeln verstand — ja, das muß man schon in dem prächtigen Büchlein selber lesen.

Kamerad.

Von Hans von Kahlenberg.

Zum erstenmal wagte sie vor sich selbst das Gefühl mit Namen zu nennen, zerteilte sich vor ihren eignen Augen die peinliche Unklarheit: Es war Eifersucht, die sie empfand! Ja, Eifersucht! Ganz regelrechte, kleinlich neidische und nagende Eifersucht!

Und in dem gleichen Moment wallte es in ihr auf fast wie ein wilder Tränenstrom, eine ohnmächtige, ratlose Verzweiflung: Sie war gar nichts mehr für ihn. Nichts waren sie und die Kinder! — Das Hindernis. Eine Art Schwergewicht, das ihn an eine bestimmte Stätte bannte, ihm Pflichten wirtschaftlicher und sozialer Natur auferlegte. Sein Herz, seine Seele — diese während des Krieges neugeborene Seele des Mannes und des Soldaten, gehörte ihnen — den Kameraden.

Schon während seines ersten Heimaturlaubs hatte sie es mit flüchtig forschendem Unbehagen gespürt. Er war herzlich, er war froh; alles stimmte ja, sie und die Kinder waren gesund! Dann sprach er von ihnen draußen — seiner Heimat jetzt, seiner neuen und wahren Familie. Von den Kameraden.

„Uns allen geht es so", hatte eine ältere, verständige Freundin, eine Offiziersfrau, getröstet. „Man muß das miteinrechnen, muß sich sogar darüber freuen. Es ist die große Entdeckung, die ihnen der Krieg gebracht hat; diese Erfahrung der Brüderlichkeit war die schöne Blüte des harten und schweren Entbehrungslebens draußen. — Wir Frauen müssen uns entschließen können, mit ihnen zu teilen, mit den Kameraden. Ja, beim eignen Geben, in den Gaben sollen wir an die anderen, an die Teilnehmer, gleich mitdenken! — Seien Sie verständig, kleine Frau, wie wir Mütter und Großmütter verständig sind! Es ist ein Teil von unsrer Rolle jetzt, zurückzutreten, den eignen Anspruch hintanzustellen, damit „sie" vorwärts gehen, ganz sicher und fest stehen können."

Goldene Worte waren dies wohl, und Charlotte hatte sie mit sich fortgetragen in ihrem Kopf, mit ihrem Verstand. Ihr Herz schrie weiter: Ich! Ich! Bin ich denn gar nichts mehr? Liebst du mich nicht mehr, mich? Deine! Oh, so ganz deine einst!

Sie hatte viel Zeit trotz der gehäuften Kriegsarbeit — der Abend und die Nacht brachten einsame Stunden. Und sie war noch nicht gar lange verheiratet, fünf Jahre erst! — Am liebsten weilten dann ihre Vorstellungen bei jener ersten Liebeszeit, den Brautwochen ihrer jungen Ehe, noch bevor die Kinder kamen. Da gehörte er doch ganz ihr! Bloß ihr.

Sie waren nur sie zwei auf der ganzen Welt, und für sie eigentlich, das Liebespaar, leuchteten Sonne, Mond und Sterne.

Gewiß, jetzt war sie verständig, war eine Mutter. Sie entsann sich jetzt — als eine Art Schuld hielt sie

selbst es sich vor, daß er in den Monaten nach der Geburt des Jungen, ebenfalls etwas heimatlos, in die zweite Linie zurückgeschoben war. Der sehr junge Ehemann hatte es halb lustig, manchmal ein bißchen wehmütig beklagt. Sie war dann die Verständige gewesen, hatte von Vater- und Familienpflichten geredet.

Sie hatte ihn dem Vaterland gegeben, stolz und freudig, von ganzem Herzen. Er war ihr Opfer gewissermaßen! Ihr Höchstes und Eigenstes.

Sie nähte. Und er, der Urlauber, der Gast, sprach. Ja, er war ein Gast, der Festtagsgast, der Kinderjubel: Papa! Papa aus dem Schützengraben!

Hier in seinem Heim war er Gast, eine flüchtig und tageweis auftretende Erscheinung. Dorthin gehörte er — seit drei Jahren nun! Drei Jahre schaffen Gewohnheiten, Anhänglichkeit und Abhängigkeit — das Heimatgefühl.

Er sprach von den Kameraden. Die Toten nannte er zuerst, und seine Stimme hatte dann eine milde, fast frauenhafte Zärtlichkeit. Wie waren sie vornehm und einfach gewesen — treu oder klug und lustig! Solche, die vielleicht im gewöhnlichen Alltagsleben nur tüchtige Arbeiter, sorgliche Besitzer oder rechnende Verkäufer gewesen waren! Ihr Sterben und ihr geweihtes Leben, das den Tod vorbereitete, hatten sie geadelt, hatten schöne Eigenschaften der Entsagung, der Freundlichkeit herausgebracht.

„Es wa mehr in ihnen!" sagte er warm. „Poesie! — ja, im Einfachsten, dem Nüchternsten! — Alle denken sie, alle haben über Gott und unsere Bestimmung in der Welt nachgedacht. Dort, ihm so nahe und der Ewigkeit, in dem seltsam kurzen, schwerwiegenden Augenblick, der einem bleibt und jedesmal immer wieder erst geschenkt wird, öffnen sich Herz und Sinne. Wir waren Egoisten vorher, Hochmütige. Unwissend — ja, ganz unwissend.

„Die Schätze an Gemütstiefe, die Weltspiegelung, die so ein ganz einfacher Landwehrmann — ja, ein junger Knabe, ein der Schulbank eben entlaufener, bedeutet, ahnten wir ja nicht!

„Sieh mal, ich habe die rührende Beichte so eines Kleinen empfangen. Er hatte wohl niemand wie mich! — Ich sollte einem Mädchen, einem Schulmädchen bestellen, daß er doch tapfer sei. Er hatte um sie nicht kämpfen wollen mit einem Rivalen, einem anderen Schüler. ‚Ich war zu stolz. Aber ich weiß, sie hielt mich für schlapp. Sagen Sie ihr — sagen Sie ihr, Herr Oberleutnant, ich war doch —' ein Mann, konnte er nicht mehr sagen. Ich sagte: ‚Ein Held!' und schloß ihm die Augen.

„Feine, feine Dinge vernimmst du, die kein Romanschriftsteller aufschreibt, kein Liebesbrief einfaßt! Der war geschieden — unser Hauptmann. Seine Frau hatte ihn unwürdig betrogen — eine Russin übrigens. ‚Ich hab ihr vergeben, Römer,' röchelte der Sterbende, ‚— von ganzem Herzen vergebe ich ihr. Sie soll das Luischen gut erziehen — das Luischen —'

„Ich weiß nicht, ob sie alle Gläubige waren, jeder starb als ein Christ und als ein Edelmann."

Und er schwieg wieder. Diese langen, schweren Gesprächspausen entstanden oft zwischen ihm und seiner jungen Frau.

Die Lebenden kamen dann an die Reihe — jeder hilfsbereit, jeder der Freund, auch unter der rauhen Schale! Das Sanfte — das nannte man eben nicht, das verstand sich von selbst. Auch Konflikte verstanden sich von selbst. Man berührte sie nicht — ein Wort, ein Seufzer, der manchmal ins Schweigen fiel, verriet, daß alle im gleichen Rhythmus dachten — hofften und ersehnten.

Aber die Schönsten — die eigentliche Entdeckung! Das waren die Leute, die Mannschaften, die Untergebenen.

Nein, die Kameraden! Denn gerade sie waren ja erst Freunde geworden, die besten Helfer, der Granitwall. Bauern, Handwerker, Knechte und Arbeiter — sie bildeten die eiserne Hindenburglinie. Eisern nur, weil sie herzensfest in treuer Redlichkeit waren.

Ein solcher, sein Bursche, sie wußte es, hatte ihm das Leben gerettet. Ein anderer schleppte den durch Giftgase Betäubten mit eigener Gefahr an die Oberfläche zurück. Ihr Held, der der Kompagnie, war ein junger Drechsler gewesen, der die Schutzmaske nicht vorgenommen hatte, um am Telephon den heimlich vorbereiteten Ueberfall nach rückwärts melden zu können.

Es gab sogar weibliche Kameraden draußen — die Schwestern. Und sie hörte ihm stichelnd zu, während er von ihrer tapferen Opferbereitschaft erzählte.

Das waren glückliche, begnadete Frauen. Sie indessen, die hier sitzen mußten, im umfriedeten Heim, die sparten und sorgten. — — —

Solche Tätigkeit sah ein Heimkehrender wohl gar nicht? Er empfand nur Knappheit, Gespanntheit, eine gewisse lauernde Nervosität.

Alle wollten sie wissen: Wie lange wird's noch dauern? Das war die einzige Frage daheim, die sie stellten.

Sie stellte die Frage nicht. Sie versuchte froh und tapfer zu sein.

Hübsch sogar! Vielleicht nahm er's für Leichtsinn? Oder Putzsucht?

Sie suchte. Sie suchte in seinem Auge den Liebesblick, der nur ihr galt. Sie hinnahm, wie sie war. Sein Eigentum. Sein Nächstes.

Und dann kam ihr der Gedanke, daß sie auch den opfern mußte. Sie wollte ihn ihnen geben, er sollte ihnen gehören, der großen Gemeinsamkeit, den Kameraden.

Immer. Solange es Gott fügte. Bis er von selbst zurückkam. Ein Müder. Oder ein Froher.

„— Denken Sie, daß Sie nachsichtig sein müssen", hatte die verständige Freundin gewarnt. „Sie sind gewissermaßen Genesende, die heimkommen. Dünnhäutig, mit abgespannten Nerven, auf denen ein falscher Griff verstimmt — Roheit ist."

Sie kniete sich neben ihn, nahm seine Hand. Von ihren Sorgen und Schwierigkeiten wollte sie nicht sprechen; die sollte er gar nicht merken. Er sah die wohl gar nicht?

Sie hatte früher ein feines, weißes Händchen gehabt, — ihren Stolz und seinen. Seinen — damals auch! Und sie pflegte er sehr sorgfältig. Jetzt war es abgearbeitet, hart — um die Köchin zu sparen, behalf sie sich bloß mit einem Kindermädchen.

Plötzlich begegnete sie seinem Blick auf ihre Hand. Sie steckte sie rasch weg und errötete.

„— das Schälmesser läßt solch häßliche Spuren."

Er nahm die Hand wieder. Ihre hübschen Löckchen hatte er nicht gesehen, auch wohl nicht die weiße, zierlich gebügelte Spitzenbluse — eine Ausstattungsbluse noch mit offenem Hals.

Die Arbeitspuren an der feinen, kleinen Hand sah er. „Mein Kamerad!" sagte er zärtlich. „Mein bester Kamerad! — — Kamerad!"

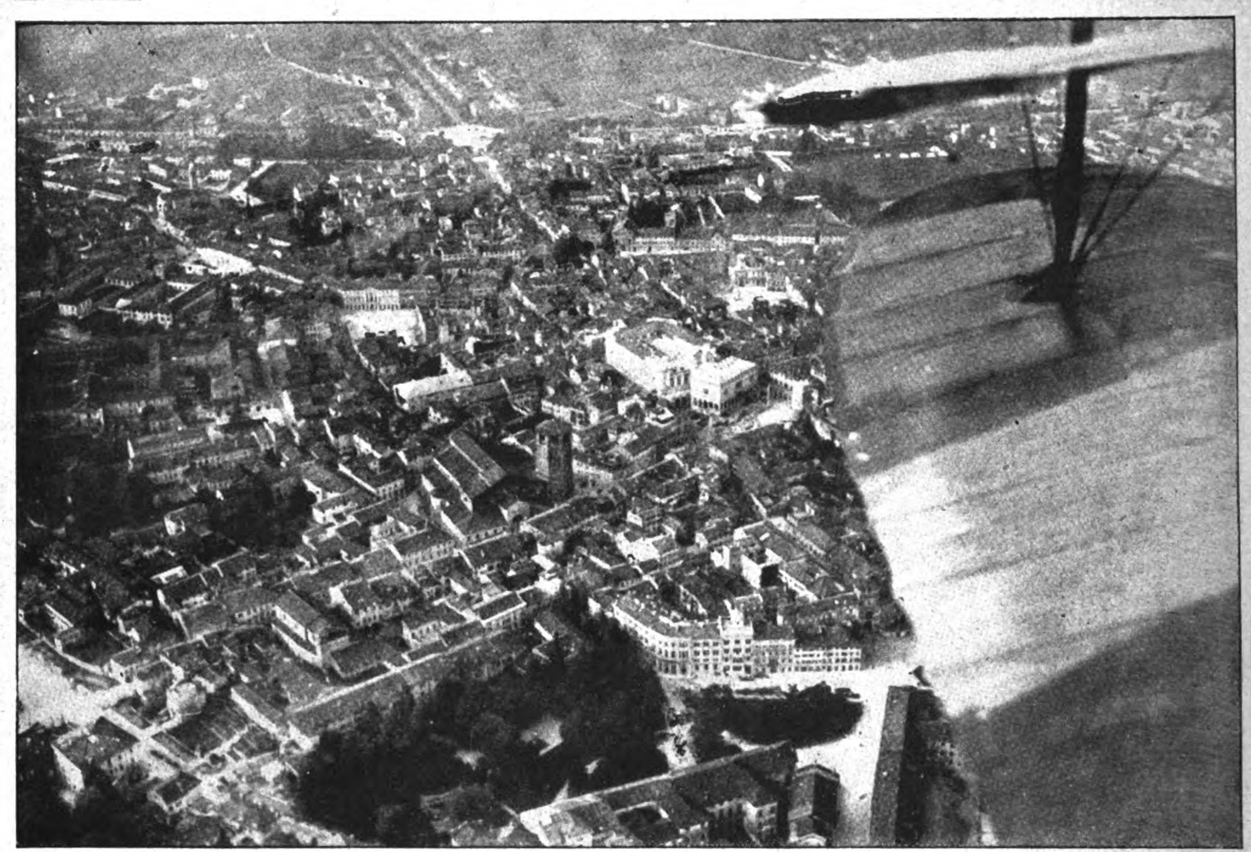


General der Inf. v. Deimling, Chef des 1. Unterelsäss. Inf.-Reg. Nr. 132,
im Kreise der Offiziere seines Regiments bei einem Besuch an der Front.

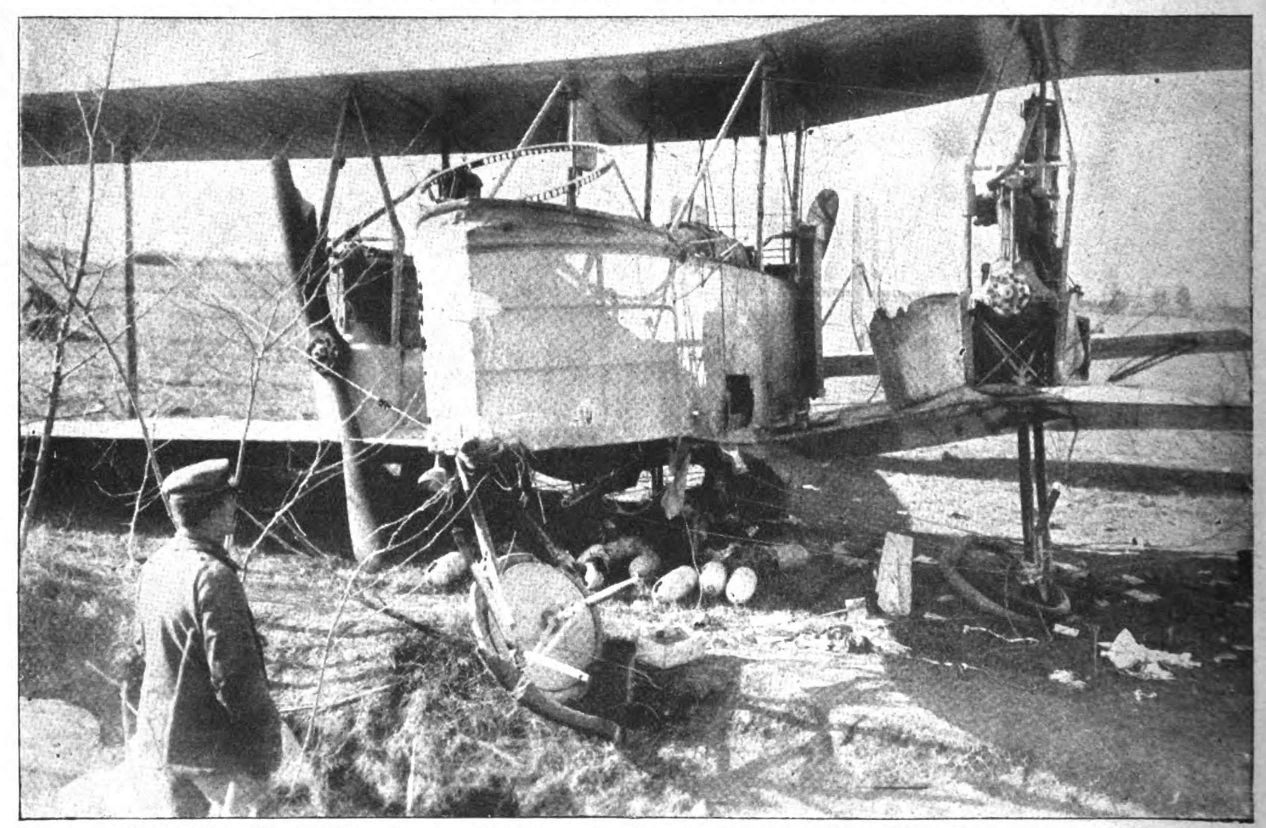
Phot. v. Freyberg.

Von links: Königl. Span. Botschafter Polo de Bernabé; Frau von Fries; Botschaftssekretär Fiscowich und Frau Ida Mary Fiscowich, geb. v. Fries; Frau Polo de Bernabé; Generalleutnant z. D. von Fries.

Vermählungsfeier von Fräulein Ida Mary von Fries mit dem spanischen Botschaftssekretär Herrn Alfonso Fiscowich.



Die eroberte Stadt Udine aus geringer Höhe von einem deutschen Flugzeug aufgenommen.

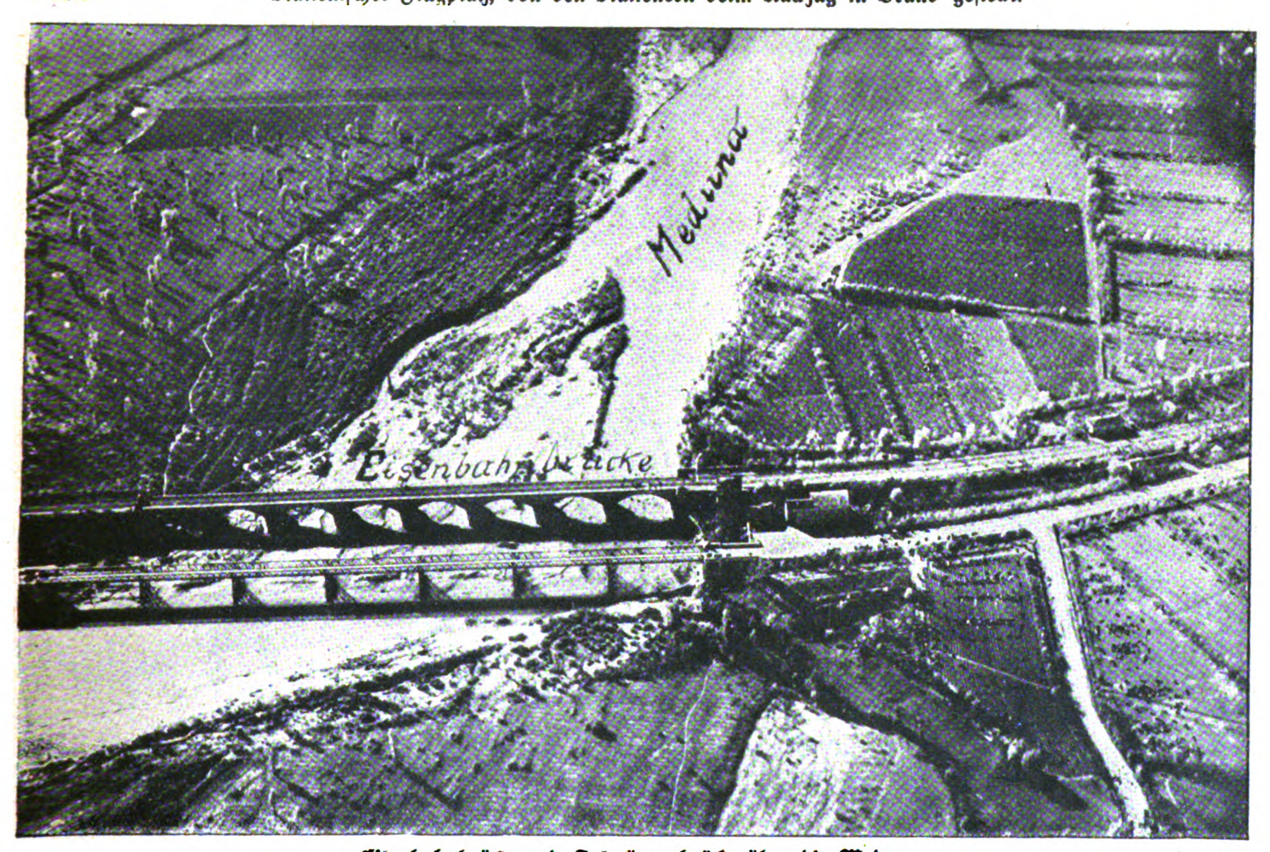


Italienisches Caproni-Großflugzeug, das von einem deutschen Flieger zur Landung gezwungen wurde.
Das Flugzeug hat 3 Motoren mit 3 Propellern, unter dem Flugzeug liegen die Bomben.

Aufnahmen deutscher Flieger an der italienischen Front.

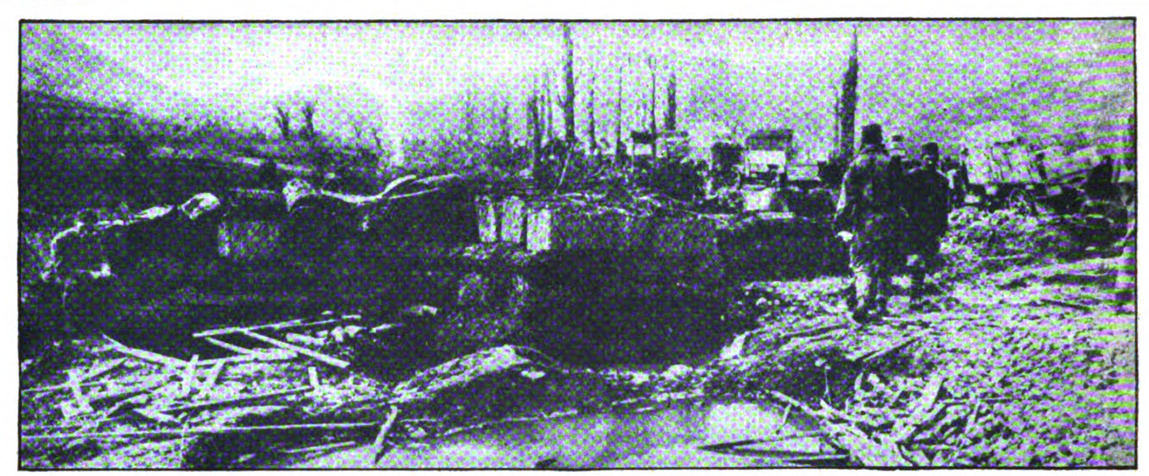


Italienischer Flugplatz, von den Italienern beim Rückzug in Brand gesteckt.



Eisenbahnbrücke und Fußgängerbrücke über die Meduna,
während des Rückzuges der Italiener von einem deutschen Erkundungsflieger aufgenommen.

Aufnahmen deutscher Flieger an der italienischen Front.

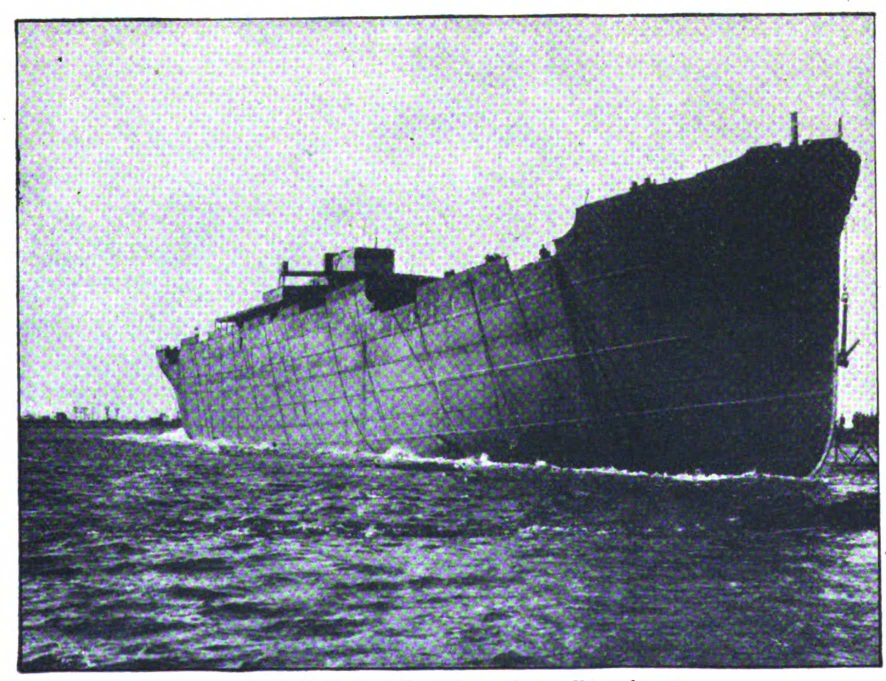


Die zerschossene Reichsstraße mit den verlassenen Stellungen.



Das von den Italienern bei den Kämpfen um die Stadt verbarrikadierte Friedhofstor.

Im befreiten Görz.



Stapellauf des Frachtdampfers „Rheinland“.

Deutscher Handelsschiffbau im Kriege.

Für die Hamburg-Amerika-Linie ist kürzlich beim Bremer Vulkan in Vegesack ein sehr großer Frachtdampfer namens „Rheinland“ vom Stapel gelaufen. Mit 16000 Tonnen Tragfähigkeit ist das Schiff der größte Dampfer der deutschen Flotte, der ausschließlich dem Frachttransport dient. Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen der lange zurückgehaltenen Lebenskraft der deutschen Reedereien, daß ein so gewaltiges Schiff während des Krieges gebaut werden und vom Stapel laufen konnte.



Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

4. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Aber der Markgraf von St. Asaphs schien Johanna gegenüber nichts derlei im Sinn zu haben. Er dünkte sie ernster als im Herbst drüben im frohen alten England.

„Was ich mache, Madam?" sagte er auf ihre Frage. „Ich glaube kaum, daß ich auch nur von Dover bis nach London komme! Ich werde wahrscheinlich gleich weiter nach Calais und durch Frankreich nach Ägypten reisen. Es ist nützlich, sich dort umzusehen. Briten dürfen jetzt nicht schlafen . . . dieser Winter ist rauh!"

Sie las es auf den leichten Furchen seiner Stirn: Da war nicht mehr ganz die göttliche Sorglosigkeit von damals . . .

„Und fürchten Sie nicht die Gefahr, Euer Herrlichkeit?"

„Gefahr, Madam?"

„Die U-Boote im Kanal!"

„Oh — haben die Deutschen U-Boote?" fragte er so erstaunt, daß sie beinahe lachen mußte.

„Aber Mylord . . ."

„Wenn Sie es sagen, mag es welche geben. Aber in England weiß man nichts von ihnen."

„Auch nichts von versenkten Schiffen?"

„Manche tausend Schiffe kommen und gehen wöchentlich in britischen Häfen. Ob einmal eines im Sturm versinkt oder durch die Korsaren — Seefahrer sind das gewohnt. Niemand kümmert sich darum, spricht weiter davon."

„Auch nicht von dem neuen Kaperschiff im Atlantik? Dem Untergang der Nigeria?"

„Mein Gott — es sind Nadelstiche, Madam! Es mag einen Cityman interessieren, der bei Lloyds unterschrieben hat! . . . Seeräuber gibt es auch im Chinesischen Meer. Ich sah sie selbst in Hongkong an den Rahen baumeln . . ."

Es war, als unterdrücke er dabei ein Gähnen über einen Gesprächstoff, der unter seiner Würde war. Johanna Ter Meer konnte sich nicht helfen. Aus dem unerschütterlichen Zäsarenwahnsinn wehte sie wieder der Geist von früher aus der weiten Welt draußen an, jenes gleichgültige, leidenschaftslose Herrscherbewußtsein, das jedes fremde Urteil lähmte, einen beinah zum Zweifel an sich selbst brachte. Seine Höchste Ehren der Marqueß von St. Asaphs sprach auch in dieser leisen, langsamen und wenig bekannten Art des vornehmen Engländers, der seine Verachtung aller Dinge unter sich sogar darin zeigte, wie er nachlässig die Worte durch die Zähne zog. Gerade diese Art war merkwürdig eindringlich. Man sagte sich: Ja. Es mußte doch so sein! Plötzlich beugte er seinen athletischen Oberkörper etwas gegen sie vor und sagte lebhaft und lachend, frisch wie ein Etonboy, der er auch einmal gewesen: „Sie waren indes in Deutschland? . . . Ja? . . . Oh — werden Sie jetzt auch sagen: ‚Gott strafe England?'"

Er sprach die Worte deutsch aus. Sogar mit ganz reiner Betonung des „A". Er saß freundlich lächelnd mit der Sicherheit eines Halbgottes da, prüfte sie rasch mit seinen dunklen Augen und setzte hinzu: „Sie sind keine Lady wie andere, Madam! . . . Sie haben den Jonkheer Ter Meer zehn Jahre lang auf seinen Staatsgeschäften rund um die Erde begleitet. Sie sind jetzt bald hier, bald bei uns, bald drüben bei den Hun. . . bei den Deutschen. Sie wissen und sehen mehr von Dingen als sonst die Damen. Sie sagen sich, ohne daß ich es ausspreche, daß ich nicht über den Kanal gekommen bin, um hier eine Pfeife zu rauchen. Ich habe glorreichen Sport drüben im Stich gelassen. Sogar meine Erfindung der Landrobbe! . . . Kennen Sie sie?"

Plötzlich kam in dem Markgrafen von St. Asaphs wieder der hochgeborene Dilettant des Lebens heraus, dem alles ein Spiel war, der sich sein Spielzeug wählte und fallen ließ, wie es ihm paßte ohne viel Unterschied zwischen Weltkrieg und Entenjagd.

„Nichts mühsamer, als auf flachem Strand ans Land zu waten!" sagte er lebhaft. „Wohl: Mein Motorboot hat einschaltbare breite Schaufeln wie jetzt die dicken Kanonen. Es klimmt mit ihnen spielend aufs Trockene und ebenso zurück. Ich habe es von den Krokodilen in Aequatoria, Madam!"

Noch während er sprach, legte sich über sein Gesicht eine Art Ernst der Erinnerung, daß die Welt zurzeit nicht nur ein großer Sportplatz für Britenvolk sei, und er begann von neuem: „Sie kommen aus Deutschland? Ich bin ängstlich zu hören, wie es dort steht! Waren Sie an vielen Orten?"

„In Bayern, in Württemberg, in Berlin, in Bremen. . ."

„Haben Sie mit vielen Ihrer Landsleute gesprochen?"

„In Nord und Süd."

„Wie ist die Stimmung?"

„Gegen England, Mylord! Ich gab überall meiner Meinung Ausdruck, Deutschland und England sollten sich lieber heute versöhnen als morgen. . ."

„Oh — nicht wahr, Madam? Männer sollten sich an allen Punkten der Welt sagen: „Hallo, alter Bursche — was hast du gegen mich? Laß schauen, vielleicht kommen wir zusammen . . ."

„. . . wenn nur alle Landsleute Euer Herrlichkeit so dächten. . ."

„. . . Oh . . . wir haben in unserer Sprache das Wort vom ‚ehrlichen Spiel'! Dies Wort ist Britannien selbst. Ehrlich Spiel führt weit . . ."

„. . . wenn ich nach meinen schwachen Kräften etwas zur Einigung tun kann, Marqueß St. Asaphs."

„Vor allem müssen wir mehr von einander wissen hüben und drüben der deutschen See! Wir kennen uns zu wenig! Es ist ein langer, langer Weg von Potsdam nach Trafalgar Square. . ."

Er lachte mit einem herzlichen und freimütigen Schimmer über dem trotz des schwarzen Schnurrbartes urenglisch geschnittenen Antlitz.

„Sie sind doch eine geborene Bayerin, Mrs. Ter Meer, nicht wahr?"

„Gewiß."

„Also keine eigentliche Deutsche?"

„Ich verstehe nicht. . ."

„Wie denkt man in Ihrem Volk über die Dinge? Steht Bayern vor dem Abfall?"

„Ich glaube, ich höre nicht recht!"

„Fordert nicht dies sanfte und ruhige Volk bayrischer Hirten den Sonderfrieden, von Innsbruck bis Stuttgart?"

„Die werden euch was malen!"

Es war ihr im Aerger auf deutsch herausgefahren. Aber er verstand es — er konnte sehr gut Deutsch, wenn er wollte — schaute sie einen Augenblick verwundert an und fuhr fort: „Wie ist es in Berlin? Haben Sie den letzten Aufruhr dort mitgemacht?"

„Kein Mensch denkt an Aufruhr, Mylord!"

„Geflüchtete Amerikaner sahen die Häuser brennen. Sie schätzen, daß der Mann auf der Straße sein Urteil über die Methoden von Potsdam gefällt hat."

„Das ist mir chinesisch, Mylord!"

„Seien wir doch offen! Wir wollten doch Freunde sein, Mrs. Ter Meer! Wir erstreben doch beide den Frieden. . . Sie kamen aus Holland? Sie fuhren durch das Rheingebiet?"

„Jawohl!"

„Es konnte einen Menschen wohl düster stimmen, diese ausgestorbenen und zum Teil eingeäscherten Fabriken?"

„Ich sah sie alle in vollstem Betrieb!"

„Ohne Rohstoffe? Oh — was sagen Sie da, Mrs. Ter Meer? Wir wissen von den Selbstmorden Ihrer verzweifelten Industriekapitäne!"

„Jetzt möchte man sich aber wirklich an die Stirn fassen. . ."

„Wir haben Momentphotographien der Runs auf alle Banken. Amerikaner sagen uns, daß die Berliner City, die Frankfurter Börse, der Hamburger Kaufmann all ihr Geld auf Neuyork überschreiben. . ."

„Auch davon ist mir nichts bekannt!"

„Sie sind hartnäckig, Mrs. Ter Meer! . . . Uebrigens. . . Sie sehen gut aus! . . . Sie haben Ihre rosige und zarte Farbe nicht verloren. . ."

„Lassen wir doch das, bitte. . ."

„Oh. . . Verzeihung! . . . Ich meine nur, Sie haben die Strapazen der Hungersnot in Deutschland gut überstanden."

„Der Hungersnot?"

„Wohl! In allen Städten! . . . Sie mußten doch dort jedenfalls auch von Pferdefleisch leben?"

„Kein Mensch!"

„. . . wo man doch schon die letzten Hunde schlachtet!"

„Marqueß St. Asaphs: Wer hat Ihnen denn alle diese ungeheuerlichen Bären aufgebunden?"

„Oh, ich sehe: Man hat auch Ihnen das Schweigen auferlegt, Madam! Man merkt, Sie kommen aus Deutschland, dem Lande der Organisation!"

„Waren Sie je in Deutschland?"

„Wahrlich nein! Nie! Ich habe mich auch früher nie damit beschäftigt! Aber jetzt nach diesem belgischen Zwischenfall schien es mir nützlich, mich in London mehrere Tage von unsern gründlichsten Deutschenkennern unterrichten zu lassen. . ."

„Die möchte ich mal sehen. . ."

Johanna Ter Meer brach ab. Der Anflug von Zorn, der ihre Züge gerötet hatte, verschwand. Statt dessen war ein ungeheures Staunen: Also so erscheinen wir der Welt! Aber man wird förmlich unsicher, traut seinen eigenen fünf Sinnen nicht mehr gegenüber dieser überwältigenden Mehrheit der Menschen draußen und diesem riesigen Engländer hier im Zimmer, der so kaltblütig dasitzt und so selbstverständlich das alles sagt, als ob gar kein Zweifel wäre.

„Ein andermal müssen Sie mir mehr berichten!" versetzte der Lord St. Asaphs. „Heute wollen Sie nicht! Ich begreife wohl, daß Sie noch unter dem Zwang der militärischen Formeln Ihres Geburtslandes stehen. Nichts wäre kurzsichtiger, als das zu mißbilligen! Aber Sie müssen einmal wieder nach England kommen! Nicht auf so kurze Zeit! Und voll Sorge um Ihre Verwandten wie das letztemal. Sie müssen sehen, daß kein Unterschied zwischen Altengland im Frieden und Altengland im Krieg ist! Sie werden vom Krieg drüben nichts merken! Ich verspreche es Ihnen. Ich habe mich wenig mit europäischen Dingen beschäftigt, Madam! Ich war immer bei den großen Fragen der Welt! Der freie Markt in China, die Bodenschätze in Südafrika, die Tarif-

politik der Vereinigten Staaten, Homerule ... mit Deutschland habe ich mich nie befaßt!"

„Man merkt es, Mylord!"

„Aber es ist nicht schwierig, über ein Land, das klein ist, ein gesundes Urteil zu gewinnen! Sie müssen mir ein anderes Mal mehr von Deutschland erzählen . . . drüben in englischer Luft, wenn Sie Ihren Sohn wieder besuchen . . ."

„Ich hole ihn im Frühjahr zurück."

„Dann sehen Sie England wieder mit den alten Augen, Mrs. Ter Meer!"

Der Markgraf von St. Asaphs erhob sich, und sie fürchtete beinah, er würde mit seinen sechseinhalb Schuhlängen an die Decke des kleinen Raumes stoßen. „Ich möchte es Ihnen so zeigen! Wir werden alle Freunde zu Ihnen sein! Engländer sind treue Freunde! Wer sie zu Freunden hat, hat Freunde auf der ganzen Welt!"

Er stand vor Johanna Ter Meer und hielt ihr freundlich und offenherzig seine große und nervige Sporthand zum Abschied hin.

„Kommen Sie zu uns nach England, Mrs. Ter Meer, und sagen Sie uns, was Deutschland will! Wir werden sagen, was England will. Wenn das alle tun, so werden wir uns einigen. Niemand darf jetzt an sich denken, Madam! Nur an das Wohl der Menschheit!"

„Ja, Lord St. Asaphs, das sind wahre Worte!"

Der Markgraf ging. Im Hotel warteten seine beiden Reisebegleiter auf ihn, der hagere Londoner Zeitungsmann Mr. Neish, der wohlgefällig das neueste Textbild des Amsterdamer Telegraaf vor sich auf den Knien hatte: Einen im offenen Meer ertrinkenden Deutschen und einen auf dem fernen Rettungsboot ihm schadenfroh eine lange Nase drehenden Briten — und neben dem Sohn der Lüge aus Fleetstreet, klein, ewig beweglichen, glatt rasierten und scharfgeschnittenen Gesichtes, mit Augen flink wie schwarze Mäuse, Sir Frederick Bacharach. Der Finanzmann sprang auf: „Nun, Mylord?"

„Ich habe nichts aus ihr herausgebracht!"

„Verwünscht!"

„In England würde es mit ihr besser gehen! Darauf hoffe ich! Hier ist sie Deutschland zu nah! Sie will nicht verraten, wie es drüben steht!"

„Aber sie weiß es?"

„Jedenfalls besser als wir!"

„Wie meinen Sie das, St. Asaphs?"

„Ich meine," sagte der Lord mit umwölkter Stirn, „daß man einen Tipster von der Rennbahn weggrunzen würde, der seiner Kundschaft so falsche Informationen verkauft, wie ihr es uns für diesen Krieg getan habt!"

„Oh . . ."

„Nie wurde England schlechter bedient. Dieser Krieg sollte ein City-Krieg sein! Paris und Petrograd sollten ihn für uns führen und wir uns unterdessen den Welthandel für weitere hundert Jahre sichern! Statt dessen hört man nicht nur in Capel Court, sondern auch schon in Mayfair Stimmen: Gehen wir lieber aus dem schlechten Geschäft heraus!"

„Oh, niemals!"

„Sicher niemals! Briten sind zäh! Aber es wäre nützlich, schnellere Methoden gegen die Hunnen zu finden. Sonst dauert dieser Krieg noch drei Monate!"

„Wir sind dabei, unser Bestes zu tun!" sagte der Baronet Bacharach. Die Blockadetabellen, in denen er den ganzen Tag gerechnet, schwellten ihm die Brieftasche über dem runden kleinen Körper.

„Wir müssen Deutschland vernichten."

„Ich schätze, Neish, wir sollten nicht davon sprechen! Das mag schädlich sein. Sondern wir sollten es tun!" Der Marqueß von St. Asaphs entzündete seine kurze Stummelpfeife und hielt sie beim Weiterreden lässig zwischen den Zähnen. „Wir sollten bis zur Season an nichts anderes denken! Wir müssen alle Mittel der Welt, alle Farbigen der Welt, alle Fabriken der Vereinigten Staaten, alle Männer unserer Verbündeten, alle Schiffe, alle Zeitungen, alle Politiker, alle

Neutralen, alles auf diesen Krieg verwenden, um ihn zum bittern Ende zu führen."

V.

Der Himmel über der Sinaiwüste war feuerblau. Der Sand unten schwefelgelb. Die Toten lagen still in ihm. Auf dem Rücken. Auf dem Gesicht. Einen Arm in die Luft. Die Arme vor der Brust gekreuzt. Ein zähnefletschender schwarzer Sudanneger im Todeskampf mit einem kaffeebraunen Araber verkrallt. Das wachsgelbe Adlerprofil eines Kaukasiers. Quer über ihm ein zimtfarbener Inder. Weiße; rotüberströmte Australier und Neuseeländer. Starre, weiße Augen der Kanadier. Ganz hinten ein bräunlicher Malteser vom Troß mit weit offenem, wie erstauntem Mund. Tote Tiere. Vier Pferdebeine steil empor. Ein kopfloser weißer Esel mit einem Maschinengewehr auf dem Rücken. Der rasch in der Fäulnis sich aufblähende braune Hügel eines Kamels, die granatengefüllte Geschoßkiste noch in der Seitentasche des Höckers. Wickelgamaschen. Tropenhelme. Lee-Enfield-Gewehre und Karabiner . . .

„Ein pittoresker Anblick — ist er es nicht?" sagte der Marqueß Harald von St. Asaphs frisch und wohlgelaunt zu den Offizieren seiner Begleitung. Er stand vor dem Leichenfeld in der Arabischen Wüste wie der Sportsmann vor der Strecke. Er trug auch, statt der Khaki-Uniform der anderen, einen Burberry-Jagdanzug, in dem er früher unter dem Äquator Großwild geschossen hatte. Die übrigen Briten scharten sich ehrfurchtsvoll um ihren Halbgott. Für sie, die Offiziere, hieß dies hier Gefahr, Durst, Sonnenstich, kranke Augen und Mühsal. Aber es war jedem unter ihnen selbstverständlich, daß die Erde jederzeit und überall so in Ordnung gehalten werden mußte, daß das Auge eines besichtigenden Unterhausmitglieds und Peerserben daran keinen Anstoß nahm.

Der Lord St. Asaphs stand baumlang und breitbeinig, das Fernglas vor den Augen. Er sah den Rückzug der türkischen Vorposten nach gelungenem Überfall auf die britischen Erkundungstruppen vor dem Suezkanal. Gleich Schwärmen von Tausenden von weißen Vögeln stoben die Beduinen in fliegendem Galopp mit flatternden Burnussen davon. Eine Gruppe türkischer Offiziere ritten als die letzten.

„Es ist zynisch, wo diese Deutschen überall sind! Betrachten Sie den allerletzten Offizier! Er reitet, die Fußspitze hoch, wie man es ihn in Potsdam gelehrt hat. Er ist ein Preuße!"

Der ferne deutsche Generalstäbler hielt, wandte sich und blickte durch sein Glas auf Lord Harald, wie der auf ihn. Deutschland und England schauten sich an der Grenze Asiens und Afrikas als Vorkämpfer des streitenden Erdballs ins Auge. Dann war drüben, wo der Reitertrupp gewesen, nur noch das Flimmern der heißen Sonne im Sand, und der Markgraf von St. Asaphs musterte wieder freundlich das Totenfeld vor sich und meinte dann tiefsinnig: „Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, Rawlins, warum Briten im Anfang immer Schläge bekommen? So wie eben . . .?"

„Wir wurden überrascht, Euer Herrlichkeit!"

„Ich sehe! Wir werden immer überrascht! Warum treiben die Hunnen auf der ‚Heidelberg' immer noch schamlos auf dem offenen Atlantik ihr Handwerk?"

„Es ist in der Tat betrübend . . ."

„Dieser letzte Streich der ‚Heidelberg' war erbärmlich! Heute früh meldete man, sie sei in Grund geschossen . . ."

„Oh, lassen Sie hören!"

„Statt dessen hat Kapitän Lürsen eine Prise, den ‚Robert Bruce', der ‚Heidelberg' ähnlich, gemacht und bei den Kanarischen Inseln auf den Strand gesetzt, daß man dachte, er wäre es selber! Und in der allgemeinen Freude fuhr er davon!"

„Ein guter Seemann . . .," sagte der Marqueß von St. Asaphs voll widerwilliger Anerkennung, „aber auf britische Kosten!"

„Als Miß Clifford gestern hier bei uns draußen den Tee nahm, um auch etwas vom Krieg zu sehen, war sie sehr ängstlich zu erfahren, ob die englische Flotte noch auf der Welt sei! Die Ladies fragen es schon, St. Asaphs!"

„Die Ladies haben recht!"

„Dieser deutsche Kapitän ist ein zu schneller Fuchs für alles, was R. N. hinter seinem Namen führt! Ich bin kein Seemann von der Royal Navy. Aber ich möchte, wie ich hier stehe, jedem Mitglied der Königlichen Marine mein Erstaunen darüber ausdrücken, daß seit mehr als vier Wochen dies zynische Spiel mit britischem Eigentum auf hoher See geduldet wird! . . . Soll denn ein britischer Werkmann sein Weizenbrot mit Sixpence höher bezahlen, weil ein Preuße den Atlantischen Ozean für seinen Golfgrund erklärt hat und darauf die Bälle schlägt, wie er will?"

„In der Tat: Es scheint ein unchristlich gewandter Bursche! Wir müssen ihn fangen!" sagte Lord St. Asaphs. „Nun — lebt wohl, Gentlemen!"

„Wohin begeben Sie sich jetzt, Euer Herrlichkeit?"

„Nach Alexandrien! Zu meinem Oheim Norton!"

„Oh, keine Sorgen wegen der ‚Heidelberg'! Das verwünschte Schiff ist ganz in die Enge getrieben! Es läuft wie eine vergiftete Ratte zwischen Senegambien und den Kanarischen Inseln hin und her. Bei Kap Verde und den Azoren liegen britische und französische Flotten auf der Lauer, russische und japanische Kreuzer. Kommodore Rice sagte es. Er kam eben aus Alexandrien."

In Alexandrien rief das der sehr ehrenwerte Lord Norton seinem Neffen bei dessen Eintritt entgegen. Er saß in seiner Dienstwohnung am Mehmet-Ali-Platz. Der graulöpfige Lord trug den bescheidenen Titel



eines Beirats in einem Ministerium der ägyptischen Regierung. Wenn er zu dem Khediven oder dessen in Gold und Purpur starrenden Staatsdienern ging, um ihnen unter vier Augen Grobheiten und Drohungen vom Strand der Themse auszurichten, war er bis in das letzte Vorzimmer ein leutseliger, unscheinbarer Gentleman, dessen harmloses Hauptvergnügen vor den Augen des ägyptischen Volkes darin bestand, an heißen Nachmittagen, wenn jeder vernünftige Mensch schlief, zwecklos im Sonnenbrand kleine Bälle über ein Netz zu schlagen, herumzuspringen und sie mit einer Handkelle wieder aufzufangen.

„Der neue Khedive ist an Gehorsam gewöhnt!" sagte der Neffe wohlgelaunt zu seinem Neffen Harald St. Asaphs. „Alles steht gut! Ich denke, ich werde im Mai bei euch noch einen letzten Fuchs jagen können! Es wird mit Konstantinopel rasch zu Ende gehen! Was, Kapitän?"

„So hoffe ich!" sprach Kapitän Bedwell, ein untersetzter Seemann, der an das verschollene Urbild des John Bull, des Hans Stier, von einst erinnerte. „Ich werde leider den Match nicht mitmachen! Ich habe eben Befehl erhalten, mit dem ‚Unshakable' in See zu gehen!"

Der „Unshakable" war einer der neuesten Schlachtkreuzer der Invincible-Klasse, wenige Jahre vor dem Krieg gebaut, eine kostspielige Donnermaschine, zu gut als altes Eisen für die Dardanellen.

„Geheimnis, wohin Kapitän?"

„Nein! Mit Volldampf durchs Mittelmeer nach Gibraltar! Vielleicht gebe ich der ‚Heidelberg' den Fangschuß und nicht die Japs oder diese verächtlichen Seeleute, die Franzosen!"

„Ihr werdet zu spät kommen!"

„Wer weiß! Wilhelm hat uns da einen ganzen Burschen geschickt!"

„Nehmen Sie mich mit, wenn's beliebt!"

Dem ältesten Sohn eines Britenherzogs stand die Welt zu Diensten. Um so mehr die Wächter der Welt, die Britenpanzer. Schon wehte in der Glut des Eunostoshafens beim Arsenalbecken das erste erlösende Lüftchen der Schiffsbewegung, die übereinandersteigenden flachen Dächer Alexandriens und die Pompejussäule lösten sich in fernes Sonnenflimmern, die letzten scheinbar auf dem Wasser schwimmenden Palmgruppen des Nildeltas schwanden, Delphine überschlugen sich im perlenden Weißgrün des Kielwassers. England war wieder wirklich England, eine riesige Seeschlange in ihrem nassen Element.

Zur Rechten erschienen durch die Glasfenster die langgestreckten grauen Berge Kretas. Der nächste Tag lag strahlend hell über der Enge zwischen Sizilien und Afrika. Viele Dampfer waren in Sicht und dippten gehorsam schon von weitem vor dem heranschäumenden Meerdrachen die Flagge und empfingen ein nachlässiges Wimpelzucken zum Gruß. Auf allen Schiffen gingen die Landesfarben hoch: Norwegens blaues und Dänemarks weißes Kreuz in rotem Feld und Schwedens gelbes Kreuz in gezacktem Himmelblau, die weißen Sterne im blauen Viereck und rotweißen Streifen der Vereinigten Staaten und Frankreichs Blauweißrot und Hollands Rotweißblau und Italiens Grünweißrot. Dazwischen unterschieden die scharfen Seeaugen auf dem „Unshakable" die Hausflaggen der eigenen Handelsflotte am Heck, das einfache Rot der Leyland-, der weiße Stern im roten Grund der White Star-, der gekrönte goldene Löwe in Rot der Cunard-Linie und neben diesen Liverpooler Farben das Blauweißrotgelb der Londoner P. and O.

Nur eine Reihe Flaggen fehlte, die man sonst auf prachtvollen Riesendampfern an allen Enden der Erde sah: Keine gekreuzten Schlüssel und Anker mehr, kein Hapag-Schild über Anker und Tau, kein Posthorn über der Kaiserkrone, kein Reserveoffizierkreuz im Schwarzweißrot. Die deutsche Seefahrt stand still, und der Kapitän Bedwell sagte: „Gott sei Dank, daß ich dem Antichrist auf den Wellen nicht mehr begegne!"

„Meine Augen sind viel besser, seit ich die Hunnenfarben nicht mehr sehe!"

„Ich habe seitdem erst wieder einen wahren britischen Hunger!"

Die Gentlemen standen vor dem „Ajax", dem vordersten Panzerturm nahe über der See, auf dem niederen gefechtsklaren Deck, das sich völlig leer und blank wie eine Tenne unter ihren Füßen hob und senkte. Ueber ihren Köpfen starrte das erste Zwillingspaar der Feuerschlünde aus seinem Panzerhaus fünfzig Fuß lang und ungeheuerlich in dem pfeifenden Wind, neigte die schwarzglotzenden Mäuler, reckte sie im Stampfen der eilig dampfenden Festung. Der Kommandant des Vorderturmes, der nach diesem gemeinhin selbst „Ajax" genannt wurde, reckte die Arme.

„Es ist wunderbar: Auf viele hundert Meilen rundum kein blutiger Hunne mehr in See!"

„Was haben Sie nur, mein Lord?"

Der Marqueß von St. Asaphs ließ das Fernrohr nicht von den schwarzen Augen.

„Ich sah da eben etwas — einen Augenblick — ganz weit da hinten . . ."

„Was für ein Ding?"

„Es schien mir wie das Sehrohr eines Tauchbootes!"

Die Seeleute lachten. Seine Herrlichkeit war keine Wasserratte wie sie. Ein Stückchen Treibholz hatte ihn wohl getäuscht.

„Ein britisches U-Boot würde hier über Wasser fahren, Mylord!"

„Und ein deutsches . . .?"

„Oh — mein Lord Markgraf! Wie käme solch ein Pestboot auch nur bis Gibraltar? Und welche Flunder kommt ohne unsere Erlaubnis an Gibraltar vorbei?"

Wieder lachten sie alle. Aber hätten sie die Sprache



der Vögel verstanden, da hätten die Möwenschwärme, die hinter dem Schiff um die über Bord geworfenen Küchenabfälle kreisten, es ihnen mit ihren schrillen Kehlen zugeschrien: Bald wird vor Gallipoli der „Inflexible" sich beugen und der „Irresistible" keinen Widerstand mehr leisten, der „Goliath" wird seine Stärke verlieren, und der „Ozean" wird ertrinken. Der „Ametyst" wird nicht mehr funkeln und der „Rekrut" fallen und „Bouvet" mit ihm. Der „Gaulois" wird ein toter Gallier sein, und „Gambetta" und „Danton" werden in ihrem Rededonner verstummen.

(Fortsetzung folgt.)

Nessel und Kolbenschilf, deutsche Spinnfaserpflanzen.

Von Dr. jur. von Hippel, Geh. Reg.-Rat und Vortr. Rat im Landwirtschaftsministerium. — Hierzu 5 Abbildungen.

Nach der Berufzählung von 1912 waren von rund insgesamt 6 Millionen deutschen Industriearbeitern etwa 840 000 in der Textilindustrie tätig; der Anteil der Textilindustrie an der deutschen Gesamtein- und -ausfuhr im Werte von 22¼ Milliarden betrug 15 Prozent und damit mehr als der einer anderen Industrie. Der Wert der Textilausfuhr hatte sich von 1893 bis 1913 verdoppelt und betrug 1376 Millionen Mark. Diese Zahlen kennzeichnen die gewaltige Bedeutung dieses Zweiges unserer Volkswirtschaft. Für ihn brauchte Deutschland vor dem Kriege Rohstoffe jährlich im Wert von etwa 2 Milliarden Mark, und 1,7 Milliarden entfielen davon auf die Rohstoffeinfuhr (Baumwolle, Wolle, Seide, Flachs, Jute). So groß ist unsere Abhängigkeit auf diesem wichtigen Gebiet von dem Ausland. Es war nicht immer so; noch vor einem Menschenalter erzeugte Deutschland einen großen Teil seines Spinnfaserbedarfs selbst. Diese heimische Produktion blieb aber ungeschützt und erlag der ausländischen Konkurrenz. 1860 hatte Deutschland etwa 28 Millionen Schafe, jetzt nur noch etwa 5 Millionen, der Flachsanbau bedeckte 1878 etwa 34 000 Hektar, 1914 noch etwa 10 000 Hektar, der Hanfanbau war von 20 000 Hektar im Jahr 1878 auf fast 0 Hektar gesunken.

Die Folgen dieser volkswirtschaftlichen Entwicklung spüren wir buchstäblich am eigenen Leibe; seit die zu Beginn des Krieges noch vorhandenen und erbeuteten Rohstoffvorräte zur Neige gehen, kann der Bedarf des deutschen Volkes an Geweben nicht mehr voll gedeckt werden, und durch das „Bezugschein"-Verfahren wird jedermann zur Sparsamkeit und zu Einschränkungen genötigt. Gewiß treffen uns diese nicht an einem Lebensnerv, wie wir England auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung durch die U-Boot-Sperre infolge der Vernachlässigung der englischen Landwirtschaft treffen können, aber immerhin ist uns durch manche Unbequemlichkeit und Entbehrung das Ungesunde des bisherigen Zustandes zum Bewußtsein gebracht, bei dem wir zu unserer Bekleidung und für die Erhaltung eines der wichtigsten Industriezweige auf das Ausland angewiesen sind. Seitdem haben mit allem Eifer die Bemühungen um Gewinnung eigener Spinnfasern eingesetzt. Der Flachsanbau ist neu belebt und verdreifacht, der Hanfanbau wieder in Gang gebracht, und eine besondere „Kriegskommission zur Gewinnung neuer Spinnfasern" hat die Aufgabe, alle dafür in Frage kommenden Stoffe auszuprobieren.

Spinnbare Fasern weisen nun zwar recht viele Pflanzen auf, soll aber eine Pflanze zur industriellen Spinnfaserverwertung brauchbar sein, so muß sie mehrere Bedingungen erfüllen: sie muß in großen Mengen vorkommen oder im großen anbaufähig sein, sie muß eine technisch lohnend gewinnbare Faser besitzen, und diese Faser muß mit den vorhandenen Maschinen verarbeitbar sein.

Mancherlei Versuche sind mit den verschiedensten Rohstoffen im Gange und zeigen oder versprechen guten Erfolg. In vollem Umfang ist solcher besonders bei zwei Pflanzen bereits derart erreicht, daß sie im großen zur Verarbeitung gelangen und heute schon einen merklichen Anteil an der Spinnfaserversorgung haben: bei der Brennessel und dem Kolbenschilf.

Die große Brennessel (Urtica dioica) war bereits in früher Zeit als Spinnfaserpflanze bekannt; die Erinnerung daran lebt noch in den Märchen, in denen die Prinzessin das feine Hemd aus Nesseln gesponnen trägt. Technische Schwierigkeiten der Fasergewinnung ließen die Nesselverarbeitung aber in Vergessenheit geraten, und erst der Rührigkeit unserer Kriegsindustrie blieb es vorbehalten, die Frage so befriedigend zu lösen, daß heute mehrere verschiedene Verfahren eine auf den Baumwollmaschinen ohne weiteres verspinnbare Faser liefern. Zu ihrer Verwertung ist unter der Oberleitung der Kriegsrohstoffabteilung des Kriegsministeriums eine Nesselfaserverwertungsgesellschaft gegründet, und eine mit ihr zusammenhängende Nesselanbaugesellschaft sorgt zusammen mit dem preußischen Landwirtschaftsministerium für die Erforschung und Verbreitung der Nesselkultur.

Die Nessel, allgemein als Unkraut bekannt, liebt feuchten Boden und schattigen Standort und ist recht eigentlich eine Pflanze der Niederungsmoore, in deren Erlenwäldern sie in großen Mengen vorkommt. In manchen preußischen Gemeinden finden sich wilde Bestände von Hunderten von Morgen im Zusammenhang. Da lohnt das Sammeln der sonst ungenützten Pflanzen natürlich besonders, zumal wenn, wie in diesem Jahr, ein warmer Sommer das Trocknen sehr erleichtert. Ein Netz von Vertrauensmännern vermittelt Sammlung und Ablieferung, und obgleich die Kenntnis der Nesselgewinnung erst allmählich sich verbreitet, sind doch schon mehrere Millionen Kilogramm trockene Stengel angeliefert. Sie werden mit 7 M. für den Zentner und besonderen Lieferprämien bezahlt. Die trockenen Blätter, die der Landwirt zurückbehält, sind um ihres besonders hohen Eiweißgehalts willen wertvoller als Klee und bedeuten eine nennenswerte Ergänzung unserer Futtermittelversorgung; im Handel werden sie mit 12 M. für den Zentner bewertet. Neben der Werbung der wildwachsenden Nesseln geht ihr planmäßiger Anbau; ihm kommt die Hauptbedeutung zu, da nur er so große Mengen an Fasern, als nötig sind, liefern kann. Das preußische Landwirtschaftsministerium hat seit einem Jahr Versuchsfelder in verschiedenen Teilen Deutschlands eingerichtet, auf denen unter wissenschaftlicher Leitung die verschiedenen Kulturmethoden ausprobiert

werden. Ihr Ergebnis gestattet heute bereits, den Landwirten eine Anleitung für einen lohnenden Anbau zu geben. Dessen volkswirtschaftliche Bedeutung besteht auch darin, daß er gerade das bisher als Bruch und Unland liegende Moor, von dem wir in Deutschland bekanntlich Hunderttausende von Hektaren haben, benutzen kann und ferner, daß er wenig Arbeit beansprucht, da die einmal angelegte Pflanzung jahrelang ausdauert und nur noch alljährlich zweimal zu ernten ist. Die Rente dabei ist so befriedigend, daß der Anbau überraschend schnell Anklang gefunden hat und heute schon in großen zusammenhängenden Flächen betrieben wird. Ein Quadratmeter Anbaufläche ergibt etwa ein Kilogramm trockene Stengel; 4 Kilogramm Stengel liefern das Material für ein Soldatenhemd; auf einem Hektar wachsen also 2500 Hemden!



Kolbenschilf.

wolle. Das wird um so wertvoller sein, wenn nach Kriege die Rohstoffmonopolisierung, wie sie England betreibt, noch manche Schwierigkeit gerade hinsichtlich der Beschaffung von Qualitätsware, wie z. B. der ägyptischen Baumwolle, bereiten wird. Die wirtschaftspolitische Tragweite einer auch nur teilweisen Befreiung von der amerikanischen Baumwolle sei hier nur angedeutet. So zeigt sich nach jeder Richtung hin der Wert der Nesselfaserproduktion, und es ist ein vaterländisches Werk, die Kenntnis davon unermüdlich zu verbreiten und der Einführung dieser neuen Kulturpflanze den Boden zu bereiten.

Wie die Nessel an Stelle der Baumwolle tritt und sie an Wert noch übertrifft, so das Kolbenschilf gegenüber der Jute. Die Jute kommt ausschließlich aus Ostindien, ihre Einfuhr nach Deutschland betrug 1913: 154 000 To.,

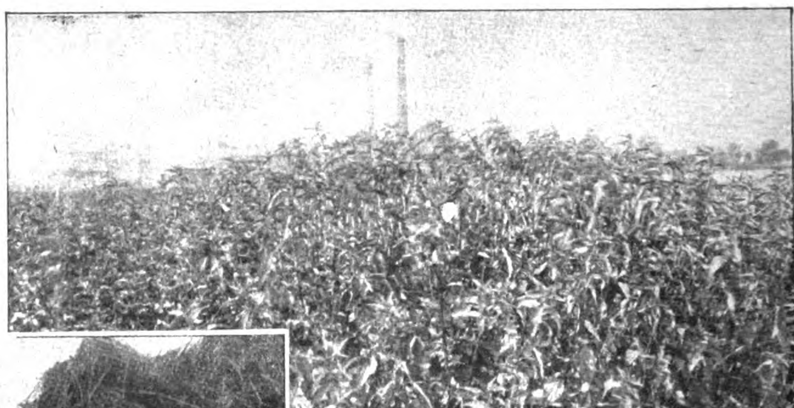
Dabei hat die Nesselfaser nicht die Minderwertigkeit, die wir sonst so unerfreulich bei manchem „Ersatz“ kennenzulernen gewohnt sind. Im Gegenteil, die Nesselfaser übertrifft als Garn und Gewebe die beste Baum- der Produktionswert der deutschen Juteindustrie etwa 150 Millionen Mark. Sie lieferte Säcke, Taue, Stricke, Packleinwand und dergleichen, ihr Fehlen seit Kriegsbeginn machte sich bereits fühlbar. Da gelang es in



Wassertransport des geernteten Kolbenschilfs.



der Faser des Kolbenschilfs (typha latifolia und angustifolia) einen vollwertigen Ersatz zu entdecken, und dieses Kolbenschilf, kenntlich an den dicken, braunen Samenkolben, die wie Zylinderwischer aussehen, kommt wildwachsend in ungeheuren Mengen auf unseren Haffen, Seen und an seichten Flußstellen vor, es ist leicht zu ernten und zu trocknen und hat einen sehr hohen Wert. Eine von der deutschen In-



Wildwachsende dichte Nesselbestände.



Verladung von Kolbenschilf.

dustrie ins Leben gerufene Typhagesellschaft kauft für etwa 4 Mark für den Zentner jede Menge auf; früher wertlose Sumpfflächen bringen Tausende Mark an Einnahme, und der Betrieb hat bereits derartigen Umfang angenommen, daß mit einer Produktion an Waren aus Typha-Fasern (Seilen, Stricken, Mantelstoffen, Filzen, Gurten usw., im Werte von **mehr als 40 Millionen** Mark für dieses Jahr zu rechnen ist. Das preußische Landwirtschaftsministerium verfolgt zudem die Einführung des Kolbenschilfs auch auf dazu geeigneten Gewässern, so daß das Entbehrlichwerden der Jute als ein nicht zu fern liegendes Ziel erscheint.

So hat der Wirtschaftskampf Englands, der das Böse für Deutschland will, auch auf diesem Gebiet das Gute geschaffen, daß er deutsche Intelligenz und deutschen Fleiß wachrief und ihn Wege zur wirtschaftlichen Befreiung von dem Ausland finden ließ. Gewiß sind diese Wege mühevoll, und noch mancher Schritt ist bis zu dem Ziel der selbständigen deutschen Spinnfaserversorgung zu tun, aber ist dieses Ziel erst allgemein klar erkannt, so werden Landwirtschaft und Industrie in gemeinsamer Arbeit das Nötige auch sicherlich erreichen. Die Erfolge mit der Nesselfaser und dem Kolbenschilf bieten die vielversprechendsten Aussichten!

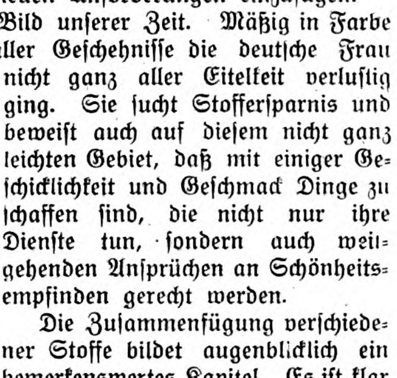
Nesselsammlung.

Neue Winterkleider

Hierzu 6 Aufnahmen von Becker & Maaß.

Die Mode kennt keinen Stillstand. Nur der Fernstehende wundert sich, daß sie, unbekümmert um Not und Leid, um Ereignisse umwälzender Natur, ungehindert ihren Weg nimmt. An der Hand ihrer Geschichte kann man verfolgen, daß sie anpassungsfähig nach Frauenart durch alle Kreise schlüpft, um sich neuen Anforderungen einzufügen.

Auch die heutige Mode ist ein Bild unserer Zeit. Mäßig in Farbe und Form, beweist sie, daß trotz aller Geschehnisse die deutsche Frau nicht ganz aller Eitelkeit verlustig ging. Sie sucht Stoffersparnis und beweist auch auf diesem nicht ganz leichten Gebiet, daß mit einiger Geschicklichkeit und Geschmack Dinge zu schaffen sind, die nicht nur ihre Dienste tun, sondern auch weitgehenden Ansprüchen an Schönheitsempfinden gerecht werden.



1. **Schwarzseidenes Jackenkleid**
mit Stickereien und Pelz.

Die Zusammenfügung verschiedener Stoffe bildet augenblicklich ein bemerkenswertes Kapitel. Es ist klar und vernünftig, daß sich die Frauen bemühen, Vorhandenes mit Geschick zu verwenden. So ist es der Mode zu danken, daß sie aus dieser Not eine Tugend macht und das Gesetz der Sparsamkeit obenan stellt. Welch gute Erfolge durch die Zusammensetzung zweierlei Stoffe erreicht werden, zeigen unsere Aufnahmen. Da ist zunächst ein Entwurf aus marineblauem Wollstoff mit hellgrauer Seide vereint (Abb. 3). Der Rock dieses Kleides führt die neue Linie vor. Er ist unten eng und von einer gesteppten Leiste eingesäumt. Nach den Hüften zu verbreitert er sich ein wenig, tritt auseinander, um der Einfügung aus hellgrauer weicher, glänzender Seide Raum zu geben. Der blaue Wollstoff wird vorn und rückwärts weiter hinaufgeführt. Die Säume des Wollstoffes sind mehrere Male durchsteppt. Ein Teil des Wollstoffes, fast latzartig wirkend, ist rund geschnitten, was durch die Stickereien besonders betont wird. Ein Stoffgürtel verbindet Vorder- und Rückenteil. Das Leibchen aus grauer Seide ist im Kimonoschnitt gehalten, eine in früheren Jahren besonders viel geübte Methode, die jetzt wieder auftaucht. Auch die Chenillestickereien, im gleichen blauen Ton wie der Wollstoff, gehörten zu den modischen Requisiten, die für kurze Zeit aufleben, um dann wieder zu verschwinden. Die Stickereien an dem Ärmel betonen seine aparte Formgebung. Er wird nach der Hand zu sehr eng, später nimmt er eine etwas größere Weite an.



2. **Grünseidenes Kleid**
mit Biesenverzierung und Hermelin.



3. **Kleid aus blauem Wollstoff**
mit hellgrauer Seide.

Auch das Kleid aus weicher, brauner Seide (Abb. 6) mit dem Oberteil aus champagnerfarbener glänzender Seide bietet eine geschmackvolle Erläuterung für die Entwürfe aus zweierlei Material. Der Rock dieses Kleides fällt etwas weiter, als man es bei Kleidern aus Wollstoff sieht. Das ist nicht erstaunlich, ist doch Seide





4. **Schwarzes Seidenkleid**
mit Stickereien und Chenilleschnüren.



5. **Schwarzes Samtkleid**
mit Kreppseide und Perlstoff.

viel mehr im Lande. Außerdem sehen seidene Röcke meist besser aus, wenn sie nicht gar zu knapp gehalten sind. Die braunen Stickereien liefern eine gute Verbindung von dunkel zu hell. Beachtenswert sind auch die beiden über die helle Seide geführten seidenen Teile. Der Gürtel, dreimal aus gezogenen Seidenschnüren gelegt, wirkt gut auf diesem eleganten und doch einfach aussehenden Entwurf. Der braune Ton wiederholt sich an dem Kragen, der den viereckigen kleinen Ausschnitt umgibt.

Das für den Abend oder für Familienfestlichkeiten bestimmte Kleid aus schwarzem Spiegelsamt, weicher Kreppseide und Perlstoff zeigt in origineller Linienführung die Verbindung dieser drei voneinander abweichenden Stoffe (Abb. 5). Das Ganze macht den Eindruck eines Kittelkleides. Der Samt ist jedoch in sehr origineller Weise unterbrochen, so daß die Einfügung der Seide und des Perlstoffes geradezu erforderlich erscheint. Der Perlstoff ist wie ein breiter Gürtel eingelegt. An den Seiten führt er tiefer herunter, da auch hier der Samt gerafft ist und eine tütenartige Form einnimmt. Diese Raffung ist außerordentlich anmutig und sieht sehr vorteilhaft aus, da der Rock am Abschluß recht eng gehalten ist. Die Ärmel aus der weichen Seide sind im Kimonoschnitt gearbeitet, so daß die Schulter eng anliegt. Darüber ist ein Perlband gelegt, das die Aufgabe einer Spange erfüllt, die dazu bestimmt scheint, Vorder- und Rückenteil zu halten. Am Saum des Ärmels wiederholt sich das Perlband. Die Form dieses Kleides ist so außerordentlich gut, daß sie auch für andere Zusammenstellungen vorbildlich sein kann. Das ist zwar immer die Aufgabe reizvoller Modelle, daß sie auf andere Stoffe und Farben mit Leichtigkeit zu übertragen sind. Man kann ganz genau so gut statt Samt Wollstoff wählen oder das Ganze aus zweierlei vorhandenen Seiden komponieren.

Noch immer ist die glatte Kittelform sehr begehrt. Sie ist kleidsam und jugendlich und kann durch Kleinigkeiten ungemein an Reiz gewinnen. Das beweist das Kleid aus grüner, glänzender Seide (Abb. 2), das, apart und sorgfältig ausgeführt, zeigt, daß es nicht immer reiche Garnituren sind, die einem Kleid seine letzte Vollendung geben. Die Linie dieses grünen Seidenkleides ist häufig unterbrochen, ohne daß dies als Fehler zutage tritt. Im Gegenteil! Hierin liegt eine sehr gute und beachtenswerte Verzierung, denn die Unterbrechungen sind von Biesen begleitet. Die Seidenteile, ein wenig kraus gehalten, werden durch glatte Einsätze zusammengenommen. Dadurch sieht das Kleid weder einförmig noch langweilig aus, ein Umstand, der bei glatt fließenden, mit sehr spärlicher Garnitur versehenen Kleidern häufig der Fall ist. Denn die ganze Garnitur dieses außerordentlich geschmackvollen Entwurfes beschränkt sich auf eine wenige Zentimeter breite Hermelineinfassung des herzförmigen Ausschnitts mit herabhängendem Köpfchen. An den engen Ärmeln wiederholt sich ein schmaler Hermelinvorstoß.



6. **Kleid aus brauner**
und champagnerfarbener Seide

Eine vollkommen veränderte Linie weist das Kleid aus schwarzer, glänzender Seide auf (Abb. 4). Es hat nichts mehr mit der Kittelform gemein, wenn auch das Ganze einen sehr geraden, zusammenhängenden Eindruck hervorruft. Aber Rock und Leibchen sind getrennt. Zu dem recht engen Rock gehört das glatt gespannte Leibchen, das im Rücken fest anliegt, und dessen Vorderteil fast faltenlos gearbeitet ist. Reiche Stickereien aus Silber- und Goldfäden beleben das glatte Leibchen, an dessen Saum sich lang herabhängende Chenilleschnüre schließen. Matte Goldkugeln unterbrechen die Chenilleschnüre, die eine Wirkung in der Art des modernen Überrockes hervorrufen. Man trägt jetzt sehr viele Überröcke, eine Mode, die sich mit Sicherheit einführen wird, und die schon ihre Vorläufer schickt in der Art, wie es dieses Modell illustriert. Recht interessant ist auch der kleine Hut, der zu diesem Kleid getragen wird. Er besteht aus glänzender schwarzer Seide. Auf dem Kopf ragen einige Phantasiefedern hoch. Der dreiviertel lange Schleier verrät politischen Einschlag, die Anregung zu ihm haben wir von den Türkinnen empfangen. Diese Schleier aus Spitzen sehen recht hübsch und dekorativ aus. Sie können natürlich nicht als eigentliche Mode betrachtet werden, sondern gehören zu jenen Einzelheiten, die, an richtiger Stelle getragen, recht hübsch aussehen.

Da viele Damen sich nicht für die Kittelform erwärmen können, werden immer hübsche Formen in der Art von Straßenkleidern gearbeitet, die sich besonders gut für den Teebesuch eignen. Zu diesem Zweck ist das Kleid aus schwerer, schwarzer, glänzender Seide vorbildlich (Abb. 1). Der Rock fällt ein wenig tonnenartig, in der Mitte ausladend, nach unten eng. Die kleine Jacke, auch im Kimonoschnitt, hat breite Aufschläge, dessen einer eine schöne Stickerei aufweist. Diese Stickerei wiederholt sich an dem Gürtelteil. Besonders interessant ist der angeschnittene Pelzkragen mit den seitlichen Quasten, der zurückgeschlagen und zugeknöpft getragen werden kann. Mit dem Pelzkragen stimmen die schmalen Pelzstreifen an den Ärmeln überein. In dem Ausschnitt der Jacke liegt eine gekreuzte Weste aus rosenfarbiger Seidengaze.

Ein künftig Glück.

Sing mir des Friedens liebliche Schalmeien,
Verkünde mir die Tage, still und klar,
Wo unsre Seele wie voll lichter Weihen
Ein Spiel der Sonne und der Liebe war.

Laß all den Zauber neu vor mir erblühen,
Der einst vertraulich unser Herz gefeit,
Und lenk mich wieder zu den lichten, frühen,
Geschmückten Tänzen meiner jungen Zeit.

Gib mir auch wieder all den Ernst der Gnade,
Laß stete Arbeit neue Lust verleihn,
Laß nach dem Sturm die schützenden Gestade
Zu neuem Wirken wieder gastlich sein.

Und dann am Abend, wenn wir froh und müde
Des Segens Felder uns zu Füßen schaun,
Dann möge uns der letzte, große Friede
Die stillen Hütten unsrer Heimat baun.

Thassilo von Scheffer.

Die Freiheit

Roman von

Sophie Hoechstetter.

13. Fortsetzung.

Er war ein alter Mann, darum konnte er es sich nicht versagen, zunächst zu bemerken, daß er bei der Verlobung — freilich mit aller Vorsicht — Bedenken nicht unterdrückt habe. Solches, müsse er gestehen, hätte er denn allerdings nicht erwartet. In Geduld ließ ihm Preißing die Genugtuung erfüllter Intuition.

Der weiße Spitzbart beugte sich noch einmal über das Papier. Dann hob sich die Gestalt mit einem raschen Ruck, holte vom Schreibtisch den Gothaischen Kalender, suchte sehr umständlich und las endlich laut: „Marianne v. Rothkirch, geb. Thorbrügge, Sohn Victor, zehn Jahre alt, Vater Victor v. Rothkirch, Darmstädter Dragoner, gestorben, 24 Jahre alt — ist es diese Dame? Ja? Nun und — Ferdinand?"

Er antwortete in kurzen Sätzen. Er sei der Beklagte und würde nur im Ausnahmefall zum Eid kommen. Faktum wäre, daß er sich etwa fünf Viertelstunden mit Frau von Rothkirch in seinem Arbeitzimmer befunden, das sowohl einen von anderer Seite zu betretenden Nebenraum, den nur ein Türvorhang abschloß, besäße, als Erdgeschoßfenster nach dem Garten. Es konnte das Zimmer also sogar von zwei Seiten beobachtet werden. Und wenn nun ein Dienstmädchen mit hysterischer Phantasie oder böser Absicht beschwor, die fürchterlichsten Vorgänge gesehen zu haben, so genügte das, Gegenbeweise erbringen zu müssen. Und da er als Beklagter sie kaum entlasten konnte, würde die Anklage wohl Frau v. Rothkirch vor Gericht ziehen. Er hatte das alles sachlich vorgebracht. Dann hob er ein wenig die Stimme: „Ich habe beim Abschied in meinem Zimmer — Frau v. Rothkirch machte einen Beileidsbesuch, und



meine Frau ließ sich nicht sehen — ich habe also Frau v. Rothkirch die Hand geküßt. Das ist der Vorgang der Intimität."

Der Kammerherr bot ihm zu rauchen an, setzte sich selbst mit zitternden Händen eine Zigarre in Brand und dachte nach. Dann blinzelte er unter den schweren Lidern zu Ferdinand hinüber und fragte: „Die Dame ist Ihnen nicht gleichgültig?"

„Nein, Herr v. Zenge."

„Sie könnten später Chancen haben? Sie antworten nicht, Ferdinand. Aber Sie sagen mir, alles sei tadellos."

„Ja, Herr v. Zenge."

Preißing saß hilflos, das Gesicht in den Händen. Er war wie niedergebrochen. Er sah keine Möglichkeit, dieses abscheuliche Verhör von Frau v. Rothkirch abzuwenden — und schämte sich in den letzten Tiefen seiner Seele, daß diese niederträchtige Sache von der Frau ausging, die er geliebt hatte als seine Frau.

Verzweifelt fragte er in die Stille des Zimmers hinein: „Wie kann aus einem stillen Mädchen, das Hanna doch war, aus den klaren und geordneten Verhältnissen, in denen sie erzogen wurde und lebte, etwas so Entsetzliches brechen? Dieser Haß — diese Gemeinheit, andere, fernstehende Menschen mit verlogenen Anklagen zu belästigen?" Und er sah den Kammerherrn an, als solle er diese Rätsel lösen.

Zenge lächelte fast. „Ist es Ihnen ein Problem? Wissen Sie nicht, daß die gemeine Natur, die jemand unrecht tut, sich befreit, indem sie den andern mit Schmutz bewirft? Ihr fehlt nicht das Gefühl der Schuld, aber das Schuldgeständnis der Gemeinen hat stets solche Form. Und hören Sie einen gemeinen Menschen sehr haßvoll über jemand sprechen, so dürfen Sie versichert sein, daß der einst sein Wohltäter war."

Entsetzt antwortete Preißing: „Aber Hanna Schierstein war doch nicht gemein, nur sehr einfach?"

„Nun, wenn Sie lieber wollen, sagen wir alltäglich, alltäglich in seinem tiefsten Sinn. Wer die Lüge nicht gebraucht, wer eine schlechte Waffe nicht führt, gehört schon nicht mehr zu den Alltäglichen."

„Ihre Menschenverachtung ist sehr groß, Herr v. Zenge."

Und Preißing fiel ein, daß er den Zettel weggeworfen hatte, auf dem Hanna, in einer einzigen Unbedachtheit, ihm schrieb, daß sie Kurts wegen das Haus verließe. Und er sah schon in Gedanken das Gesicht des von ihr erwählten Rechtsanwalts grinsen, daß es sehr bequem wäre, solche Beweisstücke zu verlieren.

Herr v. Zenge war aufgestanden.

„Sie dürfen diesen Prozeß nicht führen, Ferdinand. Sie dürfen die Dame, ich meine Frau v. Rothkirch —"

„Das weiß ich. Frau v. Rothkirch darf nicht hereingezogen werden."

„Dann fahren Sie morgen zu Ihrem Bruder. Er ist doch immerhin ein Mann. Reden Sie mit ihm. Scharf, kurz. Daß man die hysterische Zeugin des Meineids überführen würde. Das zieht vielleicht, entschuldigen Sie das pöbelhafte Wort. Und nun kommen Sie, wir wollen Abendbrot essen — —"

Der Kammerherr hielt seinen Gast fest. Und während der alte Wachtmeister die Speisen auftrug, plauderte Zenge von hundert Dingen. Beim Wein nachher wurde er ganz belebt.

„Durchhalten liest man jetzt täglich in den Zeitungen. Also durchhalten, Ferdinand. Es ist ja nicht nett, daß Sie Ihren armen Bruder, der weiß Gott genug durchgemacht hat, feste anpfeifen müssen. Aber da hilft nichts. Die Klage muß zurückgezogen werden."

Preißing wußte das auch. Er kam in sein verödetes Haus heim, ging durch die hallenden Räume, hörte den Wind, der durch die Nacht raste, und vermochte nicht zu schlafen.

Er war von Entsetzen erfüllt. Von Entsetzen über die Quittung, die ihm Hanna überreichte.

Irgendwie tragen wir doch immer die Schuld an unseren Erlebnissen. Und sei es keine andere, als daß wir uns Menschen näherten oder nahekommen ließen, die wir später geringschätzen oder verachten mußten. Doch Hanna hatte er ja sogar geliebt. Und wenn ihm das auch heute tausendmal unbegreiflich war, es ging nicht auszulöschen, es war ein Teil seines Seins, seiner Vergangenheit. Er hatte einen schlechten Weg gewählt, zu ihr zu kommen, und es durch die ganze Ehe wie eine Schuld getragen, daß er, wenn auch nur auf die leiseste Weise, damals Kurts Annäherung verhinderte. Von dieser Schuld brauchte er nun freilich nichts mehr zu fühlen.

Aber daß aus einem stillen, wie es schien, in sich gefestigten jungen Mädchen, die weder gut noch böse gewesen, in dem Jahr der Ehe mit ihm so entsetzliche Möglichkeiten sich entwickeln konnten, wie kam man darüber hinweg?

Kindisch und lächerlich schien es ihm fast, daß er um seine ungleichen Schultern durch lange Jahre so viele Nöte ausgestanden hatte, als wären alle um ihn in ihren Gestalten den Göttern verwandt, und als bedeute ein Ebenmaß des Körpers den einzigen Wertmesser.

Ihm war, als fiele alle Bitternis seines Lebens, zusammengerüttelt in ein unerträgliches Maß, auf ihn herunter. Und die Ursache war — eine kleine körperliche Mißgestaltung. Ganz klar wußte er es nun — er hatte immer auf Hanna gehofft, weil er wußte, sie liebte Herrschaft und Besitz und würde den nehmen, der ihr das zu bieten hatte. Das gab ihm Sicherheit, und das hatte ihm die lockende Brücke in das Land des Selbstgefühls geführt, die nun so jämmerlich abgebrochen war. Die Brücke in das Land der Gesunden, Alltäglichen, Normalen. Tausendmal hatte er sich



selbst verleugnet in dieser Ehe. Tausendmal versucht, Hannas Wesen gerecht zu sein, von eigenen Wünschen abzusehen, eine Harmonie zu ermöglichen. Er hatte sie gesucht, weil sie eine andere war, mit der großen Lebenskraft, der ruhenden Gesundheit.

Und ihm fiel ein Wort des Kammerherrn ein, das er heute abend einmal so selbstverständlich hingeworfen: „Wir schulden uns nur unseresgleichen. Wer aber den Alltag sucht, muß sich nicht wundern, wenn er bald nur das Gewöhnliche mehr um sich hat."

Er schlief nicht in der trübseligen Nacht. Er dachte ganz verzweifelt an Marianne Rothkirch. Wenn dieses noch zu ihr drang, daß seine Frau, die er aus langer Neigung geheiratet, eine so jammervolle Seele besaß, wie sollte sie dann ihn beurteilen? Er hatte nicht das geringste Zusammengehörigkeitsgefühl mehr mit Hanna, nur daß er sie einmal geliebt und begehrt hatte, schien ihm unverzeihlich. Was er noch tun konnte, war, um jeden Preis zu bewirken, daß er diese abscheuliche, verleumderische Klage zurückzog, mochte es kosten, was es wolle.

Er traf nach schier endlosem Warten seinen Bruder in einer kleinen Stube des Lazaretts, wo eine Hilfschwester bei Operationssachen hantiert hatte und aus Gefälligkeit etwas hinausging, da man doch das wichtige Gespräch weder auf der Straße noch in einer Gastwirtschaft führen konnte. Es roch so stark nach Karbol da, daß Preißing sich erst wie betäubt vorkam. Mit einem finsteren Gesicht saß ihm Kurt gegenüber. Er hatte einen künstlichen Arm ohne Hand. Und Preißing redete. Kurz und sachlich, wie er es sich vorgenommen. Er betonte, daß Hanna mit ihrer gräßlichen Anschuldigung einem bösartigen oder unzurechnungsfähigen Dienstmädchen glaube, für das die Folgen eines Meineides kommen würden.

Doch Kurt saß einfältig da. Seine kargen Antworten bewiesen, daß er schlechthin alles glaubte, was Hanna sagte. Er blieb verschlossen, behandelte den Bruder mit stummer Nachlässigkeit — vollkommen der „schöne Lümmel" von damals, nur kalt und fast böse.

Etwas wie Mitleid wollte Preißing kommen. Hatte denn Kurt gar kein eigenes Urteil mehr? Er ließ sich hinreißen, ihm sein Wort zu geben, daß zwischen ihm und Frau v. Rothkirch keinerlei intime Beziehungen beständen, und bekam die Antwort: „Du warst immer tückisch. Mein Vater hat es hundertmal gesagt. Meinst du, die Hanna läßt sich mit der Schuld scheiden? Meinst du, ich will, daß man ihr das später nachsagt? Ich war nie mit ihr allein, für jede Zusammenkunft gibt es Zeugen."

Preißing wußte, daß er nicht weiter mit Kurt verhandeln durfte. Sein Zorn war am Überfließen.

Er besann sich, daß sein Bruder ein Kriegsinvalide war, und daß vielleicht Hanna ihren ganzen Einfluß aufgeboten, jede Verständigung zwischen den Brüdern unmöglich zu machen. Der Bruder glaubte der Frau, die er liebte — was war da zu wollen?

Auf den Straßen lag feuchter Schmutz, ein trübseliger Regen rann undurchbrechlich vom Himmel. Preißing fühlte sich entnervt, krank, halb verzweifelt. Er lief durch die Gassen, wie ohne Sinn und Zweck, las Firmenschilder, hörte Marktweiber schreien — und hatte das bestimmte Gefühl, daß dieser Tag nichts mehr als Häßliches bringen könnte.

Dennoch war er endlich in dem Haus, wo Hanna wohnte. Er mußte auch diesen Versuch machen.

Er stand in einem engen Flur, auf dem heftige Küchengerüche waren, ein schlampiges Dienstmädchen sah ihn neugierig an und verschwand mit seiner Karte. Nach einer sehr langen Zeit kam sie wieder und sagte, Frau Preißing wäre verreist. Er hielt es für eine Lüge und verlangte die Pensionsinhaberin zu sprechen. Auch diese ließ auf sich warten, und als sie endlich kam, sagte sie kurz und kühl, daß Frau Preißing vor einer halben Stunde nach Jena zu ihrem Rechtsanwalt gefahren wäre.

Er stand wieder auf den häßlichen Straßen — besann sich, suchte das Postamt und telephonierte an den Anwalt, daß er heute nachmittag um vier Uhr zu ihm kommen würde und seine Frau bitten lasse, ihn dort zu einer Unterredung zu erwarten. Es war nur ein Schreiber am Telephon, der versprach, alles auszurichten.

Am Bahnhof stellte sich heraus, daß der Zug eben abgefahren war, der nächste erst in zwei Stunden ging.

Geduld — Geduld. Auch über den Gassen von Jena lag der trübselige Schmutz — und der eintönige Regen fiel. Die elektrische Bahn war vollgestopft von Menschen, ein Wagen nicht da. Preißing ging eilig und müde einen langen Weg — gab sich vor dem Haus des ihm so über alle Maßen widerwärtigen „Kollegen" einen Ruck — und saß dann in einem schmutzigen Zimmer mit verbrauchten schlechten Möbeln und zertretenem Fußboden — wartend, bis der Herr Kollege die Gnade hatte.

Nach einer Stunde etwa konnte er eintreten. Der junge Rechtsanwalt mit dem grobknochigen, von Finnen verunstalteten Gesicht reckte sich hoch und sagte mit gewollter Nachlässigkeit: „Aber ich bitte sehr, Herr Doktor, ich habe doch hinaus zu Ihnen telephoniert, daß meine Klientin unter keinen Umständen eine Begegnung und Aussprache wünscht. Die Dame ist nicht mehr hier, sondern schon nach ihrem derzeitigen Wohnort zurückgefahren —"

„Das tut auch nichts zur Sache. Ich möchte Sie auf etwas aufmerksam machen."

Der Kollege, der früher einmal nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß er gern mit Preißing eine Kanzlei eröffnen würde, bot nachlässig einen Stuhl — holte sich ein Aktenstück, streckte seine langen Beine weit aus und antwortete: „Oh bitte —"



„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß die Zeugin Emma Müller einen Meineid schwören wird, wenn sie in der von Ihnen eingereichten Scheidungsklage auftritt. Meine Frau hat sich, wie ich leicht durch Zeugen beweisen kann, nach dem Tode des Kindes in einer Art Psychose befunden — in völliger Ueberreiztheit. Die faktische Erzählung des Dienstmädchens, daß sie mich den Besuch einer Dame allein in meinem Zimmer empfangen sah — die Dame machte einen Kondolenzbesuch, und meine Frau war nicht gefaßt genug, Besuche anzunehmen — die Erzählung des Dienstmädchens also hat sich späterhin in beider Phantasien zu einer Sache ausgewachsen, die niemals vorgekommen ist. Welche Einflüsse — —"

Der Rechtsanwalt unterbrach ihn.

„Eine gewisse Aufregung nach dem Tode eines Kindes würde man vielleicht auch als natürlich bezeichnen dürfen — aber es ist mir sehr interessant, daß Sie es eine Psychose nennen, Herr Doktor."

Preißing sah den Mann fest und ruhig an.

„Ich kann keinen Ehebruch von mir konstruieren, Herr Doktor. Ich bin jedoch bereit, auf böswillige Verlassung zu klagen und um Beschleunigung und Abkürzung der Sühnetermine zu bitten, falls die unsinnige Klage von meiner Frau zurückgezogen wird. Sie erreicht damit die Scheidung nicht, sie bringt ein törichtes Dienstmädchen in sehr schwere Folgen und kann es erleben, daß das Mädchen, wenn es erst zum Schwören kommt, sich als beeinflußt erklärt —"

Der Rechtsanwalt lächelte. Man sah, er genoß dieses Lächeln. Denn er behielt es fast minutenlang auf seinem Gesicht, zeigte etwas übereinanderstehende lange Zähne und zuckte dann gleichmütig mit den Schultern. „Der erste Termin ist am 28. Februar, also heute in acht Tagen. An welchen Kollegen darf ich die weiteren Mitteilungen senden lassen? Ihre Auffassungen sind ja sehr interessant, Herr Doktor. Ohne Zweifel. Aber ich kann unmöglich meiner Klientin zureden, daß sie aus Höflichkeit die Schuld auf sich nimmt."

„Die Anklage verleumdet eine Dame", sagte Preißing hitzig. „Vielleicht erwägen Sie das doch noch, daß mit dieser verleumderischen Anschuldigung Ihre Klientin sich schadet."

Er bereute seine Worte sogleich. Der Rechtsanwalt lächelte wieder. „Nun, wie Sie es frisieren, daß die Dame nicht vor Gericht soll —"

„Herr Bernickel —" Preißing war aufgesprungen.

Da verbeugte sich Herr Bernickel. „Ich habe mit dem eben gebrauchten Wort nichts Beleidigendes sagen wollen. Ich wollte nur ausdrücken: welche Form Sie wählen, der Dame den nicht gerade angenehmen Weg zum Gericht vielleicht zu ersparen, ist die Sache Ihres Anwaltes." — —

Preißing machte mit seinem Anwalt die Gegenklage auf böswillige Verlassung. Aber beide wußten, sie würde es nicht mehr verhindern, daß Frau Hanna Preißing, geb. Schierstein, ihre Zeugin vor Gericht zu Gehör brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Schluß des redaktionellen Teils.

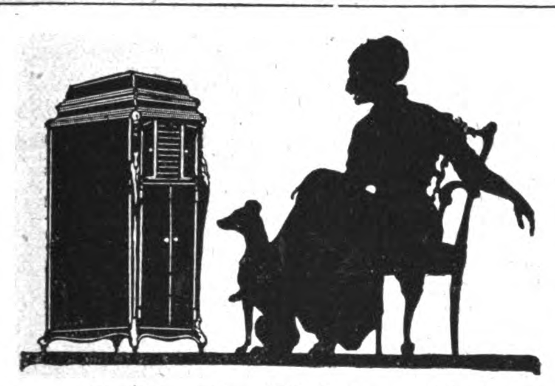
CARL TIPS KARLSRUHE

DEUTSCHER COGNAC

ASBACH „URALT"

ASBACH URALT

Brennerei: Rüdesheim am Rhein.

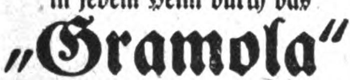


Beste Musik jeder Art

in jedem Heim durch das

„Gramola"

Vorführung der Instrumente in allen Preislagen sowie Preisliste bereitwilligst





Grammophon-Spezialhaus G. m. b. H.
Berlin W. 8 / Friedrichstraße 189

Breslau, Gartenstraße 47 / Cöln, Hohe Straße 115a
Düsseldorf, Königs-Allee 78 / Kiel, Holstenstr. 40
Königsberg i. Pr., Junkerstr. 12 / Nürnberg, Königstr. 14



Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.

Kataloge umsonst u. portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 321, Belle-Alliance-Str. 7-10.



Unübertroffen an Formenschönheit



ist mein **neuester** gef. gesch. **Korsetteratz „Lupa"** mit **regulierbarem Busenformer** und **Rückenhalter in einem Stück vereint.** Es läßt sich mit **keinem** Korsett eine solch **formvollendete** Figur erzielen wie mit **„Lupa"**, nachdem er gleichzeitig **volle Büste** erzeugt. **Nicht nur für schlanke** Damen eignet sich **„Lupa"** vorzüglich, sondern auch für **starkleibige** Damen. Der Hüftformer **flacht starke Hüften** ab und hält den Leib zusammen. Durch **den regulierbaren Busenformer** wird eine korrekte Figur erzielt. Keine Stahlschienen. Kein Druck auf Magen und Weichteile. Stramme graziöse Haltung. **„Lupa"** ist eine **absolute Neuheit** auf dem Gebiet der hygien. **Figurenverbesserung.** Viele Anerkennungen. **Modell 3013** mit verlängertem Hüftformer, 4 Strumpfh., Spitzen u. Stickerei wie Abbild. oder mit ausgeschnittenen Hüften, weiß und champagnefarbig **M. 39.50.** Sehr preiswert aus bestem waschbaren Material. Bei Bestellung Taillenweite über dem Kleide angeben. — Versand gegen Nachnahme.

Prospekte kostenlos

Ich tausche Waren um oder zahle Geld zurück!

Nur von Ludwig Paechtner, Dresden 188, Bendemannstr. 15.

Büstenverbesserer „Lupa" wie Abbildung **ohne** Hüftformer mit jedem Korsett zu tragen **M. 17.75.** Taillenweite aufgeben.

Dies und das.

Weihnachten und Neujahr an den Fronten. Von amtlicher Seite wird mitgeteilt, daß Anfang Dezember eine Bekanntmachung der Heeresverwaltung zu erwarten sei, nach der, wie in den verflossenen Kriegsjahren, auch in diesem Jahre der Austausch von Neujahrsglückwunschkarten zwischen der Heimat und dem Feldheer unterbleiben muß. — Vom 9. bis 25. Dezember tritt eine **Feldpostpaketsperre** ein. In dieser Zeit findet laut amtlicher Meldung keine Annahme von Privatpaketen an Heeresangehörige statt. Rechtzeitige Auflieferung der Weihnachtspakete ist unbedingt erforderlich. Pakete für Truppenteile in Siebenbürgen, Italien und auf dem Balkan müssen am 1. Dezember bei dem zuständigen Sammelpaketamt sein.

Die neuen Fahrkarten. Zur Ersparnis von Fahrkartenpappe sollen die durch Vordrucke, Tariländerungen usw. unbrauchbar gewordenen Fahrkarten durch Aufdruck auf der Rückseite aufs neue verwendbar gemacht werden. Diese Fahrkarten werden nunmehr ausgegeben werden. Die neu bestellten sollen auch schwächer hergestellt werden als die alten, damit auch hierbei Ersparnisse an Rohstoffen entstehen. Bei der Neubestellung von Fahrkartenpappen werden die Eisenbahndirektionen vom Minister der öffentlichen Arbeiten beauftragt, eine möglichst geringe Stärke und Gewicht vorzuschreiben.

Bekanntmachung.

Die Zwischenscheine für die 5% **Schuldverschreibungen der VI. Kriegsanleihe** können vom

26. November d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Mit dem Umtausch der **Zwischenscheine** für die 4½% **Schatzanweisungen der VI. Kriegsanleihe** in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen kann nicht vor dem 10. Dezember begonnen werden; eine besondere **Bekanntmachung hierüber** folgt Anfang Dezember.

Berlin, im November 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**

Detektiv Graeger Kgl. Krim.-Beamter a. D.
Berlin W. 9, Linkstraße 2/3, am Potsdamer Platz. Telephon Nollendorf 2303. Fahrstuhl. Erstklassiges **reelles** Büro. Sämtliche Beobachtungen, Ermittelungen, Ehesachen. Spezialität: Auskünfte.

Verzeichnis okkulter Bücher versendet gratis **Wilhelm Besser,** Leipzig, Markt 2.

Gummistrümpfe,
Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Preisl. gr. u. frko.

Arterien-Verkalkung!
(Blutandrang, Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerden)
Kostenlos erhalten Sie: Prospekte hierüber mit Vorwort von Dr. med. Weiss durch:
Allgemeine Chemische Gesellschaft Cöln a. Rh. 44, Herwarthstr. 17.



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche", Berlin SW 68.

Buchführung lehrt am besten brieflich **F. Simon,** Berlin W 35, Magdeburger Str. Verlangen Sie **gratis** Probebrief k.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3

Wyk a. Föhr
Kinderheim. Pflege und Aufsicht durch Schwestern. Frau Dr. Horn.



Unterricht
Alle Anzeigen, die sich auf Unterricht beziehen, finden in den Zeitschriften des Verlages August Scherl G. m. b. H., Berlin erfolgreichste Verbreitung.



DÜRKOPP
NÄHMASCHINEN
BESTES DEUTSCHES FABRIKAT
DÜRKOPPWERKE AKTIENGESELLSCHAFT BIELEFELD
Während des Krieges Lieferung vorbehalten.

Marie Voigts Bildungsanstalt
Erfurt Seminare für technische Lehrerinnen. — Haushaltungsschule.
„Reger Betrieb bei vollem Lehrplan."

Stotterer erhalten umsonst die Broschüre: „Die Ursache des Stotterns und Beseitigung ohne Arzt und ohne Lehrer sowie ohne Anstaltsbesuch." Früher war ich selbst ein sehr starker Stotterer und habe mich nach vielen vergeblichen Kursen selbst davon befreit. Bitte teilen Sie mir nur Ihre Adresse mit. Die Zusendung meines Büchleins erfolgt sofort im verschlossenen Kuvert ohne Firma vollständig kostenlos. **L. Warnecke, Hannover,** Friesenstr. 33.

Ein wirtschaftlicher Aufschwung
unseres Handels und der Industrie wird die Folge dieses Krieges sein. Eine tiefgreifende Aenderung unseres gesamten öffentlichen Lebens steht bevor, und unzählige Stellen werden neu zu schaffen sein. Es werden daher überall
geprüfte u. geschulte Kräfte gesucht
sein. Beamte, Lehrer, Angestellte des Handels u. d. Industrie sollten nicht versäumen, jetzt ihre Vorbereitungen zu treffen. Das beste Mittel, rasch und gründlich, ohne Lehrer, durch einfachen Selbstunterricht auf ein Examen vorzubereiten, die Einj.-Freiw.-Prüfung und das Abitur.-Examen nachzuholen und die fehlenden kaufmänn. Kenntnisse zu ergänzen oder eine vortreffl. Allgemeinbildung sich anzueignen, bietet die **Selbstunterrichts-Methode „Rustin". Ausführl. 60S. starke Broschüre kostenlos.**
Bonness & Hachfeld, Potsdam, Postfach 30.

Deutsche Fachschule Rosswein i. S. Gegr. 1894. Eisenkonstruktion-, Bau-, Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie u. Praxis. Studienplan frei.

Militär-Vorbereitungsanstalt Nur für Fähnrichprüfung.
Jede sachkundige Auskunft.
1917 bestanden 606, seit Kriegsbeginn 1656.
Berlin W 57, Bülowstr. 103. Dr. P. Ulich.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt
Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, **für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 5. August bestand. 4886 Zögl.,** u. a.: 3146 **Fahnenj., 1916/17 u. a. 50 Abitur., 184 Einj. Bereitet zu allen Notprüfg., namentl. Beurl. od. Kriegsbeschädigte zur Reifeprüfung vor.**

Geistige Wiedergeburt

Die Drangsale des Krieges haben im Felde sowohl wie in der Heimat die geistige Leistungsfähigkeit eines großen Teiles unserer Volksgenossen herabgedrückt. Andererseits wird der kommende Friede ganz besondere Anforderungen an die geistige Leistungsfähigkeit jedes einzelnen stellen. Die Vorräte der ganzen Welt sind erschöpft, es gilt, so rasch als möglich die notwendigsten Dinge zu erzeugen und zu beschaffen, und dies trotz einer fühlbaren Verringerung der Arbeitskräfte jeglichen Grades. Da kann nur **eines** helfen, nämlich **eine** erhöhte geistige Leistungsfähigkeit, der Vorgesetzten sowohl wie der Untergebenen, denn auch gewöhnliche körperliche Arbeit kann durch richtige geistige Mitarbeit ergiebiger gestaltet werden. Wird durch Ertüchtigung bei gleicher Arbeitszeit eine tägliche Mehrleistung gleich der Arbeit einer halben Stunde erzielt, so bedeutet das bei 10 Millionen Arbeitern eine tägliche Mehrleistung von 5 Millionen Stunden! Es liegt in unser aller Interesse, die Schäden und Entbehrungen, welche dieser Krieg uns gebracht hat, möglichst rasch zu überwinden. Deshalb ist es Pflicht eines jeden einzelnen, an der Erhöhung seiner Leistungsfähigkeit zu arbeiten. Die anerkannt beste und seit fast einem Vierteljahrhundert erprobte Anleitung hierzu bietet Ihnen Poehlmanns Geistesschulung und Gedächtnislehre. Sie erhalten dabei nicht ein Buch, bei dem Sie sich selbst überlassen sind, sondern eine persönliche Anleitung, wobei auch auf Ihre individuellen Bedürfnisse eingegangen wird, so daß der Erfolg nicht ausbleiben kann. Tausende im Schützengraben und in der Heimat benützen heute diese Gelegenheit und sind hochbefriedigt vom Erfolg.

Einige Auszüge aus Zeugnissen: „Meine Geistesbildung hat durch Ihre ausgezeichnete Methode tatsächlich eine bedeutende Wandlung im besten Sinne erfahren. J. Z." — „Ihr Werk ist die vernunftgemäße Organisation des Geistes und wird von keinem anderen Werke übertroffen. F. St." — „Ihre Methode schuf alle Kräfte und Fähigkeiten des Menschen und zeigt ihm den Weg zu einer wahrhaft harmonischen Ausbildung. W. R." — „Ich bin viel unternehmungslustiger geworden. Was ich begonnen, ist gleich gelungen. So konnte ich in kurzer Zeit trotz meiner schweren Verwundung vorm Feind mehrere Kurse durchmachen und mit ‚gut' bestehen. Dazu liege ich noch im Lazarett. Ihre Geistesschulung paßt für jede Zeit, für jedes Alter, für jeden Stand. A. K."

Verlangen Sie heute noch Prospekt (frei) von

L. Poehlmann, Amalienstraße 3, München A. 69.

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes Näheres im Prospekt **Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.**

Nebenerwerb. Schriftliche Heima be t vergibt **Franz Rehfeldt, Bützow (M) II.**

Leichter Nebenverdienst!
Ansichtspostkarten.
100 Stück schwarze Karten M. **2.40,** 100 bunt, Chromo M. 3.30, Tiefdruck M. **4.20** 100 Liebes-Serienkarten, bunt M. **3.60.** Auch Blumen, Landschaften, Frauenschönheiten billig. 300 St. alle Sorten gemischt M. **8.70** keine Gratismuster! Prosp. u. 8 Must. **30** Pf. Leinenbriefmapp. 10 St. **3.50,** Kartenbriefe 100 St. **2.80,** einf. Briefmappen 50 St. M. **12.50** **Kunstverlag Heros, Berlin, Sellerstr. 3.** Billige **Weihnachts- u. Neujahrskarten** 100 Stück 4.50, Extrasorte 6.80.

Vertreter für Militärköhlerfohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. Köhlerfohlenfabrik, Neu-Isenburg H.

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau. Hp. 181.**

Der **Frankfurter Schwesternverband** der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, sucht bei günstigen Bedingungen **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt
als Lehrschwestern.
Näheres bei **Frau Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. I.**
Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Verschiedene Mitteilungen.

— Unsere Leser machen wir auf die Veröffentlichung des Reichsbankdirektoriums in vorliegender Nummer aufmerksam, daß die Zwischenscheine für die 5prozentigen Schuldverschreibungen der 6. Kriegsanleihe in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden können.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Alexander Moszkowski: „Der Sprung über den Schatten". München, Albert Langen.

J. Warlitz: „Die Registratur im Großbetriebe". Stuttgart, Muth.

C. Porzig: „Die Technik der Bücher- und Bilanzrevision". Stuttgart, Muth.

Walter von Molo: „Erzählungen von Knut Hamsun. München, Albert Langen.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68,** Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau,** Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.,** Prager Straße 35, **Düsseldorf,** Oststraße 105, **Frankfurt a. M.,** Kaiserstraße 10, **Hamburg,** Neuerwall 2, **Hannover,** Georgstraße 20, **Kassel,** Königsplatz 53, **Köln a. Rh.,** Wallrafplatz 3, **Leipzig,** Petersstraße 22, **Magdeburg,** Breite Weg 184, **München,** Theatinerstraße 3, **Nürnberg,** Karolinenstraße 51, **Stuttgart,** Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote" Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche" Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.



Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeiger", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Bad Kleinen (Mecklbg.) am Schweriner See. Sanatorium für innere u. Nerv.-Leid. San.-Rat Dr. A. Steyerthal.

Bad Polzin (Moorbad in Pommern). Kaiserbad Sanatorium, physikalisch-diätetische Heilanstalt. Sanitätsrat Dr. Hölzl.

Brandenburg.

Falkenhagen Seegefeld - A. bei Berlin. Sanatorium **8—11 M.** San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelzimmer 9—11 M.)

Schlesien.

Blitzengrund (560 m) f. Görbersdorf, Schl. Kl. Lungensanat. f. d. Mittelstand. Anwend. sämtl. mod. Heilfakt.

Westdeutschland. Teutoburger Wald.

Bad Lippspringe unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden
Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünst. Prosp. d. d. Brunnen-Administration. (Man beachte die Adresse.)

Bad Lippspringe Kurbad am Teutoburg. Wald. Bahnstation.
Kurbrunnen: radioaktive Heilquelle. Bestbewährt bei Lungen- und Halsleiden. Bäder und Inhalationen. Ermäßigung für Kriegsrekonvaleszenten. Briefadresse: Kurbad Lippspringe.

Sanatorium Lippspringe Priv.-Heilanst. für alle Erkrank. der Atmungsorgane. Eig. mod. Inhalat. Erstkl. komf. Einricht. Prosp. fr. Bes. u. Leit. Dr. Brackmann, Badearzt.

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen „Der Quellenhof", bish. „Hotel Quisisana". Vornehmst. Haus im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. M. Möbus.

Sachsen.

Bad Elster Sanatorium. Geh. S.-Rat Köhler. Vorn. Einr., Moor-, Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren. Eig. Gutsbesitz.

Bad Reiboldsgrün i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

Dresden Hotel Bellevue Weltbekannt u. vornehm. Unvergl. herrl. Lage a. d. Elbe, gegenüb. d. Kgl. Schloß u. Opernhaus. Zeitgemäß erneuert. Gr. Garten u. Terrasse.

Weisser Hirsch-Oberloschwitz. San.-Rat Dr. Teuschers Sanat. Phys. diät. Kurmittel. Kleine Pat.-Zahl.

Zöbisch Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i. V.

Sächsisches Erzgebirge.

Aue i. Erzgeb. San.-Rat Dr. Pillings Sanatorium f. Nervenkranke, Herz-, Magen-, Darmleid., Stoffwechselkr., Hydrotherapie, Diät., Massage. Elektr. Luft-Lichtk., Heilgymn. Röntgenkabinett.

Harz.

Sülzhayn Süd-Harz, Sanatorium „Otto Stubbe" für Leichtlungenkranke. Beste Lage im Südharz. Spezialarzt. Prosp.

Thüringen.

Sommerstein Waldsanatorium bei Saalfeld, Thür. Regenerations- u. Schrothkuren. Schrift Ha frei.

Süddeutschland.

Bad Nauheim Sanat. Kurh. Walzer. Herz-u.Nerv.-Leid. Tages v. 12 M. tgl. an inkl. Bhdl. Offiziersh. Dr. Walzer.

Wiesbaden Hotel Badhaus Goldener Brunnen. Eig. Quelle. Pens. inkl. Bad. Trinkkur 7—10 Mark.
Haus Dambachtal, Dambachtal 23 u. Neubg. 4, neuzeitlichste Pension Jahresbetrieb. Z. m. Pens. 7,50 an.

Bayern.

Bad Kissingen im Herbst u. Winter Trink- u. Badekur. Hotel Wittelsbach, gut. angenehm. Aufenthalt.

Bad Reichenhall Kurhaus Axelmannstein. Allererst. Rang. Jahresbetr., eig. Badehaus, Ökon. u. Fischerei.

Mittenwald Pension Hoffmann. Bahn Garmisch—Partenk.—Innsbruck. 920 m. Bad, el. Licht. Sol. Pr. Anerk. g. Verpfl. Dtsch. Offiz. Verein 1916.

Partenkirchen Partenkirchner Hof. Mod. erstkl. Hotel-Pens. Gute Verpfl., eig. Kond. Jahresbetr. Tel. 306.

Partenkirchen-Kainzenbad Sanatorium für innerliche Kranke, Nervöse, Erholungsbed., Frauenleid., Moor- u. Mineralbäd. Jahresbetr. Leit. Arzt Dr. Behrendt.

Schweiz.

Arosa Hotel Rhätia u. Villa Germania. Mod. Komf., beste Lage a. Wald. Deutsches Haus.
Hotel des Alpes u. Villa Zürrer, erstkl. Familienhaus, sonnig. am Walde.
Alpensonne. Dtsch. Hotel. Hygien. erstkl. Komf., fließ. Wass. i. jed. Zim. Prosp.
Hotel Bellevue, vornehmes Haus, sonnige Lage. Mäßige Preise. Prosp.

Arosa Waldsanatorium. All. Komfort. Modernst. ärztl. Einrichtg. Leit. Arzt Geh. San.-Rat Dr. W. Roemisch. Näh. Prosp.

Inner-Arosa Arosa Kulm. Erstkl. Familienhaus. Neubau 1913. Eig. Orchester. Keine Lungenkranke.

Davos-Dorf, Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestibül, Terrasse. Bes. M. Neubauer. Leit. Arzt Dr. E. Nienhaus.

Davos-Dorf Sanatorium Guardaval. Vornehme Lungenheilanstalt Schloßartig gelegen. Prospekt.

Davos-Dorf Sanatorium Davos-Dorf. Leit. Arzt: Dr. J. Biland Moderne Hygiene. Ill. Prospekt.

Davos-Platz Sanatorium Turban. Leit. Arzt: Geheimer Hofrat Dr. Turban. Prospekt.
Sanatorium Dr. Dannegger f. Lungenkr. Ruh. sonn. Lage. Mäß. Pr. Prosp.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bienlaf, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 49. Berlin, den 8. Dezember 1917. 19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 49.



Die sieben Tage der Woche.

27. November.

Auf dem Schlachtfelde bei Cambrai werden starke englische Angriffe zwischen Hourlon und Fontaine zum Scheitern gebracht.

Die bolschewikische Regierung Rußlands veröffentlicht die russischen Geheimdokumente.

28. November.

Auf dem Schlachtfelde bei Cambrai leitet scharfer Feuerkampf die Angriffe ein, die der Engländer mit frisch eingesetzten Divisionen gegen Bourlon, Fontaine und unsere anschließenden Stellungen richtet. Die von den Engländern zuerst besetzten Dörfer Bourlon und Fontaine werden im Gegenstoß wiedergenommen.

29. November.

Der Reichskanzler Graf Hertling macht im Reichstag die Mitteilung, daß die russische Regierung ein Funkentelegramm an die Regierungen und Völker der kriegführenden Länder gerichtet hat, worin sie vorschlägt, zu einem nahen Termin in Verhandlungen über einen Waffenstillstand und einen allgemeinen Frieden einzutreten. Der Reichskanzler erklärt, daß er bereit ist, in Verhandlungen einzutreten, sobald die russische Regierung hierzu bevollmächtigte Vertreter entsendet.

30. November.

Die Schlacht bei Cambrai ist erneut mit großer Heftigkeit entbrannt. Gegenangriffe zur Verbesserung unserer Stellungen haben vollen Erfolg. Zwischen Moeuvres und Bourlon und von Fontaine und La Folie heraus werfen wir den Feind auf die Dörfer Graincourt, Anneux und Cantaing zurück. Beiderseits von Banteux erstürmen unsere Truppen von der Schelde herauf die Höhen auf dem Westufer des Flusses, durchstoßen die ersten feindlichen Linien und nehmen die Dörfer Gonnelieu und Villers Guislain. 4000 Engländer werden gefangen, mehrere Batterien werden erbeutet.

1. Dezember.

Auf dem Schlachtfelde bei Cambrai scheitern starke englische Gegenangriffe gegen die von uns genommenen Stellungen.

2. Dezember.

Starke Gegenangriffe richtet der Feind mit neu herangeführten Kräften gegen die ihm auf dem Westufer der Schelde entrissenen Stellungen. Nach erbittertem bis in die Dunkelheit währendem Ringen werfen wir den Feind zurück.

3. Dezember.

Auf dem Kampffelde bei Cambrai war die Feuertätigkeit lebhaft. Am Abend griff der Feind nach starker Feuersteigerung zwischen Inchy und Bourlon an. Er wurde abgewiesen. Die Zahl der seit dem 30. November gemachten Gefangenen hat sich auf 6000, die Beute an Geschützen auf hundert erhöht.

In zahlreichen Abschnitten der russischen Front ist von Division zu Division örtliche Waffenruhe vereinbart worden. Mit einer russischen Armee im Gebiet vom Pripet bis südlich der Lipa und mit mehreren russischen Generalkommandos wurde Waffenstillstand abgeschlossen. Weitere Verhandlungen sind im Gange. Eine Abordnung ist in dem Befehlsbereich des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern zur Herbeiführung eines allgemeinen Waffenstillstandes eingetroffen.

Die Verdoppelung der Schnellzugpreise.

Von Ministerialdirektor Offenberg.

Mit schwerem Herzen hat die Eisenbahnverwaltung sich entschlossen, vom 18. Oktober ab die Fahrpreise in den Schnell- und Eilzügen zu verdoppeln — ein Schritt, der in Friedenzeiten geradezu unmöglich gewesen wäre. Was bezweckte sie damit?

Es bedarf wohl nicht der Betonung, daß das Bestreben, die Einnahmen zu erhöhen, auch nicht den geringsten Anteil an diesem Entschluß gehabt hat. Denn eine Tariferhöhung ist wegen der Möglichkeit des Verkehrsrückganges hinsichtlich ihrer Wirkung auf die Einnahmeerhöhung ein sehr zweischneidiges Schwert, namentlich im Personenverkehr, wo den Reisenden zudem vielfach das Mittel zu Gebote steht, durch Abwanderung in die unteren Klassen die Tariferhöhung mehr oder minder wieder auszugleichen. Die Gesamteinnahme ist das Ergebnis aus der Vervielfältigung der Zahl der Einzelreisen in Durchschnittslänge mit dem Tarifsatz. Wird letzterer verdoppelt, geht aber gleichzeitig infolge der Tariferhöhung die Zahl der Einzelreisen im Durchschnitt auf die Hälfte zurück, so bleibt die Gesamteinnahme trotz der Tariferhöhung unverändert. Sinkt die Zahl der Einzelreisen im Durchschnitt unter die Hälfte, so geht die Gesamteinnahme sogar zurück. Lediglich vom Standpunkt der Einnahmeerhöhung aus betrachtet, wäre die eingetretene Tariferhöhung als eine sehr gewagte Maßnahme zu betrachten. In Wirklichkeit denkt die Verwaltung auch gar nicht an Mehreinnahmen, sondern sie verfolgt einzig den Zweck, die Schnell- und Eilzüge vom Verkehr zu entlasten.

Weshalb legt nun die Eisenbahnverwaltung besonderen Wert gerade auf die Entlastung der Schnell- und Eilzüge? Weshalb ist die Verdoppelung der Fahrpreise nicht auf alle Züge ausgedehnt? Konnte man nicht mit anderen Mitteln dasselbe Ziel erreichen? Das sind alles Fragen, die sich unwillkürlich aufdrängen, und deren Beantwortung manche harte Kritik an diesen Maßnahmen der Eisenbahnverwaltung, die übrigens nicht meinem besonderen Arbeitsgebiet angehören, wohl abschwächen dürfte. Ich unterziehe mich daher gern dem Wunsch der Schriftleitung nach einer kurzen Darlegung des Sachverhaltes für die Leser dieser Zeitschrift.

Wie das gesamte Wirtschaftsleben, so hat sich auch der Eisenbahnverkehr ganz anders entwickelt, als man bei Kriegsbeginn annehmen konnte. War damals in manchen Kreisen noch die Meinung vertreten, daß der Krieg in

kurzer Zeit zu einem wirtschaftlichen Zusammenbruch schwerster Art führen werde, wie dies namentlich Sir Edward Grey ausgesprochen hat (Engl. Blaubuch S. 16), und was nach seiner Erklärung im Unterhaus am 3. August 1914 einer der Beweggründe für Englands Eintritt in den Krieg war, so ergab schon das zweite und erst recht das dritte Kriegsjahr, daß das Wirtschaftsleben durch den Krieg umgekehrt fast fieberhaft gesteigert wurde. Es ist natürlich schwer, darüber zuverlässige Zahlen zu geben. Denn der große Gleichmacher Krieg, der den Fürstensohn neben dem Handarbeiter sterben läßt, ist gleichzeitig der große Ungleichmacher, der vielen durch Stillegung der Betriebe unendlichen Schaden zufügt, andere Betriebe dagegen unnatürlich aufblühen läßt. Wollte man ein völlig zutreffendes Bild geben, so bedürfte es also einer ganz umfassenden Statistik. Indessen hat man von jeher einen ziemlich zuverlässigen Gradmesser für den Stand des Wirtschaftslebens in den Eisenbahneinnahmen. Diese ergeben nun im Güterverkehr der preußischen Staatseisenbahnen folgendes eigenartige Bild (in Millionen Mark):

1913	1914 gegen 1913	1915 gegen 1913	1916 gegen 1913
1 671	1 508 — 163	1 754 + 83	1 925 + 254

Nur das erste Kriegsjahr brachte also einen Rückgang, aber nur von noch nicht einmal 10 Prozent, mithin zwar eine starke Abflauung des Verkehrs, jedoch nichts weniger als einen Zusammenbruch des Wirtschaftslebens. 1915 zeigt bereits wieder eine Steigerung über den Verkehr des Jahres 1913 hinaus, also über den höchsten, den die preußische Eisenbahnverwaltung je gehabt hatte, und das Jahr 1916 überragt ihn sogar bereits wieder um fast 15 Prozent. Damit war aber die Entwicklung noch nicht abgeschlossen. Denn im laufenden Jahr hält die Steigerung der Güterverkehrseinnahmen unvermindert an. Bis Ende September waren sie schon wieder um fast 8 Prozent, im Monat September selbst um rund 10 Prozent gegenüber dem Vorjahr gestiegen. Sie sind also jetzt um etwa 25 Prozent höher als im Jahr 1913. Nebenbei bemerkt sammelt die Eisenbahnverwaltung dabei keine Schätze, vielmehr steigen die Ausgaben in einer Weise, daß nicht nur die Mehreinnahmen völlig aufgezehrt werden, sondern daß sich voraussichtlich ein beträchtlicher, in Zukunft rasch steigender Fehlbetrag ergeben wird.

Die Bewältigung eines so schnell wachsenden Verkehrs verursacht naturgemäß große Schwierigkeiten. Zwar hat die Eisenbahnverwaltung nicht versäumt, auch während der Kriegzeit ihre Rüstung nach Kräften zu verstärken, und am Schluß des laufenden Jahres wird ihr Anlagekapital rund 15 Prozent höher sein als am Schluß des Jahres 1913. Namentlich ist sehr viel zur Vermehrung des Lokomotiv- und Wagenparks geschehen, dessen Wert am Schluß dieses Jahres sich nach den wirklich aufgewendeten Beschaffungskosten um etwa 30 Prozent höher stellen wird als im Jahr 1913. Aber die deutschen Eisenbahnen mußten auch den Betrieb in den besetzten Gebieten mitübernehmen und vielfach auch den Bundesgenossen, die auf einen so starken Verkehr nicht eingerichtet waren, mit ihren Fahrzeugen wie mit ihrem Personal aushelfen, das daheim durch minder erfahrene Hilfskräfte ersetzt werden mußte. Das führt zu einer außerordentlichen Anspannung des ganzen Apparates in der Heimat.

Die Schwierigkeiten in der Bewältigung des Güterverkehrs verstärkten sich noch dadurch, daß auch der Personenverkehr eine außerordentliche starke Vermehrung zeigt. Er brachte 1913 713 Millionen Mark, die allerdings im ersten Kriegsjahr auf 587 Millionen Mark, also um 126 Millionen Mark, sanken. Dann aber trat eine starke Belebung des Personenverkehrs ein, so daß das Jahr 1916 bereits wieder 798 Millionen oder 85 Millionen Mark mehr einbrachte als 1913. Dieser Aufschwung des Personenverkehrs hat im laufenden Jahr sogar geradezu beängstigende Formen angenommen, und zwar weniger im Militärverkehr als im bürgerlichen Verkehr, der im August um 33 Prozent, im September sogar um 36 Prozent gegenüber dem Vorjahr stieg.

Die Eisenbahnverwaltung stand dieser Entwicklung mit großer Sorge gegenüber. Der Güterverkehr muß unter allen Umständen bedient werden. Denn soweit es sich nicht um unmittelbaren Militärverkehr handelt, dient er zurzeit fast ausschließlich der Volksernährung und der Kriegsindustrie, also mittelbar auch der Kriegführung. Mit gewissen Maßnahmen konnte beim Personenverkehr allerdings ohne weiteres eingesetzt werden. Denn für ihn diente im Frieden ein sehr reichlicher Fahrplan, bei dem die Züge in erster Linie nach dem Verkehrsbedürfnis der Reisenden bemessen waren und vielfach nicht gut ausgenutzt wurden. Um für den Güterverkehr mehr Luft zu schaffen, mußte daher vor allem der Personenzugfahrplan auf das äußerste beschnitten werden, und es werden deshalb zurzeit nur etwa 60 Prozent der früheren Zugkilometer geleistet. Das hat zumal angesichts der Verkehrsteigerung naturgemäß zu einer starken Zusammendrängung der Reisenden und damit zu einer außerordentlich starken Ueberfüllung der Züge geführt, wie sie in Friedenzeiten als Regelerscheinung nicht geduldet werden könnte.

Einen gewissen, wenn auch nur schlechten Trost mag es gewähren, daß die Verhältnisse bei unseren Gegnern nicht besser sind. Die englischen Verhältnisse beschreibt der Londoner Berichterstatter der Neuen Züricher Zeitung:

„Wie in allen Ländern Europas, in neutralen wie in kriegführenden, müssen sich auch in England die Reisenden zahlreichen Unbequemlichkeiten unterziehen. Die Züge sind vermindert worden, was den Verkehr mit den von den Hauptlinien entfernten Orten erschwert. Die Bahnen sind überfüllt durch Zivilreisende und fast mehr noch durch Militär, das in den Urlaub oder an seinen Bestimmungsort fährt; so überfüllt, daß aus Mangel an Sitzplätzen sogar die Wandelgänge gesperrt sind. Das Gepäck muß auf ein vorgeschriebenes Gewicht beschränkt werden . . . Endlich sind die normalen Fahrpreise um hohe Zuschlagstaxen erhöht. Alle diese Maßnahmen sollen vom unnützen Reisen abschrecken.“

Doch die Einschränkung des Fahrplans reichte nicht aus, um für den Güterverkehr die erforderliche Luft zu schaffen. Denn am stärksten sind die Schnell- und Eilzüge überlastet, die zugleich vorwiegend von Feldgrauen benutzt werden müssen. Ihre Ueberfüllung gibt aber zu sehr störenden Zugverspätungen dadurch unmittelbar Anlaß, daß die Aufenthaltzeiten zum Ein- und Aussteigen nicht ausreichen. Ueberdies müssen infolge des riesenhaften Andranges die Züge bis aufs Äußerste verstärkt werden, so daß die vielfach ohnehin stark mitgenommenen Lokomotiven überanstrengt werden müssen und den Dienst versagen. Verspätungen in den Schnell- und Eilzügen, die allen anderen Zügen vorgehen, werfen aber namentlich auf den stark befahrenen Strecken leicht den ganzen Fahrplan über den Haufen und wirken daher äußerst lähmend auf den Güterverkehr im ganzen. Nun ist bekannt, daß dieser zurzeit schon ohnehin krankt, da der Eisenbahnapparat trotz seiner Vergrößerung auch während der Kriegzeit den oben geschilderten, außer-

ordentlich gesteigerten Ansprüchen des Güterverkehrs nicht mehr gewachsen ist. Der Wagenumlauf verzögert sich namentlich auch durch die langsame Entladung infolge des Mangels an Arbeitskräften und Gespannen immer mehr. Die Wagen stehen also nicht so rasch wie früher zur Wiederbeladung bereit, und daraus entspringt dann der Wagenmangel und mit ihm leicht auch ein Warenmangel im ganzen Land.

Ist die Verspätung der Eil- und Schnellzüge infolge ihrer Ueberfüllung auch sicher nicht die einzige Ursache des Wagenmangels, so wirkt sie doch beträchtlich mit, und es galt, diese Quelle der Störungen mit allen Mitteln zu verstopfen. Kleine Mittel konnten aber nicht ausreichend wirken; es bedurfte daher eines kräftigen, wenn auch schmerzhaften Eingriffs, der anscheinend denn auch die erhoffte Wirkung gehabt hat. Denn in der kurzen Beobachtungzeit ist der bürgerliche Verkehr in den Schnell- und Eilzügen beträchtlich zurückgegangen, was sofort durch Verkürzung der Züge zugunsten einer leichteren Betriebführung ausgemünzt ist.

Die Verdoppelung der Preise in den Eil- und Schnellzügen ist für die davon Betroffenen sehr hart und in vielen Fällen sicher sehr bedauerlich. Aber es ist einmal Krieg, und Rücksichten, die man sonst gern nehmen würde, müssen zurücktreten, selbst Rücksichten auf Billigkeit und Gerechtigkeit. So wird man es vielleicht stellenweise als ungerecht empfinden, daß nur die Schnell- und Eilzüge so hoch belastet sind, Personenzüge aber gar nicht. Das erklärt sich aber daraus, daß bei den letzteren einstweilen gleiche Unzuträglichkeiten noch nicht hervorgetreten sind, und daß man den Reisenden, die unbedingt fahren müssen, wenigstens die Möglichkeit, zu alten Preisen, wenn auch viel langsamer ans Ziel zu kommen, lassen wollte.

Eine wesentlich geringere Preiserhöhung als eine Verdoppelung konnte kaum in Frage kommen, damit nicht die Reisenden höherer Klassen sich durch Abwanderung in die nächst niedrige der verkehrshemmenden Wirkung der Preiserhöhung entziehen konnten. Im übrigen spielten bei der Form der zu wählenden Preiserhöhung auch Rücksichten auf die Abfertigungschwierigkeiten mit, deren Bedeutung sich der Beurteilung des Laien leicht entzieht.

Äußerst unwillkommen ist es, daß die Maßnahme trotz ihrer Abstufung nach den verschiedenen Klassen die Minderbemittelten, die nicht in eine billigere Klasse abwandern können, härter trifft als die Reichen, namentlich die Kriegsgewinnler. Aber die von vielen Seiten empfohlenen Reiseerlaubnisscheine hätten zu einer gerechten Regelung auch schwerlich geführt. Überdies ist der Gedanke als allgemeine Maßnahme undurchführbar, selbst wenn man ihn auf Reisen für weitere Entfernungen beschränken wollte. So gibt z. B. die Station Köln täglich 15 000 Fahrkarten auf Entfernungen von mehr als 100 Kilometer aus. Man denke sich den Beamtenapparat, der dazu gehört, täglich 15 000 Reiseanträge zu prüfen und darüber zu entscheiden! Wer könnte auch nur die geringste Verantwortung dafür übernehmen, daß die Entscheidung, die doch recht untergeordneten Organen überlassen werden müßte, auch nur einigermaßen unparteiisch und gerecht ausfallen würde? Und dann der Zeitverlust und die Belästigung für die Reisenden, die wirklich fahren müssen! Selbst wenn die weiter steigende Verkehrsnot zu einer solchen Maßnahme zwingen sollte, wird man sie daher nur mit großer Sorgfalt und in tunlichster Beschränkung einführen können.

Die Schattenseiten der eingeführten Preisverdoppelung können hiernach offen anerkannt werden, aber die Not machte die Maßnahme unumgänglich. Sicher wird niemand erfreuter sein, sie wieder beseitigen zu können, als die Eisenbahnverwaltung selbst, denn sie ist gewohnt, den Verkehr zu pflegen und nicht ihn zu erdrosseln. Das Volk selbst aber hat es in der Hand, die Aufhebung zu beschleunigen, indem es auf alle irgendwie entbehrlichen Reisen verzichtet, nicht nur auf Vergnügungs- oder gefühlvolle Besuchsreisen, nicht nur auf minder dringliche Geschäftsreisen, sondern sogar auf — Hamsterfahrten.

Philippopel.

Von Roda Roda.

Philippopolis, das alte Eumolpias, trägt seinen Namen dem Vater Alexanders des Großen zu Ehren. In römischer Zeit hieß die Stadt Trimontium. Die Türken sagen: Filibé, die Bulgaren: Plovdiv.

Trimontium nun und Plovdiv — die Namen sagen alles über die Lage der Stadt. „Auf drei Bergen erbaut." Es sind in Wahrheit allerdings sieben Syenitblöcke da, und jetzt dehnt sich Philippopel nicht wie in römischer Zeit über drei, sondern über vier von ihnen. — „Plovdiv" steckt voll von etymologischen Geheimnissen: „Plov" kehrt in „Plava" (am Isonzo, in Montenegro) wieder, in „Plauen" (Vogtland), „Plön" (an der Ostsee) — slawisch: Schwemmland. „—div" oder „—vid", der Stamm von videre, videti, divati — (sehen, schauen) — bedeuten „Aussichtspunkt": Divak, Diwein, Divaccia, Devin, Widdin, Viden, Wieden und (verzeihen Sie die Kühnheit meiner Deutung): Wien.

Ein auf drei (oder vier Bergen) erbauter Aussichts-, Beobachtungspunkt in weitem, ebenem Schwemmland an der Maritza — das ist Trimontium, Plovdiv, Philippopel.

Die Stadt hat eine tolle Vergangenheit, wie fast jeder Flecken hierzulande. Gibt es noch ein Gebiet auf Erden, das von Völkerhader so zerrissen ist wie die Balkanhalbinsel, wo kein Stamm dem Anrainer das nackte Leben gönnt? Gibt es noch ein Volk, das wie die Bulgaren seit Urzeiten von allen, aber wirklich allen Nachbarn mit brennender Eifersucht verfolgt wird — heut von Serben, Griechen, Rumänen, ehedem lang genug von Byzanz und Stambul? Philippopel gab den Zankapfel ab zwischen Bulgarien und Ostrom. Zaren und Zäsaren eroberten, zerstörten und beherrschten abwechselnd die Stadt; nicht umsonst heißt die Maritzaebene oberhalb von Philippopel: Kosteno pole, Feld der Gebeine.

Vom 8. Jahrhundert an bis ins späte Mittelalter ist die Stadt von sonderbarer Bedeutung für das damalige Europa: Philippopel ist zwar nicht das Nazareth, aber das Rom der Bogumilen gewesen. Die Sekte ist mit jener der Manichäer, Gnostiker, Paulikaner, Patarener, Katharer, Albigenser wesensgleich. Aus Bulgarien kamen ihre häretischen Bücher, ihre apokryphen Evangelien. Der Kampf gegen sie auf der Balkanhalbinsel, in



Oberitalien, Südfrankreich, selbst am Rhein tobte lange, leidenschaftliche Jahre.

Der Dritte Kreuzzug war ein romantisches Kolonialunternehmen: die westliche Ritterschaft zog nach dem Morgenland und gründete da kleine Eintagsreiche; in Philippopel saß seit 1204 — vielleicht ein paar fröhliche Tage, jedenfalls aber sorgenvolle Jahre, der flandrische Edle Renier de Trit. 1219 sein Verwandter, Gerard de Stroem, ein Holländer.

1363 kamen die Türken; Lalaschahin schlug als erster Beglerbeg von Rumelien in Philippopel seinen Sitz auf. Die Stadt wuchs; sie wurde seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Mittelpunkt des rumelischen Reisbaus, zählte schon 1674 ungefähr soviel Einwohner wie jetzt: 40 000.

Um 1800 brandschatzte hier Osman Paswantoglu, Rebell von Widdin, ein Herr, der so mächtig war, daß Napoleon einen Militärattaché in sein Lager entsandte. 1878 marschierte Gurko ein, und nach dem Berliner Vertrag wurde Philippopel Hauptstadt von Ostrumelien — bis 1885 ein prächtig geleiteter, unblutiger Putsch das Zwittergebilde Ostrumelien mit Bulgarien vereinte.

Seitdem hat Philippopel im ganzen Ruhe und genießt sie. Fabriken erstehen, der Handel blüht; rings strotzt ja die Kornkammer Bulgariens von Frucht. Wollten die Diplomaten Europas, die Völkerbeglücker, endlich einsehen, daß es nur einen Segen für die Balkanhalbinsel gibt: das Beharren des Besitzes in starker Hand — und nur ein Unheil: Verschiebung der Grenzen. Bekräftigende Beispiele für eins wie das andre habe ich auf meinen Balkanreisen oft genug sehen müssen.

Man reist — jetzt im Krieg — in Bulgarien nicht angenehm. Es gibt nur Wagen dritter Klasse; die Züge sind genau wie bei uns über die Möglichkeit hinaus gefüllt. Man hatte mir schon in Sofia ein Abteilchen reserviert — doch es war bald von lustigen Soldaten vollgepfropft. Als der Schaffner sie leis verweisen wollte, da fragten sie mit ehrlichem Erstaunen: „Ja, wer sonst sollt denn auf unseren bulgarischen Bahnen fahren, wenn nicht wir Bulgaren?“ Sie hatten selbstverständlich ganz und gar recht.

Und wer sollt denn in den bulgarischen Städten wohnen, wenn nicht die Bulgaren? Auch darin haben sie recht. Nur setzt ein Recht sich nicht durch ohne ein bißchen Bedrückung für die anderen . . .

Professor Dr. A. Jschirkoff schreibt im zweiten Band der Bulgarischen Bibliothek (ich reihe Bruchstücke aneinander, ohne ihren Sinn zu ändern): „Die Bevölkerung des Zartums ist auch jetzt noch in großer Bewegung. Die Pomaken (das sind: mohammedanisierte Bulgaren) — viele wanderten mit den Türken nach Kleinasien aus. Während des Balkankrieges nahm der größere Teil der Pomaken in den Rhodopen, sei es durch Anwendung von Gewalt, sei es durch das überzeugende Wort der Prediger oder um materiellen Vorteils willen, das orthodoxe Christentum an. Aber als die Türken Adrianopel wiederbesetzten, kehrten die christianisierten Pomaken von neuem zum Islam zurück . . . . Die meisten griechisch-katholischen Bulgaren gab es in Kukusch. Einige wanderten 1913 aus . . . Die Griechen — gegenwärtig verringert sich ihre Zahl schnell. 1900 wurden in Bulgarien 69 000, im Jahr 1910 nur noch 48 000 Griechen gezählt. Die Türken — durch ununterbrochene Auswanderung verringert sich ihre Zahl ständig. Sie wandern meist aus jenen Landstrichen aus, wo sich Bulgaren zwischen ihnen ansiedeln . . . Im Kreis Popowo gab es 1880 70 Prozent Mohammedaner, 1910 nur 16 Prozent . . . In der letzten Zeit wanderten viele Armenier aus der Türkei in Bulgarien ein.“ Usw.

Dies rastlose Hin- und Herwandern ganzer Nationen auf der Balkanhalbinsel, es dauert schon seit Urzeiten; jeder Besitzwechsel eines Landstrichs setzt die Karawanen der Bevölkerung in Marsch. Man tauft mit dem Säbel, schafft Mehrheiten mit Feuer, Ueberzeugungen mit Brand. Was Jschirkoff oben schildert, ist nur das unbedeutende Schwanken von „Prozenten“ auf verhältnismäßig friedlichem, unbestritten bulgarischem Boden, in einem festgefügten Staat, in den jüngsten Jahren. Wie sah es früher auf der Halbinsel aus? An dieser ewig wachgehaltenen, mit Kraft betriebenen Rassenmischung wird alle Anthropologie und Statistik zuschanden. Das Ergebnis der Mischung siehst du in Philippopel.

Ein altmorgenländischer Basar, halsbrecherisch gepflastert; rechts und links offen die Holzläden der Schuster, Schneider, Goldschmiede, Töpfer, Metzger, Gemüsehändler. In der schmalen Gasse zwischen den Läden duftet es nach Leder, Lauch und Lamm. Die Menge wogt zum Erdrücken: Türkinnen mit und ohne Schleier, Zigeunerinnen in Hosen, Bauern in bunter Tracht; das gemein europäische Kleid herrscht aber vor. Der Alte da im Gehrock sieht wie ein Araber aus; er ist Bulgare. Diese schlanke Sarmatin mit strähnigem Blond und grauen, geschlitzten Augen ist Bulgarin; Bulgarin auch die üppige Brünette mit den spanischen Wimpern, Bulgarin die Niobe mit linealgradem Profil, Bulgarin jene magere Kleine, die der Dichterin Else Lasker-Schüler so erschreckend gleicht. Der helle Riese ist kein Schwede und der kleine Schwarze kein Kreole — alles Bulgaren. Wenn du nach China kommst, siehst du zuerst Chinesen und lernst sie erst langsam unterscheiden; in Bulgarien begegnen dir Menschen, von denen keiner dem andern ähnelt, und du findest erst nach und nach einen gemeinsamen Zug in ihren Gesichtern: den gotischen Ernst der Vintschgauer, die auch so fleißig, sparsam, so selbstbewußt, mißtrauisch sind und ihre Erde lieben.

Woher ich denn weiß, daß die Sarmatin, die Niobe, die Lasker-Schüler wirklich Bulgarinnen waren? Nun, ich ging mit einem Leutnant spazieren, der hier zu Hause ist und alle Welt persönlich kennt. Es ist keineswegs selbstverständlich, daß, wer in Philippopel wohnt, Bulgare ist; die Volkszählung von 1910 gibt bei 48 000 Einwohnern etwa 4 000 Juden an, je 3 000 Türken und Zigeuner, je 2 000 Armenier und Griechen, 1000 Fremde. Die Zahl der Fremden wird seither wohl gewachsen sein: es gibt zahlreiche Internierte hier und so viel Deutsche, daß sie eine eigene große Schule unterhalten können.

Fast alle 48 000 reden neben dem Bulgarischen auch noch Griechisch oder Türkisch. Letzhin sollen Türken und Griechen abgewandert sein, die Armenier sehr zugenommen haben. Auf einem der sieben Syenitfelsen Philippopels, dem Nebet-Tepé, kann man steilauf, jähab in den winkligen Gäßchen eines rein armenischen Viertels wandeln, wo winzige vergitterte Fensterchen ängstlich nach Absicht und Gesinnung des Besuchers fragen, feste Tore jeglichen Einblick wehren und die Altane sich hilfesuchend aneinanderschmiegen. Plötzlich hat sich irgendwo ein lautloses Türchen geöffnet, und auf dem holprigsten aller Pflaster ticktackt der pariserische Stöckelschuh einer seidenrauschenden Levantinerin. Ich weiß nun, warum sie so starke Knöchel haben, die Frauen des Ostens: es kommt vom Balancieren auf dem alttürkischen Pflaster.

Bulgarien will aber deutlich und eindringlich zeigen,



daß es nicht alt und nicht mehr türkisch ist —darum hat man Philippopel übersät mit Profanbauten einer berlinischen Machart. Obenan (wie in jeder bulgarischen Stadt) das Offizierkasino (das hier wie eine Kirche aussieht), eine große Staatsbibliothek, Schulen, Gerichte. Ein hübsches Villenviertel. Eine Kanalisation freilich gibt es noch nicht. Der Bebauungsplan schneidet sooft, als geschähe es mit Vorsatz, mitten durch Moscheen, die dann fallen müssen. Schade um sie. Wie sehr wird man dereinst bedauern, sie zerstört zu haben! Etwa ein Dutzend steht noch: die Dschumaja Dschamisi mit ihren mächtigen kühlen Gewölben . . . doch kein Muezzin ruft mehr vom Minarett . . . Die Imaret-Dschami (Imaret heißt Armenküche) ist Tabakkammer geworden.

Auf einer kleinen Moschee inmitten der Stadt haben sich sonderbare Gebetrufer angesiedelt: ein Storchenpaar mit seinen Jungen; das klappert früh und spät.

Da ist der Kurschumhan („Bleierne Herberge"), ein Rest aus türkischer Zeit. Unter zehn Bleikuppeln, hinter eisernen Portalen hatten einst die reichen Kaufherren ihre Kontore — jedes eine kleine Festung mit vergitterten maurischen Poternen.

Von den Kirchen vielleicht die interessanteste ist die der katholischen bulgarischen Dominikaner mit dem Marmorgrab der Fürstin Maria Louise, ersten Gemahlin des Zaren Ferdinand.

Der freundliche Leutnant (das Ortskommando hatte gerade ihn mir mitgegeben, weil er in München studiert hat), er führte mich auch auf den Sahat-Tepé, Uhrberg, wohin sonst Zivilisten nicht dürfen — und hier, von der primitiven Uhr aus, die ein heimischer Meister mit Hammer und Feile gefertigt hat, blickte ich nieder auf die Dächer der weiten, wundervollen Stadt; auf die endlosen Reisfelder und Weingärten an der Maritza; auf die Rhodopen am südlichen, die Srednja Gora am nördlichen Horizont. Ihr wißt nicht, wie reich Bulgarien ist, wenn ihr diese Landschaft nicht gesehen habt.

Bücher für den Weihnachtstisch.

Der rührige deutsche Verlagsbuchhandel bekommt von den Bitternissen der Zeit auch sein voll bemessenes Teil zu spüren: Verminderung der Arbeitskräfte, außerordentliche Verteuerung aller Herstellungstoffe und, als drückendste Erscheinung, einen empfindlichen Mangel an Papier. Um so mehr muß man sich darüber wundern, daß unsere Verlegerwelt allen Hindernissen zum Trotz es doch fertiggebracht hat, den deutschen Weihnachtstisch von 1917 mit einer stattlichen Anzahl wertvoller Erscheinungen zu versorgen. Zur Freude von jung und alt, denn nach guter deutscher Sitte gehören nun einmal auf den Weihnachtstisch des guten Bürgerhauses Bücher. Bücher sind bezugsscheinfrei und in jeder Buchhandlung zu haben, man braucht sich nicht einmal „anzustellen". Also ein Grund mehr, Bücher zu schenken, die noch immer zu den am freudigsten begrüßten Gaben gehören.

Der Freund guten Lesestoffes wird unmöglich an den neuen Büchern vorübergehen können, die soeben im Verlag von August Scherl G. m. b. H. in Berlin erschienen sind. Olga Wohlbrück behandelt unter dem Titel „Die goldene Krone" (3,50 Mark, gebunden 5 Mark*) ein ganz neues Stoffgebiet, nämlich die Geschichte eines Gasthauses von gutem altem Ruf und seiner Besitzerfamilie. Wir sehen das Erbe der Väter durch wechselvolle Schicksale dem Verfall und dem Untergang preisgegeben, aber dem mutigen Eingreifen der ältesten, vor keiner Arbeit und keiner Entsagung zurückschreckenden Tochter des Hauses gelingt es, das Schwerste abzuwenden und eine glückliche Lösung des Konflikts herbeizuführen. Die glänzenden Erzählergaben Olga Wohlbrücks sind zur Genüge bekannt; auch ihr neuestes Werk bekundet abermals die erstaunliche Sicherheit in der Charakterzeichnung und das Geschick, die Fäden einer lebhaften Handlung in fesselndster Weise zu verknüpfen. Wir finden dieselbe Kraft und Kunst der Darstellung in dem soeben erschienenen Roman von Sophie Hoechstetter: „Die Freiheit", (3,50 Mark, gebunden 5 Mark), den Lesern der „Woche" bekannt. Es ist kein Kriegsroman, aber die harten Klänge unserer Zeit, in der die gestaltenreiche Handlung spielt, tönen doch in das Buch hinein. Sophie Hoechstetter, die feine Kennerin der Menschenseele, der bunt verschlungenen Pfade unseres gesellschaftlichen Treibens, weiß den Leser von der ersten Seite an zu fesseln und bis zum Schluß nicht mehr loszulassen. Mitten in den Krieg führt uns Nanny Lambrecht mit ihrem flotten Roman: „Der Gefangene von Belle-Jeannette" (2,25 Mark, geb. 3,50 Mark). Es ist eine sehr merkwürdige Geschichte. Ein Unteroffizier fällt zur Zeit der furchtbaren Kämpfe um die Lorettohöhe im Mai 1915 in die Hände des Feindes, und eine junge französische Herzogin, die im Lazarett als Pflegerin wirkt, nimmt sich des Verwundeten an. Wie nun dieses seltsam kapriziöse, liebenswürdige, puppenhafte Geschöpf aus dem Deutschen, dessen trotzige Männlichkeit sie reizt, ein Spielzeug ihrer Laune machen will, gleich so vielen anderen um sie herum, wie deutscher Ernst und französische Zappeligkeit aneinander prallen, das wird von Nanny Lambrecht in so lebhaftem Tempo, so fesselnd und witzig erzählt, daß es den Leser hinreißt. — Nun ein großer Sprung, aus unseren aufgeregten Tagen zur stilleren Vergangenheit. „Jugendliebe", Roman aus Alt-Berlin von Felix Philippi (3,50 Mark, gebunden 5 Mark). Man weiß, wie gerne sich Philippi in jene Zeiten versetzt, als die heutige Weltstadt noch kleiner und behaglicher war, wie liebevoll er da alten Erinnerungen nachgeht. Es ist das Berlin der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, das er in „Jugendliebe" heraufbeschwört, und das den Rahmen zu dem Erleben zweier blühender Menschenkinder abgibt. Humorvolle Innigkeit und leise Wehmut bilden den Grundakkord des Liebesromans, den uns ein Abgeklärter, ein alles Verstehender und Lächelnder in seiner gemütlichen Weise erzählt.

Folgen ein paar kleine, aber inhaltreiche Erlebnisbücher, neue Bände der wohlbekannten Kriegsabenteuerreihe des Scherlschen Verlags: „Die Wikinger-Fahrt der Tinto, 12000 Meilen über den Ozean" von Karl Richarz, betitelt sich eines dieser Bändchen. Es handelt sich um die abenteuerliche Ozeanfahrt von 28 Kadetten des Norddeutschen Lloyd-Schulschiffs „Herzogin Cäcilie". Vom Kriegsausbruch im Ausland überrascht, lagen die jungen Männer in Guyacan in Chile und brannten vor Begierde, ins Vaterland und zu den Waffen zu kommen. Und wirklich gelang es ihnen, mit einem alten morschen Küstensegler in 124 Tagen über den Atlantischen Ozean durch die englische

*) Alle hier und weiter unten genannten Preise verstehen sich einschließlich Teuerungzuschlag.



Sperre hindurch das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen. Dieses kühne deutsche Seemannstückchen wird samt allen Zwischenfällen höchst anschaulich erzählt. Kosmopolitische Kriegserlebnisse buntester Art schildert Herbert Kettner in seinem Büchlein „Vom Goldenen Tor zum Goldenen Horn und nach Bagdad". Der Verfasser befand sich bei Kriegsausbruch auf einer Vergnügungsreise im amerikanischen Westen und berichtet nun von seiner an aufregenden Erlebnissen reichen Heimreise von San Franzisko nach Deutschland, weiter dann, wie er in seiner Eigenschaft als „Funker" durch die Türkei nach Mesopotamien und dort an die Orientfront gelangte. Ein höchst lebendiges Gegenwartsbuch. Trübe und heitere Erlebnisse entrollt Martin Leistikows Buch „Zivilgefangener Nr. 759". Hier wird uns erzählt, wie ein junger deutscher Seemann bei Kriegsausbruch in Riga verhaftet und mit seinen Schicksalsgenossen auf dem Etappenweg ins Innere von Rußland verschickt wird. Alle Plagen, alle Quälereien können den frischen deutschen Humor nicht unterkriegen, und endlich gelingt es auch dem Erzähler, sich samt einem Gefährten seinen Peinigern durch eine ebenso listig wie mutig bewerkstelligte Flucht zu entziehen. Die drei vorher genannten Kriegsbücher kosten je 1,25 Mark.

Ein Volksbuch im besten Sinne liegt in „Peter Storms Tramp-Fahrten" von A. Schmidt-Brake vor (2,25 Mark, gebunden 3,50 Mark). Seemannserlebnisse, aber von ungewöhnlicher Art. Der Erzähler kennt das Leben auf den „Trampdampfern", die bald hier, bald dort Arbeit übernehmen, wie kaum ein anderer und zeigt an der Laufbahn seines Helden, wie sich ein tüchtiger Mensch aus untersten Anfängen in harter Arbeit zu einer achtbaren Stellung und einer gesunden Weltanschauung emporringt. Das ungemein spannend geschriebene Buch hat seine Moral, die aber nirgend in aufdringlicher Weise hervortritt.

Mit Ungeduld werden zwei Jahrbücher auf dem Weihnachtsgabentisch erwartet: Dem einen: „Scherls Jungdeutschland-Buch 1918", hat kein Geringerer als unser Generalfeldmarschall von Hindenburg ein Geleitwort mit auf den Weg gegeben. Aus den Worten des teuren Mannes spricht das Ideal, dem auch Scherls Jungdeutschlandbuch seit fünf Jahren nahesteht. Es will das Seinige dazu beitragen, um unsere Knabenwelt zur Männlichkeit zu erziehen. Unter der Oberleitung von Major Maximilian Bayer, dem Vorsitzenden des Deutschen Pfadfinderbundes, vereinigt sich hier eine Reihe der besten Erzähler und Fachschriftsteller in dem Bestreben, den jugendlichen Lesern in mustergültiger Form Unterhaltung und Belehrung zu bieten. Größere Erzählungen, natürlich auch aus den Kriegsereignissen der Zeit schöpfend, wechseln mit Aufsätzen aus den Gebieten der Technik, der Naturkunde, der Kunst, mit Gedichten und allerlei launigen Dingen ab. Alles Lob verdient auch der reiche Bilderschmuck des schön ausgestatteten Bandes, der gebunden 5 Mark kostet. Das anmutige Seitenstück zu diesem Knabenbuch bildet „Scherls Mädchenbuch 1918", das sich unter der Leitung von Lotte Gubalke mit seinen früheren Jahrgängen ebenfalls schon eine große und treue Lesergemeinde erworben hat. Scherls Mädchenbuch stellt sich in einen bewußten, sehr erfreulichen Gegensatz zu der üblen, sogenannten „Backfischliteratur" mit ihrer Oberflächlichkeit und hohlen Gefühlsschwärmerei. Es will unterhalten und ergötzen, aber gesunde geistige Kost bieten, die für die heranwachsende Weiblichkeit doch etwas mehr als lediglich eine vorübergehende Zerstreuung bedeutet. Beliebte Erzählerinnen, wie Sophie Hoechstetter, Agnes Harder, Gabriele Reuter, Ilse Reicke u. a., bemühen sich in bunter Reihe mit den Verfassern belehrender Aufsätze, ihr Bestes zu geben; dazu kommen noch ernste und heitere Gedichte, Vortragstücke, Anleitungen zur Handarbeit, zu häuslicher Beschäftigung und dergleichen, alles reich mit Bildern geschmückt. Kurz und gut, es ist ein echter, rechter Jugendgarten, in dem es sich mit Behagen lustwandeln läßt. Der Preis des schön gebundenen Bandes beträgt 5 Mark.

Der Weltkrieg.

Zu unseren Bildern.

Das große Ereignis der verflossenen Woche, das Anerbieten Rußlands zu Friedensverhandlungen, hat die Kriegslage in jenes Stadium gebracht, das, um ein geläufiges Wort zu gebrauchen, der Anfang vom Ende ist. Ist auch die Parole nach wie vor „abwarten, ausharren, durchhalten", wissen wir auch noch keineswegs, zu welchen Bedingungen unsere Kriegsleitung sich mit dem Anerbieten der Russen abfinden wird, so viel steht fest und bleibt bestehen: Rußlands Verhalten schwächt den Krieg gegen uns in einer Weise, die unsern Feinden verhängnisvoll werden muß. Darum ist es eine erhebende Botschaft, durch die unser unerschütterliches Vertrauen auf unsern vollen Sieg aufs neue bestätigt und gerechtfertigt wird.

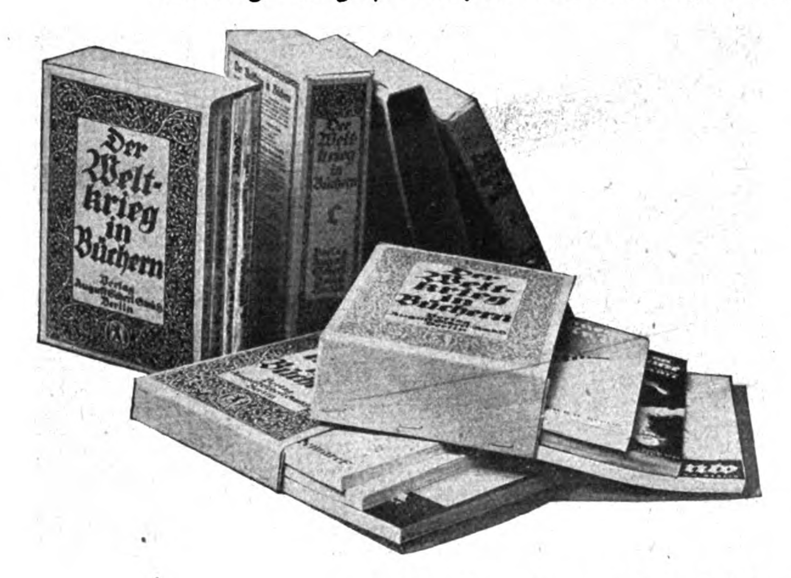
In vollem Einklang damit stehen die Kriegsereignisse an der übrigen Front. Wiederum haben sich an die bisherigen gewaltigen Leistungen unserer Truppen in Flandern, an die blutigen Mißerfolge der englischen Massenstürme bei Cambrai neue angeschlossen. Was uns der verflossene Monat durch das hervorragende Zusammenwirken von Heer und Flotte in der Ostsee, durch die Entscheidung an der italienischen Front eingetragen hat, ruht fest in unserer Hand und wirkt weiter im Zusammenhang mit dem stetigen Erfolge unseres U-Boot-Krieges. Der Reihe nach brechen unsere Feinde nieder, fallen ab, stehen erschöpft beiseite, während unsere Kriegsleitung Zug um Zug ihrem Ziel nahe rückt.

Nach alter englischer Sitte schwirren Nachrichten durch die Welt, als ob die Engländer bei Cambrai Erfolge zu verzeichnen hätten. In Wahrheit scheitern ihre hartnäckig fortgesetzten Anstrengungen nach wie vor. Die Verluste der Engländer aus den jüngsten Tagen übertreffen die blutigsten Verluste, die sie überhaupt in den Flandernschlachten erlitten haben. Die Meldungen der verflossenen Woche brachten die Nachrichten von der Abwehr englischer Angriffe auf Inchy und Bourlon. Der letzte November setzte dann den Trumpf auf das Mißglücken des englischen Durchbruchs vom 24. In erbitterten Kämpfen erreichten die Unsrigen südlich Moeuvres wieder die alte frühere Stellung und schoben ihre Linie über die Straße Arras-Cambrai vor. Die Engländer erlitten die schwersten Verluste, indem sie auf Graincourt, Anneux und Cantaing zurückgeworfen wurden. Die englischen Linien wurden durchstoßen, wir nahmen die Ortschaften Gonnelieu und Villiers-Guislain, die außerhalb unserer alten Stellung liegen, und setzten uns bei Vendhuille in der alten Linie wieder fest. Viertausend Gefangene mit 140 Offizieren fielen in unsere Hände. Die Berichte erwähnen die Vernichtung englischer Infanteriemassen und die restlose Zerschmetterung anreitender indischer Kavallerie. Unter den ersten einlaufenden Meldungen finden sich bereits sechzig englische Geschütze und über hundert englische Maschinengewehre als Beute angeführt. So steht es in Wahrheit um das englische Waffenglück. Ein neuer Ehrentag für unsere kampferprobten Truppen ist dieser letzte November.

X.

Geschenkbücher für jung und alt!

Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW 68



Unsere Kriegsbücher bilden eine Sammlung spannender Tatsachenberichte. Selbsterlebtes, Selbsterzähltes von Kriegsteilnehmern, die an der Front oder in fernen feindlichen Ländern, im Schützengraben, zur See oder im Luftkampf, auf besonderen militärischen Posten oder als Flüchtlinge und Kriegsgefangene Großes und Seltsames erlebt haben. Diese Bücher sind unverfälschte Dokumente der Zeit, ihr Inhalt, in schlichter, wahrhaftiger und doch lebendiger Darstellung, macht sie zu nationalen Hausbüchern für Volk und Jugend. Wir haben eine Anzahl unserer unübertroffenen Kriegsbücher in fünf Serien von 3 bzw. 5 Bändchen (jeder Band ist in sich abgeschlossen) zusammengestellt, die wir in geschmackvoll ausgestatteten Kartons zu Geschenkzwecken liefern.

Geschenk-Kartons mit 3 Büchern

Serie I: **„Emden“ von Kapitänleutnant v. Mücke.** Selbsterlebtes von den sagenhaften Fahrten des ruhmreichen Schiffes und seinem stolzen Untergang an den Kokosinseln. – **„Z 181“ Im Zeppelin gegen Bukarest.** Packende Schilderung des erfolgreichen Luftangriffs gegen Bukarest vom Ersten Offizier eines Z-Schiffes. – **Seine Hoheit – der Kohlentrimmer,** die Kriegsheimfahrt des Herzogs Heinrich Borwin zu Mecklenburg, der in der Maske eines Kohlentrimmers von Neuyork glücklich in die Heimat gelangt . . . . **Preis Mk. 3.60**

Serie II: **„Ayesha“ von Kapitänleutnant v. Mücke.** Die ewig denkwürdige Fahrt der „Emden-Leute“ auf morschem Segler über den Indischen Ozean und ihr gefahrvoller Zug durch Arabien. – **Kapitänleutnant v. Möllers letzte Fahrt.** Die ergreifenden Schicksale des letzten Kommandanten von S. M. S. „Tsingtau“, der seine glühende Heimatliebe mit dem Tode im heißen Wüstensand besiegelte. – **Doppeldecker „C 666“.** Diese lebendigen Schilderungen nennt die Zeitschrift „Der Flieger“ „das gescheiteste Fliegerbuch“! . . . . **Preis Mk. 3.60**

Geschenk-Kartons mit 5 Büchern

Serie III: **Oberheizer Zenne, der letzte Mann der „Wiesbaden“.** Ein hohes Lied vom Heldenmute unserer blauen Jungen in Kampf und Seenot, voll herrlicher Schilderungen aus der Skagerrak-Schlacht. – **Immelmann † Meine Kampfflüge:** Leben und Streben unseres ersten Fliegerhelden in Briefen an seine Mutter. – **Aus der Hölle empor:** Von den unsäglichen Leiden unserer verwundeten Kriegsgefangenen in Rußland. – **U-Boote im Eismeer:** Von den Gefahren und Freuden des U-Boot-Krieges im höchsten Norden. – **Blockade-Brecher:** Die listenreiche Fahrt des Frachtdampfers „Marie“, der unseren Ostafrikanern Waffen und Munition brachte . . **Preis Mk. 6.00**

Serie IV: **Breslau-Midilli:** Die Arbeit unseres ehemaligen Kleinen Kreuzers unter türkischer Flagge. – **Fremdenlegionär Kirsch:** Die seltsame Reise eines jungen Deutschen von Kamerun über Frankreich in den deutschen Schützengraben. – **„U 202“:** Die lebensprühende, atemraubende Schilderung unserer geheimnisvollen Unterseebootswaffe in gefahrvoller Tätigkeit vor dem Feinde. – **U-Boot gegen U-Boot:** Humorvolle Erzählungen von der U-Boot-Jagd im Mittelmeer und in türkischen Gewässern. – **Crompton. U 41 – der zweite „Baralong“-Fall:** Eine sachliche Darlegung von Englands schmählicher Behandlung deutscher U-Boot-Offiziere . . . **Preis Mk. 6.00**

Serie V: **Tausend Pfund Sterling Kopfpreis, tot oder lebendig.** Fluchtabenteuer des ehemaligen Prisenoffiziers S. M. S. „Emden“, Kapitänleutnants d. R. Julius Lauterbach. – **Die Wikinger-Fahrt der „Tinto“.** Die abenteuerliche, 12000 Meilen lange Ozeanfahrt von 28 Kadetten des Norddeutschen Lloyd in die Heimat. – **Die Stürmer von Douaumont.** Kriegserlebnisse eines Kompagnieführers. Von C. von Brandis. Oberleutnant im Infanterie-Regiment Nr. 24. – **Vom Goldenen Tor zum Goldenen Horn und nach Bagdad.** Mehr als 14000 Kilometer hat der Verfasser zurückgelegt, um als Soldat an den Feind zu kommen. – **Zivilgefangener Nr. 759.** Die Flucht eines deutschen Seemanns aus Rußland . . . . . **Preis Mk. 6.00**

Bezug durch alle Buchhandlungen und durch die Geschäftsstellen des Verlages August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW 68

Geschenkbücher für jung und alt!

Aus dem Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Die neuesten Romane





Jugendliebe. Roman aus Alt-Berlin von Felix Philippi. Der Dichter schildert das Erleben zweier blühender Menschenkinder mit jener warmen Innigkeit und leisen Wemut, die den Dingen die grausame Schärfe nimmt und alles Gegensätzliche versöhnt. — Preis 3 Mark. Gebunden 4 Mark 50 Pf.

„Die goldene Krone“. Roman von Olga Wohlbrück. Die hochdramatische Geschichte eines alten Gasthauses und seiner Besitzer. Nach wechselvollen Schicksalen rettet die älteste Tochter in Entsagung und unerschrockener Arbeit das Erbe ihrer Väter vor dem Verfall. — Preis 3 Mark. Gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die Freiheit. Roman von Sophie Hoechstetter. Das fesselnde Werk der Dichterin behandelt mit großer psychologischer Feinheit ein eigenartiges Ehezerwürfnis unserer Tage, über das der tobende Weltkrieg seine dunklen Schatten wirft. Preis 3 Mark. Gebunden 4 Mark 50 Pf.

Der Gefangene von Belle-Jeannette. Roman von Nanny Lambrecht. Die Dichterin beleuchtet in der leidenschaftlich bewegten Handlung schroffe Gegensätze, den Ernst des deutschen und die Hohlheit des französischen Wesens. Den Hintergrund des lebenswahren Sittengemäldes bilden die furchtbaren Kämpfe um die Lorettohöhe im Mai 1915. — Preis 2 M. Geb. 3 M.

Peter Storms Tramp-Fahrten. Seemanns-Erlebnisse. Von A. Schmidt-Brake. Ein ganz neuer Stoff, mit packender Wucht geformt von einem Manne, der sich aus dem geknechteten Dasein im Maschinen- und Heizraum ausländischer Tramp-Dampfer in harter Arbeit zu einem freien Menschentum durchgerungen hat. — Preis 2 Mark. Gebunden 3 Mark.

Teuerungszuschlag: 25 Pf. auf 1- bis 2-Mark-Bücher, 50 Pf. auf Bücher über 2 Mark.

Scherls Jugendbücher





Scherls Jungdeutschland-Buch 1918. Fünfter Jahrgang. Herausgegeben von Major M. Bayer. Mit einem Geleitwort des Generalfeldmarschall von Hindenburg. 51 Beiträge und 190 Illustrationen. — Aus dem Inhalt: Um Gräben und Trichter. Kampfszenen aus dem Westen — Eitill. Erzählung aus der germanischen Vorzeit — Jürgen Pottgießers Abenteuer. Seemanns-Erzählung aus dem Weltkriege — Hans Düsels Kampf in den Alpen. Humoristische Kriegserzählung — Lichthörer und Fernseher. Technische Plauderei — Kriegsorden — Kriegs-Briefmarken — Ostafrika und Helgoland. — Gebunden 5 Mark.

Scherls Mädchenbuch 1918. Vierter Jahrgang. Herausgegeben von Lotte Gubalke. — 37 Beiträge und 130 Illustrationen. Aus dem Inhalt: Die Auferweckung des Cyriacus. Von Agnes Miegel — Die silberne Kugel. Von Sophie Kloerss — Schuppenmännchen. Von Agnes Harder — Aus der Kinderzeit. Von Gabriele Reuter — Die Innenseite. Von Ilse Reicke — Die Magd im Walde. Von Auguste Supper. — Gebunden 5 Mark.

Scherls Jungdeutschland-Buch 1916, 1915 u. 1914 ist zum Preise von je 4 Mark zu beziehen. — Der Jahrgang 1917 ist vergriffen.

Scherls Mädchenbuch 1916 u. 1915 ist zum Preise von je 4 Mark zu beziehen. — Der Jahrgang 1917 ist vergriffen.

Die Preise für Scherls Jugendbücher einschließlich Teuerungszuschlag.

Bezugschein

Ich bestelle hierdurch bei der Buchhandlung: ....

in .... aus dem Verlage **August Scherl G. m. b. H., Berlin**:

.... Expl. ....

.... Expl. ....

.... Expl. ....

Name: .... Stand: ....

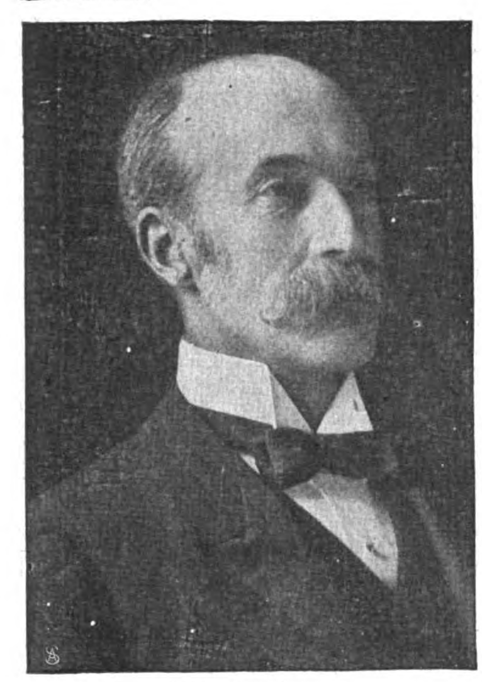
Adresse: ....

Bitte, den Bezugschein deutlich auszufüllen und an die nächste Buchhandlung zu senden. Sollte keine Buchhandlung am Platze sein oder der Bezug auf Hindernisse stoßen, wolle man die Bestellung unter Beifügung des Betrages an den Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41, richten. In diesem Falle genügt die Bestellung auf dem Abschnitt der Postanweisung.

Hofphot. Wilse.

Oben: König Christian von Dänemark und König Haakon von Norwegen. Unten: König Gustav von Schweden.

Konferenz der Könige der drei skandinavischen Reiche in Christiania.



Lord Lansdowne,
dessen Brief über die Notwendigkeit einer Aenderung in den Kriegzielen der Alliierten großes Aufsehen hervorrief.



Trotzky.



Lenin,
Lenin und Trotzky, die Häupter der Bolschewikische.ı Regierung Rußlands.



R. J. G.

Reichstagsabgeordneter Giesberts,
als Ministerialdirektor in das Reichswirtschaftsamt berufen.

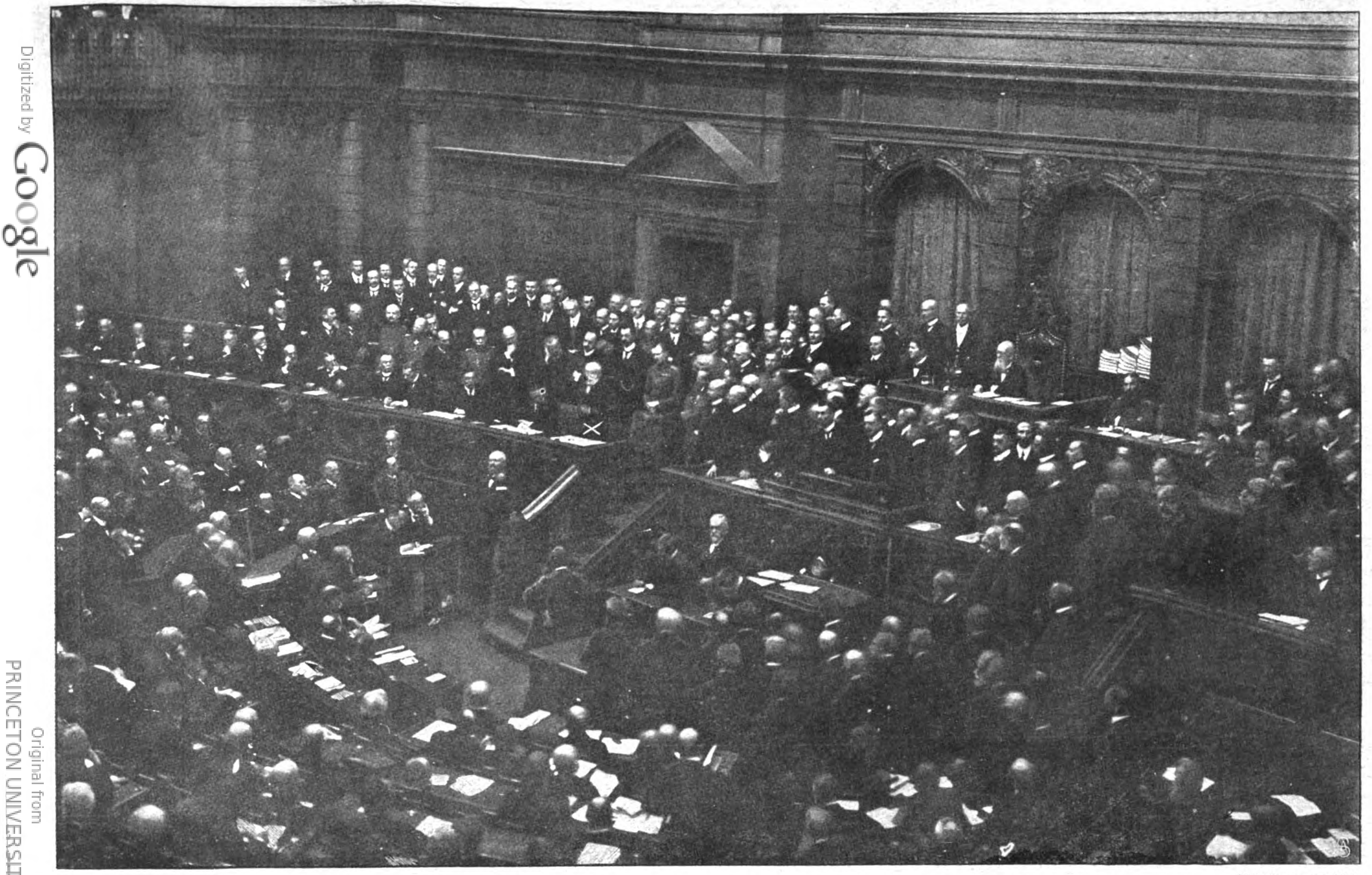


Spezialaufnahme der „Woche".



Exzellenz von Essen, schwedischer Gesandter in Berlin, und seine Gemahlin, verw. Frau Tonnon-Schuster, geb. Gutmann.

Vermählung des schwedischen Gesandten in Berlin.



Phot. Zander & Labisch.

Der neue Reichskanzler (×) legt in der Reichstagssitzung vom 29. November sein außen- und innenpolitisches Programm vor.

Graf Hertling im Reichstag.



Feldzeugmeister Graf Scheuchenstuel mit seinem Stab beim Vormarsch im Suganertal.

Hauptmann Friedrich Schwabe.

Oberleutnant E. Rost.

Hauptmann Theo Haenert.

Phot. H. Heil.
Hauptmann Paul Hartlaub.

Leutnant Max Henz.

Hauptmann W. Scholz.

Leutnant Ernst Kurth.

Phot. Schlieter.
Leutnant Werner Pelsch.

Vizefeldwebel Werner Fueß.

Hauptmann E. Hagemann.

Leutnan. Zimmermann.

Oberleutnant Hodel.

Phot. Ad. Kay.
Leutnant Georg Bernau.

Oberleutnant Jerssen.

Phot. Keller.
Leutnant Herm. Stallberg.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

Aus der Kriegsküche.

Der feinste deutsche Tee.

Es drängt mich, zu dem Artikel: Holder- und Rosenfrüchte in Nr. 44 der „Woche" einige Worte betreffend die Zubereitung des Hagebuttentees zu sagen. Wüßte ein großer Teil des deutschen Volkes, welche vortreffliche Gabe der Natur die Hagebutte ist, er würde auf all die Kaffee- und Tee-Ersatzmittel verzichten, oft auch auf Kaffee und Tee selbst, um den gesunden, zuträglichen, fein, so fein wie duftende Schokolade riechenden und schmeckenden Tee der Hagebuttenkerne zu trinken. Und erst die Kinder! Ich wünschte, alle Kinder im Deutschen Reich könnten Weihnachten 1917 ihren Hagebuttentee trinken.

Vorbedingung aber ist, daß man die Hagebuttenkerne richtig behandelt. Es ist so einfach! Rasch können die Kinder eine Handvoll Hagebutten auf einem Spaziergang sammeln. Die Früchte werden der Länge nach aufgeschnitten, und mit dem Messer werden die Kerne ausgeschält. Die Fruchtschale gibt gekocht eine feine Marmelade. An den Kernen läßt man ruhig die Härchen sitzen, auch sie sind Träger des feinen Aromas, und etwas sitzengebliebenes rotes Fruchtfleisch schadet dem Geschmack auch nicht.

Man rechnet einen kleinen Eßlöffel voll Kerne zu einer großen Tasse Tee. Wenn man es hat, nimmt man ein irdenes Gefäß, sonst einen emaillierten Topf zum Kochen des Tees. Er wird kalt aufgesetzt, darf aber nur fünf Minuten kochen, da sonst bei längerem Kochen das Aroma verfliegt und der Tee fade und bitter wird. Nach einer Kochzeit von fünf Minuten schiebt man den Topf an die Seite des Herdes und läßt den Tee 2—3 Stunden ziehen. (Je länger, desto besser). Man ersetzt zum Schluß das verdunstete Wasser durch frisches heißes und süßt den Tee mit Zucker oder Süßstoff.

Mit Wohlbehagen riecht dann jeder den feinen Duft, der ihm aus der Tasse Hagebuttentee entgegenkommt, und der Nichtwissende glaubt eine Tasse feiner Schokolade zu trinken.

Wer den Tee nach obiger Vorschrift — vor allen Dingen nicht länger als 5 Minuten kochen! — bereitet, wird nur eins bedauern — daß der Hagebuttentee noch nicht käuflich ist. Mildenberg.

Ausstellung landwirtschaftlicher Erzeugnisse

in der Champagne am 15. und 16. November 1917.

Hierzu 3 Aufnahmen auf Seite 1684.

Wenn Madame Viet, eine gebildete Champagnerin, noch immer auf dem Standpunkt steht, daß der Krieg nur dadurch ein Ende finden kann, daß Elsaß und Lothringen neutral werden, wenn sie ferner glaubt, daß wir Deutschen allein durch zahlenmäßige Uebermacht diesen Krieg zu beenden imstande sein werden, so kann ich sie getrost in meinen Beamtenwagen nehmen und aus dem lieblich in einem Talkessel gelegenen Dörfchen nach dem Ausstellungsdorf an der Aisne hinfahren. Schon auf der Fahrt fallen die großen Kohlanpflanzungen in die Augen. Wohin man schaut, leuchtet es noch immer, trotz der schon reichlich gelichteten Kohlkopfscharen, weithin in den bayrischen Landesfarben. Zu unserer größten Verwunderung erfahren wir, daß der Herr Ortskommandant im Ausstellungsdorf ein sächsischer Rittmeister ist, der in weitausschauender Fürsorge für die Bedürfnisse der Truppe das Anlegen der großen Anpflanzungen überwacht hat. Es ist kein bayrischer Ortskommandant. Drinnen im Dorf am Ausstellungsplatz ist allerdings sächsisch Trumpf. Da leuchten zwischen weiß getünchten Wänden grüne Tannen und grüner Kohl.

„Das sind die Farben weiß und grün,
Für die stets Sachsens Krieger ziehn."

Als Hauptmime und sein treuer Gehilfe im Kampf gegen alle widrigen Witterungsverhältnisse hat sich ein Lazarettinspektor aufs trefflichste bewährt. Der Herr F., mit dem ich heute zusammen eine Vorbesichtigung des Ausstellungsplatzes vornahm, hat auf einem Gelände von 450 Morgen etwas geradezu Zauberhaftes hervorgebracht. Mit 150 französischen Arbeitern ist es ihm gelungen, 45 000 Zentner Gemüse zu gewinnen, daneben konnte mit denselben Leuten 3000 Zentner Obst geerntet werden. Die Haupternte bestand in 25 000 Zentner Weißkohl, 15 000 Zentner Rotkohl, 5000 Zentner Kohlrüben, 500 Zentner Wirsingkohl, 500 Zentner Gurken, ebensoviel Zentner Zwiebeln und Sellerie, je 200 Zentner Erbsen und Bohnen, 60 Zentner Tomaten. Was das Einbringen einer solchen Ernte für Anforderungen stellt, läßt sich am besten an einem mittelgroßen deutschen Gärtnereibetrieb ermessen, dessen Beurteilung einem jeden von uns wohl am geläufigsten ist. Die Feier, an welcher nicht nur die benachbarten Herren Orts- und Etappenkommandanten, sondern auch der Herr Etappeninspekteur selbst teilnehmen werden, verspricht eine gelungene zu werden. Ich schließe später mit einer kurzen Beschreibung des Ausstellungstages ab.

Die Größe der erzeugten Gemüse kann man aus den Lichtbildern erkennen, besser aber durch das Gewicht und die Umfangsmaße bestimmen. Die Beschaffenheit derselben durch Probieren. Der Laie staunt, wenn er einen Weißkohlkopf von 1,30 Meter Umfang betrachtet, wenn er Selleriеköpfe von 54 Zentimeter Umfang sieht. Große Kartoffeln zu haben, ist für manchen eine unangenehme Sache. Aber unser Inspektor trägt keine Bedenken, uns mit 33 bis 46 Zentimeter großen Kartoffeln zu imponieren. Er wird nicht einmal rot dabei, selbst wenn es ihm gelungen ist, Zwiebeln mit einem Umfang von 32 Zentimeter hervorzubringen. Herbstrüben von 30 Zentimeter Länge und 40 Zentimeter Umfang genieren ihn nicht im geringsten.

Er wird nicht einmal schamrot, wenn er rote Rüben von 76 Zentimeter Länge aufweisen kann; der Umfang dieser Rüben beträgt sogar 46 Zentimeter.

Auch Karotten von 36 Zentimeter Länge und 33 Zentimeter Umfang vermag er uns vorzuführen. Und Kohlrüben von 80 Zentimeter Umfang, 20 Pfund schwer, sieht er als Kleinigkeit an. Selbst in Gurken weiß er in 66 Zentimeter Länge und 34 Zentimeter Umfang einen Rekord zu liefern, so daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn er uns mit Grünkohlpflanzen von drei Meter Umfang imponieren will.

So sehen wir uns denn einer kraft unserer Organisation grandiosen Ernte gegenüber, über welche selbst die ältesten Einwohner unseres Champagnedorfes erstaunt die Köpfe schütteln.

Der deutschen Organisation ist eben nichts unmöglich.

Ein Kommandierender General, Exzellenz K. v. N., der heute morgen als erster die Ausstellung mitbesichtigte,





Der Riesenkohl.



Kartoffeln, Zwiebeln und Rüben.



Gurke und Kürbis.

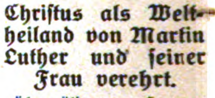
konnte denn auch ganz unumwunden seiner hohen Bewunderung für solche Leistung Ausdruck verleihen.

Nach beendeter Besichtigung begaben sich die Teilnehmer derselben in ein dem Hauptausstellungsgebäude gegenüberliegendes Häuschen, in welchem allerlei treffliche Erfrischungen winkten.

Sanitätsrat Dr. F. Krause.







Christus als Weltheiland von Martin Luther und seiner Frau verehrt.

Ölgemälde von Hans Kemmer aus dem Jahre 1537.

(Mit Genehmigung seiner Kgl. Hoheit des Herzogs von Cumberland, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg.)



Reformations-Ausstellung im Provinzial-Museum zu Hannover.

Blick in die Ausstellung.



Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

5. Fortsetzung.

Dort drüben zog der Tod Britanniens vorbei gen Gallipoli! Die Entscheidung der Welt. Ein einziger von allen hat die Nähe des furchtbaren Gegners geahnt . . . der Marqueß von St. Asaphs . . .

„Halloa! Neues von der ‚Heidelberg'?"

Funksprüche rasselten im Mast. Hunderte von Meldungen aus allen Ecken der Erde kreuzten sich zwischen den drei alten Weltteilen im Mittelmeer, befreundete und vielleicht auch feindliche, offene und geheime . . .

„Signal Point in Gibraltar gibt: ‚Heidelberg' steuert, von einem Dutzend Schiffen gejagt, unter 34 und 35 Grad Breite und 6 bis 8 Grad Länge die marokkanische Westküste nordwärts!"

„Sie läuft unserer Flotte in den Rachen!"

„Ich wußte ja: Wir auf dem ‚Unshakable' haben das Nachsehen!"

Südlich der Pityusen wurde der blaue Himmel grau. Regenböen fegten heran. Grobe See zeigte die Nähe des Atlantischen Ozeans. Der Sturm wehte fast genau von dort, aus der Straße von Gibraltar. Ein leeres Faß trieb auf den schäumend sich überkippenden Wellen. Ein zweites . . . ein drittes . . . eine Menge . . . Felder von Oelpfützen . . . Balken . . . eine Mütze . . .

Zur Rechten war nun schon die flache andalusische Küste. Zur Linken der gezackte Schnee des Atlas. Der Kapitän sprach kein Wort, steckte die Hände in die Taschen und rannte mittschiffs bis zu seinem Kommandoturm. Er war so wütend, daß ihm nur der Markgraf zu folgen wagte.

„Ein britischer Dampfer beinah in Sicht von Gibraltar von der ‚Heidelberg' beschossen! O die Schande! Dieser Kahn ist nicht von Menschenhand gemacht. Er kommt aus der Hölle!"

„Dabei führte er natürlich in zynischer Frechheit unsere eigene Flagge . . .?"

„Nein! Diesmal blau und weiß!"

„Die russische?"

„Es wird eben gefunkt: Er ließ, wie er mitten zwischen den schlafmützigen Franzosen durchfuhr, die Marseillaise spielen und signalisierte, er sei auf der Jagd nach der ‚Heidelberg' . . ."

„Und war dabei die ‚Heidelberg' selber!"

„. . . und alle Franzosen enterten und schrien noch begeistert ‚Vive la Russie!' hinterher!"

„Es ist schamlos!" sagte der Markgraf.

Ein britischer Zerstörer raste vorbei. Er fuhr eigentlich nicht. Er schoß durch die Wellen wie ein Wiesel durch das hohe Gras, verschwand in ihnen, kam schaumtriefend wieder heraus, meldete aus dem weißen Gischt: „Die ‚Heidelberg' heute morgen auf der Höhe von Cadiz gesichtet und gejagt! Jetzt jedenfalls schon genommen!"

„Und da ist erst Gibraltar!"

Der riesige Felsklotz stieg schattenhaft und düster empor. Auf der anderen Seite der Bucht bogen sich hinter Algeciras die spanischen Dattelpalmen an der Küste im Sturm. Vom afrikanischen Ufer waren nur unbestimmte Umrisse von Gebirgen zu sehen. Spanische Torpedoboote, die rotweißrote Kriegsflagge mit dem gelben Wappen am Mast, kämpften von der marokkanischen Küste her gegen die Windsbraut, jagten wie ein Komet mit kaum sichtbarem Kopf und langem, schief gewehtem Rauchschweif nach Ceuta zurück. Es war ein Heulen und Donnern in dem weiten leeren Raum von Himmel, Wasser und Luft, die zu einem einzigen stürmenden Element zusammenzufluten schienen, von oben in Wolkenbrüchen niederklatschten, von vorn das Deck des Panzers mit reihenweisen, wie weiße Schwarmlinien anlaufenden Wellenbergen überschwemmten.

„Rauhe See!" sprach der Marqueß von St. Asaphs, sich behaglich wie ein nasser Pudel schüttelnd. Das Schiffsbuch verzeichnete schon Windstärke 8. Aber der Sturm wuchs immer noch. Erst im Schutz der offenen Reede von Gibraltar ließ er scheinbar nach. Man sah kaum die Stadt am Felshang und die Molen des inneren Hafens, so weit lag der „Unshakable" draußen, um, wenn nötig, sofort weiterzudampfen. Vorläufig ging der Kommandant in einer Barkasse an Land. Lord Harald mit ihm. Unterwegs, schon nahe an den Kohlenlagern auf den Kais der neuen Mole, kam ihnen von der Torpedostation drinnen der Zerstörer von vorhin entgegen. Er war pechschwarz. Sein Vordersteven ragte steil in das spritzende und klatschende Naß. Er war auf dem Wege nach Cadiz. Lord Harald St. Asaphs war sofort entschlossen, mitzufahren. Drüben stoppten sie. Was draußen auf der beinah weiß gewordenen, wie kochenden See Selbstmord gewesen wäre, die Uebernahme an Bord, das mochte ein zäher, langbeiniger Sportsmann hier im Hafen schon vollbringen. Matrosenarme halfen nach. Der Markgraf stand im triefenden Oelmantel, die



Pfeife im Mund, sich mit beiden Händen festhaltend, auf dem sich wie wahnsinnig wälzenden Fahrzeug, das scheinbar jeden Augenblick bald nach rechts, bald nach links zu kentern drohte. Es war eine Fahrt für feste Magennerven. Das war kein Platz für Seekrankheit. Der lange Lord hatte die freudige Spannung wie beim Ende einer Fuchsjagd, wenn der Huntsman dem Feld die Köpfe freigab. Würde er noch zum Ende der „Heidelberg" zurechtkommen? Bei diesem Sturmgrau und Einbrechen der Dämmerung, durch die man kaum mehr eine Meile weit sah?

Man mußte schon lange an Tarifa vorbei sein. Er spähte hinüber nach Afrika. Keine Möglichkeit, Lloyds Leuchtturm auf dem Kap Spartel zu entdecken! Aber an den ungeheuren Wellenbergen, die sich jetzt heranwälzten, merkte man, daß man die Säulen des Herkules hinter sich hatte. Der Erste Offizier schrie dem Peerserben etwas ins Ohr und wies nach vorn. Da war Land. Eine Klippe, um die ein brausender weißer Brandungsgürtel schwappte. Kap Trafalgar. Damals, vor hundert Jahren, waren die Welschen und die Dons auch aus Cadix herausgesegelt. Man war dicht vor Cadix. Ein dumpfer Donnerschlag durch das Tosen des Atlantik. Ein zweiter. Scheinbar ganz nah . . .

„Sie haben sie! Sie haben sie!"

„Drei Hochs für Altengland!"

„Da kommen britische Schiffe aus dem Nebel in Sicht!"

„Nein! Ein alter Spanier!"

„Ein Küstenpanzer!"

„Der ‚Fortun de Torre'!"

„Er feuert!"

„Wer hat hier zu schießen außer uns?"

„Mit Kartuschen! Er gibt Warnungschüsse ab! Er wahrt die spanische Dreimeilenzone!"

„Hol die Pest alle neutralen Gewässer!"

„Was bedeutet das Kanonenzeichen?"

„. . . daß die Verfolgung die spanische Hoheitsgrenze erreicht hat!"

„Dann müßte die ‚Heidelberg' mit des Bösen Hilfe irgendwo hier auf neutralem Ankergrund sein?"

„Ich bin wahrhaft traurig, sagen zu müssen, daß es so den Anschein hat, mein Lord Marqueß!"

In der rasch zunehmenden Finsternis über den Wassern tauchten Schwärme schaukelnder, schwarzer, schneller Striche auf. Man war auf eine britische Torpedoflottille gestoßen. Der Zerstörer trat in Luftverbindung mit dem Kommodore.

„Hurra!"

„Was für ein Ding?"

„Die ‚Heidelberg' steckt irgendwo im Golf von Cadix wie die Maus im Käfig! Entrinnen kann sie nicht mehr!"

„Morgen wird man sehen, Mylord! In dieser Höllennacht ist ja nichts zu machen!"

Die weiße Stadt Cadix lag jetzt wie eine wi[...] graue Felseninsel inmitten des Meeres, das sie scheinbar von allen Seiten umbrüllte. Ihre schmale, lange Verbindungsdüne nach dem europäischen Festland hatten Sturm und Nacht verschluckt. Sturm umheulte die hohen Mauern. Warf den Markgrafen von St. Asaphs beinah nieder, als er vor dem Seetor mit seinen Begleitern aus der wild tanzenden Barke stieg. Von überall her hörte man das Dröhnen der aufgeregten Wogen um die ganze Stadt und um die Klippen draußen. Dahinter rauschte in endloser Dunkelheit das Meer. Viele verirrte Lichter auf ihm gleitend. Stilliegend. Als zuckende Zeichen blinkend und schwindend. Mondstrahlen von Scheinwerfern. Dann plötzliche Windstille zwischen den schwindelnd hohen Häusern der andalusischen Hafenstadt. Eine beinahe unheimliche Ruhe, in der man auf einmal überall Menschenstimmen hörte, Menschen sah, die in Mengen vor ihren Toren standen, weil der Orkan sie oben von ihren flachen Dächern wehte — spanische Laute, dann in der Herzog-von-Tetuan-Straße Worte, bei denen der nervenlose Lord doch wie von einem Nadelstich zusammenzuckte — zum erstenmal seit einem halben Jahr wieder deutsche Worte irgendwo auf der Erde. Man mußte sie anhören — hier, auf neutralem Boden . . .

„Es sind seit gestern viele Deutsche hier, Sir!" meldete ihm ein trinkgeldhungriger Hafenschmarotzer, der sich ihm angeschlossen hatte, in gebrochenem Englisch. „Viele leben seit Kriegsanfang in Sevilla und Malaga, weil sie nicht weiter können. Sie sind wegen der ‚Heidelberg' hier!"

Der Marqueß von St. Asaphs achtete nicht darauf. Er sagte mit einem schadenfrohen Lächeln unter dem dunkeln Schnurrbärtchen zu dem Gentleman neben ihm: „Ich verstehe einiges Deutsch! Diese Deutschen, die da vor uns gehen, erzählten sich eben — laut wie immer — die ‚Heidelberg' sitze in der Richtung nach Norden auf den Klippen fest! Ihre Freunde hätten es eben aus Rota gemeldet!"

Craven, der athletische Clergyman zu seiner Linken, machte bei Erwähnung der kleinen Winzerstadt, aus der die englische Hochkirche ihren Bedarf an blaurotem Abendmahlwein bezog, ein salbungsvolles Gesicht.

„Möge sie heute nacht zur Hölle gehen!" sprach er inbrünstig.

Lord Harald lachte.

„Eben hörte ich es wieder auf deutsch!" sagte er, auf den Konstitutionsplatz einbiegend, auf dem der Sturm im Kreise wirbelte, die Fächerpalmen schüttelte und um die gespenstisch verrenkten alten Drachenbäume pfiff. „Die ‚Heidelberg' liegt leck quer auf einer Unterwasserklippe zwischen Bormeja und Puntilla. Die Hunnen, die sich das da zuschreien, müssen es ja wissen! Wir können heute ruhig schlafen, Gentleman!"

Das Café Inglès, in das sie eintraten, war voll von Menschen. Spanier, Franzosen, viele Engländer und Amerikaner. Aufregung auf allen Gesichtern. Unbekannte sprachen einander an. Was angelsächsisch war, rückte zusammen. Aus einer Britenrunde gleich am Eingang sprang beim Anblick des Peerserben ein kleiner, nachlässig gekleideter Mann mit einem Gesicht gleich einem verschrumpften Winterapfel eilig auf, schob den Kellner, der hemdärmelig, die Zigarre im Munde, bediente mit einem ebenso demokratischen Schulterschlag beiseite und stürzte auf den Marqueß von St. Asaphs zu. Der musterte ihn eisig. Er kannte ihn nicht.

„Ich hatte die Ehre, Euer Herrlichkeit in London vorgestellt zu werden, mein Lord Markgraf!"

„Oh — in der Tat?" sagte der Marqueß zwischen den Zähnen.

„Auf Westminsterterrasse, Euer Höchste Ehren! Benjamin T. Branagan aus Ohio. Ich kontrolliere die Kanaan-Stahl-Werke!"

„Die Munitionsfabriken?"

„So ist es, mein Lord!"

„Bei Jupiter!" Der britische Große bot dem kleinen stämmigen Yankee gleich beide Hände und schüttelte sie herzlich. „Wie geht's, mein teurer Mr. Branagan? Ich bin so froh, Sie zu sehen! Welch angenehme Stunde verplauderten wir damals zusammen! Ich hoffe ernstlich, Sie bald in Ogmore Castle zu begrüßen!"

„Euer Herrlichkeit sind sehr gnädig!"

„Wohl: Sind Sie in Geschäften hier?"

„Ich spende mit meinen Ladies einige Wochen auf der Alhambra! Es ist dort erquickend warm und lieblich. In acht Tagen hoffe ich von Paris aus selbst die Sprengwirkung meiner neuen Giftgranaten zu studieren!"

„Vortrefflich, lieber Herr!"

„Und meinen Glückwunsch, wenn es erlaubt ist, mein Lord Marqueß!"

„Wozu?"

„Die ‚Heidelberg' ist soeben gesunken!"

„In der Tat?"

„Mein Landsmann dort, ein zäher Sportsmann, ist im Auto bis Punta St. Maria und zurück gefahren. Der Sturm blies ihn beinahe um!"

„Und was weiß er?"

„Die ‚Heidelberg' brach auf der Klippe auseinander wie ein Ei und ging in die Tiefe. Viel Volk stand in den Wanten und versank!"

„Der Gentleman sah es selbst?"

„Er sah es! Die Franzosen auf See wissen es auch schon durch Funkspruch von hier!"

„Sehr gut! Ich danke Ihnen, mein teurer Mr. Branagan! Lassen Sie mich Ihrem Freunde die Hand schütteln!"

Es war ein tiefes Schweigen der Ehrfurcht, als der Marqueß Harald von St. Asaphs an den Tisch voll Briten trat. Man stellte sich nicht vor. Man sprach sich einfach englisch an. Das war der Freibrief für die Erde. Mr. Branagan erläuterte nur: „Ich habe meinen Landsmann vorhin hier in Cadiz an einer Straßenecke kennengelernt, wo wir beide zufällig gleichzeitig Schutz gegen den Wind suchten . . ."

„Oh — wie erfreulich!" sprach der Lord und setzte sich zwischen sie. Er war gegen Yankees, solange sie ihm nützen konnten, immer sehr höflich.

„Es hat sich gezeigt, daß Mr. Lumley wie ich aus dem mittleren Westen stammt — aus Illinois! Wir sind beide, unserer Platform nach, Männer Roosevelts . . ."

„Recht so . . ."

„. . . und es zeigte sich ferner, daß wir beide schätzen, daß freien Amerikanern Munitionsverschiffung überall hin zusteht! Nehmen Sie noch ein Getränk, Mr. Lumley?"

„Dank Ihnen, Mr. Branagan!" sagte der Gentleman aus St. Maria. Er war noch jung, bartlos und hatte einen humoristischen Gesichtsausdruck. Beim ersten Wort verriet er durch die eigentümlich näselnde Aussprache den Amerikaner. Seine Ausdrucksweise

war trocken und bestimmt. Er nickte, die Hände in den Taschen, die Beine langgestreckt, dem Lord zu seiner Linken freundlich zu.

„Eine grausame Nacht, Lord St. Asaphs! Ich kalkuliere, daß morgen von der ‚Heidelberg' keine Planke mehr zu sehen sein wird!"

„Oh — glauben Sie das wirklich? Auf Ihr Wohl, Mr. Lumley!"

„Ich danke, Mylord! Ich trinke auf Ihr langes und glückliches Leben! Ja, morgen wird viel Freude in Lloyds Sälen sein!"

„Lloyds lag beängstigend matt!"

„Gott strafe die ‚Heidelberg'!" sagte Mr. Lumley und lachte über den Strohhalm seines Cobblers hinweg, den er zwischen den Zähnen hielt. Es war ein vergnügliches Zwinkern ganz hinten in seinen Augen. Die andern lachten mit. Der Gentleman von der Kanaan-Company erläuterte: „Mr. Lumley zieht drüben sein Geld aus Maschinenbau. Er sucht Anschluß an Lieferungen nach Europa. Es stehen, wie er mich sehen ließ, prominente Finanzkreise hinter ihm!"

„Bauen Sie ja Ihre Fabriken um, Sir!"

„Gießen Sie uns dicke Geschütze!"

„Oh — ich denke, Sie werden sehr bald etwas von meinen Geschützen hören!" sprach Mr. Lumley bescheiden.

„Und eins, Mr. Lumley!" Lord St. Asaphs legte mit gewinnender Vertraulichkeit seinen Arm über die Stuhllehne des andern. „Erwähnen Sie in Ihren Briefen nach den Staaten die ‚Heidelberg' nicht zu ausführlich! Das kleine Schiff verdient es ja gar nicht . . ."

„So ist es, Mylord!"

„Schreiben Sie doch lieber, es sei gar nicht so schlimm gewesen! Es sei uns im Gegenteil herzlich willkommen gewesen, daß einmal solch ein Schiff sich herauswagte und alle deutschen Mängel sehen ließ. Es sei ein prächtiges Uebungsspiel für die britische Flotte gewesen . . ."

„Sie werden Berichte über die ‚Heidelberg' lesen!"

„Oh — wie gut von Ihnen! Das Schiff hat ja wirklich nur im Anfang ein wenig blindes Glück gehabt. Die Besatzung bestand aus Seeräubern — tat sie es nicht?"

„Seeraub, Mylord, ist das richtige Wort für manche Dinge jetzt auf dem Meer!"

„Und es ist beschämend, hinzufügen zu müssen, daß sie auch so feige war, wie es Seeräuber sind, und sich schimpflich ergab . . . Oh — was haben Sie, Mr. Lumley? . . . Sie sahen für eine Sekunde ganz grimmig aus . . ."

„Es ist nichts, Mylord! Ein wenig Gesichtzucken! Es ist meine üble Angewohnheit . . ."

„Sie können ja hinzufügen, man sei in Deutschland von dem kläglichen Ausgang des Unternehmens bitter enttäuscht! Der verantwortliche Admiral habe sich bereits in voller Uniform in den Kaiser-Wilhelm-Kanal gestürzt! Wollen Sie?"

„Ich will so viel tun, daß Sie erstaunt sein werden, Mylord!"

„Sie sind ein wahrer Freund Englands, Mr. Lumley! Sie wollen uns doch nicht schon Ihre Gesellschaft entziehen?"

Mr. Lumley war aufgestanden. Es zuckte von den Mundwinkeln her um den trockenen Ernst seiner Lippen, und er lachte.

„Ich muß nach meinem Auto sehen! Es ist meine Art auf Reisen, daß ich mich nicht schlafen lege, ehe ich nicht selbst das Vorhängeschloß vor Tank und Haube gelegt habe! Ich empfehle mich Eurer Lordschaft! Auf Wiedersehen, Alt-Branagan! Gute Nacht, Gentlemen!"

Mr. Lumley ging draußen rasch die dunkeln, stürmenden Straßen entlang. Auf dem Isabellenplatz trat ihm ein Mann im Mantel entgegen. Plötzlich konnte der Gentleman aus Illinois Deutsch — sogar Deutsch wie ein Deutscher mit deutlichem Anklang an die Bremer Mundart.

„Tja . . . da bin ich! Alles in Ordnung?"

„Alles!"

„Dann können wir ja wohl 'n büschen aufs Wasser gehen!"

„Unsere Gerüchte haben gewirkt! In der ganzen Stadt erzählen sie sich, daß die ‚Heidelberg' auf den Klippen festsitzt!"

„Kinnings! Ihr werdet euch wundern!"

„. . . und draußen auf See glauben sie es auch in allen Messen!"

Der Mann im Mantel hatte den Tonfall eines Deutsch-Amerikaners. Er und sein Begleiter schritten eilig, mit vorgebeugten Köpfen, dem in der Ferne unsichtbaren nahen Donnern und Salzstieben der Hafenkais entgegen.

„Das Barometer steigt! Es gibt schön Wetter!"

„Das stört mich nicht! Die Nacht ist noch lang!"

„Wieviel Uhr?"

„Kaum Glock zehn!"

An der Treppe schaukelte ein Boot mit vier Ruderern. Die beiden blieben stehen und gaben sich die Hand.

„Dank Ihnen für Ihre Hilfe! Danken Sie auch noch den anderen Deutschen, die geholfen haben!"

„Keine Ursache, Kapitän Lürsen!"

„Das war mal für mich ein ganz gemütliches Stündchen an Land, nicht? Aber nun wollen wir doch mal schauen, daß wir still freikommen!"

„Los, Caballeros!"

„Gott helfe weiter, Kapitän Lürsen!"

Der andere stand breitbeinig in dem schwankenden Boot. Alle Geister der Abenteuerlust tanzten im Aufglimmen seiner Zigarre über sein trocken ver-



wegenes Gesicht und lachten in seinen blauen Seemannsaugen.

„. . . Wenn der liebe Gott nur nicht den Cousins drüben hilft! Das übrige mache ich ja dann wohl schon von selber!"

Er setzte sich behaglich auf die triefende Bank und winkte dem andern mit der Hand zum Abschied. Der stand oben und grüßte zurück und sah, wie das Boot mit dem Korvettenkapitän Erich Lürsen unter schweren Ruderschlägen in die tosende, pechschwarze Nacht hinausschaukelte und verschwand . . .

Gegen Morgen ließ die Wut der Wellen und Winde nach. Es wehte nur noch stoßweise in wachsenden Zwischenzeiten, wurde ein immer ruhigeres Atmen des Alls. Es kam die Stille nach dem Sturm. Es kam die Sonne. Es kam gegen die neunte Vormittagstunde ein Himmelblau, das keine blaue Farbe mehr, sondern ein blaues Feuer war, so flammend und unergründlich wölbte es sich über dem ebenso tiefblau gewordenen Meer. Auf dem Meer lösten sich die weißen Wellenmähnen in leichten Schaum und ebenen Wasserspiegel. Nur wer auf den Wogen fuhr, merkte noch an den ungestümen Schwankungen seines Schiffes die bis in ihre Tiefen erregte tote See.

Eine Märchenstadt schwamm schneeweiß flimmernd wie eine Luftspiegelung im blauen Ineinanderfluten des spanischen Himmels und des Atlantischen Ozeans. Eine Insel aus Tausendundeiner Nacht mit unzähligen Türmen, Zacken, Zinnen, Mauern lag Cadix im goldenen Sonnenschein. Auf seinen flachen Dächern standen schwarz die Menschen. Sie säumten in schwarzen Linien die hohen Uferkais. Sie bedeckten zu Tausenden drüben die andalusische Küste des Festlands, die hier im Golf von Cadix viele Stunden weit ein einziger großer Garten war. Sie lugten von den Wanten und Rahen der Schiffe auf der Reede in die Weite. Alle Augen suchten dort das eine: Die Reste der ‚Heidelberg'!

Der Marqueß von St. Asaphs hatte mit seinen Freunden den Aussichtsturm des Hoteldachs bestiegen. Ringsum hoben sich zu Hunderten diese Miradores, diese Warten über der Stadt, in die Lüfte. Sein Fernrohr wanderte von Trafalgar bis zum Kanal des heiligen Vaters und sah nicht mehr als die andern. Sah nichts. „Gesunken!"

„Mit Mann und Maus!"

„Recht so!"

Ein herzliches britisches Lachen. Aber es klang nicht ganz zuversichtlich und ungezwungen. In jedem dieser Engländer steckte ein Stück Wasserratte. Daher kamen die Zweifel. Man hätte annehmen müssen, daß wenigstens eine Mastspitze des Hunnenkahns aus den Fluten ragte oder irgendwo ein Teil des Schiffsrumpfes sich kieloben wölbte. Nichts von alledem. Der athletische junge Reverend Craven kletterte durch die Luke auf das Dach. Er war atemlos.

„Neues?"

„. . . aber nichts Gutes!"

„Laßt hören!"

„Man weiß drüben am spanischen Ufer ja gar nichts von dem Schiff!"

„Nichts?"

„Niemand hat es gesehen! Oder gar seinen Untergang!"

„. . . und gestern abend erzählte man es in ganz Cadix!"

„Da ist keine Planke, keine Leiche, kein gekentertes Boot. Nichts, was zu einem Schiffbruch gehört!"

„Und draußen auf See sind sie auch auf einmal so merkwürdig unruhig!"

„Was soll das bedeuten?"

Die Kriegsdampfer der Verbündeten umrahmten fern am Himmelsrand mit ihrem Dutzend schwarzer Rauchtrauben die weite Bucht. Man sah diese geballten Schlotwolken sich bewegen, scheinbar suchend in den Atlantischen Ozean hinaussteuern, sah das pfeilschnelle Gleiten der Zerstörer, die wie schwarze Schlangen unruhig die blaue Flut durchschnitten.

„Dies ist besorgniserregend!"

„Es kann wenigstens einen Mann nachdenklich machen, Sir!"

Ringsum waren lange, aber noch stoisch ruhige, sommersprossige Britengesichter. Nahe drüben bei der Punta San Felipe lagen einige mächtige deutsche Ozeanfahrer verankert. Sie hatten sich bei Kriegsausbruch hierher gerettet und seitdem still im Schutz der spanischen Gastfreundschaft geruht. Heute waren Leute auf ihrem Verdeck. Die winzigen Figürchen neugieriger Matrosen hoben sich vom Spinnweb des Takelwerks ab. Man erkannte durch das Fernrohr deutlich die lachenden deutschen Gesichter.

„Was haben die Hunnen zu grinsen?"

„Ich hoffe ernstlich nicht über uns, Gentlemen!"

„Gehen wir lieber hinunter! Old Warrington wird noch da sein!"

„Fragen wir den Admiral!"

„Oh — es ist ein betrübender Anblick . . . hier im Zimmer 33 dieser Taverne!"

„Was ist da zu sehen?"

„Ein britischer Admiral, der seine Fassung verlor!"

Die Tür von Nummer 33 stand offen. Innen tanzte ein vierschrötiger alter Herr mit wutgeballten Fäusten von dem bis zum Boden reichenden Fenster bis zur Schwelle und zurück.

„Um Gottes Willen, Sir James: Seien Sie ein Brite!"

Aber Sir James Warrington, R. N., führte wie ein Besessener seinen Indianertanz weiter auf. Er keuchte. Seine kleinen wasserblauen Augen funkelten in dem krebsroten Bulldoggesicht.

„Was auch geschehen sein mag, Sie trifft es nicht, Sir James! Sie hatten hier nicht dienstlich zu tun!"

„Nein! Ich war nur Zuschauer dieser schwarzen Nacht!"

„Was geschah in ihr?"

„Wo ist die ‚Heidelberg'?"

„Fragt lieber, wo sie heute nacht war, Gentlemen!" Der Admiral stürzte an das offene Fenster, vor dem das Balkongitter sich wölbte, und wies in der Richtung nach San Felipe. „Seht ihr dort die Hunnendampfer?"

„Ja . . . ja . . ."

„Dort, zwischen den beiden ganz vorn, hat die ‚Heidelberg' die halbe Nacht gelegen!"

„Was?"

„Dicht vor unserer Nase, Gentlemen!"

„Wie?"

„Ein paar tausend Schritte von hier! Wir hätten sie mit Händen greifen können!"

„Oh — sagen Sie das nicht, Sir James!"

„Und dann?"

„Zwischen Mitternacht und Morgen ist sie hinaus!"

„Aus dem Hafen?"

„Aus dem Hafen und mit Volldampf im Stockdunkel zwischen den Franzosen draußen durch!"

„Wie jämmerlich zu hören!"

„Sie hatte natürlich Helfershelfer an Land! Die Stadt steckt ja voll Teutonen! Signale mögen gegeben sein! Hafenkundige gewonnen! Aber immerhin. . ."

Die Engländer sahen sich an. Zu sehr Seefahrer waren sie alle, als daß ihnen nicht unwillkürlich ein Schauer der Hochachtung vor diesem Seemannstück über den Rücken gerieselt wäre: Bei Nacht und Sturm ohne Lotsen in die Bucht von Cadix und dann wieder hinaus! Und draußen der Feind . . .

„Und nun?"

„Nun ist sie wieder in weitem Feld! Das alte Spiel geht wieder los! Sie hat Kohlen bis in die Bunken! Ich hörte es eben von der Gasse herauf. Die Deutschen verkünden es zynisch in der ganzen Stadt!"

„Schade, daß man den Mann nicht für die Königliche Marine anwerben kann!"

„In der Tat!" sprach der Marqueß Harald von St. Asaphs und erhob sich in seiner sechseinhalb Fuß Länge. „Wir wären töricht, wenn wir uns nicht eingestehen wollten: Wir haben noch nie ein Volk so unterschätzt wie die Teutonen! Ich fahre morgen nach London zurück."

VI.

Da, wo in London der Bummelstrich des Strandes in die Geldburg der City überging, wurde gegenüber dem Temple in Fleetstreet die Meinung der Welt gemacht, standen nebeneinander die verräucherten Häuser der Zeitungen, saß in einem von ihnen Mr. Neish, Großjournalist, durchgefallener Unterhauskandidat und Neffe dritten Grades des Herzogs von Chichester, schon im abendlichen Frack und weißer Binde rittlings auf seinem hohen Drehschemel und diktierte seinem Geheimschreiber. Er war mit seinen fünfunddreißig Jahren schon dreimal um die Welt gefahren. Die Welt war für ihn ein kugelrunder Apparat mit vielen elektrischen Tastknöpfen. Drückte man auf einen, so entstand in irgendeinem Erdteil eine öffentliche Meinung.

„Diese ‚Heidelberg' macht uns viel zuviel zu schaffen, Gibson!" sagte er nachdenklich.

„In der Tat! In den letzten Wochen versenkte sie wieder ein Schiff nach dem andern!"

„Es spricht sich auf der Erdkugel herum!"

„So ist es! Es heißt jetzt, sie sei endgültig an der norwegischen Küste in die Enge getrieben!"

„Man hat es schon oft gesagt, Gibson!"

„Allerdings, Mr. Neish!"

„Am besten ist es, sie existiert überhaupt nicht mehr! Die Mannschaft hat, der Seeräuberei müde, den Kapitän über Bord geworfen, sich unter englischen Schutz gestellt und um milde Bestrafung gebeten!"

„Sehr wohl, Mr. Neish!"

„Melden Sie das dem ‚Kalkutta Englishman', der ‚Madras Mail', dem ‚Allahabad Pioneer'! Ich hoffe ernstlich, daß auch der ‚Indian Mirror' jetzt gefügig ist!"

„Die islamitische Presse? Die üblen Nachrichten kommen leider meist durch die Mohammedaner nach Indien herein . . ."

„Fälschen Sie für den ‚Oudh-i-Akbar' eine arabische Nachricht über Perim, nichts sei sicherer als der Fall Konstantinopels in den nächsten Tagen . . ."

„. . . in den nächsten Tagen . . ."

„. . . und kontrollieren Sie heute abend noch China! Ein so großes Land braucht starke Nachrichten! Es mag für ‚Canton Register' und ‚Hankow Times' nützlich sein, wenn Berlin einfach genommen ist . . ."

„Geben Sie auch dem ‚Echo de Povo' etwas Portugiesisches für Hongkong an die Hand! Die ‚Heidelberg' . . ."

„— — — existiert nicht mehr . . ."

„Gibson! . . . Das war für Indien! . . . wir sind in Portugal! Also: Die ‚Heidelberg' hat vor Oporto dreißig angesehene Portugiesen an ihren Rahen aufgehängt . . . nein: vierzig! Sonst liegt der Kahn schief!"

„Vierzig Stück Portugiesen!"

„Für ‚Japan Mail' und ‚Hioge News' dasselbe mit vierzig Japs! In deutschen Kerkern zurückgehalten und durch unmenschliche Behandlung zugrunde gegangen . . . einer von unsern Japs hier soll es für die ‚Tokio Asahi' übersetzen . . ."

„. . . Hungergreuel in deutschen Kerkern . . ."

(Fortsetzung folgt.)





1. Grande Place.
Blick auf die Kirche Sainte Elisabeth und Rue de Nimy.



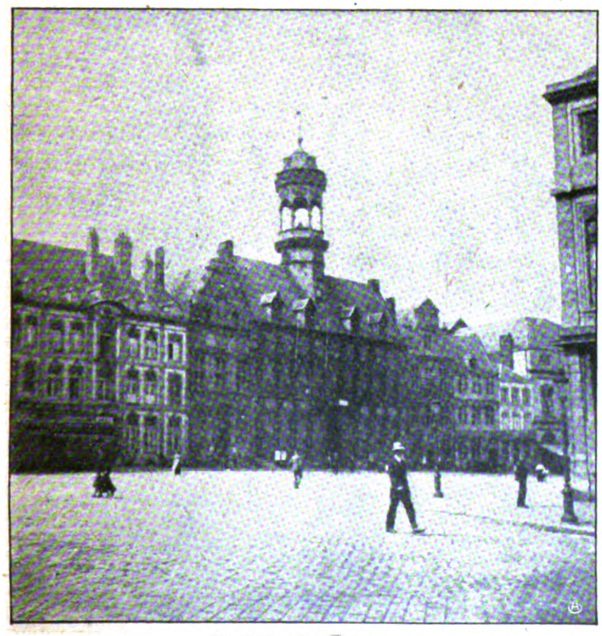
2. Rue d'Havré.
Blick auf die Kirche St. Nicolas. Im Hintergrund der Belfried.

Bilder aus Mons.

Von Fritz Edelmann. — Hierzu 10 Aufnahmen.

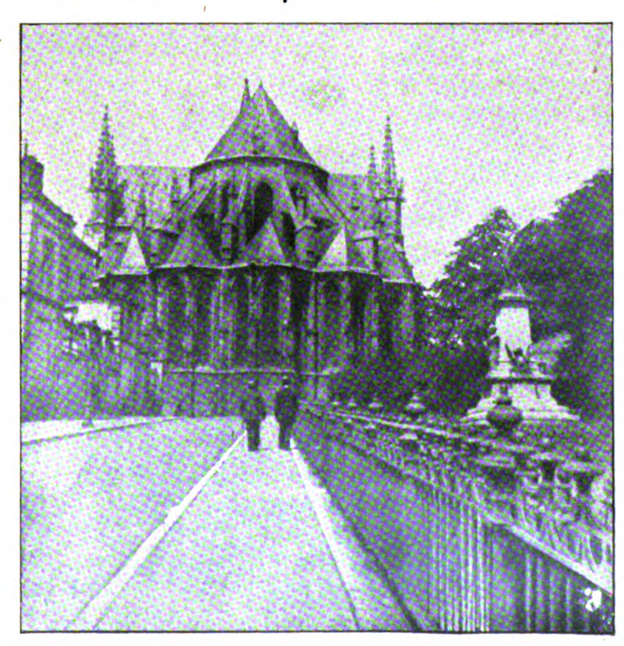
Wer erinnert sich nicht bei diesem Namen unseres siegreichen Vormarsches 1914 durch Belgien?

Zum erstenmal haben uns damals Engländer gegenübergestanden und deutsche Hiebe gespürt. Die weite Umgebung von Mons weist viel schlichte Kreuze auf, die von der Heftigkeit der Kämpfe eine beredte Sprache sprechen. Jetzt herrscht Friede, der Bauer pflügt, und der Monser geht seiner Beschäftigung nach. Die elektrische Bahn führt uns von Boussu über Saint Ghislain, Hornu, Quaregnon, Wasmes und Jemappes durch die „schwarze Erde" Belgiens nach Mons. Hier leben alle die Originale zu Meuniers und Catys Gestalten.



3. Das Rathaus.





4. Die Kathedrale.

Die Bevölkerung lebt fast ausschließlich von der Kohle und in den denkbar schlechtesten Verhältnissen. Keine Sozialgesetzgebung schützt sie vor Unfall, Krankheit und Ausbeutung. Und das ist Wallonien, der stets von der Regierung bevorzugte Teil Belgiens.

Wir nähern uns Mons. Sein Wahrzeichen, der Belfried, ragt hoch über das Häusergewirr mit den engen Straßen hinaus. Majestätisch und kraftvoll, ernst und würdevoll, wie verkörperter Bürgerstolz, übersieht dieses ehrwürdige Baudenkmal weithin das reiche Land (Abb. 2). Die Giebelhäuser, Straßen und Gäßchen, alle schmiegen sich fast zärtlich an den alten Turm, gleichsam



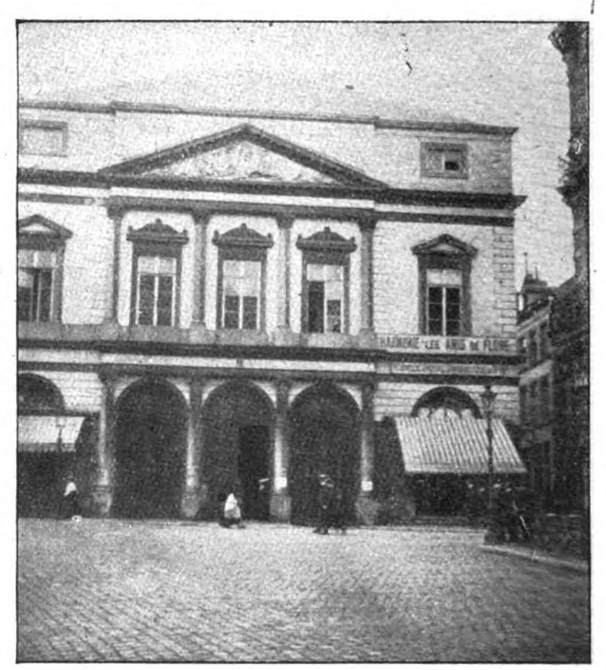
5. **Das Museum.**

um stets seines starken Schutzes sicher zu sein. An jeder Straßenecke, und sei es im entlegensten Viertel, grüßt der Belfried seine Monser.

Nach Osten, aber noch auf demselben Hügel, erblickt man die herrliche Kathedrale Sainte Waudru (Abb. 4). Dies Werk reifer Gotik begann seine Jugend um 1450, und viel fleißige Hände haben an dem Aufbau 238 Jahre gearbeitet, bis sie 1687 vollendet wurde.

Durch die Rue des Clercs gelangen wir zum Kristallisationspunkt der Stadt, zur Grande Place (Abb. 1). Der Platz mit seinen vielen, zum Teil schönen Gebäuden ist gewissermaßen das geistige Antlitz von Mons. Das gotische Rathaus, das Theater und das angrenzende Museum stellen die geistigen und künstlerischen die Börse, welche sich meist unter freiem Himmel abspielt, die Bergwerksverwaltungen die wirtschaftlichen, das Leben und Treiben vor und in den Restaurants und öffentlichen Gebäuden die gesellschaftlichen Kräfte des Städtchens dar.

Ein buntes Leben bietet der große Platz mit dem vorherrschenden Feldgrau. Flüchtige Franzosen mit armseligen Bündeln unterm Arm, von alliierten Granaten von Haus und Hof verjagt, gehen stumpfsinnig ins Hotel de Ville, die Kommandantur, um ein Unterkommen zu erhalten. Die Belgier sehen sie ungern kommen.



6. **Ansicht des Theaters.**

Nicht nur die Liebe, wie es in dem bekannten Wort heißt — auch die Bundestreue geht bei ihnen durch den Magen.

Im „Cosmopolite“ am Platz herrscht stets reges Leben. Feldgraue, Zivilisten und viele Mädchen. Für 20 oder 30 Centimes kann man „Dichter und Bauer“, „Carmen“, „Mignon“, „Tannhäuser“ usw. hören. Ein richtiger Vergnügungsort für den Mittelstand.

Auf dem Weg zum Bahnhof bemerken wir besonders in der Rue des Capucines elegante Läden, geschmackvolle Ausstattung und schwindelhaft hohe Preise. Die Monser Dame geht hier ihren Einkäufen nach.

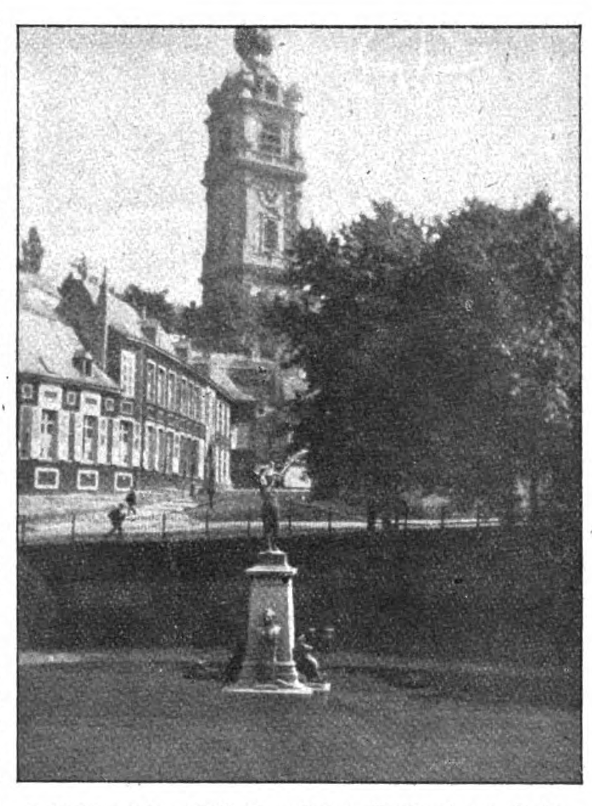
Das markanteste Gebäude ist das Rathaus (Abb. 3). Wenn es auch mit den Rathäusern von Brügge, Oudenarde, Löwen keinen Vergleich aushält, so gehört trotzdem



7. **Place de Flandre: Denkmal Balduins von Flandern.**

das Monser Rathaus zu den Perlen der flandrischen gotischen Baukunst. Der Bau ist 1467 beendet worden, während das Dach, der geschmackvolle Balkon und der hübsche Turm neueren Datums sind. Die zehn Fenster breite Front ist reich mit Blumenzieraten und Postamenten, die ehemals Statuetten trugen, geschmückt. Auch die barocken Flügel waren mit Basreliefs, den Wappen und Porträts der jeweiligen Herrscher geschmückt. Zeit, Revolution und moderner Geschmack haben auch hier viel Schönheit vernichtet.

Abb. 1 zeigt einen hübschen Blick auf die Rue de Nimy, eine der ältesten Straßen, die schon in einem Urkundenbuch von 1265 erwähnt wird. Links das gotische Rathaus, vor der Ecke das Theater mit dem griechischen Giebel, korinthischen und jonischen Säulen. Drei herrliche schmiedeeiserne Portale zeigen dem Beschauer die

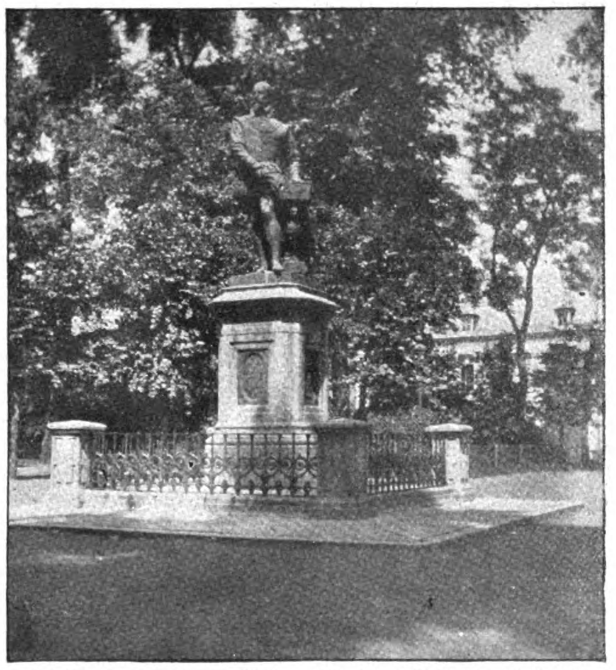


8. Blick auf den Belfried und das Denkmal von Dolez.

auf der Place du Parc (Abb. 10). Der Künstler ist in der Tracht der Ritter des goldenen Vlieses dargestellt. Ein vornehmes Antlitz und eine hohe Stirn zwingen, ihm in die Augen zu sehen. Ein reizender kleiner Park umgibt stimmungsvoll sein Denkmal, das die Stadt Mons seinem großen Sohn, dem „Prince des Musiciens", gewidmet hat. Dieser niederländische Künstler, ein Hauptvertreter der großen römischen Schule, wurde schon mit 21 Jahren Kapellmeister am Lateran. 1557 berief ihn Herzog Albert V. von Bayern nach München, um eine niederländische Musterkapelle zu gründen. Hier in der Stadt deutscher Kunst wirkte Lassus in hohem Ansehen und begründete seinen Weltruf durch die Kompositionen der Bußpsalmen. Noch heute bilden vier große Saffianbände mit sehr wertvollen Ornamenten eine bibliophile Zierde der Münchener Bibliothek.



9. Das Rathaus von St. Ghislain, einem Vorort von Mons.



10. Place du Parc mit dem Denkmal Orlando di Lasso.

Höhe der damaligen Schmiedekunst. Rechts vor der Kirche die Post, ein reizendes neues Gebäude im malerischen Stil des 15. Jahrhunderts. Dahinter als wohltuender Abschluß der Renaissanceturm der Sainte Elisabeth.

Die Rue des Marcottes führt zum berühmten Orlandus Lassus (Roland de Lattre oder Roland du Lassus)

Unweit des Chorumgangs der Sainte Waudru finden wir das Denkmal des Kommunalpolitikers François Dolez, des seinerzeitigen Bourgmestre von Mons (Abb. 8). Als Hintergrund den Belfried, gibt das Denkmal eines der reizvollsten Stadtbilder ab. Das Museum, das Abb. 5 veranschaulicht, ist nur klein und in der Hauptsache den wallonischen Künstlern zugeeignet.

Die Freiheit

Roman von

Sophie Hoechstetter.

14. Fortsetzung und Schluß.

Als der Kammerherr v. Zenge am anderen Mittag die traurigen Resultate von Preißings Bemühungen hörte, entfuhr es ihm: „Das geht nicht, lieber Ferdinand, das geht nicht. Frau v. Rothkirch steht nicht allein da. Sie hat einen Sohn. Die Mutter eines königlichen Kadetten kann nicht angeklagt werden, mit einem verheirateten Mann Beziehungen zu haben — "

Preißing nickte schwerfällig. „Daran habe ich die ganze Nacht gedacht. Mein Anwalt ist auch ratlos. Die Vernehmung eines von der Gegenpartei aufgestellten Zeugen kann man nicht verhindern. Trotz aller Wunderlichkeiten meiner Frau habe ich nicht einmal einen Arzt, der sie behandelt hat, und der ihren seltsamen Zustand bekunden könnte — nur Laien. Wir haben keine Waffe in solchen Fällen. Wenn meine Frau heute dem Staatsanwalt mitteilen würde, sie habe eine Zeugin, daß ich das Kind vergiftete, müßte ich mich auch verteidigen —"

Er saß bei dem alten Herrn, sah ihn unruhig im Zimmer hin und her gehen — und heftig rauchen.

„Und nicht einmal ins Ausland kann man jetzt reisen — hm, die Schweiz oder Wien bliebe ja. Sie wissen doch, dann könnte Frau v. Rothkirch ihr Zeugnis, ihre Aussage meine ich, dort auf der deutschen Botschaft machen. Wenigstens nicht hierzulande und an ihrem Wohnort."

Preißing war ebenfalls aufgestanden. Er begegnete dem Kammerherrn vor einem riesigen Barockschrank, lehnte sich müde an die Tür und sagte: „Herr v. Zenge, so etwas kann man nicht machen. In eine solche Lage darf man eine Dame nicht bringen. Ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht, aber das geht nicht. Eine Dame, die einen Mann liebt — nein, ich habe keine Erfahrung, aber ich könnte mir denken, es wäre möglich, daß ihr dann auch eine so abscheuliche Sache zur Kleinigkeit werden könnte. —"

„Ja — und wenn er ihr ganz gleichgültig ist, dann vielleicht ebenfalls."

Preißing nahm die Worte auf, um keine größeren zu gebrauchen: „Frau v. Rothkirch ist mir nicht gleichgültig. Ich werde vielleicht nicht mehr viel über die Sache reden — darum — nun ja, Herr v. Zenge, mir war, als könnte mein Leben noch einmal schön werden. Das ist dahin — in zarte Dinge, die vielleicht zu etwas Lebensvollem hätten erwachsen können, darf nicht so etwas Abscheuliches fallen."

Der Kammerherr sagte fest und ungeduldig: „Aber dann den Ausweg, Ferdinand, den Ausweg —"

Preißing sah leer vor sich hin, er dachte laut: „Oh, einen gibt es für alle Fälle —"

Über dem Zimmer lag eine Stille. Man hörte nur die Schritte des Kammerherrn. Preißing sah seinen etwas schmalen, leicht gebeugten Rücken sich von ihm abwenden — dann kam wieder das weißbärtige Gesicht auf ihn zu. So verging eine Weile, und Preißing dachte, er wolle noch lange bleiben. Es graute ihm vor seinem Hause. Vor dem Alleinsein in den Räumen, wo sich alles mit Hanna abgespielt hatte — und ihn fortwährend die Scham der Erinnerung peinigte.

Der Kammerherr war an seinen Schreibtisch getreten, suchte ein Buch, las, machte sich Notizen.

„Ich werde Sie jetzt verabschieden müssen, lieber Ferdinand. Ich habe eine kleine Reise vor. Ich kenne ja die Klägerin ein wenig, schon aus der Zeit, wo sie noch Fräulein Schierstein war. Ich will einmal mit ihr sprechen. Sie ist sehr hartnäckig und sehr zielbewußt. Wann ist der erste Termin? Gut, ich werde heute in fünf Tagen, also nächsten Mittwoch, wieder hier sein. Tun Sie so lange keinen Schritt — der etwas Absurdes an sich hätte. Ich verlange, daß Sie mir das in die Hand versprechen. Also —"

In irgendeiner Hoffnung dachte Preißing, vielleicht hatte der Kammerherr ein — Erinnern, irgend etwas, das einen Druck auf Hanna ausüben konnte. Und worüber er aus Diskretion nur mit ihr allein reden wollte.

Er dankte dem Kammerherrn, gab das Versprechen und ging. Zu Hause kam er sich töricht und wie ein Bevormundeter vor. Aber es war ja noch eine Woche Zeit — zum allermindesten noch eine Woche. Ehe die Zeugin verhört war, kam keinerlei Schreiben des Gerichts an Frau v. Rothkirch, und sie erfuhr von nichts.

Das war nun seine Ernte. Das brachte er heim aus einem Leben voll Sehnsucht. Er dachte gerecht: den Zusammenbruch des Gefühls für Hanna hatte er verdient. Denn nur sein Begehren war einst die nicht wäg-, aber fühlbare Schuld gewesen.

Doch dieses letzte? Nein, das hing nicht mehr mit ihm zusammen. Es war ein blödes, schreckhaftes Zufallsgeschick.

13. Kapitel.

Sein ganzes Denken lief um die einzige Sache: Frau v. Rothkirch durfte nicht gezwungen werden, vor Gericht zu erscheinen und die Fragen anzuhören, ob sie Beziehungen zu Dr. Ferdinand Preißing



hätte. Zu ihren Ohren durfte nicht die Aussage der Dienstmagd kommen, daß man sie vom Fenster oder der Tür aus mit eben diesem Ferdinand Preißing in — wie sagt man — unerlaubtem Verkehr beobachtet habe. Frau Hanna Preißing durfte keine Gelegenheit haben, ihre Phantasieausgeburten über Frau Marianne v. Rothkirch dem Richter und zwei Rechtsanwälten zu erzählen.

Sollte er vielleicht nach Potsdam fahren und Marianne Rothkirch sagen: es tut mir sehr leid, daß Sie meinetwegen eine etwas peinliche gerichtliche Formalität erfüllen müssen? Etwas, das schon öfter einer Dame begegnete — ich erinnere Sie nur an den bekannten Prozeß Soundso. Man wird einiges nicht gerade Angenehme erzählen — aber Sie brauchen ja nicht hinzuhören — und nur zu beeidigen, daß Sie durchaus keine Unanständigkeit begingen. Zwar kann ich Ihnen durchaus keine Genugtuung für die kleine Aufregung verschaffen, zwar wird das Gericht abwägen, wer glaubwürdiger ist, Sie oder das Dienstmädchen Emma Müller — aber — — Nein, er konnte nicht nach Potsdam fahren.

Der Februar brachte plötzlich sonnenhelle, frühlingshafte Tage. Es drängte Preißing aus dem Hause. Doch er mochte nicht in das Bureau gehen — um in stundenlangem Gespräch mit dem jungen Anwalt von neuem zu erkennen, daß es kein Mittel gab, das Dienstmädchen als Zeugin abzulehnen. Der Anwalt hatte die Hoffnung, daß sie vielleicht bei dem richterlichen Hinweis auf die schweren Folgen eines Falscheides ihre Aussagen nicht aufrechterhalten würde.

Doch das blieb ganz dem Zufall überlassen. —

Preißing ging über die Hochebene des Schlachtfeldes von 1806 — hörte den Wind — sah das fruchtbare weite Land in der schönen Sonne — sah die Kirchtürme ferner Dörfer — und um ihn war die große Stille. Da ging er, und ein Stück dieser Erde war sein. Er hatte etwas, was manchem Menschen ein Glück bedeuten konnte, den heimatlichen Besitz. Plötzlich fiel ihm ein, im vorigen Herbst war er hier mit einer fremden Dame gegangen, die hatte ihm gesagt: Sie werden ein schönes Alter haben. Und sie hatte den Mut gehabt — hier vor einem Unbekannten, der sie von ungefähr um ihr Lebensgeschick befragte, Worte der Iphigenie zu zitieren:

„Es wenden die Götter
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern
Und meiden im Enkel
Die ehemals geliebten
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehen —"

Er bückte sich, nahm ein paar grünende Grashalme und zerbiß sie — den Geschmack der Erde zu fühlen. Man kann vielleicht nicht gegen sein Geschick, wenn es die Erde nicht mehr gut meint. Lange, schien ihm, hatte er das kleine Kind vergessen, das seins gewesen war. Wenn es lebte, hätte er eine Pflicht. Doch um alles, was er als Mensch gewollt, lag das Mißlingen. Eine schlecht ausgegangene Ehe muß wohl mancher überstehen. Aber es war bei ihm so unnütz, nun noch etwas Weiteres zu wollen. Er stand vereinsamt — das einzige ganz starke Gefühl, was ihn zu einem Menschen zog, zu Marianne Rothkirch, wurde nun in den Schmutz geschleift. Er wußte wenig von Frauen. Aber das eine wußte er, wenn in ein beginnendes, zartes Empfinden eine solche Häßlichkeit fällt, muß es vernichtet werden. Und er war ja auch nicht ohne Schuld. Er hatte gezögert, selbst die Klage einzureichen. Vielleicht nur in einem Zurückschrecken von all der Plötzlichkeit, dem Grellen, Überlauten — aber doch gezögert und damit dem Unheil Tür und Tor offengelassen.

Was sollte denn nun werden? Er dachte sich in das Konventionelle der Sache. Ein Mann, der eine Dame in diese häßliche Lage brachte, die Frau v. Rothkirch bevorstand, durfte sie nicht wiedersehen. Wären sie an einem Ort, in einem Kreis, so würden Bekannte sich ängstlich hüten, sie zusammen einzuladen, wie man entlobte Paare, Geschiedene nicht mehr zusammen einlädt. Konnte er zu ihr fahren und ihr alles erzählen — ihr seine Lage schildern? Seine Lage, die wohl alles an Lächerlichkeit besaß, was man sich auszudenken vermochte. Der Bruder kam heim, die Frau stürzte ihm in die Arme, lief davon, schrieb an einen Nachbar, brachte die Sache unter die Menschen, und der Mann hatte aus Scheu und Hilflosigkeit gewartet, bis noch mehr geschah. Nun stand er da, jeder Macht beraubt, als einer, der alles über sich und eine andere ergehen lassen muß. Ein Kränkling vielleicht — einer, der von seiner Geburt an sichtbar einen Mangel trug.

Preißing kam durch ein Dorf, langgestreckt an der Straße. Er trat in die Schenke ein. Das Gastzimmer war ganz leer, von schlechter Luft und Ofendünsten erfüllt. Die Wirtin brachte ihm ein gräßliches Glas Bier, setzte sich zu ihm und redete von dem Stand der Kartoffeln in den Mieten und von ihrem Sohn, der in Rußland stand. Er hörte stumpfsinnig zu. An der Wand hingen Plakate über landwirtschaftliche Geräte, ein Bild des Kaisers Napoleon und ein paar alte Flinten von 1806. Napoleon war kein Franzose mehr, sondern das Schicksal, das einst diese Gegend betroffen. Ein Schicksal, um das die Tränen lange ausgeweint sind.

Er ließ die Frau reden. Sie erzählte von einem Pferd. Sie erzählte von einem Ereignis im Dorf. Endlich merkte er, daß sie ihn kannte. Sie wäre doch aus Vierzehnheiligen. Nun, dann wußte sie wohl auch die Vorgänge in seinem Haus und war bemüht, ihn zu zerstreuen.

Er griff nach Mantel und Hut, und als er wieder auf der Straße stand, waren schon die hellen,



glitzernden Wintersterne am Himmel. Der Orion in seiner beherrschenden Größe, die Kassiopeia tief im Westen.

Er ging durch die klare Nacht nach Hause. Er wußte deutlich, er würde keine Freuden mehr haben. Sein Arbeitsplan in Berlin versank. Wenn man es fertiggebracht hatte, in eine häßliche Ehescheidungsgeschichte die Person einer untadeligen Dame zu ziehen, war man nicht prädestiniert, in den schwierigen Lagen anderer der unantastbare Mittler zu sein. Nein, ganz gewiß nicht.

Bitterlich fühlte er das. Ein Unnützer, Unwirksamer war er in dieser Zeit geworden, die groß, furchtbar, alle Kräfte heischend über dem Vaterland stand.

Was ist es für ein Geschick, daß man in einer solchen Gegenwart Ärmlichstes, Häßliches, Kleinliches für sich selbst auskämpfen muß?

Oh, er konnte reisen, er konnte Gras über die Dinge wachsen lassen, wie man sagt.

Er konnte nach Berlin — er konnte sich sozialer Wohltätigkeit angliedern, gewiß. So wird aus einem Nichts das Atom eines Ganzen. Es mögen sich oft genug zerschellte Existenzen so retten. Aber man muß Gutes nicht mißbrauchen.

Überdruß erfüllte ihn. Er wußte, sein Selbstgefühl konnte sich lange nicht mehr erheben.

Er wußte auch, nach der zerschellten Hoffnung auf Marianne Rothkirch gab es keine mehr für ihn. O gewiß, eine Frau konnte er wohl finden. Er hatte einen akademischen Titel und Rechte auf eine Staatsstellung und war nicht ohne Vermögen. Aber alle diese Bilder blieben öde — reizlos, nicht der Mühe wert. Man kann einen Lebensirrtum durchlaufen und überwinden. Aber wenn man das wußte, was einem aus dem Alltag in ein schöneres Sein heben konnte, und in dieses schöne Kommende fällt erneut der Verlust — was soll denn dann noch sein?

Er wußte, er mochte es nicht durchleben. Er mochte nicht durch Jahre der Klage, der Anklage gehen, um dann vielleicht endlich Gleichgültigkeit bei sich zu erreichen. Oder ein Leben mit den Freuden, die der Zufall, die Großstadt, Verliebtheit und Genuß einem Manne ja bieten können.

Einmal war er in den Alltag gestiegen, ohne es zu wissen. Mit sehenden Augen würde er es nicht ein zweites Mal tun.

Als er nach Hause kam, saß da der alte Pastor. Das einst so gute Gesicht lag in steifen Falten. Der Pastor hatte einen Brief von Hanna, worin die Geschichte von Preißings Verhältnis zu Frau v. Rothkirch stand. Preißing wurde es dunkel vor den Augen. Oh, es lag Methode in Hannas Wühlereien. Gott mochte wissen, an welche Menschen sie noch schrieb.

„Ich kann diese gottverfluchten Lügen nicht mehr hören, Herr Pastor. Ich kann kein Wort mehr von dieser Person hören."

Er mochte nicht mehr. Es rührte ihn nicht einmal, daß der alte Herr mit ganz verstörter, trauriger Miene ihn verließ.

Preißing ging in sein Arbeitzimmer. Er trat ans Fenster. Ganz recht — vor ihm erhöhte sich der Garten etwas — und eine Hecke von Eiben war da. Hinter dieser Hecke geborgen konnte man gut in das Zimmer sehen — und auch, wenn man über den weichen Teppich der Bibliothek an dem nur von einem schweren Vorhang ausgefüllten Türrahmen heranging, konnte man gut über das Zimmer sehen.

Wie war es doch mit dem Dienstmädchen? Hatte es die Frau gerufen oder Hanna das Dienstmädchen als zweite Zuschauerin? Aber gleichviel — die Anklage hatte die Situation gewiß aufs beste inszeniert. Und zwei Zuschauer leiden nicht einträchtig an Hysterie und Halluzinationen, das wußte der Amtsrichter sicherlich.

Er setzte sich an den Schreibtisch. Man verfügt doch über seine Dinge, nicht wahr. Er schrieb eine Weile und ordnete Papiere.

Dann saß er, gefühllos fast — allen Dingen fern und dachte: Was nun?

Es kann dann nichts mehr zwischen mir und Marianne werden.

Preißing war bis zum anderen Mittag noch mit dem Sichten von Papieren beschäftigt — er tat es in dem leeren, nebelhaften Gefühl, es müsse alles in Ordnung hinter ihm sein.

Dann kam sein Anwalt. Wie es Preißing schien, in einer Besorgnis. Denn der junge, ihm ergebene Kollege sprach mit viel Nachdruck davon, wie er in das Verhör der Zeugin eingreifen wolle und diese durch Querfragen und dergleichen mehr sicherlich so erschrecken würde, daß sie doch Bedenken bekäme, ihre Einbildungen zu beeidigen. Würde sie dann einen Einfluß ihrer Herrin zugestehen, so sei der Augenblick, wo man über den Gemützustand der Klägerin zu sprechen habe.

Der junge Anwalt war voll Eifer und suchte Preißing zu ermuntern. Doch er wußte, daß Hanna ihre Zeugin wohl fest in den Händen hatte und keine Waffe verschmähen würde.

Während er mit dem Kollegen zu Tisch saß, wurde eine mündliche Botschaft von Herrn v. Zenge gebracht, er möge sogleich zu dem Kammerherrn kommen. Der Kollege hatte noch ein paar eilige Fragen, und Preißing fiel ein, er war dem jungen Menschen in der letzten Zeit ein schlechter Mitarbeiter gewesen. Trotzdem verabschiedete er ihn kurz — er mußte ja zu Zenge.

Die Pferde waren nicht da — gut also, zu Fuß. Ob Zenge etwas mit Hanna erreicht hatte?

Der alte Wachtmeister führte ihn in das Zimmer des Kammerherrn — und bat, er möge sich etwas gedulden. Der gnädige Herr wäre noch nicht fertig.



Preißing ging zwischen den Barockmöbeln hin und her. Er dachte, wenn etwas erreicht wäre, würde der Kammerherr wohl eine Andeutung in seiner Botschaft gemacht haben. Also nichts — nur wieder die trostlosen Gespräche. Das Warten wurde ihm etwas lang. Endlich klangen Schritte. Herr v. Zenge kam herein, ein Etwas auf seinem Gesicht, das sich Preißing nicht zu deuten wußte. War es Freude? Nein. Aber so eine seltsame Feierlichkeit.

„Guten Tag, lieber Ferdinand. Hm, Sie sehen sehr schlecht aus. Bitte, nehmen Sie doch einen Stuhl. Und eine Zigarre."

Beklommen tat es Preißing. Er fühlte nun, daß doch irgend etwas seiner warte. Der Kammerherr setzte sich etwas umständlich, hantierte mit seinem Einglas und knurrte endlich heraus: „Mit der geborenen Schierstein war es nichts. Erlassen wir uns das Gespräch darüber. Auch die Erörterung, ob sie eine partielle Närrin ist oder an ihre Einbildungen selbst glaubt. Ja, mein lieber Ferdinand — also — ich bin in Potsdam gewesen. Nachdem es doch so liegt, mußte es Frau v. Rothkirch erfahren."

Preißing stand auf. Er meinte, er hasse den Kammerherrn. Er schrie fast: „Das durften Sie nicht. Ich bin doch kein Feigling. Sie sollte es nie erfahren — bei Gott nein — ein reines Andenken hätten Sie mir wenigstens lassen sollen —" Und er war außer sich vor Erregung — überstürzte sich in schlagenden Worten — während Nebel und Dunkel über ihn hereinzufallen schienen.

Der Kammerherr unterbrach ihn.

„Oh, ich begriff Sie neulich schon, Ferdinand. Ich verstand Sie auch. Verteufelte Lage. Ganz verteufelt. Aber ehe man einen jungen Freund zu einer Ritterlichkeit greifen läßt, die ihn das Leben kostet — und das meinten Sie doch—wirft man vielleicht immerhin Takt und Diskretion beiseite. Also: Frau v. Rothkirch wird nach Wien gehen, an der deutschen Botschaft ihre Erklärung abgeben. Ich werde sie dorthin begleiten. Nein, keinen Dank etwa, ich tue das um des Kadetten willen. Man ist doch etwas, nicht wahr. Man hat auch Beziehungen. Frau v. Rothkirchs Bruder ist im Felde — und sie muß in der Sache einen männlichen Beistand haben —"

Preißing begriff nicht ganz. Er fühlte nur, daß er völlig beiseite geschoben war — jemand, vor dessen Unfähigkeit der Kammerherr Marianne schützte.

„Herr v. Zenge — die Sache war doch vorerst noch unter Diskretion. Sie haben mir — Sie haben mir — alles, was noch zu retten war, zerstört —"

Da lächelte der Kammerherr, stand auf, nahm Preißings Hand, sanft, väterlich: „Nee, mein lieber Junge, da kennen Sie mich denn doch schlecht. Ehe ich wußte, wie sich Frau v. Rothkirch zu der Mitteilung stellte, Sie seien in großer Not, habe ich nicht von Frau Preißings Machenschaften geredet. Als ich aber sah, daß Frau v. Rothkirch — nun, das geht schließlich bloß Sie an. Also mein Lieber, seit vorgestern ist hier meine alte Schwester, auf daß dieses alte Gebäude eine junge Dame auf Logierbesuch einladen kann. Seit gestern abend haben wir einen lieben Besuch aus Potsdam. Und wenn ich Sie jetzt melde, wird Frau v. Rothkirch bereit sein, Sie zu empfangen."

Wie aus tiefer Ferne kam Preißing ein Erinnern an seine erste Begegnung mit Marianne Rothkirch. Da hatte er zu ihr gesagt: „Immer, wenn jemand in Not ist, helfen Sie!"

Und ohne dieses Wissen war der Kammerherr zu ihr gegangen und hatte ihr erzählt, jemand sei in Not.

Wie sind diese Menschen der Freiheit fähig, fühlte er — abseits in seiner Hilflosigkeit. Er sah den Kammerherrn lächeln, elegante Bewegungen machen. Er war jählings ein, wie er sich selbst wohl genannt hätte, scharmanter Kavalier.

„Mein lieber Ferdinand — der Weg ist ja nicht so ganz leicht — aber nun Mut, Tritt gefaßt — Sie werden eine sehr schöne Stunde erleben, und ich freue mich, daß sie sich in meinem Hause abspielt."

Aber Preißing war noch so unbeschreiblich betroffen — wenn ihm auch schien, hier wurden Wege geebnet, hier hatte wirklich ein Freund gehandelt —die eine gräßliche Tatsache blieb doch unverrückt —

Er fragte hastig, gequält: „Und die Frau — die Frau in Erfurt, Ihr Einfluß, Herr v. Zenge —"

Der Kammerherr verzog den Mund. „Über die geborene Schierstein sprechen wir jetzt nicht mehr. Sie will ihre Rache haben — und sie ist unverletzlich. Ja, mein lieber Ferdinand, was Sie oder mich zu Tode kränken würde, das schiebt die geborene Schierstein von sich weg, wie wir ein Aschenstäubchen am Aermel entfernen. Nun wollen wir uns nicht mehr damit aufhalten. Einmal suchten Sie den Alltag und das Allgemeine — und es hat Sie sehr tief hinabgezogen. Nun versuchen Sie Ihren neuen Weg."

Und er brachte Preißing zu einem Wohnzimmer, klopfte selbst an und öffnete Preißing die Tür.

Preißing machte ein paar Schritte vorwärts — zu betäubt, um auch nur Befangenheit fühlen zu können oder irgendwelche Worte zu suchen.

Langsam stand Marianne Rothkirch auf. Langsam kam sie durch den sehr großen Raum ihm näher — sie nahm seine Hand, die er kaum auszustrecken wagte — drückte sie kräftig und herzlich und sagte: „Warum haben Sie sich so gequält? Sie wollten doch, ich sollte einst Vertrauen zu Ihnen fassen — und Ihr Vertrauen war so ganz gering zu mir?"

Er vermochte ihren Versuch, zu lächeln, nicht zu erwidern. Er begriff alles nicht. Gab es denn solche Wendungen? War es möglich, daß der Mensch großen Herzens, von dem man sein Leben lang geträumt wie von einem unerreichbaren Ideal, einem begegnete?



Er stand wie blöde — wie jeder Aeußerung beraubt. Er sah, Marianne hatte sich gesetzt — und langsam ging er in die Nähe dieses Stuhles.

„Ich habe das nie gewollt. Sie sollten nie davon erfahren. Herr v. Zenge ist ohne mein Wissen — — Sie quälen mich unaussprechlich mit Ihrer Güte — — aber ich kann das nicht annehmen —"

Er sah sie flüchtig erröten. Und hörte eine warme, fast mütterliche Stimme: „Herr v. Zenge weiß Äußerlichkeiten, die der Sache manches abnehmen. Diese Dinge kamen Ihnen viel schrecklicher vor, als sie sind. Würden Sie gleich zu mir gekommen sein, wie man zu einer Freundin kommt, so hätten Sie nicht diese Wege erst ins Vergebliche machen müssen —"

Es erschütterte ihn, mit welcher Einfachheit sie alles aufnahm.

„Ich — konnte nicht zu Ihnen kommen wie zu einer alten Freundin —" Er sagte Unverständliches. Er fand nicht, wo beginnen. Es kam ihm so unwirklich vor, daß sie alles wußte — und dabei so ruhig, so gelassen blieb. Er dachte nicht an die vier Tage, die sie wohl gebraucht, den Entschluß zu fassen — und alles ruhiger zu sehen und Unvermeidlichem zu begegnen.

Preißing raffte sich zusammen. Er sagte schwermütig: „Ich hatte gehofft — oder geträumt, Ihnen vielleicht einmal etwas sein zu dürfen. Trotzdem hinter mir ein so häßliches Erleben liegt, an dem ich nicht ohne Schuld bin. Ich hatte auf einen neuen Weg gehofft — und nun stehe ich hier, um meiner Existenz willen kommt Häßlichkeit über Sie — und kann Sie nicht einmal davor schützen —"

Sie erhob sich. In ihrer schlanken Größe stand sie schön und jung vor ihm. „Sie haben mich ja auch nicht davor geschützt, daß Sie mir ein sehr lieber Freund geworden sind. Warum soll ich es Ihnen nicht sagen? Auch wenn es so neu ist?"

Er lächelte — ihm war, als höbe ihn eine Welle fort von allem, was jemals schwer war. „Marianne."

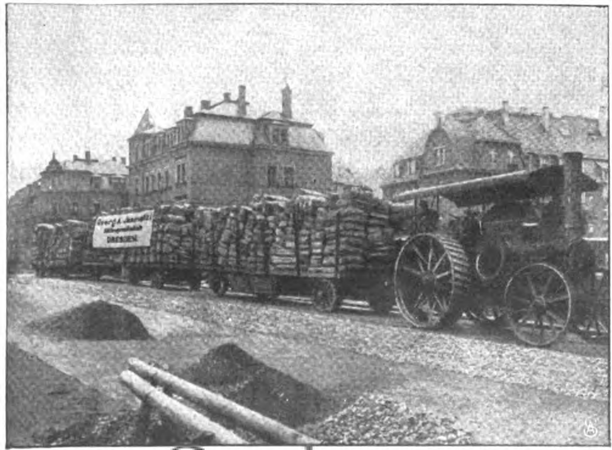
Sie stand in ihrer schlanken Anmut so sicher, so freigeboren vor ihm. Sie sagte, einen tiefen Ernst in der Stimme: „Nun lassen Sie es sich einmal schenken, daß Sie nichts müssen und nichts sollen, daß Ihre Freunde für Sie handeln. Ganz frei sollen Sie werden von Zweck und Zwang und Schuld und als freier Mensch sich wieder dem Leben und seiner Arbeit zuwenden. Diese Voraussicht macht mich froh. Und dieses Gefühl müssen Sie mir lassen. Ich möchte in Ihr Leben die Freiheit bringen."

Sie lächelte, entzog ihm langsam, leise die Hand, die er an seinen Lippen hielt, und sagte noch einmal mit einem Erstrahlen ihrer blauen Augen: „Die Freiheit." Ende.

Schluß des redaktionellen Teils.







Wie die Transportschwierigkeiten überwunden werden:

Ein Transport von etwa 1200 Zentnern orientalischem Zigarettentabak, auf der Fahrt durch die Stadt Dresden vom Zollhafen nach der Zigarettenfabrik der Georg A. Jasmatzi Aktiengesellschaft, ausgeführt durch den bekannten Zirkus Sarrasani, in einem Zug hintereinander mit 3 Elefanten, 2 Kamelen und 1 Straßenlokomotive. Die Tabakwagen und Kohlentransporte mit Sarrasanis Elefanten sind in Dresden tägliche Erscheinung.



KIOS CIGARETTEN

— TRUSTFREI —

Fürsten	St. 6 Pf.
Welt-Macht	7½
Rivièra	10
Aëro-Klub	12
Savoy	15

Türk. Tabak- & Cigaretten-Fabrik „Kios“ E. Robert Böhme, Dresden

Der Verasatz!

Ein optisches Wunder!

Der Verasatz macht jede Kamera zum Universalinstrument. Er besteht aus dem Vorsatzlinsenhalter und 4 Vorsatzlinsen: a) Weitwinkellinse, b) Porträtlinse, c) Reproduktionslinse, d) Telelinse

Es ist eine Eigenschaft der Veralinsen, daß die Bilder trotz der Aenderung der Objektiv-Brennweite sehr schön eben bleiben.

Verasätze werden in 3 Größen hergestellt. Preis in fein. Etui f. Gr. I, m. Linsen, 31 mm Durchm., M. 13.50, Gr. II, 40 mm Durchm., M. 18.—, Gr III, 52 mm Durchm. M. 29.70 Bezug durch die Photohandl., sonst ab Fabrik. Vera-Sonderprosp. auf Verlangen.

Ihagee Kamerawerk G.m.b.H., **Dresden-A.5.**



Die Erfind. im 50. Lebensjahr nach Gebrauch v. Charis

Faltenloses Gesicht

und jugendliche Rundung bewirkt **Charis**, bei jüngeren um so schneller. Charis, deutsches Reichspat., k. k. österr. und schweiz. Patent, beseitigt nachweislich **Runzeln, Tränenbeutel, Doppelkinn, unschöne Nasen- u. Mundform,** hebt die **herabsinkenden Gesichtsmassen, wodurch scharfe, welke Züge und Muskeln, unschöne Gesichtsform** verbessert werden. Wer etwas wirklich Reelles auch zur Brustpflege anwenden will, verlange die Broschüre mit Abbild. und ärztl. Gutachten von der Erfinderin Frau **B. A. Schwenkler, Berlin W 57, Potsdamer Straße 86 B.**

Arterien-Verkalkung!

(Blutandrang, Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerden)

Kostenlos erhalten Sie: Prospekte hierüber mit Vorwort von Dr. med. Weiss durch: **Allgemeine Chemische Gesellschaft Cöln a. Rh. 44, Herwarthstr. 17.**



M. Boden, Breslau, Ring 38

Hoflieferant I. M. der Königinww. der Niederlande

Größtes Pelzwaren-Versandhaus.

Spezialität: **Damen- und Herrenpelze, aparte Pelz-Jacketts u. Stolas in edelstem Pelzwerk.**

Auswahlsendungen bereitwilligst. / Umarbeitungen u. Modernisierungen zu billigsten Preisen. / Jllustr. Katalog sowie Pelz- und Stoffproben portofrei.



Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.

Kataloge umsonst u. portofrei liefern

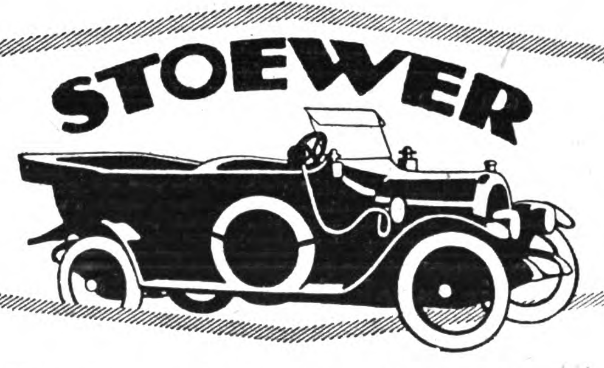
Jonass & Co., **Berlin A. 321,** Belle-Alliance-Str. 7-10.



Schöne Augenbrauen

erlangen Sie durch meinen tausendfach anerkannten Augenbrauensaft. Die Brauen werden dicht, die Wimpern seidig und lang. — Preis Mark 4.—, Porto 70 Pfennig. Prospekte frei!

Frau Elise Bock G. m. b. H.
Berlin-Charlottenburg 48, Kantstraße 158



STOEWER-WERKE AKTIENGESELLSCHAFT VORMALS GEBRÜDER STOEWER STETTIN

PERSONEN- UND LASTKRAFTWAGEN ALLER ART FLUGMOTOREN MOTORPFLÜGE

EIGENE VERKAUFSFILIALEN IN BERLIN, HAMBURG UND STETTIN • VERTRETUNGEN AN ALLEN GRÖSSEREN PLÄTZEN



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche", Berlin SW 68.

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

MERCEDES

AUSSTELLUNGS- UND VERKAUFSRÄUME IN BERLIN N.W.9.
MERCEDESHAUS UNTER DEN LINDEN 50–51.



Sicherheits-Rasier-Apparate
vorzügliche Marke, mit

6 Rasierklingen aus bestem deutschen Stahl in kleinem Kasten M. **7.50**

Porto für Zusendung M. 0.45, Porto für Feldpost M. 0.10 b. Voreins. d. Betrages.

Rasier-Klingen scharf, dauerhaft, aus best. deutschen Stahl. Dtzd. M. **3.50**

Albert Rosenhain

Berlin SW, Leipziger Str. 72-74
Größtes Haus für Geschenke in Leder- und Luxuswaren. Liebesgaben.



Bruchleidende
Eine Erlösung für jeden ist unser ges. gesch.
Spranzband
Konkurrenzlos dastehend. Ohne Feder, ohne Gummiband, ohne Schenkelriemen. Verlangen Sie gratis Prospekt. Die Erfinder: **Gebr. Spranz, Unterkochen Nr. 228.** (Württemberg.)

Chr. Tauber
Photo-Haus Wiesbaden W.



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 7 kostenl. **Direkter Versand nach allen Weltteilen**



Die hauptsächlichen alteuropäischen Porzellan-Marken-Monogramme in Steindruck, Taschenformat. Unverwüstlich. Nachn. 3.30 M. **Alfred Kock, Verlag, Bremen.**



Briefmarken

50 Altdeutsche Staaten . . .	M.	4.—
25 verschied. Paraguay . .	„	3.—
50 „ Schweiz . . .	„	2.50
40 versch. Kriegsmark. d. Zentralmächte nur	„	4.50
1500 „ Marken aller Weltteile	„	30.—

Ernst Waske, Berlin, Französische Str. 17 b

Juckenden Hautausschlag
bes. in der Bettwärme zu lästigem Kratzen reizend (rote Punkte, kl. wäßr. Bläschen, Krätze) heilt völlig **Apoth. Schanz' Hautausschlagsalbe.** 2 Töpfe (Preis 6,00 M.) unbedingt erforderlich. Nachnahmeversand **nur durch Apoth. Schanz, Einsiedel bei Chemnitz (Sa.)**

Gummistrümpfe,
Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G.m.b.H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Preisl. gr. u. frko.

Krätze entsetzl. Bett-Hautjucken geheilt in 2 Tag. o. Berufsstör. 100000 f. bew. Monatl. üb. 100 Heilber. Mäßige Preise. Personenz. ang. **‚Salus', Bochum 250,** Kortumstr. 13.

Unentbehrl. für Krieger u. deren Familien!
Wegweiser für Kriegsbeschädigte
und Hinterbliebene, mit Ges. über die Kapitalabfindung der Kriegsbeschädigt. u. **Kriegerwitwen**, nebst Anstellung der Kriegsbeschädigten M. 1,85 franko Nachn. **Neuzeitl. Buchverlag, Berlin-Schönebg. 93** Reichhaltiger Bücherkatalog gratis.

Fort mit dem
Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar. Gratis-Broschüre senden **Extension G.m.b.H., Frankfurt a. M., Eschersheim Nr. 234.**

Ein neues Heilverfahren
mit **Puroxyd**-**Tabletten** gegen die meisten chronischen Krankheiten, wie Nervenschwäche (Neurasthenie), Rheumatismus, Neuralgie, Harnsäureablagerungen, Stoffwechselstörungen, Gicht etc. Gratisprospekte nebst ärztl. Vorwort d. Allgem. Chemische Gesellschaft, Köln IV, Herwarthstr. 17.

Neu! **D. R.-Patent, Ausl.-Pat.**
Bleistiftschere
Durch diese Erfindung ist es möglich, Tintenstifte, Signier-, Schreib-, Zeichen- u. Einsatzfarbstifte jeden Querschnitts mit beliebig langer u. beliebig scharfer Spitze zum Schreiben oder Zeichnen zu versehen. *Handhabung wie bei einer gewöhnl. Schere! Tadelloses Funktionieren! Kein Abbrechen! Fingerbeschmutzen vollst. ausgeschlossen! Bequemes Nachschleifen des Messers! Als Taschenmesser u. Zigarrenabschneider verwendbar! Praktische Liebesgabe.*
Preis p. St. m. Scheide 3.50 M. fr. u. Nachn.
L. W. Doll, Heidelsheim, Kr. Karlsruhe i. Baden.

echte billige Briefmarken
Alle verschieden!
100 Asien, Afrika, Australien M. **2.25**

25 alte Montenegro M. **3.—**	5 gest. Warschau M. **2.—**
30 versch. Türkei M. **2.—**	25 versch. Persien M. **2.—**
1000 verschied. nur **15.—**	2000 verschied. nur **50.—**

100 verschied. Kriegsmarken der Zentralmächte nur **17.50**
Max Herbst, Markenh., **Hamburg A.**
Jllustr. Markenliste auch über Alben kostenl.

Risin-Salbe
vorzüglich bewährt, in Tuben
gegen Schnupfen

Krankenselbstfahrer, Krankenfahrstühle
liefert die Spezialfabrik



Rich. Maune
Dresden-Löbtau 9.
Katalog gratis.



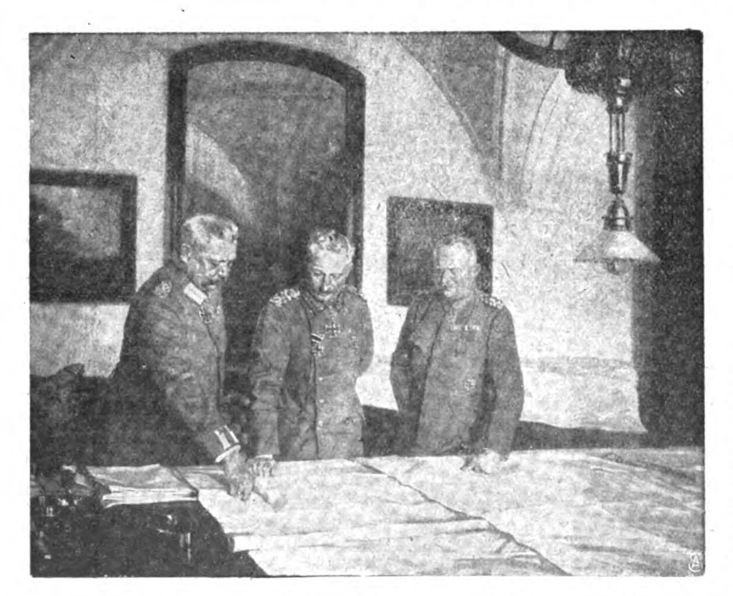
Antiseptisches
Streupulver
von vortrefflicher Wirkung, dient für folgende Zwecke: Als **Kinderpuder** zum Einpudern **wunder Hautstellen,** als **Gesichtspuder,** zum Abpudern des **Körpers** nach dem warmen Bad, oder nach **Körperwaschungen,** als **Streupulver** bei **wundgelaufenen Füssen,** gegen s. g. **Wolf** beim Reiten, sowie gegen **Achsel- u. Fußschweiss.** In ges. gesch. Streuschachteln zu **60 Pf.** Zu haben in d. Niederl. v. **Tola-Zahn-Pulver. — Heinr. Mack, Ulm a. D.**

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Bücherei der Münchner „Jugend". Band 1: Ernste und heitere Erzählungen. München, G. Hirth.
Alexander Castell: „Die mysteriöse Tänzerin". München, Albert Langen.
Albrecht Wirth: „Entwicklung der Deutschen". Halle a/S. Max Niemeyer.
Barbra Ring: „Die Jungfrau". München, Albert Langen.
Dr. Joseph Müller: „Die Haager Konvention vom 18. Oktober 1907 über das Friedensvermittlungsrecht neutraler Staaten und die Frage der päpstlichen Vermittlung." Freiburg, Schweiz. Canisiusdruckerei Marienheim
Theodor Loewe: „Ein Widmungsblatt." Breslau, Böhm & Taussig
Wilhelm Teudt: „Die Deutsche Sachlichkeit und der Weltkrieg." Godesberg bei Bonn. Naturwissenschaftlicher Verlag.
Paul von Fazekas: „Das Staatsrecht des Weltkrieges." (27/28 Heft. Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen.) Warnsdorf i. B. Ed. Strache
Dr.-Ing. Hermann Hecker: „Der Krupp'sche Kleinwohnungsbau." Wiesbaden, Heimkultur-Verlagsgesellschaft m. b. H.
Dr. Charles L. Hartmann: „Das Recht des legitimen Besitzes und andere ungemütliche Geschichten." Halle a. S. Otto Hendel.





Niemand kennt den

Tod!

und niemand weiß, ob er für den Menschen nicht das allergrößte Glück ist! So sprach der große griechische Weise **Sokrates** vor über 2000 Jahren. Doch auch heute irren viele noch im Dunklen. Für sie ist der Tod **„ein Sprung in die Finsternis“.**

Wir fragen uns, gerade in der heutigen Zeit, sehr oft

Was wird aus unseren Toten? Gibt es ein Wiedersehen?

ohne für diese doch so überaus wichtige Frage eine befriedigende Antwort zu finden.

Max Kroening, der Verfasser des Buches

„Gibt es ein Fortleben nach dem Tode?“

beantwortet diese Frage und erbringt an Hand von zahllosen Begebenheiten aus der Vergangenheit und Gegenwart den Nachweis, daß unsere Toten weiterleben und wir überzeugt sein dürfen, sie einst wiederzusehen.

Aus dem Inhalt:

Vorwort: Den Trauernden zum Trost! — Die Entstehung der Erde und das Rätsel der Menschwerdung. — **Wer schuf die Menschen?** — War es Gott? — **Wie müssen wir uns Gott vorstellen?** — Welchen Sinn hat unser Leben? — **Der Weltkrieg.** — **Der Heldentod.** — Schicksal oder Fügung? — Wie läßt sich unsere Unsterblichkeit beweisen? — **Die Entdeckung der menschlichen Seele.** — Die Trennbarkeit der Seele vom Körper im Experiment. — Der organische und der geistige Leib. — Sonderbare Vorkommnisse. — **Ein merkwürdiges Erlebnis Goethes.** — Mystische Erscheinungen. — Das zweite Gesicht. — Gedanken sind Seelenkräfte. — **Rätselhafte Erscheinungen bei Sterbenden.** — Was ein Seher der jenseitigen Welt über den Vorgang des Todes sagt. — Gibt es Geistererscheinungen? — Der Spiritismus. — Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst. — **Können Verstorbene vom Jenseits zurückkehren?** — Ist ein Verkehr mit ihnen möglich? — Die Gefahren des Spiritismus. — Wirtschaftliche und gesundheitliche Schädigungen. — **Wo sind die Toten?** — Himmel oder Hölle? — **Es gibt ein Wiedersehen!**

☛ Fast täglich gehen bei uns begeisterte Anerkennungsschreiben über **Kröning's** Buch ein und wurde es in verschiedenen Zeitungen glänzend besprochen. — Das Werk ist zu beziehen zum Preise von M. 2.40 bei Nachnahme 30 Pf. mehr durch jede Buchhandlung und durch den

Zentral-Verlag (Max Kroening), Stuttgart B, Eberhardstr. 4 c.





Schöne Büste

Das Geheimnis, volle Formen zu erlangen, teile jeder Dame gegen Einsendung von 20 Pf. streng diskret mit.
— Erfolg garantiert. —

Fa. I. Ledwoch,
Hellerau - Dresden.

Die Königin der Hausinstrumente:

Harmoniums

Spez.: Von jedermann **ohne Notenkenntnis** sof. 4stimm. zu spielende Instrum. Katalog **umsonst. Aloys Maier,** Kgl. Hofl., **Fulda.**



Bandwurmleidenden erteilt gratis

Rat und Auskunft über eine **seit vielen Jahren** bei Tausenden von Personen erprobte, einfache Methode in 2–3 Stunden. **Tausende sind mit diesem Uebel behaftet,** und der größte Teil erkennt seine Krankheit nicht. (Man verlange Prospekt.)
Th. Horn, Nürnberg 2, Wunderburgstr.

✚ Reines Gesicht ✚



rosige Frische verleiht rasch und sicher **„Krem Haifa“.** Unübertroffen geg. **Sommersprossen, Mitesser und Pickel, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt. Sich. Wirkung! Preis 3.— Mark.
M. Wagner. Cöln 24, Blumenthalstr. 99.

Jeder **Asthma-** **Katarrh-** und **Heufieberleidende** verlange **unbedingt** Prospekt von der **Oberkasseler Apotheke, Düsseldorf.**

****

Kaufmännisches Personal
findet man durch eine Anzeige im „BERLINER LOKAL-ANZEIGER“.

****

Louis Krause
Leipzig-Gohlis 20

Spezialfabrik moderner Selbstfahrer u. Krankenfahrstühle aller Art.



Erstklassige Ausführungen. Mäßige Preise.
Jllustrierter Katalog gratis und franko.

25 Jahre lang

treue Kunden und tausende Anerkennungen höchst. Zufriedenheit sind das beste Zeugnis für meine garant. unschädliche

Alcolor-Haarfarbe

echt und natürlich färbend. In allen Farbtönen erhältlich. Flasche 3.50 Mk.
Otto Reichel, Berlin 76, Eisenbahnstr. 4.





Glückliche Ehe — der schönste Sieg

mein Talisman bringt Glück.
Sinniges Geschenk für jede Braut und Frau. Frei gegen 3 Mark Nachnahme.
E. Knoll, Dresden A., Steinstr.



Lauten, Gitarren, Mandolinen
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Reiseführer für Herbst und Winter

Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Bad Polzin (Moorbad in Pommern). **Kaiserbad Sanatorium**, physikalisch-diätetische Heilanstalt. **Sanitätsrat Dr. Hölzl.**

Brandenburg.

Eberswalde Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf“ f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholbed.

Falkenhagen Seegefeld - A. bei Berlin. Sanatorium 8—11 M. San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelzimmer 9—11 M.)

Schlesien.

Obernigk b. Breslau. Waldsanator. f. Leichtlungenkr. Zim. inkl. Kur u. Verpfl. v. 8 M. an. Kriegsteiln. Ermäß. **Dr. Kontny.**

Westdeutschland.

Bad Neuenahr Heilanstalten für Zuckerkranke. Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d. Dr. Külz.

Teutoburger Wald.

Bad Lippspringe unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden

Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünst. Prosp. d. d. Brunnen-Administration. (Man beachte die Adresse.)

Bad Pyrmont San.-Rat Wichmann. ★ Sanatorium. Saline f. Nervenleiden. Erholungsheim. Geöffnet.

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen „Der Quellenhof“, bish. „Hotel Quisisana“. Vornehmst. Haus im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. M. Möbus.

Sachsen.

Bad Elster Sanatorium. Geh. S.-Rat Köhler. Vorn. Einr., Moor-, Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren. Eig. Gutsbesitz.

Bad Reiboldsgrün i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

Chemnitz Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, vollkommenste Einrichtung f. physikal. diätet. Behandl. Leicht- u. Schwer-Kranker. Zandersaal. Emser-Inhalator. Groß. alt. Park, freie Höhenlage. Modernst. Komf. Für Kriegsteiln. Ermäß. Prosp. **Dr. Loebell.**

Dresden Hotel Bellevue Weltbekannt u. vornehm. Unvergl. herrl. Lage a. d. Elbe, gegenüb. d. Kgl. Schloß u. Opernhaus. Zeitgemäß erneuert. Gr. Garten u. Terrasse.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prosp. frei. San.-Rat Dr. Römer.

Leipzig Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. Ausgang links.

Radebeul bei Dresden. Bilzsanatorium Gute Heilerf. Prospekt frei.

Tharandt Sanatorium f. Nerv., innere, Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr. Haupt, Dr. H. Haupt.

Zöbisch Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i.V.

Sächsisches Erzgebirge.

Bärenfels b. Kipsdorf, Erzgeb. **Altes Forsthaus.** Das ganze Jahr offen. Behagl. große Zimmer. Freie, doch geschützte Lage am Walde. Gute Küche, mäß. Preise. Frau Prof. Burger.

Harz.

Hahnenklee Sanatorium Hahnenklee, Oberharz. 600 m. Prosp. San.-Rat Klaus, Nervenarzt u. Arzt f. in. Krkheit.

Sülzhayn (Süd-Harz). Heilanstalt f. Leichtlungenkranke, Sanatorium „Hohentanneck“. Somm. u. Wint. geöffn. m. gleich gut. Erfolg. Schöne geschützte Lage, sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. frei.

Thüringen.

Sommerstein Waldsanatorium bei Saalfeld, Thür. Regenerations- u. Schrothkuren. Schrift Ha frei.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz, S.-Alt. Prosp. durch **Dr. Tecklenburg.**

Tannenhof in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.

Süddeutschland.

Bad-Nauheim Eleonoren-Hospiz, Benekestr. 6-8. Familienh. I. R. i. best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. A. Hanke, Direktor.

Wiesbaden Hotel Adler Badhaus mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Lift, Zentralheizung. Anerkannt gute Küche. Offiz.-Ver. Man verl. Preisblatt.

Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

St. Blasien Pension Waldeck f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d. Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.

Bayern.

Bayrischzell In prächt. Lage i. Herz. d. bayer. Hochg. **Hotel Alpenrose**, neuerb. Haus m. all. Komf. Bes. H. Scharmann.

Garmisch Rosen-Eck, Kurh. f. Erholgsbed. u. Nerv., kstl. u. nat. Höhensonnentherap.

Königssee Oberb. Hotel u. Pens. Schiffmeister. Beste Lage am See. Schöne Räume. Angenehmer Aufenthalt. Gute Verpflegung. Zentralheizung. Prosp. d. d. Bes. I. Moderegger.

Mittenwald Pension Hoffmann. Bahn Garmisch—Partenk.—Innsbruck. 920 m. Bad, el. Licht. Sol. Pr. Anerk. g. Verpfl. Dtsch. Offiz. Verein 1916.

München — Hotel Leinfelder —

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Klin. geleit. Sanator. für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erhol.-Bedürft. Gute zeitgemäße Verpflegung. 3 Aerzte. Auskunftsbuch. Schönster Herbstaufenthalt.

Schweiz.

Arosa Hotel u. Kurhaus Valsana. I. Rg., vorzügl. Lage. Jahresbetrieb. Komf. Pens. v. Fr. 10,— an. Prosp. Bes. Jösler.

Hotel des Alpes u. Villa Zürrer, erstkl. Familienhaus, sonnig. am Walde.

Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsch. Haus. Pension v. Fr. 8,50 an. Tennis.

Davos- Dorf, Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestibül, Terrasse. Bes. M. Neubauer. Leit. Arzt Dr. E. Nienhaus.

Davos-Dorf Bergsanatorium. Haupts. Deutsche. Leit. Arzt Dr. Th. Janssen.

Davos-Platz Waldsanatorium. Leitend. Arzt: Geh. San.-Rat Prof. Dr. Jessen. Näheres d. Prosp. Deutsche Leitung.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bieniak, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 50. Berlin, den 15. Dezember 1917. 19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 50.



Die sieben Tage der Woche.

4. Dezember.

In dem Kampffelde von Cambrai erstürmen badische Truppen das Dorf La Vaquerie und behaupten es gegen mehrfache englische Gegenangriffe.

Die Waffenstillstandsverhandlungen für die russische Front haben begonnen. An ihnen nehmen unter Vorsitz des Chefs des Generalstabes, Generals Hoffmann, Vertreter der deutschen Land- und Seestreitkräfte sowie Bevollmächtigte der Obersten Heeresleitungen von Bulgarien, Oesterreich-Ungarn und der Türkei teil.

5. Dezember.

An der Front des Erzherzogs Joseph und der Heeresgruppe Mackensen dehnen sich die Waffenstillstandsverhandlungen auch auf die rumänischen Truppen aus.

Im Abgeordnetenhause begründen Ministerpräsident Graf Hertling und Minister des Innern Dr. Drews die Wahlrechtsvorlage.

6. Dezember.

Unter der Einwirkung unserer letzten Angriffserfolge und unter dem steten Druck von Norden und Osten räumt der Feind zwischen Moeuvres und Marcoing seine vordersten Stellungen und zieht sich auf die Höhen nördlich und östlich von Flesquières zurück. In scharfem Nachdrängen werden die Dörfer Graincourt, Annaux, Cantaing, Noyelles sowie die Waldhöhen nördlich von Marcoing genommen. Auf 10 Kilometer Breite schieben wir unsere Linien bis zu 4 Kilometer Tiefe vor. Die Verluste, die der Feind in den letzten Tagen erleidet, sind außergewöhnlich hoch. Die Zahl der aus den Kämpfen bei Cambrai eingebrachten Gefangenen hat sich auf mehr als neuntausend, die Beute an Geschützen auf 148, an Maschinengewehren auf 716 erhöht.

Die bevollmächtigten Vertreter der Obersten Heeresleitungen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei schließen mit den bevollmächtigten Vertretern Rußlands für die Fronten von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer sowie auf den türkisch-russischen Kriegschauplätzen in Asien Waffenruhe für die Zeit vom 7. Dezember 1917 12 Uhr mittags bis zum 17 Dezember 1917 12 Uhr mittags ab.

Oesterreichisch-ungarische Truppen erstürmen die starken italienischen Stellungen im Meletta-Gebirge und behaupten sie gegen mehrfache Gegenangriffe.

7. Dezember.

In Ausnutzung ihrer Erfolge haben die Truppen des Feldmarschalls Conrad den Monte Sisemol erstürmt. Die Zahl der in den Sieben Gemeinden gemachten Gefangenen hat sich auf 15 000 erhöht.

8. Dezember.

In dem Kampfgelände östlich von Asiago hält lebhaftes Artilleriefeuer an.

9. Dezember.

In einzelnen Abschnitten der flandrischen Front, südlich von der Scarpe sowie zwischen Moeuvres und Banteux, kommt es am Nachmittag zu lebhaften Artilleriekämpfen.

10. Dezember.

Die verbündeten Armeen haben mit den russischen und rumänischen Armeen der rumänischen Front zwischen dem Dnjestr und der Donaumündung Waffenstillstand abgeschlossen.

Im Piave-Delta erstürmen ungarische Honved-Truppen den italienischen Brückenkopf am Sile östlich von Capo Sile und nehmen mehr als 200 Mann gefangen.

Das Los deutscher Gefangener.

Von Rudolf Herzog.

Die wahrhaftige sittliche Gesinnung eines Volkes spricht sich in der Behandlung seiner Gefangenen aus.

Mit glühenden Wangen lasen wir Kinder und vor uns unsere Väter und Vorväter, als sie Kinder waren, in den Heldenbüchern von blutigem Kampf, brausender Schlacht, Schwerttaten und Männersterben, aufatmend oft von den Überlebenden in ritterlicher Haft. Ein Tapferer blieb ein Held auch in der Gefangenschaft, und die Schande der Welt hätte den Feigling getroffen, der gegen den Waffenlosen die Hand erhoben, den Wehrlosen gepeinigt, den Willenlosen als Leibesschutz vorgetrieben hätte gegen den Hagel feindlicher Geschosse. Wo es geschah, übernahm Geschichte, Sage und Lied das Richteramt, und die gebrandmarkten Namen wurden durch die Jahrhunderte getrieben, und ein Geschlecht übergab sie dem anderen zum unauslöschlichen Abscheu.

Weshalb ich darauf hinweise? Gerade in jetziger Stunde, in der die Schalmeien tönen: „Verständigung! Verständigung!"? Keinen ehrlichen Mann gibt es auf Deutschlands Fluren und in dem Eisenring, der diese Fluren vor Vernichtung und Vergewaltigung schützt, der nicht das Wort „Friede" als das tiefste Gebet seiner Seele empfände. Niederknien werden wir alle und mit heißen Lippen Gott unsern Dank sagen an dem Tage, an dem der entweihten Welt der Friede wird. Ist doch kein Haus im Vaterland, das nicht sein Blutopfer brachte. Aber eins werden wir Deutsche nicht, mag der Friede kommen, wann er will, und wie Gott und deutsche Tatkraft es will: Den Glauben an die höhere Gesittung, an die edlere Kultur französischer und englischer Prägung wird selbst der letzte Bediente in Deutschland nicht mehr zur Schau zu stellen wagen. Wischt den vornehm schreitenden „Damen der Boulevards" die Schminke von den überlegen lächelnden Gesichtern, und das verlebte Apachenweib wird zum Vorschein kommen mit seinen gierigsten Instinkten. Unseren Gegnern fiel die Schminke überlegener Kultur von den Wangen, seit ihnen die Behandlung wehrloser deutscher Gefangener anvertraut wurde, und unter dem zerborstenen Firnis grinste hervor, was der große französische Realist Zola „la bête humaine" zu nennen beliebte. Deutsche, dies Gesicht wollen wir nicht mehr vergessen.

Kein Volk der Welt hat das Wort „Ritterlichkeit“ so oft im Munde geführt, so nachdrücklich für seines Wesens Art beansprucht wie das französische. Kein Volk der Welt hat die Ritterlichkeit so durch den Schmutz gezogen und sich johlend des Fetzens entäußert wie das französische unter dem Anreiz seines Vorbildes und Gebieters England. Nicht die Wasser aller Meere werden England, solange die Erde steht, von dem Schandfleck der Konzentrationslager im Burenkrieg reinwaschen, dieser Teufelstätten, die — furchtbarer als Dantes Hölle — für die Zehntausende der zusammengetriebenen Burenfrauen und Kinder nichts als die Aufschrift trugen: „Hier wird auf Befehl — verendet.“ Oh, Frankreich hat gelernt, und wie es die Figur der Jungfrau von Orleans, die, „Tod England!“ jauchzend, die Scharen der Franzosen vorwärts trieb gegen das englisch gewordene Calais, Albion zulieb aus seiner Geschichte streichen möchte, so möchte es auch die grausenerregende Darstellung seines Geschichtsschreibers Henri Martin von der Schlacht bei Azincourt (1415) aus der Geschichte Frankreichs streichen, jener Schlacht, nach der der siegreich gebliebene Heinrich V. von England die ganze Masse des gefangenen französischen Adels wie eine Viehherde abstechen ließ, als er seine Nachhut bedroht glaubte. Oh, Frankreich hat von England gelernt, und wenn wir uns dessen erinnern, was wir nie vergessen wollen, des Todeszuges unbarmherzig vorwärts gepeitschter deutscher Frauen, Kinder und Greise durch die glühende Wüste von Sebdu nach Laghuat, so sehen wir in dieser französischen Brutalität nichts als die sklavische Nachahmung der englischen Kolonialkriegführung. Wer aber in diesem Todeszug eine daherwankende Mutter hatte, ein Weib, ein Kind, den sollt ihr weiter befragen.

Frankreich, hörst du das Lied der Schmach ertönen? Es wird durch die Jahrhunderte gehen. Von Geschlecht zu Geschlecht. Unauslöschlich. Frankreich, horch auf! Ich sprach zu dir von den wehrlosen Nichtstreitern, die ihr in Afrika mutig fingt, in der Wüste Ziegel streichen und in Massen verenden ließet. Ich spreche zu dir von den deutschen Streitern, den tapferen Waffengegnern deiner Söhne, die in ihre Hände fielen und wähnten, Schwerthände seien ritterliche Hände, wie es bei den Deutschen Brauch. „Auf die Böschung mit ihnen!“ schreien französische Offiziere. Dort oben stehen sie, die verzweifelten Augen nach der Heimat gerichtet. „Feuer!“ ertönt das Kommando. Und die französischen Offiziere schreiten „die Strecke“ ab. Negergesindel und gelbe Marokkaner, farbige Franzosen, wie sie der deutsche Heeresbericht sarkastisch benennt, überrumpeln im Morgengrauen eine deutsche Batterie, die die Waffen strecken muß vor der wogenden Übermacht. Der französische Befehlshaber läßt den deutschen Batterieführer mit seinen Leutnants, Unteroffizieren und Mannschaften in einer Reihe antreten und ersucht mit höflichem Lächeln: „Hände hoch!“ Ein Wink, und das schwarzbraune Gelichter stürzt sich auf die Waffenlosen, reißt ihnen Uhren und Ringe ab, plündert ihnen die Taschen. Ein zweiter Wink des französischen Helden, und die deutschen Offiziere und Mannschaften wälzen sich, erschossen oder abgekehlt, in ihrem Blute. Ein deutsches Grabenstück ist genommen, ein Oberleutnant mit 40 Mann gefangengenommen. Ruhig und gefaßt läßt der Oberleutnant seine Leute in Gruppenkolonne antreten, zum schweren Weg in die Gefangenschaft. Noch glaubt der Deutsche an französische Soldatentugend. Eine Salve macht dem Glauben der wehrlos Dastehenden ein Ende. Was sich noch auf dem Boden krampft und noch den Mund zu öffnen vermag zu einem Abscheufluch auf die Mörder, wird mit dem Stiefelabsatz und dem Kolben vollends erledigt. Soll ich weiter erzählen von den Scheußlichkeiten? Soll ich weiter erzählen von den Hunderten von Gefangenen, von den Hunderten von Verwundeten, die bestialisch niedergeknallt wurden, nur um der Last ihres Transportes enthoben zu sein? Fragt die Mütter, die sie geboren haben, die Waisenkinder, die vor den Dörfern vergeblich auf die Wiederkehr der Väter harren. Fragt sie . . .

Gewiß, es ist nur ein Bruchteil der Gefangenen, die den Raub- und Mordinstinkten unserer Gegner erliegen. Wäre es anders — bei Gott, dies Bild ist nicht auszumalen — wäre es anders, so würde selbst bei den Weichherzigsten im deutschen Volke das alttestamentarische Wort „Auge um Auge — Zahn um Zahn“ eine furchtbare Deutung finden. Im vierten Jahre wütet der Krieg. Tausende von Gefangenen blieben und bleiben in unseren Händen, in den Händen der Gegner. Jeder bei uns im Vaterlande weiß: das ist das Kriegslos. Kaum einer wendet den Blick, wenn ein Trupp Gefangener die Landstraße quert, den Bahnhof verläßt, um in ein Gefangenenlager, an eine Arbeitstätte übergeführt zu werden. Der Deutsche liebt die fremden Gefangenen nicht, aber er achtet in ihnen schweigend die Männer, die mit Einsetzung ihres Lebens ihre Pflicht erfüllten gegen ihr Vaterland. Und bei unseren Gegnern und bei den französischen Kulturträgern zumal? Ein Festtag ist's des menschlichen Tiers, wenn Gefangene eingebracht und wie Spießrutenläufer durch die Massen der Bevölkerung getrieben werden, preisgegeben dem Unflat der Beschimpfungen, den tätlichen Angriffen niederster Gattung. Verlumpte Kerle schlagen auf sie ein, Weiber treten sie in die Hacken, Damen speien ihnen ins Gesicht, wenden den Rücken und schwenken die Röcke hoch. Und die Begleitmannschaft lacht sich schlaff wie im Theater. Auf den Arbeitstätten aber, in den Häfen, in den Bergwerken, schreckt man vor keinem der schimpflichsten Mittel zurück: Stockhiebe, Hunger, Schlafen auf bloßer Erde in Fieber und Schüttelfrost. Denkt an die Kulturerfindung des „Tambour“, des kleinen Zeltes, das den nackten Kopf und die nackten Füße des ausgestreckt Darunterliegenden der Sonnenglut bei Tag, dem Regen und der Kälte bei Nacht preisgibt. Kleine Vergehen genügten, um die Unglücklichen bei häufiger Nahrungentziehung in diese qualvollste aller Höllenstrafen zu bringen. Schweizer Ärzte, die als Neutrale eine Besichtigung der Gefangenenlager vornahmen, fanden just einen jungen preußischen Offizier, der einen Fluchtversuch unternommen hatte, auf 40 Tage „ausgestreckt“! Denkt an das „Mauerstehen“, der irrsinnig machenden Marter, die selbst Verwundeten gegenüber bis auf 60 Tage ausgedehnt wurde: Das Gesicht dicht gegen eine kahle Mauer, stehen und stehen, von der Morgenfrühe bis in die sinkende Nacht, in Sonnenhitze und Sturmeskälte, stehen und stehen, und wenn die Knie zittern, wenn das Hirn sich dreht, einen Kolbenschlag. Denkt an die ungezählten Verbrechen gegen jedes Völkerrecht: Das Vortreiben zur Arbeit in der Feuerzone, um die deutschen Batterien zu zwingen, ihr Feuer einzustellen oder ihre eigenen wehrlosen Brüder hinzumähen. Denkt an die Feigheit der Verteilung gefangener deutscher Offiziere auf die berüchtigten „Hospitalschiffe“ zum Schutze der Granatentransporte gegen die Torpedos unserer U-Boote. Und denkt an die noch größere Niedertracht der Belegung großer, hellerleuchteter Schuppen im Ge-

biet der Kampffront mit Hunderten deutscher Gefangener, die den Bomben unserer Fluggeschwader zum Opfer fallen mußten, damit sich die nahegelegenen feindlichen Lufthallen, in tiefes Dunkel gehüllt, in schmählicher Sicherheit wußten. Denkt an das alles und an die Tausende unserer Bundesbrüder, die nach der Reinfegung Serbiens, zu Skeletten abgemagert und mit widerlichen Krankheiten behaftet, aus Schmutz und Ekel hervorgekrochen kamen, an die Tausende, die im weiten Rußland, im öden Sibirien spurlos verschollen, verstorben und verdorben sind, an die hündischen Heldentaten der Belgier und Engländer gegenüber den Zivilinternierten in den Kolonialgebieten, an das Weinen gepeinigter Frauen, an das Sterben der Kinder. Denkt an die Mörderbande des „King Stephan", des „Baralong"! Und dann wollen wir den Anfangsatz noch einmal sprechen, laut und vernehmlich vor Gott und vor aller Welt, die sich durch französisches Kulturgerede und englische Heuchlerkniffe immer wieder benebeln läßt: Die wahrhaftige sittliche Gesinnung eines Volkes spricht sich in der Behandlung seiner Gefangenen aus. —

Nicht um Schauder zu erregen, schrieb ich dies nieder. Es ist der Krieg ein traurig Handwerk. Aber ein Unterschied ist zwischen dem Handwerker, der selbst unter den traurigsten Verhältnissen redlich seine Pflicht erfüllt, und den traurigen Burschen, die dem Ernst des Handwerks entsprungen sind, trunken die Landstraßen füllen und marodierend hinter den Hecken liegen. Nein, ich schrieb diese wenigen Zeilen aus der Fülle der Geschehnisse nieder, um den vielen, vielen im Vaterlande zu sagen, daß ein Unterschied ist zwischen unserer Gesinnung und der der anderen, ein Unterschied, der bestehenbleiben wird auch nach dem Kriege, und der uns anspornen soll, alles Weichliche, alles Zersetzende abzutun und uns in stählerner völkischer Gemeinschaft zusammenzuschließen gegen alles, was da kommen mag, und was abprallen wird an unserem blanken und harten Ehrenschild.

Vom Isonzo zur Piave.

Von Dr. Jos. C. Wirth.

K. u. k. Kriegspressequartier.

Ein einziger vergleichender Blick auf die Kriegskarten der italienischen Front vom Oktober und vom November 1917 macht den ungeheuren Erfolg klar, den die Isonzooffensive der Verbündeten im ersten Schwung und Ansturm erzielt hat — einen Erfolg, der selbst die sonst mit Beschönigungsgründen so reichlich versehenen Staatsmänner und Zeitungen der westlichen Entente diesmal zu ingrimmiger Anerkennung gezwungen hat. Zwei italienische Armeen in Stücke geschlagen, fast ihr gesamtes Material entweder zertrümmert im Straßengraben oder wohlerhalten in den Beutesammelstellen des Verfolgers, die fruchtbare venezianische Ebene bis zur Piave erobert, der weitgeschwungene Bogen der venezianischen Alpen vom Feind frei, die Front um rund zweihundert Kilometer verkürzt — das sind, in kurzen Worten, die Ergebnisse dieser letzten Kriegswochen, die, nach Schnelligkeit und Umfang der Beute, den größten Sieg in diesem größten aller Kriege gebracht haben. Und so gewaltig sprechen diese Tatsachen, daß im gegnerischen Lager das Geschrei von der zunehmenden Schwäche der Mittelmächte wie mit einem Schlag verstummt ist: der Fluch der Lächerlichkeit träfe jeden, der heute noch darein einstimmte.

Der kühne und mit rücksichtsloser Kraft in die Tat umgesetzte strategische Gedanke, der zu diesem völligen Zusammenbruch der italienischen Ostarmeen führte, gehört heute bereits als neues Ruhmesblatt der Kriegsgeschichte an. Dort, wo sich die Italiener am sichersten glaubten, weit im Norden ihrer gewohnten Kampffront, im rauhen Bergland westlich von Flitsch und Tolmein, riß der unwiderstehliche Sturmbock deutscher und österreichisch-ungarischer Divisionen die klaffende Lücke in die Reihen des Generals Capello, zwang in weniger als drei Tagen die Hunderttausende der zweiten und dritten italienischen Armee zu überstürzter Flucht und führte die Verfolger im ununterbrochenen Schwung bis nahe an den Bannkreis Venedigs. Die Anlage der Offensive und die vielleicht in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Sorgfalt bei ihrer Vorbereitung ist heute kein Geheimnis mehr und allgemein bekannt. Aber wir wissen noch mehr: wir kennen nunmehr auch den Gedankengang der gegnerischen Führung, wir wissen, wie es kam, daß sich der italienische Zusammenbruch so schnell und in solchem Umfang vollzog. Erst dann ist eine Schachpartie ganz klar, wenn nicht nur der Sieger seine genialen Züge, sondern auch der Verlierende die Beweggründe seiner falschen Gegenmaßregeln erklärt hat. Im Krieg sind solche Feststellungen meistens einer viel späteren Zeit vorbehalten. Diesmal haben uns die Italiener alsbald aufgeklärt — allerdings nicht freiwillig, sondern von der Hast und Not verzweifelter Stunden gezwungen. Als General Capello in stürmischer Regennacht sein Hauptquartier Cormons verließ, um sich im allerletzten Augenblick vor der heranbrechenden Sturmflut in Sicherheit zu bringen, da konnte er nicht daran denken, seine in zweieinhalb Kriegsjahren zu hohen Stößen angeschwollenen Geheimpapiere mitzunehmen, und selbst der Befehl, sie zu vernichten, blieb in der schrecklichen Verwirrung des Augenblicks unbeachtet. Tagebücher und Geheimakten, bis in die ersten Tage der Offensive reichend, fielen in die Hand der wenige Stunden nachher einrückenden Verfolger. Und offen liegen die Gedanken und Pläne des gegnerischen Feldherrn nun zutage.

Das Archiv der Nachrichtenabteilung der zweiten italienischen Armee liefert den Beweis für die unglaublichste aller Tatsachen: General Capello hat von den Vorbereitungen gegenüber seiner Front gewußt, er war sogar — allerdings erst knapp vor dem Beginn der Offensive — von dem vermutlichen Angriffsraum und der hauptsächlichen Stoßrichtung unterrichtet, aber — er hat alle diese für ihn unendlich wichtigen Nachrichten als unwahrscheinlich abgelehnt und sich kurzerhand geweigert, sich nach ihnen zu richten. Am 15. Oktober schreibt Capello in seinen Abendbericht, daß trotz aller scheinbar auf das Gegenteil hinweisenden Nachrichten und Kombinationen mit voller Sicherheit der Gedanke an eine nahe bevorstehende Offensive des Feindes fallen zu lassen sei, und daß man den Angriff schlimmstenfalls für einen späteren, vorläufig noch gar nicht absehbaren Zeitpunkt erwarten könne. Am 22. erfährt er sogar Genaueres über die Anmarschwege der deutschen Divi-

lonnen des Generals v. Below, hört, daß sie im Raum Flitsch — Tolmein angreifen sollen. Er ändert seine einmal getroffenen Anordnungen nicht, stellt nur zur Sicherung gegen den „unwahrscheinlichsten Fall“ ein paar Reservebrigaden hinter den Kolowratrücken, wenig zuverlässige Truppen, die ihm denn auch während der Kämpfe am 24. und 25. Oktober glatt nach Westen zu ausreißen. Der Führer der zweiten italienischen Armee hat sich, vielleicht von seinem Vorgesetzten Cadorna beeinflußt, in den Gedanken verbohrt, daß eine großangelegte Offensive der Verbündeten nur aus Tirol kommen könne, ein Angriff am Isonzo aber höchstens mit der Absicht unternommen werden würde, die gefährdeten Verteidigungslinien auf dem Bainsizzaplateau zu verbessern. Am mittleren, nicht am oberen Isonzo erwartete er also trotz aller dem widersprechenden Nachrichten den Angriff, dort häufte er seine Massen an. Als er endlich am 25. Oktober, nach einem Tag und einer Nacht voll Verwirrung und Ratlosigkeit, die Lage klar erkannte, war es zu spät zur Umkehr. Der kraftvolle, aber von der zweiten k. u. k. Isonzoarmee des Generals v. Henriquez standhaft abgewehrte Gegenangriff auf dem Bainsizzaplateau war ein Stoß in die Luft gewesen, in Flanke und Rücken standen, weit in die westlichen Täler vorgeschoben, die deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen des Generals v. Below, die bereits Marschleistungen vollbracht hatten, wie sie noch nie ein italienischer Führer erträumt hat. In Trümmer geschlagen flutete die zweite italienische Armee zurück, riß auf der Flucht die dritte mit sich. Die zwölfte Isonzoschlacht war verloren, der Rückzug in und durch die venezianische Ebene begann.

Man kennt die Ereignisse während dieses Rückzugs, der bis zum Tagliamento nichts anderes war als eine wilde, regellose Flucht, ein Rennen um Leben oder Tod. Der Versuch, sich noch östlich des großen Flußhindernisses zum Kampf zu stellen, endete für die Italiener mit einer neuen, besonders schweren Niederlage: deutsche Abteilungen, die von Udine aus, statt weiter nach Westen zu marschieren, nach Süden eingeschwenkt waren, erschienen überraschend an den Tagliamentobrücken bei Codroipo, und es blieb nur eine letzte Rettung: die Brücken zu sprengen und das ganze Material der überreich ausgestatteten zweiten Armee zusammen mit einem großen Teil des Kriegsgutes der dritten seinem Schicksal und dem Verfolger zu überlassen. Es ist schier unmöglich, mit Worten zu schildern, wie die von Udine und Palmanova nach Codroipo und zum Tagliamento führenden Straßen in diesen ersten Novembertagen aussahen. Ja, selbst die besten photographischen Aufnahmen vermitteln nicht den vollen Eindruck, weil sie wohl einzelne Stellen, aber nicht die gewaltige Größe des mit Material und Ausrüstungsgegenständen buchstäblich bedeckten Gebietes zeigen. Drei Kilometer vor Codroipo waren wir nicht mehr imstande, mit dem Automobil — selbstverständlich einem erbeuteten italienischen Wagen — weiter vorwärts zu kommen, nachdem wir uns die letzten zehn Kilometer mühsam durch den liegengebliebenen italienischen leichten Train, dessen Pferde zu Hunderten erschossen in den Geschirren lagen, durchgearbeitet hatten. Wo die Zone der Geschütze begann, wurde die breite Straße zur Barrikade. Ein paar hundert Meter noch wand sich der kleine zweirädrige Karren mit unserem Gepäck durch eng zusammengedrängte Batterien verlassener schwerer und leichter Geschütze, dann ging es auch so nicht mehr weiter: neben der Straße, die mit Automobilen, Wagen, Kanonen, Ausrüstungsgegenständen, Wäsche, Drucksachen, wollenen Unter- und Oberkleidern, Schuhen und — Handgranaten vollkommen bedeckt war, suchten wir über das freie Feld unseren Weg. Bis zum Ufer des Tagliamento, auf allen nach Westen führenden Hauptstraßen dasselbe Bild, dieselben Zeichen einer alles Maß und jede Vorstellung übertreffenden Niederlage. Die Industrien Englands, Frankreichs und Amerikas hatten die italienischen Isonzoarmeen reich, ja überreich ausgestattet — was davon über den Tagliamento entkommen war, besaß außer ein paar leichten Kanonen nur das, was es auf der bloßen Haut trug. Und in den Straßengräben Venetiens lag nicht viel weniger als der Ertrag einer ganzen italienischen Kriegsanleihe, lagen die Milliarden. . . .

Der Widerstand am Tagliamento, an der von den italienischen Militärs immer für ungeheuer stark erklärten zweiten Verteidigungslinie, war nicht von langer Dauer. Schon am 5. November erzwang sich General v. Henriquez den Übergang bei Codroipo, nachdem das Feuer der zur Verblüffung der Italiener schon herangekommenen 30,5-Mörser Infanterie und Maschinengewehre aus den permanenten betonierten Stellungen verscheucht hatte. Bei Latisana ging die erste k. und k. Isonzoarmee über den Fluß, im Norden hatte Below mit der ihm unterstellten österreichisch-ungarischen Gruppe Kraus den Weg über Gemona hinaus fortgesetzt, dessen Festungsgeschütze längst an die Isonzofront gewandert und dort erbeutet worden waren. Während im Süden, von kleineren Kämpfen an Flüssen und Kanälen abgesehen, der Vormarsch bis zur Piave ohne größere Hindernisse vor sich gehen konnte, verschob sich das Schwergewicht der Verfolgungschlacht immer mehr nach Norden in den die Ebene umschließenden Halbkreis der venezianischen Alpen. Dort drückten die von der Kärntner Grenze kommenden Truppen der k. und k. 10. Armee des Feldmarschalls v. Krobatin kräftig nach Süden, während sich schon die quer durch verschneite Berge und Täler marschierenden Divisionen der Generale v. Below und v. Kraus zum Flankenstoß auf die zurückweichende italienische erste Armee anschickten. Im Becken von Belluno — Feltre entschied sich das Kriegsglück neuerdings gegen die Heere Savoyens. Der riesige, von der Tiroler Val Sugana bis zum Isonzo reichende Bogen der venezianischen Alpen war ausgeräumt, eine fast schnurgerade Front erreicht. Und nun begann der Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf mit mächtigen Schlägen gegen die Sperren des Brentatales loszuhämmern, deren erste, die Forts von Primolano, nicht lange widerstanden.

Um die letzte, freilich stark befestigte und vom frühen Winter unwegsam gemachte Hügelkette, die zwischen den sich einander nähernden Flüssen Piave und Brenta der Ebene von Bassano — Vicenza vorgelagert ist, tobt jetzt der wütendste Kampf. Die Italiener wissen, daß es hier auf jeden Fußbreit Boden ankommt, daß ein Durchbruch dieser festen, aber schon sehr dünn gewordenen Mauer die ganze, zäh verteidigte Piavefront zum Stürzen bringen müßte. Noch ist die versprochene französische und englische Hilfe nicht wirksam geworden, die wenigen Divisionen, die man dem mehr unwillig abgekanzelten als ehrlich bemitleideten Verbündeten gesandt hat, scheinen die Etschlinie für stärker und sicherer zu halten. Im Neuschnee der Berge zwischen Brenta und Piave wechseln Angriffe und Gegenangriffe unaufhörlich ab, aber immer weiter schieben sich die Linien der Verbündeten nach Süden.









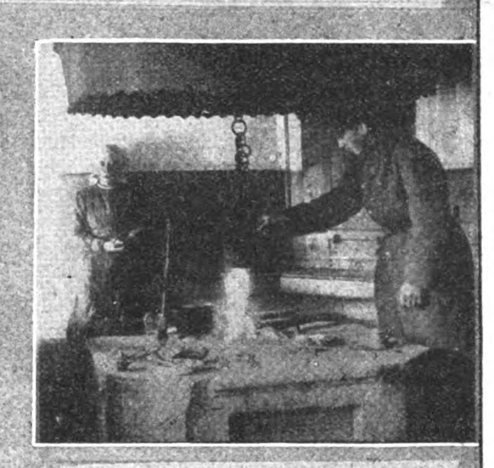
Ein Ruhetag auf dem Wege zur Piavefront.

Bayrisches Schlachtfest in Vittorio.

1. Das Opfer. 2. Zurichtung. 3. Beim Schuhplattln. 4. Beim Fingerhakeln. 5. Das Mahl.

Bild- u. Film-Amt.





„Heute zur Abwechslung Risotto!“

Weihnachtstag.

Skizze von E. Albrecht-Doussin.

Ein blauer Himmel über der weißen Froststille verschneiten Kiefernreviers.

Wo sich die schmale Schneise vom Weg zwischen die Dickungen in eine freie, goldene Schneewiese schiebt, läßt der Hauptmann Herwig seinen Braunen in Schritt fallen, denn nun wird man gleich das Dorf liegen sehen, dieses der Weihnacht entgegenträumende Dörfchen mit seinen in Schnee gebetteten Apfelgärtchen und Einzelhäusern und rotem Zwiebelkirchturm in der Mitte . . . Ja, da ist es ja schon!

Dort, die langen Dächer über schwerem Gebäudeviereck, die mächtigen Strohmieten im Feld daneben, das ist das Dominium Eckehof. Ein Flor legt sich über seine Augen, und er fühlt eine brennende Trauer. Die Glocken der Weihnacht sind Glocken der Erinnerung.

Er hatte heute einfach hierher kommen müssen, zurück zu dem Ort, wo die Liebe wohnte. Könnte er seine einsame Junggesellenweihnacht besser feiern? Vielleicht wird so sein Herz still.

Heute abend wird er in die Dorfkirche dort unten treten, an einen Platz, wo er das Eckehofer Gestühl sehen kann, denn auf dem alten geschnitzten Lehnstuhl mit violettem Samtsitz wird Edith Höfer der Christnachtpredigt lauschen, das ist doch gewiß — —

Im Wachen und Träumen sieht er dies Bild voll schwermütiger Poesie seit Wochen. Und seit Wochen sagte er sich: Wenn ich den Urlaub bekomme, hält mich nichts, ich muß sie wiedersehen, ich muß! Die Glocken der Erinnerung — damals war nicht Winter.

Der Hauptmann Herwig sieht umher, sieht zwischen den stillen Schneekiefern den leisen, bunten Flug der Dompfaffen, Ammern, Meisen; hört die feinen Wisperstimmchen der Goldhähnchen überall unter Wipfel- und Astschwere, von der es manchmal auf ihn herabflockt, kühl, lautlos, weich — — in Silber aufbrennende Schneesternchen, die auf seinem Mantel liegenbleiben. Nein, damals stand Rosenduft dort unten auf dem Weg zum Eckehof.

Aus aufgeblühten, vollen rosa Bauernrosen kam er, in die ein Windzug griff. Er ließ sein Pferd dicht an die Gartenmauer herangehen und blickte hinein in einen roten Garten vor einem schweren, alten Gutshaus. Ein Mädchen stand da weiß im Rosenrondell. Ruhig und voll stolzer Verschlossenheit war ihm das schmale, brünette Gesicht zugekehrt, und metallblau traf ihn ihr Blick.

Er hatte das Gefühl, auf einen Privatweg geraten zu sein, aber er wagte nicht, das Mädchen im Garten mit einer Frage oder Entschuldigung anzureden. Und ehe er noch zu einem Entschluß kam, war er vorbei. Er wandte sich dann noch einmal um nach dem großen eisernen Gittertor. Sie stand noch auf derselben Stelle und sah ihm nach. Eine ganze Weile hatte er das Gesicht in Gedanken und das im Sommerwind wehende weiße Kleid. —

Der Weg an der Mauer war nicht verboten. Er hatte sich im Städtchen, in das sein Ersatzbataillon kriegseinquartiert war, erkundigt — auch nach der Dame — Edith Höfer — schön — unnahbar — vermögenlos — also nichts für ihn, registrierte rasch und sachlich sein Verstand.

Dennoch ritt er wenige Tage darauf denselben Weg. Und abermals war sie im Garten. Und er sah, daß ihr Gesicht wie in rotes Licht getaucht wurde bei seinem Gruß, sah es mit einem süßen Rieseln durch seine Nerven. — Und wieder und wieder zog es ihn dorthin. Und jedesmal spürte er, es griff etwas von ihr zu ihm.

Es dauerte aber lange, bis er vom stummen Gruß das erste Wort fand, und noch viel länger, bis sie sich durch die rostigen Eisenstäbe des Mauertores in tiefem Ernst unterhielten, während der Braune den Trensenzügel durch das Weggras schleifte. Und dann wußte er es. Sie war ein Geschöpf, heiß und keusch, mit nie verschenkten Lippen und Herzen trotz ihrer siebenundzwanzig Jahre. Aber sie verschenkte sie jetzt. Ihm. Liebte er sie?

Es erfüllte ihn mit unnennbarem Hochgefühl, daß sie ihn liebte. Er vermochte nicht dem Augenblicksglück zu entsagen. Schöner, reicher, stolzer dünkte ihn das Leben, in das der Zufall diesen fremden Mädchennamen schrieb. Er fragte sich nichts. Er warb ja nicht. Er nahm mit beiden Händen die süßen, schweren Köstlichkeiten einer erblühten Leidenschaft.

Jeden Tag konnte er wieder ins Feld an den Feind kommen. Ob er zum zweitenmal, nur mit einer mäßigen Verwundung, heimkehrte? Nein, man hatte den Tod in Berechnung zu ziehen. Und vorher? — — „Oh, leben, leben und sich selbst gesteigert empfinden mit des Herzens heißerm Takte!“ Und Edith Höfer fragte auch nichts. Wie betäubt stand sie unter der Wucht seiner Persönlichkeit und unter der Gewalt ihres jähen Erwachens.

Feuer umloderte sie, wenn er durch die kalten Eisenstäbe ihre schmale Hand an die Lippen riß, wenn sein wilder Puls an ihrem wilden Puls klopfte. Für sie war „er“ der Mann, der ihr bestimmt war von Anbeginn.

„Was hast du getan seit unserm letzten Sehen?“ fragte er.

„Nichts, ich liebe“, sagte sie.

„Was hast du gedacht?“

„Nichts als dich.“

Dunkelweich klang ihre verhaltene Stimme. Leidenschaftlich umspannten ihre Finger sein Handgelenk, gruben sich ihre Nägel in sein Fleisch: „Ich liebe dich, ich liebe dich.“ Wie oft brach es über ihre weichen, heißen Lippen.

Die blauen Tage flogen durch den Juli. Tage schweren, goldenen Glückes.

Der Abschied kam. Noch nicht das Ausrücken, erst das Kommando nach dem Truppenübungsplatz.

In stummer Qual küßte sie ihn. Auch er spürte sein Herz schmerzhaft schlagen. Wann sah er sie wieder? „Kommst du auf einen Tag, wenn ich dich rufe?“ fragte er unsicher.

„Ja!“ sagte sie ohne Besinnen.

Er jubelte auf: „Das soll ein wunderbarer Tag werden!“

Sie kam. Und brachte seiner heißen, sehnsüchtigen Erwartung das Wunder ihrer Liebe mit. Er fühlte sich beseligt wie nie in seinem Leben, als er ihr, Arm in Arm, sie beide ganz allein in dem bunten Hin und Her der Menschen, die fremde Stadt zeigte, mit ihr hier und dort zu kurzer Rast einkehrte und jeder Blick und jedes Wort von ihr zu ihm voll herzklopfender schwerer Süße und Bedeutung war. Auf einer Parkbank saßen sie dann, wo in einer goldenen Flut von Blättern alte Herbstkastanien auf dem Rasen standen und sich im funkelnden Abendwasser spiegelten.

Dort fragte sie plötzlich: „Liebst du mich, wie ich dich liebe?"

Er küßte ihre Hand.

„Nein, sprich," forderte sie „gib mir die Antwort wie einen Schwur, ich muß es wissen, Liebster."

„Ja, Edith."

Sie sahen sich an. Ihre großen, blauen Augen waren ganz dunkel. „Liebst du mich anders als die andern, die in deinem Leben waren?"

Anders? Er dachte an das graziöse kleine Geschöpf, das ihn vor nunmehr drei Jahren so in Atem gehalten hatte, das ihm soviel bittere Schmerzen machte in ihrem stets wechselnden Auf und Ab des Gefühls, bis sie ihn schließlich — zu alt für ihre zwanzig Jahre befand.

Etwas von jenem Zorn und jenem Rausch zuckte empfindlich in ihm auf, und ohne sich Rechenschaft zu geben, erzählte er Edith von jenem entzückenden Mädel, das ihn schnöde verriet. Sie unterbrach ihn mit keinem Wort. Das Herz erstarrte ihr bei seiner Eröffnung und besonders bei dem unbewußt erregten Ton seiner Stimme. Endlich schwieg er und sah sie, fast Teilnahme heischend, an.

Sie hielt die Stirn tief gesenkt. „Ist keine Möglichkeit, daß du sie noch erringst?" fragte sie langsam.

„Ach wo, sie ist ja längst wieder anderweitig verlobt", erwiderte er schroff.

Sie stand auf. Totenbleich war ihr Gesicht. „Komm!"

„Wohin denn?"

„Ich will nach Haus fahren", sagte sie erloschen.

„O mein Liebling, ich habe dir weh getan!" rief er erschreckt aus.

Doch sie wehrte ihn ab. Kein Bitten, kein Beteuern stimmten sie um. Er hätte sich schlagen mögen! Dunkel begriff er sie. Wenn er auf ihre Frage geantwortet hätte: „Ich will sie ja heut gar nicht mehr erringen, ich bin längst von dieser Torheit geheilt. Ich liebe dich und denke nichts anderes —" Jawohl, dies erwartete sie! Und es wäre die Wahrheit gewesen! Er hatte eine unermeßliche Dummheit begangen. Mein Gott, waren die beiden zu vergleichen? Kiesel und Edelstein. Spiel und Liebe. O diese Liebe nicht verlieren! Diese königliche Liebe!

„Höre mich an, Edith, höre mich an", flehte er heiß und leise.

Sie ließ ihn ruhig reden. Aber es war, als vernähme sie seine Worte nur mit dem äußeren Ohr. Sie hatte keine Erwiderung. Mit tiefgesenkter Stirn schritt sie, wie geistesabwesend, neben ihm her dem Bahnhof zu. Und mit dem nächsten Zug fuhr sie wirklich ab. —

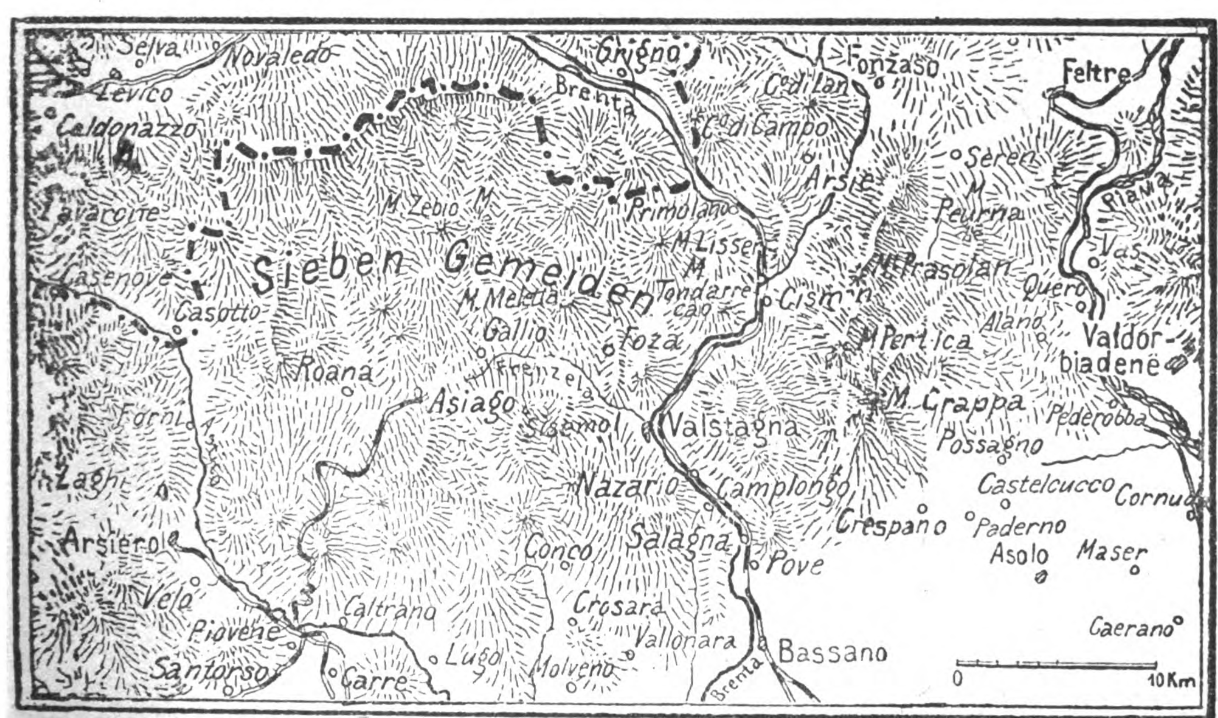
Und dann kam er wieder an die Front und lag monatelang im Schützengraben in eiserner Pflicht und großen Erlebnissen. Noch mehrere Male versuchte er eine schriftliche Verständigung, doch ohne je Antwort zu erhalten. Groll mischte sich in seine Sehnsucht. Er versuchte sie zu vergessen. Und — konnte es nicht.

Und nun ist Weihnacht. Und er in der Heimat. Heut läuten die Glocken Erinnerung am lautesten im ganzen Jahr. Heut sucht Liebe Liebe.

Die Sonne geht unter. Das brennende Silber des Schnees löscht rasch aus in blauviolette Schattentiefen, eisig atmet der Wald aus. Da biegt der Hauptmann in die Dorfstraße, stellt sein Pferd in den Wirtshausstall und setzt sich einstweilen in die leere Gaststube ans Fenster. Nun heißt es warten, was die Stunde bringt. Der Wirt erweist sich als ein so freundlich gesprächiger Mann, daß er sich schließlich getraut, ihm einige Fragen zu stellen.

„Nein, das Fräulein ist weder verlobt noch verheiratet, lebt ganz still für sich seit des alten Herrn Tod im vorigen Jahr. Und wenn dem Herrn Hauptmann daran gelegen wäre, so wüßte er, daß sie augenblicklich mit dem Küster in der Kirche drüben die Tannen zur Christnacht aufstellte. Schöne, kerzengerade Bäume aus dem Eckehofer Forst. Er hätte doch ihrem Schlitten begegnen müssen? . . ."

Sie ist drü — — Der Hauptmann ist emporgeschnellt.



Karte zu dem österreichisch-ungarischen Vorgehen in den Sieben Gemeinden.

Nach Mantel und Mütze greifen und hinauseilen, ist eins. Sein Herz geht wie wahnsinnig. So nahe ihr, und er sollte nicht zu ihr hin? Welche Unnatur! Nein, das ist Fügung! Ein Ihm-die-Hand-Reichen des Schicksals! Jählings spürt er eine helle, vertrauende Kraft in sich selbst, wieder einen Grund unter den Füßen. Und es ist ein beinahe befreites Ausschreiten, womit er die kurze Strecke bis zur Kirche zurücklegt.

Aus dem Kreislauf seiner Gedanken ist in diesem Augenblick alles ausgeschaltet bis auf das eine wilderschütternde: Jetzt sehe ich sie, jetzt werde ich bei ihr sein.

Die schmale Seitentür ist nur angelehnt, und er tritt ein und bleibt im Mittelgang mit auf der Brust verschränkten Armen bewegungslos stehen.

Da ist Edith Höfer; am Altar vor den beiden, nur mit einem Goldstern auf ihrer höchsten Spitze besteckten Tannen steht sie im Licht der dämmerigen Kirchenfenster. Die feine, stolze Gestalt im dunklen Pelz ist ihm abgewandt, aber ihre Stimme kommt süßvertraut zu ihm her durch den hohen, kalten Raum. „Nein, keinen bunten Tand, es sind doch Kriegsweihnachtsbäume, stehen sie nicht da wie die junge, starke, deutsche Hoffnung — — ? Und das soll nicht schön sein? . . .“

Aber dem alten Mann gefallen sie so nicht, er macht Einwendungen. Die schönen Goldpapierketten wären doch da — und auch das Engelshaar noch vom vorigen Jahr, viele Leute putzten diesmal den Kindern kein Bäumchen, da wollten sie doch in der Kirche was zu sehen haben — —

„Da holen Sie das nur“, erwidert sie nachgiebig. Plötzlich dreht sie sich um, als spürte sie dunkel die Anwesenheit eines dritten. Und nun werden ihre Augen weit vor Schreck, und dann schließt sie sie und greift nach der Bank neben sich.

„Edith!“ Nur ihren Namen kann er nennen. Er fühlt es wohl, sie empfindet seine Anwesenheit als eine Ungeheuerlichkeit, und er muß ihr Zeit lassen, sie zu begreifen, sie möglich, sie selbstverständlich zu finden — wenn — er sie liebt mit der einen Liebe, die nie vergehen kann, die wie ein Wunder ist auf dem dunkel verschlungenen Weg des Lebens.

Seine Blicke umklammern sie. Sie scheint den Halt zu verlieren und läßt sich auf die Bank fallen. Und plötzlich schlägt sie mit einer hoffnungslosen Gebärde die Hände vor das Gesicht. Da ist er bei ihr und umfängt sie mit beiden Armen: „Edith!“ Er reißt hart ihr Gesicht an das seine: „Erkenne, daß wir uns gehören für Zeit und Ewigkeit“, stammelt er rauh.

„Ich liebe dich“, schluchzt es aus ihr heraus.

Ein unbeschreibliches Entzücken durchbraust ihn. Sie ist dieselbe geblieben! Nur diese eine Antwort konnte Edith Höfer geben. „Ich liebe dich.“ Er hebt sie zu sich empor mit einem Laut des Glückes, und seine Lippen pressen sich auf ihren heißen, weichen, schluchzenden Mund.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

An der Ostfront nehmen die Verhandlungen ihren Lauf. Zu Beginn der Woche trat zunächst an zahlreichen Abschnitten örtliche Waffenruhe ein. Auf der Linie Pripet-Lipa wurde mit russischen Heeresteilen Waffenstillstand ausgemacht. Eine russische Abordnung traf im Befehlsbereich des Oberbefehlshabers Ost zu Waffenstillstandsverhandlungen ein. Die Verhandlungen wurden eingeleitet in bezug auf die russisch-rumänische Front zwischen Dnjestr und Schwarzem Meer. Es wurde Waffenruhe zwischen Deutschland-Österreich und Bundesgenossen einerseits und Rußland anderseits für die Zeit vom 7. bis 17. Dezember vereinbart. So lauteten in kurzem Auszuge die Meldungen der Woche. Es handelt sich um die Ausschaltung eines gewaltigen Abschnittes unserer Gesamtfront, wenn man in Betracht zieht, daß der in Frage stehende Teil auf europäischem Boden in der Luftlinie mehr als 1500 Kilometer ausmacht. Wie die Entwicklung sich weiter gestalten mag, so viel steht nun schon fest, daß uns eine hochbeträchtliche Entlastung zugute kommt. Unsere Führung wird gewiß nicht zögern, die Stärkung ihrer Handlungsfreiheit auszunutzen.

Hinzu kommt der Gewinn an der italienischen Front. Die Frontverkürzung in Venetien ist ein Vorteil, der uns sehr zustatten kommt. Und nur uns kommt er zustatten, denn die italienische Stellung ist äußerst ungünstig infolge ihrer ständig bedrohten Flanken und durch die Unsicherheit über die örtliche Wahrscheinlichkeit weiterer Durchstöße. Auch in dieser Beziehung brachte die Woche neue Meldungen zu unsern Gunsten, aus denen hervorging, daß wir keineswegs dort Ruhe geben. Am 4. Dezember wurden die Berggruppen von Badelecche, Tondecar, Miela genommen, am 5. der Monte Zomo, der Monte Castelgomberto und die Stellung bei Foza, d. h., die Melettastellungen sind uns zugefallen. Es wurden elftausend gefangene Italiener aus diesen Kämpfen gemeldet. Dann wurde der Monte Sisemol gestürmt. Abermals viertausend italienische Gefangene. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Italiener sich in ihrer Bedrängnis an keiner Stelle rühren können, ohne sich eine gefährliche Blöße zu geben. So schwebt über Italien unabsehbares Verhängnis, nachdem es die Vernichtungsschläge empfing, mit denen wir nicht nur jede Bedrohung Triests abgewendet haben, sondern dem Feinde hart auf den Leib gerückt sind, ihn in die äußerste Enge getrieben haben.

Vor allem aber brachte die Woche einen hochbedeutsamen Erfolg über die Engländer. Der großartig beabsichtigte englische Durchbruch bei Cambrai war in Wirklichkeit kaum ein Einbruch zu nennen gewesen. Wir sahen die feindliche Gruppe als kleinen Splitter in Form eines stumpfen Keiles in unserer Außenfront stecken. Dieser Keil, gegen den unsere Kräfte auf beiden Flügeln zu Druck und Stoß schnell bei der Hand waren, war, kaum eingedrungen, bereits in der Lage, mit einer umfassenden Abschnürung rechnen zu müssen, also gewissermaßen als Fremdkörper eingekapselt zu werden. Dicht zusammengeballt standen die englischen Massen der Wirkung unseres nach innen zusammengefaßten allseitigen Artilleriefeuers ausgesetzt. So entschlossen sich die Engländer angesichts drohender Vernichtung zum Rückzug. Das waren die Kämpfe bei Masnières, bei Gonnelieu, Villiers-Guislain und Vendhuille. Ferner die weiteren Kämpfe bei Paschendaale, bei Inchy und Bourlon und bei Vacquerie und schließlich die Kämpfe an der Strecke Cambrai—Bapaume usw., von denen die Berichte der Woche meldeten. Ein erzwungener Rückzug in voller Form war es unter schärfster Verfolgung unserer siegreichen Truppen. Der Fremdkörper ist von uns ausgestoßen und dabei gehörig zersplittert worden. An Gefangenen allein wurden mehr als 9000 Engländer sehr bald gemeldet, dazu 148 Geschütze und die außergewöhnlich hohe Zahl von 716 Maschinengewehren. Die Schlacht bei Cambrai bildet eine neue schwere englische Niederlage unter blutigsten Verlusten und einen vollen Sieg der deutschen Waffen.

Inzwischen brannte es in London wieder heftig infolge einer Heimsuchung durch unsere Luftflotte.

Es war eine ergiebige Woche. X.



Nummer 50.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1707.





Nach einem Gemälde des Akad.-Malers Jost.

Generalmajor Freiherr v. Waldstätten,

Chef der Operationsabteilung im österreichisch-ungarischen Generalstab, erhielt den Orden Pour le Mérite.



Geh. Ober-Reg.-Rat Nentwig,
der neue Leiter der Abteilung „Kunst und Wissenschaft" im preußischen Kultusministerium.



Phot. Noestler.
Hofrat Dr. Küfner,
der neue Zweite Bürgermeister von München.



Phot. Dührkoop.
Geheimrat Carl Flügge,
der berühmte Hygieniker der Berliner Universität, feierte den 70. Geburtstag.



Phot. Dührkoop.
Dr. v. Melle,
der neue Erste Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg.



Zum Waffenstillstand im Osten: Russen vor dem deutschen Drahtverhau.



Generalmajor Ernst von Below,



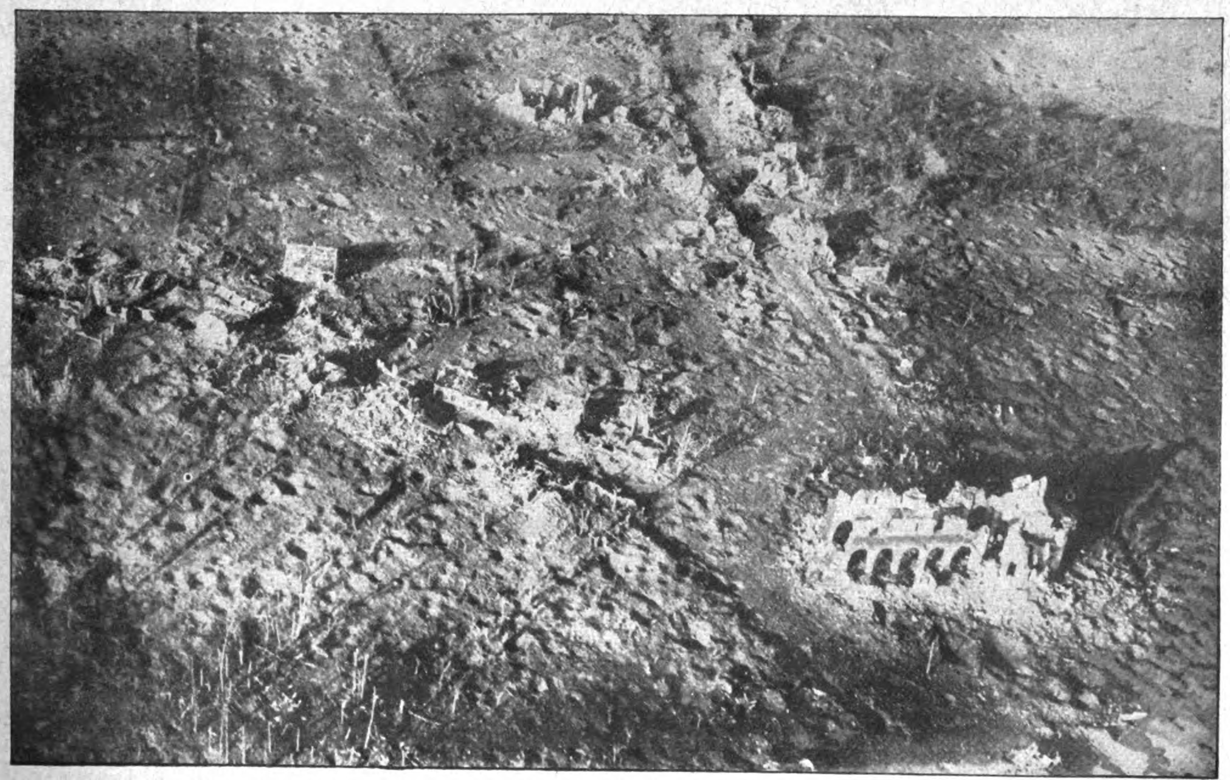
Phot. Bieber.
Generalmajor Hans von Below,
erhielten den Orden Pour le Mérite.



General d. Inf. v. Steuben,
wurde von der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig zum Ehrendoktor ernannt.



Fliegeraufnahme der Stadt Cambrai aus 2000 m Höhe.



Die Überreste des flandrischen Dorfes Passchendaele, um dessen Besitz heftige Kämpfe tobten.

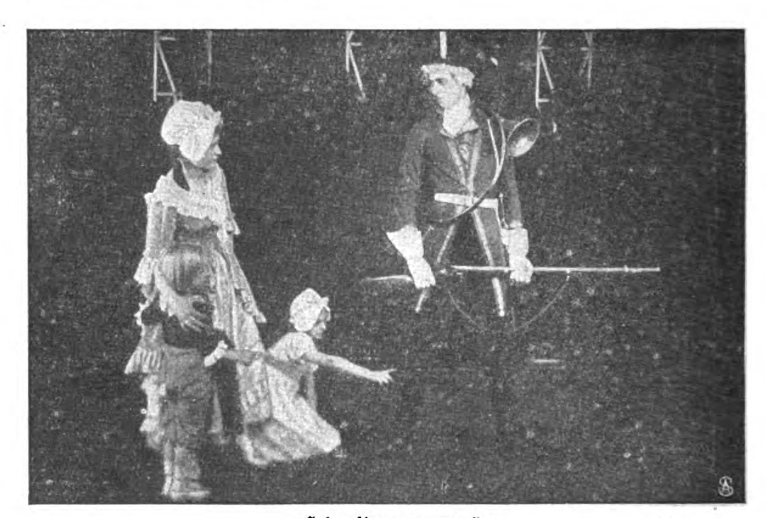
Deutsche Fliegeraufnahmen von der Westfront.



„Werthers Lotte“: Fräulein von Donop und Herr Dr. Neumann.



„Hermann und Dorothea“:
Herr Bahr und Frau Goerges.



„Schneidercourage“:
Fräulein von Pohl und Herr von der Marwitz.



„Römische Elegien“. Von links: Herr Claren, Herr von Fries, Frau von Stumm, Gräfin Micielska, Herr Netto.

Goethe-Festspiele im Reichsmarineamt zugunsten des Hilfsbundes gebildeter Frauen und Mädchen und gebildeter Kriegerwitwen.

Oberes Bild: Pieter Bruegel: Das Schlaraffenland. (310 000 M.)

Mittlere Reihe.
Linkes Bild: Roger van der Weyden: Bildnis eines Mannes. (340 000 M.)

Rechtes Bild: Jacopo Tintoretto: Bildnis des Oktavius de Strada. (230 000 M.)





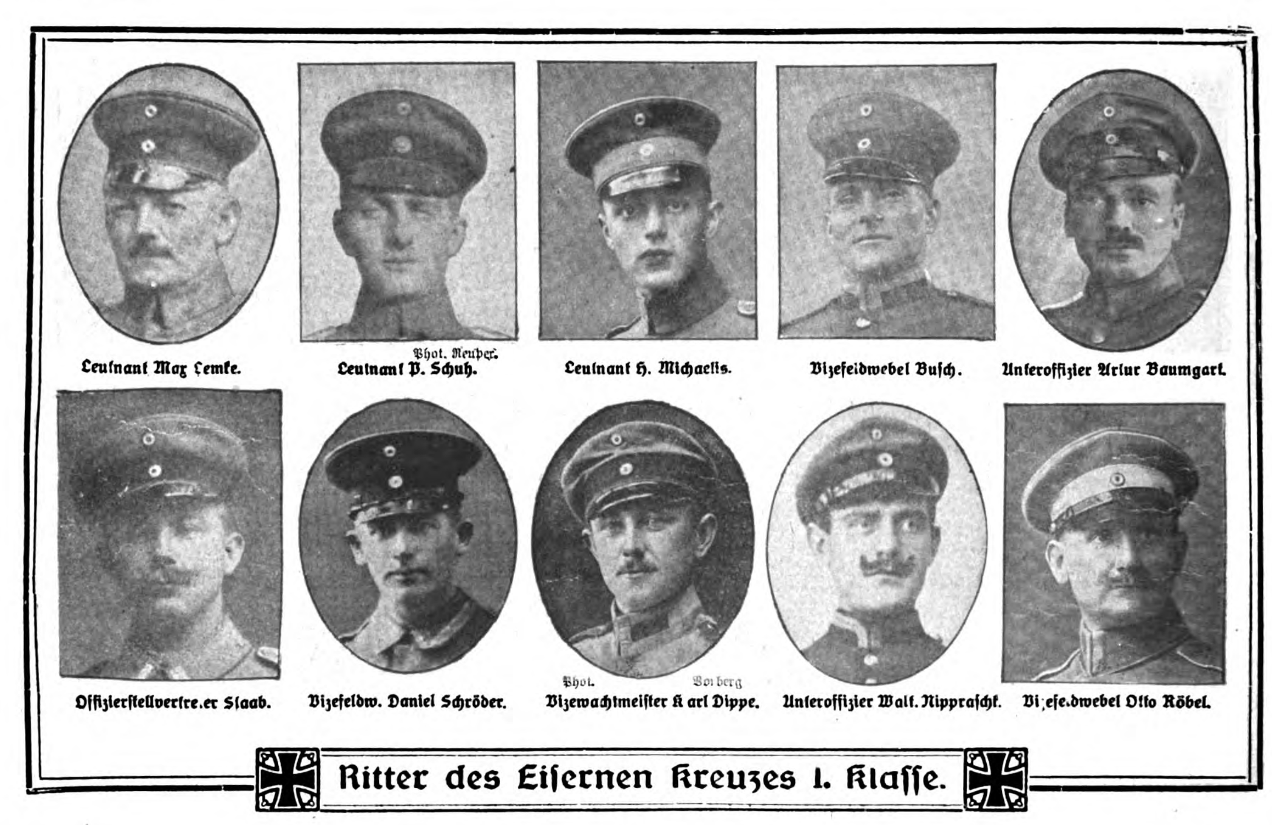


Unteres Bild: Der Meister der Ursula-Legende: Anna selbdritt mit Heiligen in der Mitte thronend, zu ihren Füßen die Madonna. (265 000 M.)

Einige der höchstbezahlten Gemälde aus der Versteigerung der Sammlung Richard von Kaufmann in Berlin.







Leutnant Max Lemke. — Phot. Neuper. Leutnant P. Schuh. — Leutnant H. Michaelis. — Vizefeldwebel Busch. — Unteroffizier Artur Baumgart.

Offizierstellvertreter Staab. — Vizefeldw. Daniel Schröder. — Phot. Sonberg Vizewachtmeister Karl Dippe. — Unteroffizier Walt. Nipprascht. — Vizefeldwebel Otto Röbel.

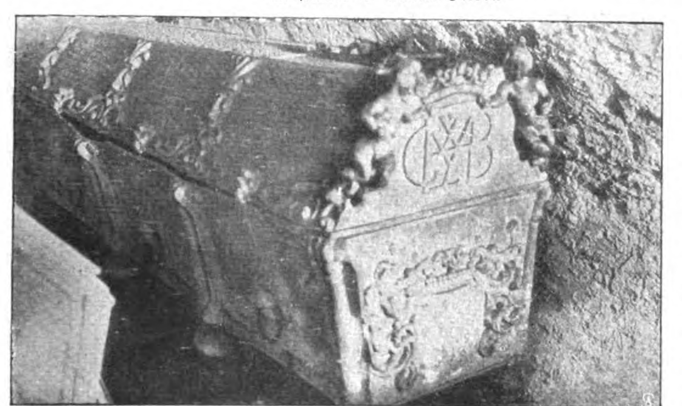
Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Der Gasschutz-Offizier prüft bei den Mannschaften einer Batterie die Gasmasken. Phot. Spelling

Revision der Gasmasken.

Schloßkastellan Schaffe (4) hält Sven Hedin (2) Vortrag über den Landgrafen von Hessen-Homburg. 1. Fräulein Balmer, Leiterin des Homburger Museums. 3 Baurat Jacobi.



Der Sarg der Landgräfin Elisabeth. Phot. Greh.

Sven Hedin als Geschichtsforscher in Homburg v. d. H.

Sven Hedin, der berühmte schwedische Forschungsreisende und Freund Deutschlands, weilte vor kurzem in Homburg wegen wissenschaftlicher Forschungen über Margarete Brahe, die nach dem Tode ihres ersten Mannes Bengt Oxenstierna mit dem Landgrafen Friedrich von Hessen „mit dem silbernen Bein" verheiratet war. Diese Marg. Brahe ist in Homburg gestorben und in der Gruft des Schlosses neben ihrem Manne beigesetzt. Sven Hedin forschte nach den von ihr nach Deutschland gebrachten Papieren und Bildern, die sich in Homburg und Darmstadt befinden. Im Homburger Museum, dessen Leiterin Frl. Balmer ihm manchen Fingerzeig über die Geschichte des Landgrafenhauses geben konnte, sowie im Schloß fand Hedin wertvolle Aufschlüsse für seine biographisch geschichtlichen Forschungen.



Büste des Landgrafen Friedrich v. Hessen-Homburg m. d. „silbernen Bein".

Die Berliner Sparkasse im Zeichen der Reform.

Das Geldsparen soll so bequem gemacht werden wie das Geldausgeben. Zu diesem Zweck errichtet die Berliner Sparkasse jetzt überall Zweigkassen, besonders in den Außenbezirken, wo die erwerbstätige Bevölkerung wohnt, und zwar in so großer Zahl, daß kein Sparer einen längeren Weg als etwa fünf Minuten zur nächsten Kasse hat. Die Berliner Hausfrau soll eine Sparkasse vorfinden in dem Umkreis, in dem sie die täglichen Bedürfnisse einzukaufen pflegt. Das Sparen wird bekanntlich vorzugsweise von den Frauen besorgt, da die Männer den Tag über beschäftigt sind. Die Verwaltung der Zweigkassen besorgen weibliche Angestellte der Sparkasse. Bei den Zweigkassen haben alle Berliner Sparbücher Freizügigkeit, das heißt, es finden Ein- und Rückzahlungen, Zinsenzuschriften usw. auf jedes Sparbuch statt, einerlei von welcher Kasse es ausgestellt ist. Die Zweigkassen werden alle Geschäfte besorgen, welche den Sparkassen obliegen.







Jani Szántó,
ungarischer Geiger, zu seiner Konzertreise in Deutschland.



Phot. E. Riemeyer.
Wilhelm Kempff,
Pianist.



Dr. phil. Erich Drach,
der neue Lektor der Vortragskunst an der Universität Berlin.



Kgl. Bayr. Kammersänger
Heinrich Knote.

Kgl. Bayr. Kammersänger
Fritz Feinhals.



Kgl. Bayr. Kammersängerin Berta Morena. — „Isoldes Liebestod" Pastellgemälde von Max Rimboeck.

Die drei Solisten des Berliner Richard-Wagner-Festabends zum Besten der Wohlfahrtskasse des Vereins „Berliner Presse".

Aus dem deutschen Kunstleben.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

6. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Der Zeitungsmann Neish diktierte seinem Geheimschreiber weiter: „Schicken Sie eine Depesche nach Mexiko, daß die ‚Heidelberg' von Cadix mit besonderem Blutdurst gegen die Spanier gewütet hat! Johns wird es drüben gleich für den ‚Partido Liberal' und den ‚Trait d'Union' ins Spanische und Französische übersetzen! Hoffentlich hilft's! Die Mexikaner sind widerspenstige Burschen!"

„Südamerika? "

„Ist der neue Film mit dem erschossenen Priester hinüber?"

„Er tut gute Arbeit, Sir!"

„Dann schicken Sie jetzt das Pariser Klischee: Der Greis mit den abgehackten Händen!"

„Die Vereinigten Staaten?"

„Wie gewöhnlich! Nehmen Sie irgendeine Seite aus dem belgischen Greuelbuch! Den vornehmen neutralen Kaufmann über die Hungersnot in Berlin! Beschimpfungen amerikanischer Ladies in den Straßen Münchens!"

„München hatten wir gestern!"

„Also wurden die Ladies in Dresden ausgeraubt! . . . Halloa . . . Guten Morgen, Morrow!"

Mr. Neish lachte aus vollem Herzen, legte den entrüsteten Kulturprotest deutscher Professoren, der ihm in die Hände gekommen, beiseite und meinte: „Sie sehen auch wohlgelaunt aus, alter Bursche!"

„Es war solch lächerlicher Anblick auf dem Weg hierher! Ueberall in den Vororten werden die deutschen Läden geplündert und die Waren vom Volk weggetragen . . . auch in Bury St. Edmunds und Sheffield machen sie gute Beute! Polizei hilft mit!"

„Notieren Sie, Gibson! Kabelspruch für das neutrale Ausland: Zynische Verwüstung britischen Eigentums in vielen deutschen Städten! Hunnengenerale mit ihren Frauen an der Spitze der Plünderer! . . . Gehen Sie auch zum Empfang des Herzogs von Chichester? Ich komme mit!"

Draußen liefen, in ihre eigenen Zeitungen eingeklappt und schreiend, die kleinen Straßenaraber: „‚Heidelberg' immer noch im Atlantik!" „Seeräuber tun gute Arbeit!" „‚Heidelberg' an die norwegische Küste gedrängt." Ihre Stimmen gellten durch die City, wo der Baronet Frederick Bacharach sich von seinem Arbeitstisch in Poultney erhob.

„Mr. Stubbs!"

„Sir Frederick?"

„Ich gehe jetzt zu meinem Freund, dem Herzog von Chichester!"

„Ganz recht!"

„Verschließen Sie die Mappe mit den Briefschaften der neutralen Schiffe und die Boykotttabellen für Amerika. Sagen Sie den Neutralen, falls heute abend noch welche vorsprechen, unsere schwarzen Listen seien fertig! Wir machten jeden neutralen Kaufmann bankrott, der sich nicht fügte!"

„Jawohl, Sir Frederick!"

Der Baronet Bararach fuhr auf seinem Weg zum Herzog von Chichester am Hause Seiner Ehrwürden des Bischofs Abbot vorbei, der als Lord des Oberhauses ein Absteigequartier in London besaß. Vor dem geistlichen Würdenträger stand oben im Empfangsraum eine bleiche und verweinte Dame und rang die Hände.

„Aber, mein Lord Bischof, die Behandlung der deutschen Zivilgefangenen in Olympia schreit zum Himmel!"

„Ich bin beschäftigt, Madam!"

„Namhafte Gelehrte liegen dort neben Londoner Verbrechern! Kranke ohne Arzt neben Gesunden auf bloßer Erde! Die Schlafdecken der Gestorbenen gibt man ungereinigt den Lebenden! Die Nahrung ist schlecht, die Behandlung roh. Es sind Greise darunter."

„Es sind alles Hunnen, meine teure Madam!"

„Hunnen? War mein Mann ein Hunne, als er zwanzig Jahre hier in England lebte, reich, angesehen, in der besten Gesellschaft . . .?"

„Warum haben Sie als Britin einen Deutschen geheiratet? . . . Er soll beten, Madam, und sich mit dem Gedanken trösten, daß es anderswo auf der Welt den Deutschen noch viel schlechter geht!"

„. . . wenn eine Frau Euer Herrlichkeit anfleht . . ."

„Sie sind keine wahre Engländerin mehr, Madam! Meine älteste Tochter äußerte heute beim Lunch, nichts wünsche sie sehnlicher, als an der Front als Krankenschwester zu dienen . . "

„Das ehrt Miß Abbot!"

„. . . denn dann fände sie vielleicht Gelegenheit, einige deutsche Verwundete zu vergiften! . . . Das mag zu weit gegangen sein, aber es kam aus einem britischen Herzen! Gute Nacht, Madam! Ich muß zum Herzog von Chichester nach Piccadilly!"

Nahe von Piccadilly, im Schatzamt hinter der Parade, dehnte dessen Junior Lord Mr. Grenville,

Mr. P., seine langen, schon in Seidenstrümpfen und Lackschuhen steckenden Beine und gähnte.

„Teuer, diese kleinen Köter — Graham!"

„Bald hat jeder Portugiese seinen Sovereign in der Tasche!"

„Wo steckt eigentlich Charley?"

„Nach Athen! Mit Schecks für Venizelos!"

„Ich dachte, dort sei Fairtlough?"

„Er besticht doch die Serben!"

„Wissen Sie, Graham, daß wir heute allein hundert Millionen Lire nach Rom anwiesen?"

„. . . aber das rauheste Werk ist, einen Rumänen zu bestechen!"

„Nimmt der etwa nicht?"

„Wenn er vier schwarze Pfoten statt zwei hätte, würde er mit allen vieren nehmen! Es ist betrüblich, wie wenig Schamgefühl in Bukarest ist! Nun los!"

Vor der Admiralität sahen die beiden Gentlemen den vierschrötigen Bulldoggenkopf des Admirals Sir James Warrington, R. N. Er verabschiedete sich von einem großen würdevollen Reeder aus Glasgow, dem die schottische Kirchlichkeit auf den strengen, bartlosen Zügen geschrieben stand.

„Wartet! Ich gehe mit zum Herzog!" Und noch einmal lachend zu dem Schiffseigner: „Wozu halten wir euch die See von der deutschen Handelspest rein?"

„Wohl! Und die ‚Heidelberg'?"

„Ach — die ‚Heidelberg'! Sie geht jetzt ihrem Ende entgegen! Wir haben sie bis in den nördlichen Atlantik hinaufgejagt. Dort findet sie nichts zu kapern und keine Kohlen! Nützt die Zeit, wo die Meere von Deutschen frei sind! Erhöht die Frachtraten!"

„Weise Worte, Sir James!"

„Verdoppelt jeden Monat die Kohlenfracht! Laßt die Italiener nur frieren! Sie sollen zahlen, bis sie bluten. Die Franzosen sollen bluten, statt zu zahlen! . . . Zum Wetter! Wozu haben wir denn unsere Verbündeten!"

Unter der Durchgangswölbung der Kaserne der Leibgarde zu Pferd stießen sie auf Mr. Spry, den ehemaligen Prospektor und jetzigen Minenmillionär vom Johannisburger Rand und den Obersten Scott.

„Auch unterwegs zum Herzog von Chichester? Wie steht's in Flandern, Colonel?"

„Zu viel Verluste!"

„Nachschub unterwegs?"

„Ganze Schiffsladungen aus Indien! Je weniger von den Mohammedanern Indien wiedersehen, desto besser für uns!"

„Was macht die südafrikanische Union, Mr. Spry?"

„Botha organisiert Burghers gegen die Deutschen. Hoffentlich gehen genug Buren dabei mit zur Hölle! Wir haben viel zuviel von dem Pack!"

„In der Tat: Wozu hat man seine Verbündeten?" wiederholte Sir James sinnend, während die Gentlemen durch den linden Frühlingsabend über die Mall dahinschritten.

„Rußland spendet mehrere Millionen Menschen für diesen Sommer! Aber wo bleibt Japan? Es kann Armeen opfern! Auf was warten die Portugiesen? Von den Serben ist noch reichlich die Hälfte übrig. In Griechenland ist noch mancher Mann zu finden. In Rumänien ist ein Ueberfluß an lebendem Material! In allen Weltteilen sind noch sichtbare Vorräte von Menschen! Warum führt man diese Männer nicht gegen den Drahtverhau? Nur jetzt nicht mit Leben sparen!"

„Wahrlich nicht!" sagte der Admiral. „Es wäre eine falsche Sparsamkeit! Sehen wir uns morgen auf dem Golfplatz, mein teurer Mr. Graham?"

„Ich bin traurig zu sagen: Nein, Sir James! Ich möchte einmal nach Epsom hinauslugen! Können Sie sich vorstellen, daß ich noch keine Wette für das Derby gelegt habe?"

„Und Sie, Granville?"

„Ich denke ein wenig im Solent zu segeln! Zum Fischfang ist es noch zu früh!"

Um die Gentlemen herum war doch der Krieg, den sie andere führen ließen. Er sprach aus dem Dämmern der aus Angst vor den „Zeps" verdunkelten Londoner Straßen, er sprach triumphierend aus der als Zeichen der deutschen Hungersnot in einem Ladenfenster zur Schau gehängten Berliner Brotmarke, er sprach aus den riesenhaften, grellbunten Aufrufen, die überall den Vorübergehenden zuschrien: „Kitchener braucht d i ch!" Und daneben der ausgestreckte Zeigefinger und der brutale Landsknechtkopf des Derwischschlächters und Burenhenkers. Seine Werbeplätze waren jetzt bei Nacht verödet. Keine baumlangen, mit dem Viktoriakreuz geschmückten flandrischen Sergeanten scherzten mehr mit der Menge, setzten den umstehenden jungen Gaffern unversehens die Soldatenmütze auf und nahmen sie für den König in Pflicht. Keine Marineoffiziere hielten mehr von blauweißrot bebänderten Lord-Mayor-Leiterwagen herab Ansprachen an das britische Volk! Aber ungewohnt häufig schimmerte im Zwielicht das gelbe Khaki und die roten Aufschläge, erschienen fremdartige Gesichter von Uebersee, trug von den Stocklondonern jeder ein Abzeichen seiner Tätigkeit oder Dienstunbrauchbarkeit im Knopfloch, um sich vor Werbern und Wahlweibern zu retten. Britannien rüstete sich zu der größten kriegerischen Anstrengung seiner Geschichte. Und doch sagte der Colonel gedankenvoll: „In den Kinos am Strand erscheint jetzt ein Wort auf der Leinwand, und alle Frauen stehen auf und klatschen, und die Männer bleiben sitzen!"

„Welches Wort?"

„Allgemeine Wehrpflicht!"

Das letzte . . . das Ende britischer Freiheit . . . Abschied von Altengland . . . Ein kalter Wind wehte

durch Piccadilly herauf. Mr. Spry, der Südafrikaner, brummte: „Müßt ihr deswegen den Militarismus bei den Preußen totschlagen, damit ihr ihn bei den Briten einführt?"

Und die anderen Gentlemen schwiegen.

Vor dem prunkvollen Hotel, an dem sie vorbeikamen, fuchtelte ein aus dem Gepäckauto gestiegener Herr mit schwarzem Spitzbart und eine Dame mit großem schiefem Abendhut die Hände gegen den Geschäftsführer.

„Bedaure, das Haus ist voll!"

„Sie wollen uns nicht aufnehmen! Gestehen Sie es ein!"

„Nun wohl, mein Herr! Wir wünschen keine Belgier!"

„Warum nicht?"

„Es gab zu viel Anstoß! Ihre Sitten sind von den britischen zu verschieden!"

„Die Deutschen verdienen schon deswegen Strafe, weil sie uns diese Belgier auf den Hals gebracht haben!" sagte lachend in der Vorhalle des Hotels ein junger Engländer. „Finden Sie nicht auch, Yonkheer Ter Meer?"

Der Yonkheer Ter Meer war aus seiner Wohnung oben im Gasthof im Fahrstuhl heruntergekommen, um selbst einige Depeschen nach dem Haag aufzugeben. Er war ohne Hut, im Frackanzug. Seine schwere und starke Gestalt unterschied ihn von der hageren Länge der Angelsachsen umher. Seine Glatze spiegelte sich in dem elektrischen Licht über den bedächtigen und verständigen Zügen eines Mannes zu Mitte der Vierzig, dem viel Welterfahrung und Weltkenntnis eine unerschütterliche Meinung über Menschen und Dinge verliehen hatte. Er sagte mißbilligend zu dem stutzerhaften jungen Bankbeamten neben ihm, dem fünften Sohn des Bischofs Abbot: „Ich hoffe sehr, Sir, daß niemals ein Mensch umsonst auf Englands Schutz gebaut hat!"

„Oh — nichts wahrer als das! Kommen Sie auch hinüber zum Herzog?"

„Ich hole eben Mrs. Ter Meer!"

Von den Fenstern seiner Hotelwohnung oben sah man hinüber nach Glun-House, dem geschichtlichen Stadtsitz der Familie Glun, in dem deren Haupt, der Herzog von Chichester, wenn er in London war, sein Hoflager hielt. Das Haus stand zwischen vielen anderen seiner Art in Piccadilly, an dessen offener Seite, Greenpark und dem fernen Königsschloß von Buckingham gegenüber. In diesem Reich der Reichen, dem prunkvollen Klubland umher, den Palästen der Ministerien in der Nähe erschien es als ein niedriges und altfränkisches Gebäude, nur eine einfache Hausnummer über dem Tor, vor dem ein Auto nach dem anderen in langer Reihe anfuhr, Herren und Damen zu Fuß kamen, lange Polizisten, die Schuppenkette unter der Nase, standen. Der Yonkheer Ter Meer blickte auf die Uhr. Zum Abendempfang bei einem Lord durfte man nicht zu spät kommen. Er trat in das Nebenzimmer.

„Jantje! Du bist doch nicht siech?"

„Krank? Nein! Warum?"

„Weil du noch nicht klar zum Ausgeehn bist! Es ist schon ein Quartier über die Zeit!"

Über dem Stuhl hing ein Abendrobe in ihrem silbergestickten Lichtblau, künstlerisch auf Johanna Ter Meers zarte Züge, ihre rosige Hautfarbe, das reiche Aschblond ihres Haares abgetönt. Sie selbst war noch im Hauskleid.

„Geh lieber allein hin, Cornelis, und entschuldige mich!"

„Oh — und wozu sind wir hier?"

„Um nach unserem Jungen in Eastbourne zu sehen!"

„Sag mir eines: Was soll der Herzog von Chichester von uns denken?"

„Siehst du, das ist es! Bei allem, was man in der Welt tut, fragt man zuerst: Was sagt der Engländer dazu?"

„Jantje . . . ich bin längst im Frack!"

„Ich bin keine Engländerin!"

„Möchtest du jetzt nicht nach deiner Jungfer telephonieren?"

„. . sondern eine Deutsche!"

„Du bist die Frau eines Neutralen und wirst hier als eine Lady aus Holland betrachtet!"

„O nein, Cornelis: Als wir vorigen Herbst, zu Anfang des Krieges, hier waren, zeigten sie alle ein höfliches Mitleid mit mir als einer geborenen Deutschen, so sehr waren sie ihrer Sache gegen uns sicher . . ."

„Und jetzt?"

„Jetzt haben sie sich in England sehr verändert! Ich merke es in den paar Tagen, seit wir wieder hier sind. Es weht eine andere Luft!"

„Oh — das ist eine Verbildung von dir, Jantje!"

„Nein, das ist keine Einbildung! Es ist um einen herum alles voll Wut und Haß gegen Deutschland und also auch gegen mich!"

„So sind Engländer nicht!"

Cornelis Ter Meer ging ungeduldig auf und ab. Unhöflich gegen seine Frau zu werden, lag außerhalb seiner Art. Er bat: „Denke dir alles, als dir beliebt! Aber komm mit! Ich verspreche dir: Wenn du mir drüben nur einen Wink mit den Augen gibst, der heißt: Die Engelschmen sind hoogmödig . . . sie sind nicht so gegen mich, als sie sollten! . . . so verlasse ich stracks mit dir das Fest!"

Das Zimmertelephon läutete. Der Jonkheer Ter Meer hörte am Apparat und sagte unmutig zu seiner Frau: „Schon wieder drei Dampfer draußen versenkt!"

„Von wem?"

„Immer die ‚Heidelberg!'"

„Das dachte ich mir!"

„Mr. Abbot meinte eben, es sei schade, daß der Kapitän Lürsen kein Engländer sei! Er habe manche englische Vorzüge!"

„Und ein paar deutsche dazu!"

Johanna Ter Meer lachte. Sie war plötzlich belebt und erhob sich und sagte: „Wenn ich nicht mit dir gehe, Cornelis, dann sieht es womöglich so aus, als ob ich mich vor den Engländern fürchte. In einer Viertelstunde bin ich fertig!"

Neben seiner zur kommenden Season aus Alexandrien heimgesegelten Schwester, der Lady Norton, die ihm, dem Witwer, zur Seite stand, begrüßte John Herbrand, der elfte Herzog von Chichester, an der Schwelle seiner Säle die Gäste. Diese unteren Empfangsäle des Stadthauses der Familie Glun waren eigentlich eine Gemäldegalerie von unschätzbarem Wert, Rembrandt und Rubens schauten auf das „How do you do?" des Menschengedränges und Lichtergeflimmers hernieder. Der Raffael gegenüber allein füllte ganze Seiten in den kunstgeschichtlichen Werken aller Völker. Nichts von diesem irdischen Glanz spiegelte sich auf dem kalten, stillen Gesicht des Herzogs wider. Es war leidenschaftslos, fast seelenlos mit seinen frostigen blauen Augen und dem wirren, angegrauten, rötlichen Vollbart über dem feinen, nur um die Kiefern herum brutal ausgeprägten Gesicht. Er stand unpersönlich da, wie ein Sachverwalter seines Hauses, ein Beauftragter seines Landes. Sein herzlicher Händedruck geschah im Namen Großbritanniens und hieß mit einem Anflug von freimütigem Lächeln jeden willkommen, der Großbritannien nützlich war. Darin war man nicht wählerisch am grauen und windigen Strand der Themse. Aus welchen Völkern, Erdteilen, Hautfarben holte Britannien nicht seine neuen Männer wie einst das sinkende Rom seine Freigelassenen?

Da, in der Ecke, zwei bewegliche Schwarzaugen. Der Baronet Bacharach tat, als bemerke er Johanna Ter Meer nicht, die, von ihrem Mann getrennt, im Strom der Gäste mehr an ihm vorbeigeschoben wurde als ging. Er sprach eindringlich auf den bebrillten Chinesenherzog Chang Ch'ien ein: „Hoheit . . . die Eisenbahnkonzession kann nicht schon bei Schea-sie enden! Die City legte lange vor den Japs die Hand auf die Kohlengruben . . ."

Und hinter dem Nachkommen des Konfuzius stand ein schlitzäugiger gelber Zwerg im Frack mit dem Stern seines Hausordens und neben dem Prinzen Akihito ehrerbietig gebeugt ein baumlanger Brite, und Johanna Ter Meer hörte im Vorbeigehen, wie er, scheinbar ohne sie zu sehen, raunte: „Wenn wir nicht die neue Dampferlinie nach den Sandwichinseln finanzieren, Hoheit, so tun es die Yankees!"

Eine weiße Sternbinde schimmerte zwischen dem juwelenbesetzten Turban und den bräunlichen, schwermütigen Zügen des Reiterobersten Sir Krischnaja Mado Singh Bahadur, der verwundet aus Flandern heimgekehrt war. Sein englischer Adjutant stellte ihm einen wohlbeleibten, sich ehrfurchtsvoll verbeugenden Gentleman vor: „Hoheit . . . Mr. Quick, Mitglied der Handelskammer von Manchester, wird Eurer Hoheit erklären, warum die indische Baumwolle in Lancashire gesponnen werden muß. Fabriken sind nichts für Indien!"

„Gott schütze uns vor der indischen Pest! Ok Exzellenz, was macht Agag?"

„Gott schütze uns vor den Japs, Sir Thomas! Was macht Südafrika?"

Die beiden Großwürdenträger schüttelten sich die Hände, Exzellenz Morrow, der australische Minister und frühere Hafenarbeiter und Enkel des deportierten großen Wegelagerers von Suffolk, und der seit gestern zum Baronet erhobene ehemalige Goldwäscher und Minenkönig von Transval, Sir Thomas Spry, und keiner der Briten ringsherum verzog eine Miene. England mischte die Menschen, machte sie zum Trumpf, spielte sie aus, stach einen mit dem andern, England scharte sich im dichtesten Gedräng in der Mitte des großen Saales um den Matador des Spiels, um das Gold der Welt: Wie Gott Mammon selber hielt da Benjamin T. Branagan, der Granatenlieferant aus Amerika, Hof. Seine Frau und seine Töchter sonnten sich drüben wie die Pfauen unter den Liebenswürdigkeiten der britischen Herzoginnen. Er, der kleine Mann mit dem bart- und zeitlosen verschrumpften Gesicht, schüttelte ihren Männern die Hand wie seinesgleichen.

„India Stokes $2\frac{1}{2}$ weniger . . ."

„South-Western $29\frac{1}{4}$ . . ."

Es drang abgebrochen an Johanna Ter Meers Ohren. Man wußte nicht, wer es sprach. Es war wie das Wehen der Lebensluft, die das Britenreich atmete.

„Brighton-Railway um 3 Punkte niedriger . . .“
„Liverpool-Cotton Mai — Juni 499½ . . .“
Johanna Ter Meer stand inmitten einer anderen Gruppe, weiße lachende Zähne, weiße Schultern, die Lilien auf dem Felde, die Ladys. Sie spekulierten auch. Wer tat es in London nicht, jetzt, wo die Erde sich in Krämpfen wand und die Kurse wie lockende Irrlichter im Blutnebel auf und nieder tanzten? Aber sie besorgten das vormittags nach dem Morgenritt. Jetzt waren sie und die Herren bei den Neuigkeiten aus der Gesellschaft. Seltsam: Die Damen sahen alle Johanna Ter Meer nicht! Es war ein achtloses Durcheinander ihrer hellen Stimmen: „Lady Ellon reiste gestern nach Ellonhouse!“. . . „Liebste, kommen Sie doch mit nach Beau-Soleil! Sie finden an der Riviera jeden Freiluftsport . . .“

„Oh — vor dem ersten Hof von Kingsbench?“
„Pickford versus Pickford!“
„Unter dem Vorsitz des Justizlords selber! Aber ohne Verteidiger!“
„Natürlich! Sonst müßte er ja den Marqueß von St. Asaphs als Zeugen laden!“ (Forts. folgt.)

Sterbender Soldat.

Todwund liegt ein Soldat am Hügelrand,
vom goldenen Septembertag umflammt;
ermattend gleitet seine braune Hand
zur Erde durch den weichen Wiesensamt.

Der Donner der Geschütze ist vergrollt.
Lautlose Luft. Nur leiser Sphärenklang.
Er weiß, er hat einmal etwas gewollt —
jetzt will er nichts mehr als den Sonnensang.

Sein letzter Blick umfängt ein Flügelpaar,
das sich aus einer Herbstzeitlose hebt.
Er fühlt noch: Mutter streicht ihm sanft das Haar.
Ein Sonnenatem — und sein Hauch entschwebt.

Käthe Evers-Milner.

Der deutsche Heereswetterdienst.

Hierzu 7 Aufnahmen von A. Matzdorf.

Noch vor einem Jahr haben illustrierte Zeitungen den italienischen Generalstabschef Cadorna mit einem Regenschirm abgebildet und ihn wegen der häufigen Erwähnung der Witterungsverhältnisse in seinen Tagesberichten verspottet. Die Kritik hat ihm in vielen Fällen unrecht getan und übersehen, daß die erfolgreiche Durchführung der Operationen des Weltkrieges von den atmosphärischen Vorgängen keineswegs unabhängig ist. Mittlerweile haben dies die westlichen Bundesgenossen Cadornas erkannt, und die englische und französische Ententepresse hat regelmäßig nach ihren zahlreichen mißlungenen Offensiven die Obersten Heeresleitungen angeklagt, daß sie bei den Vorbereitungen ihrer Unternehmungen in leichtfertiger Weise auf eine eingehende meteorologische Beratung verzichtet hätten.

Die Anwendung der wissenschaftlichen Meteorologie auf die Kriegführung liegt nahe, es handelt sich darum, das Zusammenfallen größerer Kampfhandlungen mit Perioden ungünstigen Wetters zu vermeiden, die Unternehmungen der Luftstreitkräfte dauernd zu beraten und die für viele technische Truppen und Dienststellen wichtigen meteorologischen Beobachtungsdaten dauernd zur Verfügung zu stellen. Das ist ein Anwendungsgebiet, gegenüber dem die praktische Anwendungsmöglichkeit der wissenschaftlichen Meteorologie im Frieden ganz erheblich zurücktritt. Vor allen Dingen werden an das prognostische Können der Meteorologen Anforderungen gestellt, die das Maß dessen, was man auf diesem Gebiet vor dem Krieg für möglich hielt, erheblich übertreffen. Die Entente ist seit Kriegsbeginn bis heute sorgfältig bemüht, die Übermittlung meteorologischer Nachrichten aus dem feindlichen Ausland an die Zentralmächte zu verhindern. Es ist ihr damit nicht gelungen, die erfolgreiche Arbeit des deutschen Heereswetterdienstes lahmzulegen. Diese Absperrmaßnahmen haben im Gegenteil für den deutschen Heereswetterdienst den Erfolg gehabt, daß die Methode für die Aufstellung der Wettervorhersage wissenschaftlich so weit vervollkommnet und vertieft worden ist, daß der Heeresmeteorologe heute von den Nachrichten aus dem Ausland gänzlich unabhängig ist. Ein wesentlicher Bestandteil der Heereswetterdiensttruppe sind die Feldwetterwarten, bei denen täglich die meteorologischen Elemente am Boden und die Höhenwinde beobachtet werden. In der Nähe einer solchen Warte ist eine Hütte aufgestellt (Abb. 1 und 2), deren Jalousienwände die Bestrahlung des Innern durch die Sonne verhindern, durch die aber die Luft frei hindurchstreichen kann. Im Innern dieser Hütte sieht man auf Abb. 1 und 2 links den Thermographen, der für den täglichen Gang der Lufttemperatur eine Kurve schreibt. Im Hintergrund rechts steht der Hydrograph, der in gleicher Weise die Werte für die relative Feuchtigkeit fortlaufend aufzeichnet. Auf einem Eisengestell liegt oben quer ein paar Extremthermometer, die das tägliche Maximum und Minimum der Temperatur angeben. Vor den beiden senkrecht stehenden Thermometern ist das eine befeuchtet und mit einer Ventilationseinrichtung versehen, durch die an dem Quecksilbergefäß des Thermometers ein Luftstrom vorbeigesaugt wird. Aus den Angaben der beiden senkrecht stehenden Thermometer wird die Luftfeuchtigkeit errechnet. Die Ablesung an diesen Instrumenten erfolgt nach gleichzeitiger Ausführung sonstiger Beobachtung täglich mehrmals. Im Hintergrund auf Abb. 2 sieht man einen Regenmesser, in dessen Innern sich eine Schreibtrommel befindet, auf der die Menge der gefallenen Niederschläge in Litern pro Quadratmeter aufgeschrieben wird. Fallen keine Niederschläge, schreibt das Instrument eine grade Linie.

Die Zahl der heiteren Stunden registriert der Sonnenscheinautograph (Abb. 3), durch den in einem Registrierstreifen unter Verwendung des Prinzips der Strahlenbrechung die Sonnenbahn eingebrannt wird. Um die Angaben wichtiger Instrumente in dem Unterkunftsraum der Warte selbst jeden Augenblick ablesen zu können, findet bei diesen die Übertragung der von ihnen angezeigten Werte durch Fernregistrierung statt. In erster

Linie ist das für den Wind erforderlich. Auf einem Mast nahe der Warte dreht sich ein Schalenkreuzanemometer, von dem eine elektrische Leitung zu dem auf Abb. 4 unten links zu sehenden Kontaktanemographen führt. Auf der Schreibtrommel dieses Geräts werden nach gleichen Windwegen infolge elektrischer Kontakte kleine senkrechte Striche in der Kurve geschrieben; aus deren Entfernung voneinander ist die Gewinnung eines Urteils über die Windgeschwindigkeit in jedem Augenblick möglich. Oben auf der Schalttafel dieses Bildes sieht man ein Ohmmeter, an das mehrere Fernthermometer elektrisch angeschlossen sind. Durch Einschalten der einzelnen Thermometer mittels der unter dem Ohmmeter angebrachten Kontakthebel stellt sich der Zeiger des Ohmmeters auf eine Zahl, die der jeweilig von dem angestellten Thermometer angezeigten Temperatur entspricht. Diese Übertragung kann auf große Entfernungen stattfinden und gestattet, aus thermischen Verschiedenheiten in den unteren Luftschichten wichtige Schlüsse zu ziehen. Das Registriergerät unten rechts auf dem Bild ist der Barograph, der die Schwankungen des Luftdruckes in einer Kurve dem Auge kenntlich macht. Obgleich dieses Instrument weniger genau anzeigt als das bei den Feldwetterwarten vorhandene Quecksilberbarometer, so ist es doch von ganz besonderer Wichtigkeit, weil die zu den verschiedenen Zeiten beobachtete Tendenz im Gang des Luftdrucks für die Zwecke der Wettervorhersage von ganz hervorragender Bedeutung ist. Im Innern der Warte befinden sich weitere Registrierinstrumente, die aber auf Abb. 4 nicht zu sehen sind.

1. Bei der Beobachtung an der Thermometerhütte.

2. Blick in die Thermometerhütte.

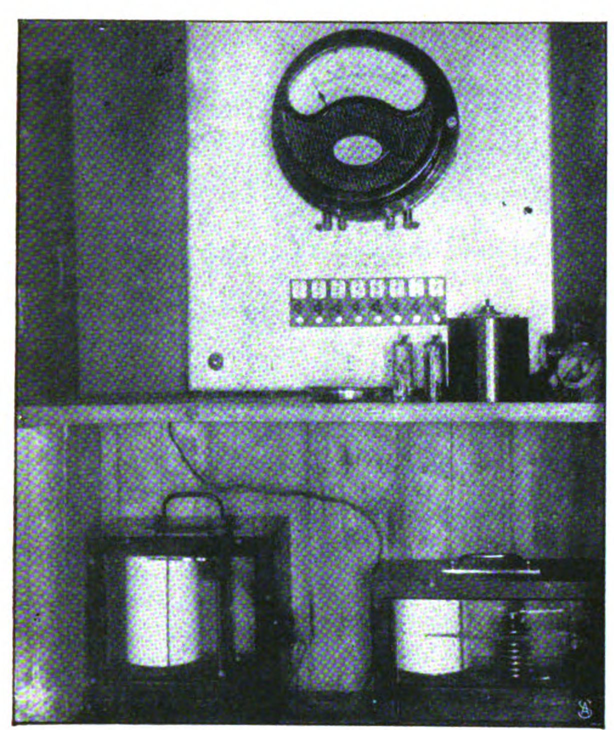
3. Sonnenscheinschreiber.

Auf Abb. 5 bemerken wir die registrierenden Teile des großen Windschreibers, auf den oberen Teil des Streifens auf der Trommel wird die Windrichtung, auf den unteren die Windstärke aufgezeichnet. Bei der Windstärkeregistrierung ist das Staurohrprinzip verwandt; der Wind bläst in das Innere einer auf einem Mast aufgestellten Windfahne und übt dadurch einen Druck aus, der sich durch eine in den in Abb. 5 unten sichtbaren Kessel mündende Röhre fortpflanzt und dort einen Schwimmer hebt und senkt.

Der Unterkunftsraum der Feldwetterwarte ist behelfsmäßig hergestellt und trägt in seiner Einrichtung in erster Linie der Zweckmäßigkeit für die Ausübung der meteorologischen Beobachtungen Rechnung. Einem Holzbau von quadratischer Grundfläche ist oben ein kleiner Beobachtungsturm aufgesetzt, der ringsum mit Glasfenstern verkleidet ist, so daß von hier aus auch bei schlechtem Wetter längere Zeit bequem beobachtet werden kann.

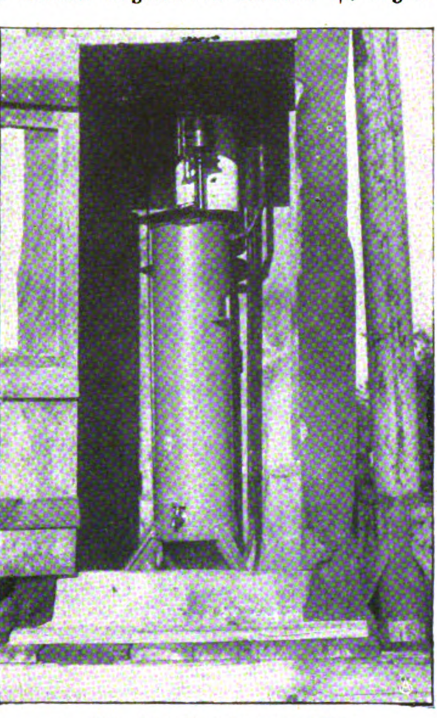
Auf Abb. 6 sieht man hinten über dem Dach des Hauses ein kleines Anemometer, das mit einer im Innern der Warte aufgestellten Vorrichtung zum Aufschreiben der inneren Struktur des Windes verbunden ist. An den beiden Isolatoren auf der linken Seite sind zwei Erdantennen befestigt, deren elektrische Aufladungen für Zwecke der Wettervorhersage Verwendung finden.

Der Beobachter ist gerade aus der Warte herausgetreten und im Begriff, einen eben gefüllten Pilotballon zur Messung der Windrichtung und Stärke aufzulassen (vergleiche auch Abb. 7). Der Ballon ist aus rotem Papier hergestellt, mit Wasserstoff gefüllt und steigt in jeder Minute um eine im voraus bekannte Höhe. Sofort nach dem Auflassen begibt sich der Beobachter zum Ausschneidgerät, mit dem er den Piloten bis in große Höhen verfolgt (Abb. 7). Nach jeder Minute liest er den Höhen- und Seitenwinkel ab, unter dem der Ballon gesehen wurde, und trägt diese Beobachtungen in ein Protokoll ein. In der Regel wird auf diese Weise

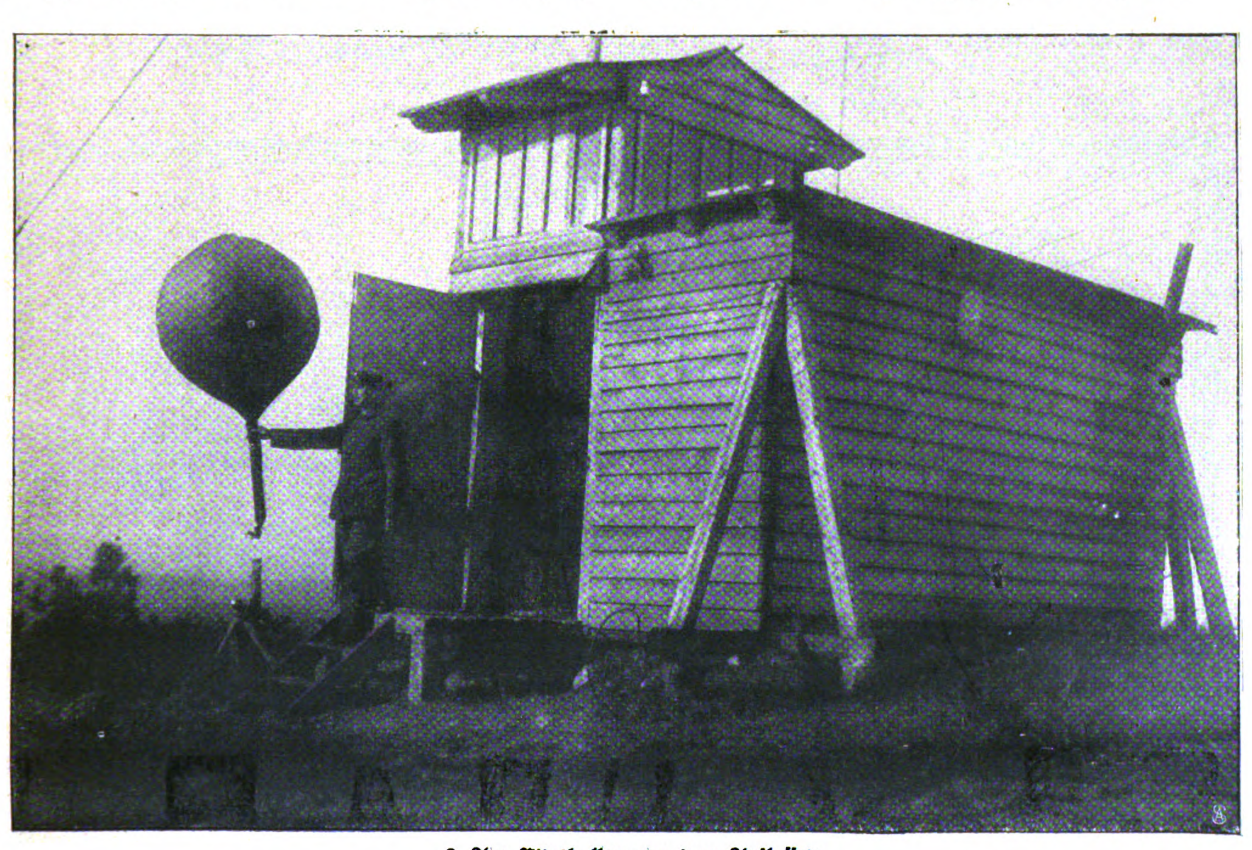


4. Oben Schalttafel der Thermometeranlage.
Unten links Windschreiber. Rechts Luftdruckschreiber.

der Pilotballon so lange verfolgt, wie nur irgend möglich, und die Beobachtung erst dann abgebrochen, wenn der Ballon aus dem Gesichtsfeld des Ausschneidgeräts verschwunden ist. Bei der Auswertung der Ablesungen am Ausschneidgerät kommt es darauf an, unter Verwendung von zwei Winkeln und einer Seite eines Dreiecks die Horizontalentfernung des Piloten nach jeder Minute zu ermitteln. Auf Grund der Ergebnisse dieser Rechnung und der beobachteten Seitenwinkel, unter denen der Ballon abgetrieben worden ist, ergibt sich als endgültiges Resultat des Aufstieges die Richtung und Stärke des Windes für die verschiedenen Höhen. Die Feststellungen über die Strömungsverhältnisse in den oberen Schichten der Atmosphäre sind für die Wettervorhersage von so erheblicher Bedeutung, daß sie einem erfahrenen Prognostiker unter Umständen sämtliche übrigen mete-



5. **Böenschreiber in der Hütte.**



6. Am Pilotballon vor dem Auflassen.







7. Bei der Verfolgung des Pilotballons.

orologischen Beobachtungen am Boden ersetzen können. Wünschenswert ist es freilich, daß gleichzeitig auch die Temperatur und Feuchtigkeitsverteilung in den oberen Schichten der Atmosphäre bekannt sind. Ermittlungen dieser Art sind jedoch nicht Aufgabe der hier besprochenen Feldwetterwarten. Mit solchen Beobachtungen sind mit besonderem Gerät ausgestattete aërologische Warten betraut. Außer durch die Methode der Pilotverfolgung beobachten die Feldwetterwarten die Strömungen in den höheren Luftschichten auch durch genaue Feststellung der Richtung und Geschwindigkeit des Zuges der oberen Wolken.

Die weitere Bearbeitung aller dieser Beobachtungen der Feldwetterwarten und deren Zusammenfassung zu Meldungen richtet sich nach den militärischen Bedürfnissen. Die Durchführung des Dienstes ist heute in keiner Weise dadurch behindert, daß der deutsche Heereswetterdienst auf seine eigenen Beobachtungen und das Netz der verbündeten Zentralmächte angewiesen ist. Die von ihm angewandten Methoden reichen völlig hin, den weit über Feindesland vordringenden deutschen Luftstreitkraften ein Bild der gegenwärtigen und zukünftigen Witterungsverhältnisse auch über den britischen Inseln zu verschaffen; handgreifliche Beweise hierfür stehen den Engländern in Gestalt der großen Angriffe auf ihre Hauptstadt zur Verfügung.

Daß der deutsche Heereswetterdienst die ihm im Krieg gestellten schwierigen Aufgaben erfüllen kann, verdankt er in erster Linie den Vorarbeiten der deutschen wissenschaftlichen Meteorologie im Frieden. Deren weiterer Forschungstätigkeit nach Beendigung des Weltkrieges sollen die im Kriege gewonnenen Erfahrungen in reichem Maß zugute kommen

Schluß des redaktionellen Teils.





Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung

Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- und X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. **„Bequem im Felde zu benützen“,** da sehr leicht im Gewicht (1½—2 kg.) und in einigen Augenblicken an- und abgelegt werden kann. Verlangen Sie g. Einsendung von 1 M oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre die Sie überzeugt, Beinfehl. **z. heilen.**

Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale“
Arno Hildner, Chemnitz 30, Zschopauerstr. 2.

Armee-Uhren mit Leuchtblatt

Über 100000 im Gebrauch



Marke „National“

Alleinverkauf für ganz Deutschland
Ankerwerk Staubdicht hat sich fürs Feld am besten bewährt

Armband-Uhren
9.50, 12, 15, 18, 25, 30, 35—100 ℳ

Armee-Taschen-Uhren
8.50, 10, 12, 15, 20, 25—50 ℳ

Taschen-Wecker-Uhren
25, 30, 35 und 45 ℳ

Cello. Glasschützer 1 M.
Moderner Schmuck jeder Art.

Portofreier Versand geg. Voreinsendung d. Betrages
Nachnahme ins Feld nicht zulässig.
Mehrjährige Garantie
Verlangen Sie meine Preisliste u. Prospekt kostenlos

J. Niesslein
Uhren Special-Haus
Dresden-A 30 Wilsdrufferstr. 2



Lehrpläne und Prospekte der hier angezeigten Unterrichtsanstalten vermittelt kostenlos die Anzeigenverwaltung der „Woche“, Berlin SW 68.

Marie Voigts Bildungsanstalt
Erfurt i. Thür. Fach- und Haushaltungsschule. — — Lehrgänge für techn. Lehrerinnen
„Reger Betrieb bei vollem Lehrplan.“

Eine glänzende Zukunft

wird allen erblühen, die die Zeichen der Zeit richtig zu deuten verstehen und rechtzeitig ihre Vorbereitungen treffen, um teilzunehmen an dem großen wirtschaftlichen Aufschwung, der die sichere Folge dieses Völkerringens sein wird. Es werden überall

gebildete und leistungsfähige Mitarbeiter gesucht

sein. Beamte, Lehrer, Angestellte des Handels u. d. Industrie sollten nicht versäumen, jetzt ihre Vorbereitungen zu treffen. Das beste Mittel, rasch und gründlich, ohne Lehrer, durch einfachen Selbstunterricht auf ein Examen vorzubereiten, die Einj.-Freiw.-Prüfung und das Abitur.-Examen nachzuholen und die fehlenden kaufmänn. Kenntnisse zu ergänzen oder eine vortreffl. Allgemeinbildung sich anzueignen, bietet die **Selbstunterrichts-Methode „Rustin“,** Ausführl. 60 S. starke Broschüre kostenlos.

Bonness & Hachfeld, Potsdam,
Postfach 30

Buchführung lehrt am besten brieflich
F. Simon, Berlin W 35, Magdeburger Str.
Verlangen Sie **gratis** Probebrief k.

Militär-Vorbereitungsanstalt
Nur für Fähnrichprüfung.
Jede sachkundige Auskunft.
1917 bestanden 606, seit Kriegsbeginn 1656.
Berlin W 57, Bülowstr. 103. Dr. P. Ulich.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prfg. in Dr. Harangs Anst., Halle-S. 3.

Wyk a. Föhr
Kinderheim. Pflege und Aufsicht durch Schwestern. Frau Dr. Horn.

Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt

Leit. Dr. Schünemann, **Berlin W 57,** Zietenstraße 22-23, für alle Militär- u. Schulprüf., auch für Damen. Hervorragende Erfolge. Bis 5. August bestand. 4888 Zögl., u. a. 3146 Fahnenj., 1916/17 u. a. 50 Abitur., 184 Einj. Bereitet zu allen Notprüfg., namentl. Beurl. od. Kriegsbeschädigte zur Reifeprüfung vor.

Moderner Briefsteller



Prakt. Anleitung, wie man Briefe nach den Regeln des guten Stils schreiben soll. Eine Sammlung von zahlr. Freundsch.-, Familienbriefen, Glückwunsch-, Einladungs-, Empfehlungs-, Danksagungs-, Trostschreiben, Bittschriften, Verweisen, Mahnbriefen, Liebesbriefen u. Heiratsanträgen, **kaufmännischen** Briefen, Formularen zu Anzeigen, Quittungen, Wechseln, Anweisungen, Eingaben, Klagen, Kontrakten, Titulaturen nebst 1 Fremdwörterbuch – zusammen 408 Seiten — M. 1.80 — per Nachnahme M. 2.10

Großer Bücherkatalog gratis durch:
Albrecht Donath, Leipzig 49.

Briefmarken
und Sammlungen kauft zu hohen Preisen. Preisliste umsonst.
S. Faludi, Berlin, Friedrichstr. 47 W.

Institut Boltz Ilmenau i. Thür. Einjähr.-Abitur. Pr. fr.

Verlieren Sie die Zeit nicht

sie ist kostbar, weil sie unwiederbringlich ist. „Diese Kriegsjahre sind verlorene Jahre meines Lebens“ hört man heute oftmals sagen. Das sind sie aber nur für den, der sie nicht zu nützen versteht. Gewiß sind sehr viele aus ihrem Beruf oder Studium gerissen worden, aber diejenigen, welche Zeit und Gelegenheit richtig auszunützen verstehen, werden eher Gewinn als Verlust aus diesen Jahren ziehen. Durch die veränderten Lebensbedingungen und die veränderte Umgebung werden sie vor Einseitigkeit und Fachsimpelei bewahrt, ihr Blick erweitert sich, sie haben Zeit, die Leistungsfähigkeit ihrer sämtlichen Fähigkeiten zu steigern, am eigenen Ich, am Charakter zu arbeiten, wozu sich in gewöhnlichen Zeiten so wenige Zeit nehmen. Das sind aber gerade die Grundlagen für einen richtigen Erfolg im Leben, gleichgültig, welchen Beruf man erkoren hat, und für wahres inneres Glück und Zufriedenheit, danach wir alle streben. Nur wenn die Werkzeuge scharf sind, können sie Vollkommenes leisten, stumpfe Werkzeuge nur Stümperwerk, das niemand befriedigt.

Darum müssen auch die, welche zu Hause sind, sich einmal Zeit nehmen, um ihre Geisteswerkzeuge zu schärfen, damit sie im kommenden Wettbewerb die Oberhand behalten oder erringen. Die erprobteste Anleitung zur Ausbildung Ihrer Fähigkeiten und Ihrer ganzen Persönlichkeit finden Sie in Poehlmann's Geistesschulung und Gedächtnislehre, welche auf fast 25jähriger praktischer Erfahrung in der Anleitung von Menschen jeden Alters und jeden Standes aufgebaut ist. Sie erhalten dabei einen direkten Unterricht, bei dem Ihre persönlichen Bedürfnisse berücksichtigt werden können und Sie stufenweise an der Hand eines erfahrenen Führers zur Höhe steigen.

Einige Auszüge aus Zeugnissen: „Mein Denken, Fühlen und Wollen hat einen bedeutenden Aufschwung erhalten, die darauf verwandte Mühe und Zeit hat sich schon in reichem Maße belohnt gemacht. Ich freue mich auf die Zeit nach dem Kriege; dann werden die neu erwachten Fähigkeiten noch größeren Nutzen bringen. E. Z.“ — „Das Durcharbeiten der Geistesschulung hat alle Mutlosigkeit durch ein frisch gestärktes und gesteigertes zielbewußtes Selbstbewußtsein verdrängt. Das ganze Denken und Arbeiten hat gefestigte Richtungen erfahren und neue Belebung, der Wille zum Erfolg eine außerordentliche Kräftigung. Lt. d. R. R. E. Sch.“ — „Ihre Geistesschulung ist sehr geeignet, eines jeden Menschen geistige und moralische Qualitäten zu heben, zu erweitern und auszubilden. M. B.“ — „Meinen tiefgefühlten Dank zu beschreiben, wage ich nicht, dafür ist der Nutzen, den mir Ihre Lehre gebracht hat, zu groß. H. J.“

Verlangen Sie Prospekt (frei) von

L. Poehlmann, Amalienstraße 3, München A. 69.

St AFRA

Die Perle der LIKÖRE

Exquisit

Echter alter deutscher Cognac

E. L. Kempe & Co. Aktiengesellschaft
Oppach i. Sa.

Spezialmarken zur Zeit ausverkauft.

Offenbacher **Kaiser Friedrich Quelle** das millionenfach bewährte Wasser gegen **Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden**



Solche Nasenfehler und ähnliche werden mit dem **orthopädischen Nasenformer „Zello“** ganz bedeutend verbessert. Das neue verbesserte **Modell 20** übertrifft alles. Doppelte Polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Knochenfehler nicht.) Vom Kgl. **Hofrat Professor Dr. med. G. von Eck** u. and. med. Aut. wärmst. empf. 100 000 „Zello“ i. Gebrauch. Preis **M. 5.—, M. 7.— u. M. 10.—** und 10% Teurungs-Aufschl. mit ärztl. Anleitg. (Formbezeichn. erwünscht.) Spezialist **L. M. Baginski, Berlin W. 125**, Winterfeldtstr. 34.

Cigarren.

100 Stück 15,—, 20,—, 25,— bis 50,— Mk.

Rauchtabake

Grobschnitt Pfund 5,50 bis 10,— Mk.

August Diel, Friedberg i. H.

Abgabe nur an Selbstverbraucher. Gebe nur Originalkisten, keine Handmuster ab.

Für Schwerhörige.

Herr F. K. in N. schreibt:
„Ich war von Jugend auf ohrenleidend. Als ich vier Wochen Ihren Apparat trug, besserte sich mein Gehör, und ich bin seit Jahresfrist wieder im Besitze meines Gehörs, wofür ich Ihnen herzlich danke.“

Bei Schwerhörigkeit

Natürl. Größe



ist **A. Plobner's ges. gesch. Hörtrommel unentbehrlich**, wird kaum sichtbar im Ohr getragen. Mit großem Erfolg angewendet bei Ohrensausen, nervösen Ohrenleiden usw. Tausende im Gebrauch. — Zahlreiche Dankschreiben.
Preis M. 10.— 2 Stück M. 18.—.
Prospekt kostenlos. **General-Vertrieb:**
E. M. Müller, München II, Brieffach 53 S 6



Schöne Büste

Das Geheimnis, volle Formen zu erlangen, teile jeder Dame gegen Einsendung von 20 Pf. streng diskret mit. — Erfolg garantiert. —

Fa. I. Ledwoch, Hellerau - Dresden.

Bettnässen

Erfolgr. Befreiung. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft umsonst und diskret.
Sanitas - Depot, Halle a. S. 603.

Eheleben

Eine Darstellung der Forderungen des sittl. Ehe-Ideals, sowie eine Besprechung der Aufgaben, die die Höhenentwicklung eines Volkes an die beiden Geschlechter stellt. Von Th. Wilhelm. Dritte, vollst. umgearb. Auflage. (9.—14. Taus.) 8. (XX, 544 S.) Brosch. M. 4.–, in eleg. Ganzleinenbd. M. 5.–.
Dr. Kausens Allgemeine Rundschau: Kurz, dieses Buch ist ein gelungener Wurf u. steht durch Eleganz der Sprache, Klarheit des Gedankens, Reinheit und Korrektheit der christl. Auffassung an der Spitze aller literar. Erscheinungen der letzten Jahre über das Eheleben.
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg

Flechtenleiden.

Dauerbeseitigung, Reichspatent. Prospekt gratis. **Sanitas-Depot, Halle a. S. 133a.**

Sie spielen Klavier

oder Harmonium **ohne jede Vorkenntnis** nach der preisgekrönten, sofort les- und spielbaren Klaviatur-Notenschrift **RAPID.** Es gibt keine Noten-, Ziffern- oder Tastenschrift, die so viele Vorzüge hat, wie RAPID. Seit 12 Jahren weltbekannt **als billigste und erfolgreichste aller Methoden.** Anleitung mit verschied. Stücken und Musikalien-Verzeichnis **nur 4,15 M.** Aufklärung umsonst. **Verlag Rapid, Rostock 1.**

Ein neues Heilverfahren

mit **Puroxyd-Tabletten** gegen die meisten chronischen Krankheiten, wie Nervenschwäche (Neurasthenie), Rheumatismus, Neuralgie, Harnsäureablagerungen, Stoffwechselstörungen, Gicht etc. Gratisprospekte nebst ärztl. Vorwort d. Allgem. Chemische Gesellschaft, Köln IV, Herwarthstr. 17.



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 3, vers. grat. Katal. A über **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B. üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer, Klosett-Zimm.-Rollstühle, ca. 150 Mod.

Bettnässen

Befreiung sof. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. kostenl. **Merkur-Versand Gustav Zwerenz, München 292,** Neureutherstr. 13.



Edmund Paulus

Markneukirchen Nr. 55
Musikinstrumente
Welches Instrum. interessiert? Katalog Nr. 55 gratis.

SANGUFORM

ein flüss., zitronensaures Eisenoxyd, ohne Mineralsäure hergestellt, für Rekonv. u. Blutarme ein empfehlensw. Präparat. Zu haben in allen Apotheken. Pr. p. Fl. M 2.50
Dr. Praetorius & Co. Breslau 5.

Der Erfolg im Damenverkehr

Unterweisung in den feineren Künsten zur Eroberung des Frauenherzens und des vornehmen und gewandten Auftretens, über die Kunst ein guter Gesellschafter und vorzüglicher Plauderer zu werden und die Herzen der Damen im Sturm zu erobern Von C. v. Cramer. Preis M. 2.-. Nur z. bez. v.
W. A. Schwarze's Verlag, Dresden-N 6 74.

Echte Briefmarken

18 versch. **Deutsche Kriegsmarken** 3 Mark
60 verschiedene **Balkan** .. .. nur 2 Mark
30 verschiedene **Altdeutsche** nur 2 Mark
24 verschiedene **Deutsche Kolonien** 2 Mark
1000 g. gem. aller Erdteile .. nur 1 Mark
Preisliste gratis
Paul Siegert, Hamburg 36.

Reines Gesicht



rosige Frische verleiht rasch und sicher **„Krem Haifa“** Unübertroffen geg. **Sommersprossen, Mitesser und Pickel, Röte, Rauheit** und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt. Sich. Wirkung! Preis 3.— Mark.
H. Wagner, Cöln 24, Blumenthalstr. 99.



Mitesserjäger

beseitigt in **1 Minute Hautfettglanz** und **Mitesser,** Pickel, Sommerspross., großporige, höckerige u. löcherige Haut meist über Nacht oder in wenigen Tagen. **Er macht jeden Teint zart, weiß u. rein.** Preis **3 M.** exklusive Porto. **Paul Waser, Berlin-Halensee 5,** Bornstedter Straße 8.

Aderverkalkung!

Verlangen Sie Gratisbroschüre.
Dr. Gebhard & Co.
Berlin 164, Hallesche Straße 23 a.

Jeder Asthma-

Katarrh- und Heufieberleidende verlange **unbedingt** Prospekt von der **Oberkasseler Apotheke, Düsseldorf.**

Casanova's Memoiren

17 Bände jetzt **12 M.,** früher **20 M.,** in 6 Prachtbänden nur **18 M.**
Boccaccio, 100 Erzählungen des Dekameron 2 M.
W. Radestock's Verlag, Leipzig.

Morph. etc. Entziehung, kurz, leicht ertragbar. Beh nerv. **Schlaflosigkeit. Dr. Schlegel, Dresden,** Münchener Str 28.

Bettnässen

Befreiung sofort. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **Gg. Englbrecht, sanit. Versandgeschäft, Stockdorf 364 b. München.**

Damenbart

Bin gern bereit anzugeben, wie lästige Haare durch ein unschädliches Verfahren **dauernd** zu beseitigen sind. Frau **F. Uike, Köln-Nippes 44, Neußerstr. 171.**

Gegen unreines Blut

zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apotheker Lauensteins Renovationspillen** — ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, rot. Haut, Flechten, Blutandrang u. Verstopfg. M. 4.
Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg L 8.



Das beste für jede Dame eine echte **Atama-Edel-straußfeder**

40 cm lang jetzt nur 15 M., 45 cm lang nur 25 M., 50 cm 36 M., 55 cm 42 M., 60 cm 48 M.
Echte Kronenreiher
30 M., 50 M., 75 M., 100 M.
Echte Stangenreiher
30 cm hoch 20 M., 35 cm hoch 40 M., 40 cm hoch 60 M., 80 M., 100 M., 150 M., 200 M. je nach Dichte.
Echte Paradiesreiher
10 teilig 20 M., 20 teilig 40 M., 30 teilig 60 M., 40 teilig 80 M., 50 teilig 100 M.
Boas von Strauß
5, 10, 15, 25, 36, 45—100 M., je nach Güte in Schwarz, Grau, Weiß, Braun.
Hesse, Dresden, Scheffelstraße. Welthaus für Straußfedern und Reiher.



500 Briefmarken

M. 4.25. 1000 Stück M. 13.25
2000 St. M. 45.—. 3000 St. M. 115.—
40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75
100 Übersee-Marken M. 1.60.
Alle echt und verschieden. **Albert Friedemann LEIPZIG 18, Floßplatz 6.**
Liste über Briefmarken und Albums kostenlos

Hämorrhoiden-

Mittel, 1000fach bew. M. 4 u. 7.50. Prosp. fr.
Ap. Lauensteins Versand Spremberg L 8.



Gesichts-, Wangen- und Nasenröte

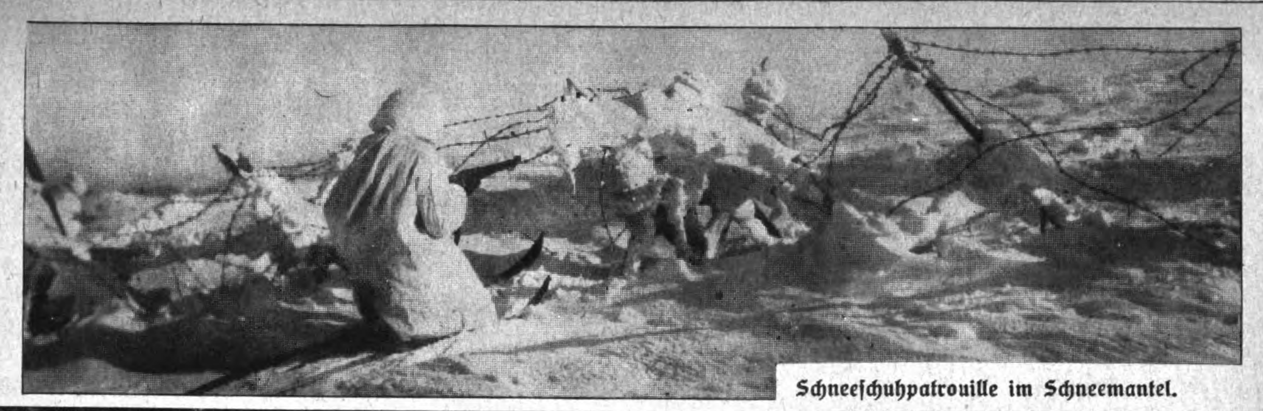
sowie jeden Blutandrang nach dem Gesicht beseitigt sofort und dauernd mein **„Edelblaß“.** Kühlend und beruhigend. Preis 2.25 M. exklusive Porto. **Paul Waser, Berlin-Halensee 41,** Bornstedter Straße 8.

Interessante Bücher!

Verlangen Sie kostenlose Prospekte vom **Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.**

Zuckerkranke, Nierenleidende

erhalt. kostenlos belehrende Broschüren von **Dr. Julius Schäfer, Barmen 9.**



Schneeschuhpatrouille im Schneemantel.



Während des Krieges Lieferung vorbehalten.



Wollen Sie
elegant u. billig gekleidet gehen?
Dann verlangen Sie kostenlos unseren Katalog No. 3.
Risiko ausgeschlossen!
Diamand, MUENCHEN, Buttermelcherstr. 5.

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— die eingespaltene Nonpareillezeile.

Vertreter für Neuheiten sucht P. Holfter, Breslau. Hp. 181.

Nebenerwerb für Pers. jed. Standes. Näheres im Prospekt. Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln 49.

Nebenerwerb. Schriftliche Heimarbeit vergibt Franz Rehfeldt, Bützow (M) II.

Verdiene durch Erfindungen! P. Harmuth, Köln R.

Vertreter für Militärköhlersohlen (zum Einlegen) gesucht. Muster grat. Köhlersohlenfabrik, Neu-Isenburg H.

Der



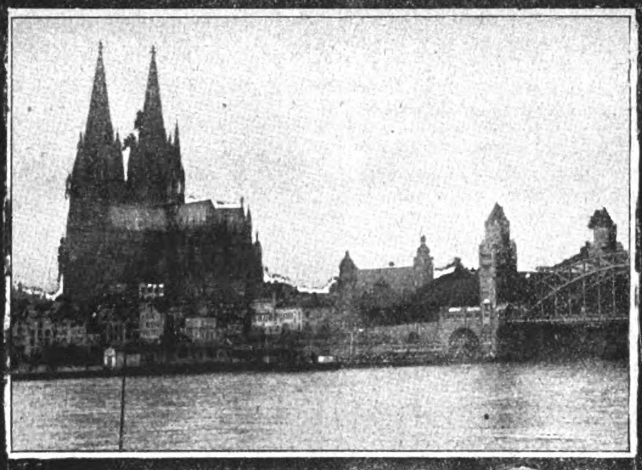
Frankfurter Schwesternverband

der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, sucht bei günstigen Bedingungen **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt

als Lehrschwestern.

Näheres bei **Frau Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. l.**
Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

„Welt-Detektiv“
Auskunftei Preiss-Berlin W1, Kleiststraße 36 (Hochbahnhof Nollendorfplatz). Beobachtungen (a. **Reisen.** i. **Badeort.** pp.) Ermittlung., spez. i. Zivil- u. **Strafprozessen. Heirats-Auskünfte** (Vorleb., Lebenswand., Vermög. pp.) an allen inländischen, österreichischen u. neutralen Plätzen. Diskret. Größte Praxis! — Zuverlässigst!



Mitinpräparate
zur Pflege der Haut

Mitincreme, ausgezeichnet gegen rissige, spröde Haut besonders zur Pflege der Hände in der rauhen Jahreszeit.
Mitinpasta, empfehlenswert zur Pflege des Gesichts
Mitinpuder, vorzüglicher, wohltuender Puder ♡♡♡♡
Frostmitin, bewährt bei Frostschäden ♡♡♡♡♡♡♡♡♡

Perhydrolpräparate

Ihre Wirkung beruht auf Abspaltung von aktivem Sauerstoff währd. des Gebrauchs

Perhydrolmundwasser
selbst bei stetem Gebrauch absolut unschädlich, desinfiziert die Mundhöhle, bleicht die Zähne und konserviert sie.
Perhydrolzahnpulver
Perhydrolzahnpasta
eine milde, angenehme Zahnpasta
Perhydritmundwasser-Tabletten zur sofortigen Herstellung von Perhydrolmundwasser

Sanguinal in Pillenform

Wichtiges, tausendfach bewährtes Mittel zur **Unterstützung** der **Genesung** nach Erkrankung und Blutverlust. Äusserst wirksam geg. **Blutarmut** und **Bleichsucht**

Zu haben in den Apotheken

Man achte auf die Marke Krewel

KREWEL & CO. G. m. b. H.
Chemische Fabrik ◦◦ Cöln a. Rh.

Generalvertreter für Berlin und Umgegend:
A. ROSENBERGER
Arcona-Apotheke, Berlin N.



Herzlilien-Schampon
Preis 25 Pfg.
Bestes, billigstes u. vollkommenstes Haarwaschmittel der Neuzeit!
Herzlilien-Schampon
schäumt u. riecht vorzüglich u. macht das Haar **schuppenfrei, voll u. glänzend.**
Ein Versuch führt zu ständigem Gebrauch. Wer probt, lobt!
Zu haben in den einschlägigen Geschäften.
Hersteller: **Wilhelm Friedr. Grau,** Chemische Fabrik, **Stuttgart 33.**
Grossisten gesucht!



GNOM
Neuverbesserter Abzieh-Apparat für alle **Rasierklingen wie Gilette usw.** D.R.G.M. gesetzlich geschützt, ermöglicht in einfachster Weise ohne jede Uebung das Schärfen und Abziehen der Rasierklingen. Der Apparat hat verstellbare Walze, mechanischen Verschluß und durch Druckknopf regulierbar, ist anerkannt vorzüglich und beliebt, im Etui **Preis M. 5.50.** Vorzüglicher Rasierapparat mit 6 Klingen **M. 5.40,** extra fein, schwer versilberter Rasierapparat mit 6 Klingen **M 7.00,** gute Rasierklingen per Dtz. **M. 3.80.** Beste Klingen per Dtz. **M. 4.80.** Versand gegen Voreinsendung oder Nachnahme. — Ins Feld Nachn. nicht zulässig.
Alleinvertrieb durch
M. Winkler & Co.
München, Sonnenstraße 10/W.

Bettnässen
Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **„Sanis Versand“, München 112, Landwehrstr. 44.**

Damenbart
und lästiger Haarwuchs kann **einzig** und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger** Erfolg durch Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln** 24, Blumenthalstr. 99.

Gummistrümpfe,
Leibbind., Gradehalt. u. elektr. App. etc. etc. zu billig. Preis. d. **Josef Maas & Co. G. m. b. H., Berlin 82, Oranienstr. 108.** Preisl. gr. u. frko.





Ein Buch, enthaltend ausprob. Uebungen, von einem praktischen Arzt geschrieb. Keine Reklame für teuere Apparate und Mittel! Sie bekommen tatsächlich eine bessere gefallenerregende Figur. Preis M. 2,20, Nachnahme M. 2,40.
Rudolphs Verlag Dresden-...

Dies und das.

— Die Groß-Berliner Gemeinden gegen eine Kleinwohnungsnot. Auf Einladung und unter dem Vorsitz des Potsdamer Regierungspräsidenten Freiherrn von Massenbach ist in einer Versammlung von Vertretern der zum Regierungsbezirk Potsdam gehörigen Gemeinden die Frage besprochen worden, ob in Groß-Berlin nach dem Kriege ein ernstlicher Mangel an kleineren Wohnungen zu erwarten sei, und mit welchen Mitteln diesem gesteuert werden könnte. Wegen der Bereitstellung von Wohnungen für die Uebergangszeit wurde in den Verhandlungen darauf hingewiesen, daß die vorhandenen, feuerpolizeilich und hygienisch einwandfreien Wohnungen in Dach- und Kellergeschossen, deren Benutzung bisher nur aus baupolizeilichen Gründen verboten worden sei, eine erhebliche Reserve darstellen, auf die man als Notbehelf werde zurückgreifen können. Man verhehlte sich indessen nicht, daß es Schwierigkeiten bieten werde, diese Wohnungen nach Beendigung des Notzustandes wieder zu räumen. Jedenfalls müsse ihre Freigabe von vornherein auf einen bestimmten Zeitraum beschränkt werden. Weniger Beifall fand der Vorschlag, die Wohnungsbedürftigen im Notfalle in Baracken unterzubringen. Einig war sich die Versammlung offenbar darin, daß es das Wichtigste sei, für schnelle Ingangsetzung der Bautätigkeit nach dem Kriege rechtzeitig alles vorzubereiten. Es werde sich dabei nicht nur um Bereitstellung von Baustoffen und billigem Bauland, sondern auch besonders um die Gewährung billiger Baugelder und Realkredite handeln.

— Einschränkung des Wert- und Eilpostpaketverkehrs. Amtlich wird bekanntgegeben: Für die Zeit vom 17. bis einschl. 23. Dezember treten im Paketverkehr die nachstehenden Beschränkungen ein: Zur Beförderung unter Wertangabe werden von Privatpersonen

nur solche Pakete angenommen, die — abgesehen von den den Inhalt betreffenden Mitteilungen — ausschließlich bares Geld oder Wertpapiere, Urkunden, Gold, Silber, Edelsteine oder daraus gefertigte Gegenstände enthalten. Pakete mit anderem Inhalt sind während der angegebenen Zeit von der Versendung unter Wertangabe ausgeschlossen. Ferner: Das Verlangen der Eilbestellung ist für die bezeichneten Tage bei gewöhnlichen Paketen nicht zugelassen.

Verschiedene Mitteilungen.

— Wir brauchen eine Kochkiste, um Gas und Kohlen zu sparen, vor allem auch darum, die vorhandenen Nahrungsmittel so weitgehend auszunutzen, daß die Nährstoffe möglichst restlos der Ernährung zugängig werden. Das langsame Garwerden in der Kochkiste läßt die Nährsalze bedeutend restloser als durch das schnelle Kochen auf der offenen Flamme sich lösen und ermöglicht daher den Verdauungsorganen eine bedeutend höhere Ausnutzung der Nahrung zum Zwecke der Blutbildung. Eine sauber und praktisch ausgeführte Kriegskochkiste mit ausführlicher Koch- und Gebrauchsanweisung (ohne Topf), passend für einen hohen Topf mit fünf Liter Inhalt oder zwei mittlere Töpfe mit je drei Liter Inhalt, die wirklich allen Anforderungen gerecht wird und bedeutende Ersparnisse an Zeit und Brennmaterialien bzw. Gas gewährleistet, versendet Versandhaus „Die Küche“, München 2, Brieffach 62/105. Der Versand erfolgt frei Haus gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Kaufpreises.

— Unsere Leser machen wir auf die Veröffentlichung des Reichsbankdirektoriums in vorliegender Nummer aufmerksam, daß die Zwischenscheine für die 4½prozentigen Schatzanweisungen der 6. Kriegsanleihe in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen vom 10. Dezember d. J. ab, und für die 5prozentigen Schuldverschreibungen bereits seit 26. November d. J. umgetauscht werden können.

Mit Hilfe der von jedermann sofort les- und spielbaren, preisgekrönten Rapid-Musikalien kann man seine Lieblingsstücke und anderes ohne irgendwelche Vorkenntnisse mühelos spielen. Der Musikverlag Rapid in Rostock I versendet kostenlos weitere Aufklärung.

— Dem Kommerzienrat Zietz, Inhaber der Tabak- und Zigarettenfabrik „Yenidze“ in Dresden, wurde der Titel „Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs von Preußen“ verliehen.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 63,** Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen **Breslau**, Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 3, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.

Bekanntmachung.

1. Die **Zwischenscheine** für die 4½% **Schatzanweisungen der VI. Kriegsanleihe** können vom

10. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“ in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. **Der Umtausch der Zwischenscheine** für die 5% **Schuldverschreibungen der VI. Kriegsanleihe** findet gemäß unserer Mitte v. Mts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

26. November d. Js.

bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstraße 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen für die **I., III., IV. und V. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916, 2. Januar, 1. Juli und 1. Oktober d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Dezember 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Birth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bieniak, Berlin.

DIE WOCHE

Nummer 51. Berlin, den 22. Dezember 1917. 19. Jahrgang.



Die Schwester spricht:

Wie gerne trät ich heut an eure Betten
und kündete: Vorbei der Schlachtengraus!
Ihr zoget aus, das Vaterland zu retten —
es ward gerettet, und der Kampf ist aus!
Wie schwäng ich gern mit segnenden Gebärden
die Friedenspalmen über eure Qual,
wie säng ich festlich in den Kerzenstrahl
die süße Christnachtbotschaft: Fried auf Erden!

Doch vor euch tret ich zagend und beklommen:
ich bin wie ihr ein Mensch mit Menschenpflicht,
ich darf euch nicht als Weihnachtsengel kommen,
ich bin der holde Friedensbote nicht.
Ihr wurdet hart in vier furchtbaren Jahren,
ihr gingt durch allen Groll und Gram der Welt,
wie mach ich euch die Herzen lieberhellt?
was sag ich, euch das Heil zu offenbaren?

Ihr seid ja gar nicht hier. Denn Seel und Sinne
entfliehn von uns zu jenen, die ihr liebt.
Ihr wurdet nie wie heut sehnsüchtig inne
der Seligkeit, die euch die Heimat gibt.
Ihr Männer, die ihr wild im Schlachtendrange,
blutdürstige Tiger, mit dem Feinde rangt,
bis ihr zerfetzt und röchelnd niedersankt —
nun seid ihr wie die Kinder weich und bange!

Und wir, wir durften euch betreun und pflegen,
doch heut vor eurer Sehnsucht stehn wir stumm
und scheun uns, euch Geweihten auszulegen
der Weihnacht heiliges Mysterium.
Ihr seid ja längst ans Marterholz geschlagen,
Kreuzträger seid ihr, wie Mariens Sohn,
und euer Golgatha, ihr saht es schon —
was frommt es, euch von Bethlehem zu sagen?

Ich wag es doch. O denkt des Knäbleins heute,
in dem die Gnade Knechtsgestalt gewann —
einst klingt euch doch der Ostern Heilsgeläute,
und eine neue, bessre Welt hebt an.
Gen Osten schaut! Das wüste Schlachtgestiebe
verstummte dort, der Völkerhaß entwich,
die einst sich grimm bekämpft, die küssen sich —
o Weihnachtstrost — o Morgenrot der Liebe ...

Walter Bloem.

Kriegsweihnacht.

Von Gabriele Reuter.

In einem Warenhause Berlins fragte kürzlich eine Dame nach Kerzen. „Bedauere!“ antwortete die Verkäuferin. „Wir haben schon längst keine Kerzen mehr.“ „Aber Weihnachtskerzen — ich meine Weihnachtskerzen — vielleicht Wachslichte?“ Die Verkäuferin zuckte nur die Achseln mit überlegenem Lächeln. — „Und Sie bekommen auch vor dem Fest nicht noch eine Sendung?“ „Nein — keinesfalls!“

„Pfefferkuchen gibt es auch nicht — und sagen Sie, Fräulein, Weihnachtsbäume sollen in diesem Jahr auch nicht auf den Markt kommen — haben Sie es schon gehört? — das ist doch einfach unmöglich —“

Das Fräulein hinter dem Ladentisch streifte mit einem spöttischen Blick die erregte Käuferin. „Ja, gnädige Frau, möglich ist jetzt alles . . . “

Die Käuferin schüttelte den Kopf und ging davon, ihre Augen blickten ratlos und verwirrt. Sie dachte vielleicht: Dann muß man alles mit Geld abmachen — und im Grunde ist das ja auch bequemer.

Aber es gibt viele, viele Haushaltungen im Deutschen Reich, wo man „es" nicht mit Geld abmachen kann, und die beiden Stimmen, die alte und die junge, welche über den Ladentisch sich vernehmen ließen, sie waren im Grunde nur der Ausdruck für eine traurige Enttäuschung, die recht weite Kreise zieht.

— Wieder ein Kriegswinter! Wieder ein Christfest ohne den Gatten und Vater, ohne die Söhne und Brüder . . . Wieder die sonnenlose Zeit, die sonst so fröhlich ausgefüllt wurde mit Kaufen, mit Anfertigen von lustigen Überraschungen, mit Vorbereitungen zu einem glanzerhellten, lichterfunkelnden Endpunkt, von dem das Jahr dann aufwärts schritt neuer Frühlingshoffnung entgegen, und die nun seit vier Wintern bedrückt ist von schwerem, dunklem Leid um das Menschenmorden. Aber davon reden wir daheim selten mit Worten. Es ist zu entsetzlich für die Sprache des Alltags, zu gewaltig und zu tragisch.

Noch ist der Engel mit der Heilsbotschaft nicht erschienen, noch seufzen bange Herzen: kein Ende abzusehen . . . Und das kleine, grüne Tannenreis, das uns wie ein Adventzeichen aus dem Osten gesandt wird — wir betrachten es mißtrauisch und können noch nicht recht an seine Wunderkraft glauben!

Wir starren vorläufig noch auf die karge Gegenwart, wir fühlen jetzt nur den Mangel, der uns mit tausend Nadelstichen peinigt. Es ist so kläglich, unseren lieben Feldgrauen nicht mehr Liebesgaben, nicht hausgebackenen Kuchen mit Lichtern und guten Zigarren und warmen, wollenen Hüllen in die Schützengräben senden zu können. Es tut mancher Mutter das Herz weh, wenn die kleinen Süßschnäbel zu Haus erwartungsvoll fragen: „Aber, nicht wahr, Mutti, zu Weihnachten, da gibt es doch Bonbons und Schokolade?" Und sie weiß, daß es keine gibt. Und das weiße Tischtuch auf der Gabentafel ist für manche aus dem gleichen Grunde schon ein bedenklicher Luxus geworden. Es ist schon eine gute Sache, wenn wir uns für die Festtage eine warme Stube gönnen und ein paar wenige Äpfel aufgespart haben. Ja, kärglich, recht kärglich wird's aussehen bei vielen um die liebe Weihnachtzeit, während der man sonst so arg im Fett schwelgte. Denn, seien wir ehrlich, Weihnachten war uns ein Fest der Schwelgerei und sinnlichen Genüsse, weit mehr als ein Fest des Gemütes und der Religion! Von seinem ursprünglichen Sinne — wie wenig war uns noch geblieben! Wie klein die Schar der Gläubigen, die die heilige Christnacht feierten als das unergründlich große Geheimnis: Gott sandte seiner Menschheit den Erlöser, ihnen die Schuld des Hasses und der Selbstsucht von der Seele zu nehmen und sie die Liebe zu lehren — die Liebe, die da Vater und Bruder sprechen darf aus tiefstem Gemütsbedürfnis heraus.

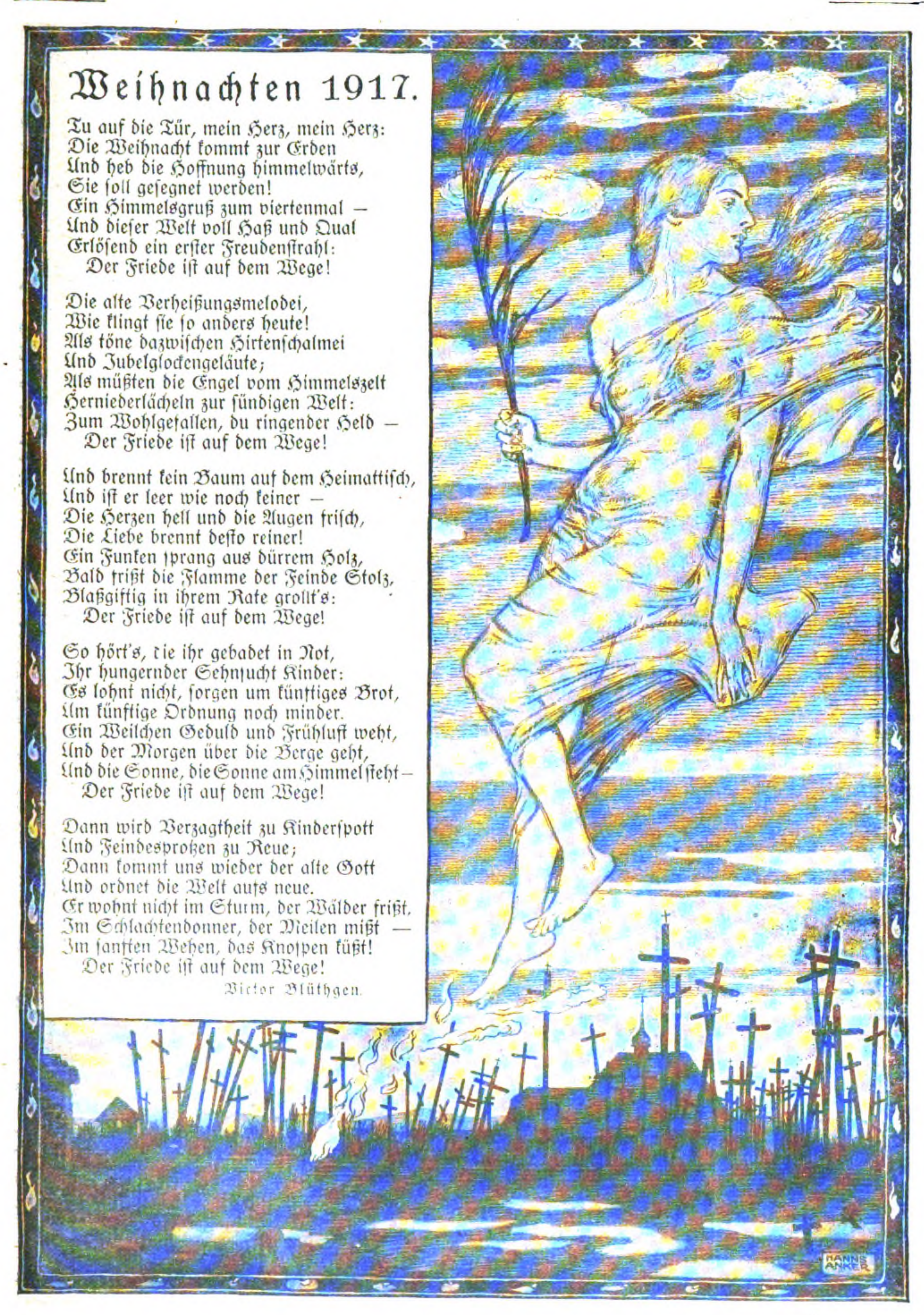
Es war doch eine seltsame Verwirrung, daß wir vermeinten, uns Weihnachtsfreude und Christstimmung mit dem Ausgeben von Geld erkaufen zu können, daß wir Jahr für Jahr gezwungen wurden durch tausend gesellschaftliche Rücksichten zu verschwenden, um ein Fest prunkvoll zu gestalten, das zur Erinnerung an ein Kindlein gefeiert wurde, welches in einem Stall und in einer Krippe sein Erdendasein begann. Ein Kind, das zum Manne geworden, nicht eine Heimat hatte, da er sein Haupt niederlegen konnte und die Armut heilig pries und uns erlösen wollte vom Fluch des Goldes und das Reich Gottes auf Erden gründen — das Reich Gottes, in dem die Liebe herrschen sollte.

Aber wir haben doch in Liebe Weihnacht feiern wollen, sagt ihr — darum haben wir geschenkt und gekauft und uns abgemüht, oft über unsere Kräfte, und sind nun traurig, daß wir es nicht mehr dürfen! Ja — gewiß — nur macht euch einmal klar, ob es nicht die leichteste, vielleicht die oberflächlichste Art ist, Liebe zu erweisen, indem man kauft und schenkt! Damit kommt man erst in den Vorhof, aber noch lange nicht in das Allerheiligste des Liebesgeheimnisses. Wir hielten die äußeren Gebärden fest — doch brannte unser Herz dabei in lichter, heller Glut für alle, die uns nahestanden? Und für die vom Schicksal Enterbten, denen wir mitleidig unser Scherflein zukommen ließen? Wieviel davon war Gewohnheit, war Konvention und leere, gleichgültige Form — wie vieles wurde getan um selbstsüchtiger Zwecke willen.

Eine alte Erfahrung machen wir immer wieder neu: ein großes Glück und ein großer Schmerz reißen das Herz empor zu großem, weitem Fühlen, erheben den Menschen über die Alltäglichkeit. Die gemeine Sorge hingegen, die Mühsal um des Leibes Nahrung und Notdurft, macht das Herz hart, engt die Schranken der Empfindung immer mehr ein auf das Interesse des nächsten Kreises und schließlich nur noch des eigenen Ichs.

Aber wozu ist denn der Wille da, der in diesem Kriege so Gewaltiges geleistet hat —





Weihnachten 1917.

Tu auf die Tür, mein Herz, mein Herz:
Die Weihnacht kommt zur Erden
Und heb die Hoffnung himmelwärts,
Sie soll gesegnet werden!
Ein Himmelsgruß zum viertenmal —
Und dieser Welt voll Haß und Qual
Erlösend ein erster Freudenstrahl:
Der Friede ist auf dem Wege!

Die alte Verheißungsmelodei,
Wie klingt sie so anders heute!
Als töne dazwischen Hirtenschalmei
Und Jubelglockengeläute;
Als müßten die Engel vom Himmelszelt
Herniederlächeln zur sündigen Welt:
Zum Wohlgefallen, du ringender Held —
Der Friede ist auf dem Wege!

Und brennt kein Baum auf dem Heimattisch,
Und ist er leer wie noch keiner —
Die Herzen hell und die Augen frisch,
Die Liebe brennt desto reiner!
Ein Funken sprang aus dürrem Holz,
Bald frißt die Flamme der Feinde Stolz,
Blaßgiftig in ihrem Rate grollt's:
Der Friede ist auf dem Wege!

So hört's, die ihr gebadet in Not,
Ihr hungernder Sehnsucht Kinder:
Es lohnt nicht, sorgen um künftiges Brot,
Um künftige Ordnung noch minder.
Ein Weilchen Geduld und Frühluft weht,
Und der Morgen über die Berge geht,
Und die Sonne, die Sonne am Himmel steht —
Der Friede ist auf dem Wege!

Dann wird Verzagtheit zu Kinderspott
Und Feindesprotzen zu Reue;
Dann kommt uns wieder der alte Gott
Und ordnet die Welt aufs neue.
Er wohnt nicht im Sturm, der Wälder frißt,
Im Schlachtendonner, der Meilen mißt —
Im sanften Wehen, das Knospen küßt!
Der Friede ist auf dem Wege!

Victor Blüthgen.

nicht nur als Macht der Zerstörung, sondern ebensosehr als Macht der Erhaltung und des Aufbaues.

Kann man denn den Willen auch brauchen, um lieben zu lernen? Wir glauben doch, die Liebe sei ein freies Geschenk Gottes an seine Auserwählten? Ließe sich am wenigsten durch Willenskräfte hervorbringen? O gewiß, es gibt Menschen, von deren Wesen in allen Lebenslagen eine solche Wärme und Herzlichkeit ausströmt, daß einem jeden in ihrer Nähe wohl und froh zumute wird, und sie tun selbst nichts dazu, sie geben sich nur, wie sie sind, in köstlicher und segensreicher Schöne. Sie sind die wahren Kinder Gottes, welcher Konfession oder Religion sie auch angehören mögen. — Doch neben diesen seltenen Genies der Liebe gibt es zahllose, die nur ein Mittelmaß von Talent zur Liebe besitzen, das gehegt und gepflegt sein will, wenn es Blüten treiben soll, welches sich auch leicht zurückbilden, verdorren und unfruchtbar werden kann, falls man ihm zu wenig Beachtung schenkt!

Wann hätte die arme, todwunde, zerschlagene, aus allen Lebensquellen ihr Blut verströmende Menschheit der Liebe nötiger bedurft als gerade jetzt! O — besinnen wir uns in den Zeiten dieser Kriegsweihnacht einmal wieder so recht inbrünstig auf den tiefsten Sinn unseres Christentums: auf die Liebe, die da duldet, die da trägt und heilt und hilft. Gerade zur Zeit dieser Weihnacht, in der mit den alten Formen nichts mehr anzufangen ist, in der neue Formen, neuer Inhalt gefunden werden muß, um zu schenken, zu erfreuen! „— Eure Lindigkeit lasset kund werden allen Menschen —", dieses wundervolle Bibelwort schildert mit einer unvergleichlichen Plastik den Eindruck, den ein liebeerfüllter Mensch auf seine Umgebung hervorbringt. Eure Lindigkeit — wie das schon klingt, wie man förmlich einen weichen, warmen, blumenduftigen Frühlingswind über die Stirn streicheln fühlt, wenn man das Wort recht auskostet. Und die Lindigkeit soll nicht nur verborgen in der Brust leben, sie soll kund werden allen Menschen! Damit sind uns zugleich die Wege gewiesen, die die Phantasie zu gehen hat. Denn ohne Phantasie der Liebe ist es nirgend getan! Sie muß arbeiten und neue Werte schaffen. Denn so viele alte Güter sind vernichtet. So viele Herzen sind ihrer sichersten, köstlichsten Besitztümer beraubt worden. Ach, um sie zu beschenken, ohne daß das Geschenk wehe tut, dazu braucht es ganz besonders zarter Lindigkeit.

Und ich schaue im Geiste eine Schar, die sich vorgenommen hat, in dieser herben und harten, in dieser dunklen und kargen Kriegsweihnacht die Gaben ihrer Liebe zu spenden: seltene Seelengeschenke, die köstlicher sind als Schmuck und Pelzwerk und alle Kunstgegenstände — die da süßer sind als Körbe voll Konfekt und belebender als edle Weine!

Ich sehe eine Frau, die zum Manne geht und ihm die Hände reicht: ich habe dir verziehen, was du mir angetan hast — von heute ab wollen wir beide ein Neues beginnen, und ich will suchen, dich und deine Eigenart besser zu verstehen.

Ich sehe eine Tochter, einen Sohn, die zu sich selber sprechen: Der Vater irritiert mich, ich bin zornig und hart mit ihm — aber habe ich denn genügend bedacht, daß ein langes, wechselvolles Leben an ihm geformt hat, daß er nun geworden ist wie ein alter, fester Baum, der seine Form nicht mehr ändert, und ich bin es, der ihn in Liebe dulden und Rücksicht auf seine Eigenarten nehmen muß? Und da sind Verwandte, die durch tausend kleine Mißverständnisse und hin und her getragene Worte in Feindschaft und Erbitterung einander verfolgen — sie suchen sich gegenseitig auf, sie wollen sich einmal wieder neu kennenlernen, und der Eigensinn des Hasses soll zu allen verletzten Eitelkeiten in ein tiefes Grab gelegt werden!

Ich sehe Mütter, die den dunklen Witwenschleier tragen, denen nicht nach frohen Festen der Sinn steht, denn sie, die Verwöhnten, müssen arbeiten, und die Sorge lauert hinter jedem Türspalt. Aber sie *wollen* ihren Kindern ein heiteres Lächeln zeigen. Sie können keinen Christbaum schaffen, aber sie wandern am letzten Adventsonntag mit ihnen in den Wald, holen Moos und Steine und bauen ihnen ein Kripplein, zu dem die Kleinen die heiligen Figuren selbst aus Pappe schneiden und antuschen, wenn solche nicht als alter Familienbesitz vorhanden sind. Und ein einziges Lichtstümpfchen gibt märchenhafte Beleuchtung. Und sie kauert mit ihnen vor dem kleinen Aufbau und erzählt die heilige Geschichte. Oder eins der Kinder mit einem hübschen Singstimmlein wird mit einer alten Gardine als Weihnachtsengel hergerichtet, einen Tannenzweig trägt es in der Hand und singt: „Vom Himmel hoch da komm ich her!" Und die Geschwister durchschauert eine fromme Andacht vor dem so vertrauten und doch so fremden Christboten.

Neue Bedeutung gewinnen die Gänge der Familien mit den Dienstleuten zur Christandacht, zu denen sich in früheren Jahren so selten die Zeit fand.

In anderen Häusern wird das altgerma-

nische „Julklapp" wieder zu Ehren gebracht. Die Geschenke, in vielfacher Umhüllung, gehen von Hand zu Hand, von drolligen Versen begleitet, bis der letzte als ihm bestimmten Kern ein Ringlein findet, das er im Schmuckkästchen der Mutter stets mit Bewunderung sah, oder ein vergilbtes Bildchen vom Vater als Knaben oder ein altes, feines Spitzentuch. Ja — jetzt ist die Zeit, in der es gilt, Opfer zu bringen, herzuschenken die Andenkenstücke, die in jeder Familie aufbewahrt werden; warum soll die junge Generation sie erst nach unserem Tode finden und ohne Freude an sich reißen?

Es gibt auch Gelegenheit zu anderen Opfern. Ich sehe die Hausfrau in der Vorratskammer vor den ach so schwer mit so vielen Gewissensbedenken und so vielem Geld erworbenen Lebensmitteln stehen und einen kleinen Kampf kämpfen: Soll ich — soll ich nicht? Und dann doch ein paar Eier, ein Körbchen Äpfel, eine Scheibe Speck nehmen, um sie einer bedürftigen Kranken oder Alten zu senden. Das sind dann Geschenke, die wertvoller sind als die hochgefüllten Proviantkörbe früherer Jahre!

Und wer keine Vorräte besitzt, dem bleibt das Vorrecht des königlichen Geschenkes, das ein Wohlbehagen zurückläßt, wohin auf seinem Weg er es auch ausstreuen mag. Ein heller, herzlicher Blick, ein aufgeschlossenes, gütiges Lächeln, ein verständnisvolles Wort für das einsame Mädchen in deiner Küche, für das abgehetzte Ladenfräulein, für die tapfere Schaffnerin in der Tram — glaubt ihr nicht, daß sie es fühlen wie den Duft frischer Tannen, der sonst um die Weihnachtzeit von allen Plätzen zu den Vorübergehenden hinüberwehte?

Und Briefe — frohe, hoffnungsvolle, tapfere Briefe an die Front — die werden unseren Lieben dort tausendfach die fehlenden Gaben ersetzen!

Eine Festverschönerung aber kann kein Krieg und keine Hungerblockade uns rauben: die Musik. Laßt es klingen und singen zur Weihnacht in allen deutschen Häusern, zum Flügel wie zur Laute, zum Harmonium wie zur Gitarre! Singt die alten, wundervollen Weihnachtslieder, bei denen alle die holden Erinnerungen heller Friedensfeste mitklingen und eure Herzen mit Dankbarkeit erfüllen für alles, was das überreiche Leben euch je geschenkt hat und noch schenken will. Denn hat das Leben an sich nicht heut einen Wert wie niemals zuvor?

Laßt läuten eure Liebe tiefer als die verstummten Glocken unserer Türme, laßt glänzen eure Liebe heller als die Lichter aller Christbäume, laßt sie duften wie der unausdenkbar süße, trauliche Duft unserer deutschen Weihnachtstuben und seid gewiß, eine herrliche Festesfreude wird euch werden, nach der ihr noch in Zukunftsjahren zurückschauen dürft.

❖ ❖ ❖

Das eine Licht.

Weihnachtskizze von Anna Gade.

Ein rauher Nordostwind trieb die ersten großen Schneeflocken vor sich her, als Jürgen Tolzien, im offenen Jagdwagen lehnend, durch das schwermütige Grau des sinkenden Christabends fuhr.

Mit träumenden Augen sah er umher. Die Heimat! Wie sie die alte geblieben war. Und doch eine andere . . . .

Weltabgeschieden, in einer unwirklichen Stille lag die einsame Landstraße. Nur ein paar hungrige Krähen suchten sich am Grabenrand noch ein kärgliches Nachtmahl, denn zwischen den rostbraunen Kiefernstämmen verglomm bereits als gelblichvioletter Schein das müde Tageslicht.

Daß es solch einen tiefen Frieden gab. Gott sei es gedankt! In einem schweren, wuchtenden Ernst träumten die Heimatfluren den Wundern der geweihten Nacht entgegen, als dächten sie in schwermutvollem Trauern der Opfer, die ihr den Frieden erhalten.

Hauptmann Tolzien sah auf. Links äugte plötzlich durch eine Waldlücke ein kantiger roter Backsteinkirchturm. Kalmeinen.

Ob Ilsabe v. Lehzen sich freuen würde, zum heiligen Abend einen Gast zu empfangen? Er hoffte es, obgleich er nicht wußte, wie sie sich abgefunden hatte mit dem wuchtenden Schmerz, der ihrem Leben so jäh das Licht genommen. Auch ihr reichte der Krieg, der unerbittliche, die große Opferschale dar. Auch sie legte ihr Lebensglück hinein. Noch waren die Wunden nicht vernarbt. Ein halbes Jahr erst war es her, daß Jobst von Lehzen fiel.

Wie mochte sie es getragen haben? Er kannte sie von jeher nur im leuchtenden Glanz eines sonnigen Glückes. Hatte sie die Kraft gefunden? Leidungewöhnte zerbrachen so leicht.

Sinnenden Auges sah er in die Weite. Wer trug die schmerzendere Dornenkrone, die da

draußen bluteten? Oder die Heimatkämpfer am stillen Herd? Die Märtyrinnen dunkler Leidensnächte, die Mütter, Frauen, Schwestern, Bräute. Die Träger alle des schlichten Wortes, des großen, unvergeßlichen, das dieser furchtbarste aller Kriege geprägt, das Wort vom Durchhalten. Da draußen war die Tat, war das gigantische Erleben, lag in den härtesten Nöten noch eine kräftestählende Größe, die über die Not hinaushob, die fortriß und Zeit und Stunden vergessen ließ. Daheim aber schlich der Pendel der großen Schicksalsuhr mit einer lähmenden Schwere. Da wurde unter der Qual entnervenden Wartens die Stunde zu Tagen, der Tag zu Wochen, die dunkle Leidensnacht zu Ewigkeiten.



Der Anblick der Heimat, der trauten, die ihn geboren, wurde dem Heimkehrenden, der sie seit Kriegsbeginn nicht mehr gesehen und seinen Urlaub zumeist in irgendeinem Kurort verbracht, zu einem ergreifenden Erleben. Zwar lag sie im Frieden. Und doch, ihr schwermutvolles Schweigen gerade wurde ihm zu einer erschütternden Offenbarung. Ein stummes, tausendfältiges Leid schien es ihm, das sich ihr ins Gesicht gegraben.

Wer Jahr und Tag da draußen in dem gewaltigen Schicksal stand, der fand sich nicht leicht zurecht mit den stillen Heimatnöten. Er hatte es oft beobachtet, wer wieder nach draußen kam, der sollte erzählen. Die Männer aber, denen noch ein seltsames Träumen in den Augen stand, zuckten die Achseln. Die meisten hatten eben nur Weib und Kind erlebt. Wie's sonst in der Heimat aussah? Wohl stiller. Und knapper natürlich als einst in seligen Schlemmerzeiten. Aber sie hatten doch den Frieden. Im übrigen hatte man in den paar Tagen ja auch nicht viel davon gesehen.

Jürgen Toltzien aber stand allein. Blindmachende Sehnsüchte verschleierten ihm nicht den Blick, denn mit der Verwandtschaft auf Loschen, wo er aufgewachsen und ein paar Tage seines Genesungsurlaubes zu verleben gedachte, verbanden ihn zwar freundschaftliche Beziehungen, aber sie erschütterten ihn nicht.

Es war daher auch wohl eine instinktive Eingebung gewesen, zunächst auf Kalmeinen vorzufahren. Freilich, auch dort würde es anders geworden sein. Und gerade in diesem Jahr. Kein glückvoller Weihnachtsabend voll Jubel und sonniger Herzenswärme. Und doch würde es eine Stunde voll Inhalt sein, eine Stunde, die man nicht umsonst verlebt. Ilsabe von Lehzen war ja so ein feiner, reifer Mensch, eine liebe, kluge Frau.

Eine leise Wehmut überkam ihn. Was für trauliche Weihnachtsabende hatte er auf Kalmeinen verlebt. Und was für wunderbare Bäume hatte Ilsabe Lehzen geschmückt. Kleine Kunstwerke waren es gewesen. Eine warme,

ganz persönliche Note trugen diese Bäume. Dem kleinen schwärmerischen Lebuhn, der Ilsabe Lehzen mit der Reinheit eines Knabenherzens verehrte und über Weihnacht auch mal zu Gast auf dem traulichen alten Landsitz gewesen, war kürzlich im Unterstand der Kalmeiner Weihnachtsbaum sogar wieder im Traum erschienen. Sie hatten gelächelt, als er davon erzählte, die Männer mit dem harten Ernst im Auge. Des armen Kindes Weihnachtsbaum ... Mit strahlenden Septimaneraugen hatte der kleine Lebuhn von diesem lieblichen Traum erzählt. Ach, war das ein Glanz gewesen. Und soviel Süßigkeiten und soviel goldene und silberne Nüsse und Äpfel hingen in seinen Zweigen. Ganz oben aber, unter dem Stern von Bethlehem, schwebte zum Greifen deutlich über dem Lichtmeer genau wie damals ein kleiner rosiger Wachsengel mit einem lichtblauseidenen Badehöschen. Es war wohl der Friedensengel ...



Drei Meter vom Unterstand schlug mit Getöse eine Granate ein, als der kleine Lebuhn mit den sehnsüchtigen Septimaneraugen seinen Traum von dem Kalmeiner Weihnachtsbaum erzählte. Und wenn sie auch lächelten, die Zuhörer, man schloß doch unwillkürlich für ein paar Sekunden die Augen, atmete den leisen Nadelduft und sah im Geist gleichfalls im Glanz seines Lichtermeeres den heimatlichen Weihnachtsbaum ...

*

Noch schien es Jürgen Toltzien wie eine holde Unwirklichkeit. Aber es war doch trauteste Wirklichkeit. Er saß wieder wie einst am Kalmeiner Kamin, und der Wind trieb mit leisem Geprassel den Schnee gegen die Fensterscheiben.

Und vor ihm in dem dunklen Ledersessel saß die schlanke, blonde Frau Ilsabe v. Lehzen, die er nur im warmen Glanz des Glückes gekannt.

Tiefernst, mit einer Schwere war er vor sie hingetreten, mit jener Scheu, wie sie Männer von harter Energie befällt und hilflos macht vor anderer Leid. Ilsabe v. Lehzen fühlte diese Schwere und half ihm darüber hinweg. Er sah es, sie freute sich über den unerwarteten Weihnachtsgast, freute sich auch über das reizende, von rosigen Blüten umhangene hochstämmige Christbäumchen, das er ihr mitgebracht. Etwas Ergreifendes ging aus von der Beherrschung ihres Leides, das doch wie ein dunkles Meer im Blick ihrer Augen schlief.

„Es ist Weihnacht", sagte sie leise und sah auf ihre beiden Knaben. Ein schlichtes, lichtgraues Kleid mit einem belebenden weißen Spitzentuch umfloß in weichen Falten ihre hohe Gestalt. So innerlich war das Leid dieser Frau, daß es auf Äußerlichkeiten verzichten konnte.

Ein Stolz erfüllte Toltzien. Ja, diese deutscheste Frau war größer als ihr Leid.

Und dann erhob Ilsabe v. Lehzen sich und bat ihn, für wenige Minuten sie zu entschuldigen. „Wenn ich Sie bitten darf, an unserer stillen Weihnachtsfeier teilzunehmen,“ sagte sie, „so wird es mir eine Freude sein.“

Und Jürgen Toltzien glaubte sich in selige Zeiten zurückversetzt, als wenig später sich die Tür zu dem geräumigen Gartensaal öffnete. Genau wie einst. Und doch so anders . . .

Unter dem wuchtigen Damhirschkronleuchter waren wieder mit liebevoller Fürsorge die Gabentische für die Kinder und die Bediensteten des Hauses gedeckt. „Jobst würde es so gewünscht haben“, sagte sie schlicht.

Einfachste, patriarchalisch einfache Kriegsweihnachtsgaben. Arm gegen einst und doch so reich, so schien ihm. Glückselig, mit einem kindlich freudigen Stolz sahen die schlanken Knaben auf die derben Kriegsstiefel. Und auch in den Augen der Leute, die zum Teil schon jahrzehntelang auf Kalmeinen bedienstet waren, sah der Mann, der aus den lauten Nöten des Krieges in die stillen der Heimat kam, eine freudige Genügsamkeit, wie sie nur aus dem Verständnis für den tiefen Ernst der Zeit erwachsen konnte.

Ilsabe v. Lehzen aber war derweil unbemerkt zur Seite getreten und hatte leise die breite Flügeltür zu einem der Nebenzimmer geöffnet. Ein feiner silberner Glockenton schwirrte durch den Raum. Jürgen Toltzien sah auf, tat ein paar Schritte vorwärts und stand dann plötzlich wie gebannt . . .

In einem geheimnisvollen Halbdunkel lag der Raum, in dessen Mitte ein stolzer, majestätischer Weihnachtsbaum zur Decke emporragte. Ein seltsamer Weihnachtsbaum. Kein tändelndes Naschwerk hing wie einst verlockend in seinen Zweigen, kein lieblicher, blitzernder Schmuck. Kein strahlender Kerzenschimmer umfloß ihn mit goldigem Glanz. Ein einziges weißes Licht nur brannte hoch oben in seinen Zweigen.

So stand er, ergreifend im tiefen Ernst seines grünen Nadelkleides. Und neben diesem Baum stand die blonde deutsche Frau, die Arme um die Schultern ihrer Knaben gelegt, und sah hinauf zu dem einen Licht . . .

„Prägt es euch ein, dieses Bild“, sagte sie, zu ihren Knaben und den Leuten gewandt, „erzählt dereinst auch euern Kindern und Kindeskindern von dieser stillen, heiligen Nacht und diesem einen Licht am deutschen Weihnachtsbaum. Dem einen Licht, das heller leuchtet als Tausende von Kerzen! Das nie verlöschen und Ewigkeitsdauer haben wird!“ . . .

In lautlosem Schweigen umstanden alle den schmucklosen Weihnachtsbaum. Ilsabe v. Lehzen aber horchte plötzlich auf und öffnete weit die Fenster. Eine leise, zitternde Glockenstimme kam aus dem Dunkel und schwirrte suchend ins Fenster.

„Merkt auf,“ sprach sie, „die eine Glocke läutet im Dorf! Sie läutet die Christnacht ein. Die eine, die uns blieb!“

In tiefer Bewegtheit lauschten alle, und harte Hände falteten sich . . .

„Hanns Dieter, geh und spiel uns ein Lied,“ wandte sie sich an den ältesten der Jungen, „das, was du am schönsten findest.“

Und der blonde Knabe ging gehorsam an das Klavier. Einen Augenblick blieb es still, schien er zögernd nachzusinnen. Dann klang es plötzlich wie eine Überraschung, eine seltsame, tief ergreifende, hinein in die Stille der heiligen Nacht: „Deutschland, Deutschland über alles . . .“

Und Hauptmann Toltzien stand regios und sah hinauf zu dem goldigen Strahlenkranz des einen Lichtes, des Lichtes, das nie verlöschen würde . . .

⚙ ⚙ ⚙

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

Die Wirkungen der englischen Niederlage bei Cambrai wiegen schwer. Enttäuschung im feindlichen Heerlager, frohe Stimmung im eigenen. Die Berichte vom Schauplatz der Cambraischlacht lassen in allen Einzelheiten erkennen, wie entscheidend der Schlag war, dem die in Massen und mit Aufgebot äußerster Kampfmitel eingesetzten feindlichen Kräfte unterlegen sind.

Vor allem mögen sich jetzt unsere Gegner klar darüber sein, daß die volle Schärfe unseres Angriffsgeistes, von der die Cambraischlacht eine Probe ablegte, von nun ab gen Westen gerichtet ist. Die sichtliche Lust am Kampf, mit der unsere Truppen aus der Verteidigung zum Angriff übergegangen sind, bildete einen zu wesentlichen Faktor bei dem Erfolge dieser Kämpfe, um nicht die volle Siegeszuversicht für die gründliche Schlußabrechnung zu gewährleisten

Die Jahresbilanz des Unterseebootkrieges spricht eine unwiderlegliche Sprache. Von einer Welttonnage von knapp fünfzig Millionen Bruttoregistertonnen ist ein reichliches Viertel versenkt, davon allein in den zehn Monaten vom 1. Januar bis zum 31. Oktober 8 047 000 Bruttoregistertonnen. Zum Ausgleich standen der Entente Neubauten Erpressung neutralen Schiffsraumes und Entwendung deutscher Schiffe zur Verfügung. Die beiden letzteren Faktoren sind erschöpft. Was die Neubautenmöglichkeit betrifft, so haben wir schon wiederholt nachgewiesen, daß sie durchaus ungenügend ist Dahingegen besteht die Tatsache, daß unser Zuwachs an Unterseebooten die Verluste nach wie vor beträchtlich übersteigt, daß unsere Unterseeflotte beständig an Umfang zunimmt.

Was England aus dem Umstande herzuleiten sucht, daß englische Truppen Jerusalem eingenommen haben, ist kein Erfolg. Dieser Umstand ist für die Kriegsereignisse ganz belanglos und nicht geeignet, auf die Entscheidung irgendeinen Einfluß zu üben, nicht einmal geeignet, davon abzulenken; denn die Entscheidung fällt hier — sie wird an unserer Front ausgetragen.

X.



Nummer 51.

DIE WOCHE Bilder vom Tage



Der Weihnachtsbraten wird abgeladen.

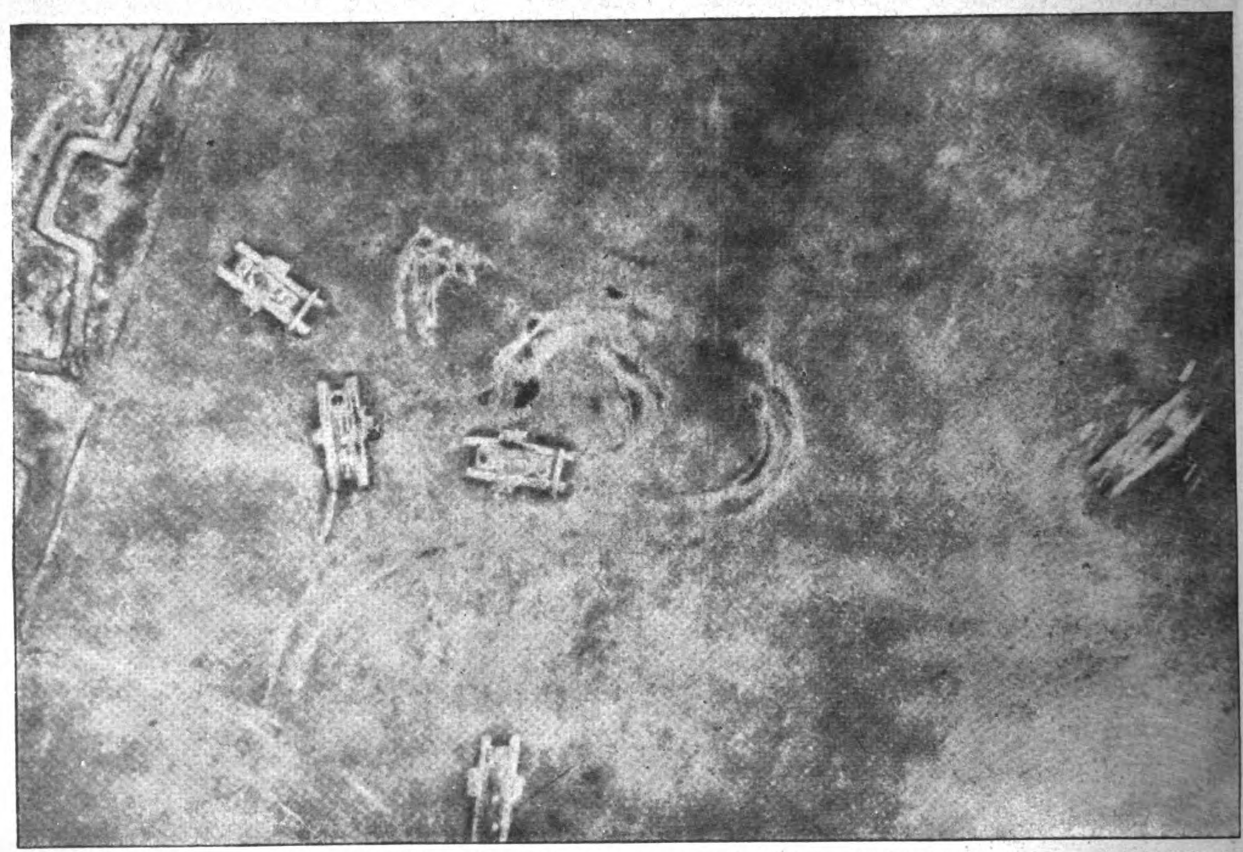
Weihnachtsfeier bei einer Fliegerabteilung.

Flieger=Weihnachten an der Westfront.



Von links. Erste Reihe: Leutnant W. Schulz, Hauptmann Huth, General Ketschewski (russischer Oberbefehlshaber), General von Morgen (Leiter der Verhandlung), General Lupescu (rumänischer General), Oberst Hentsch (Oberst im Generalstab, Deutscher Vertreter), Hauptmann Braun (Hauptmann im Generalstab). Zweite Reihe: Leutnant Erfling, Oberst Kochanowski, Leutnant Lebell, General Kranilovic (Vertreter Oesterreich-Ungarns), Oberst Baumgarten (russischer Generalstabschef), Oberst Popoff, (Vertreter Bulgariens), Oberstleutnant von Förster (Vertreter Oesterreich-Ungarns), Major Nazim Bei (Vertreter der Türkei).

Von den Waffenruheverhandlungen an der rumänischen Front in Focsani: Die Vertreter der verhandelnden Mächte.



Von den Kämpfen bei Cambrai: Deutsche Fliegeraufnahme des Kampfgeländes mit fünf vorgehenden feindlichen Tanks.

Ein Wagen hat in einer Kurve gedreht, die Fahrspur ist deutlich erkennbar.

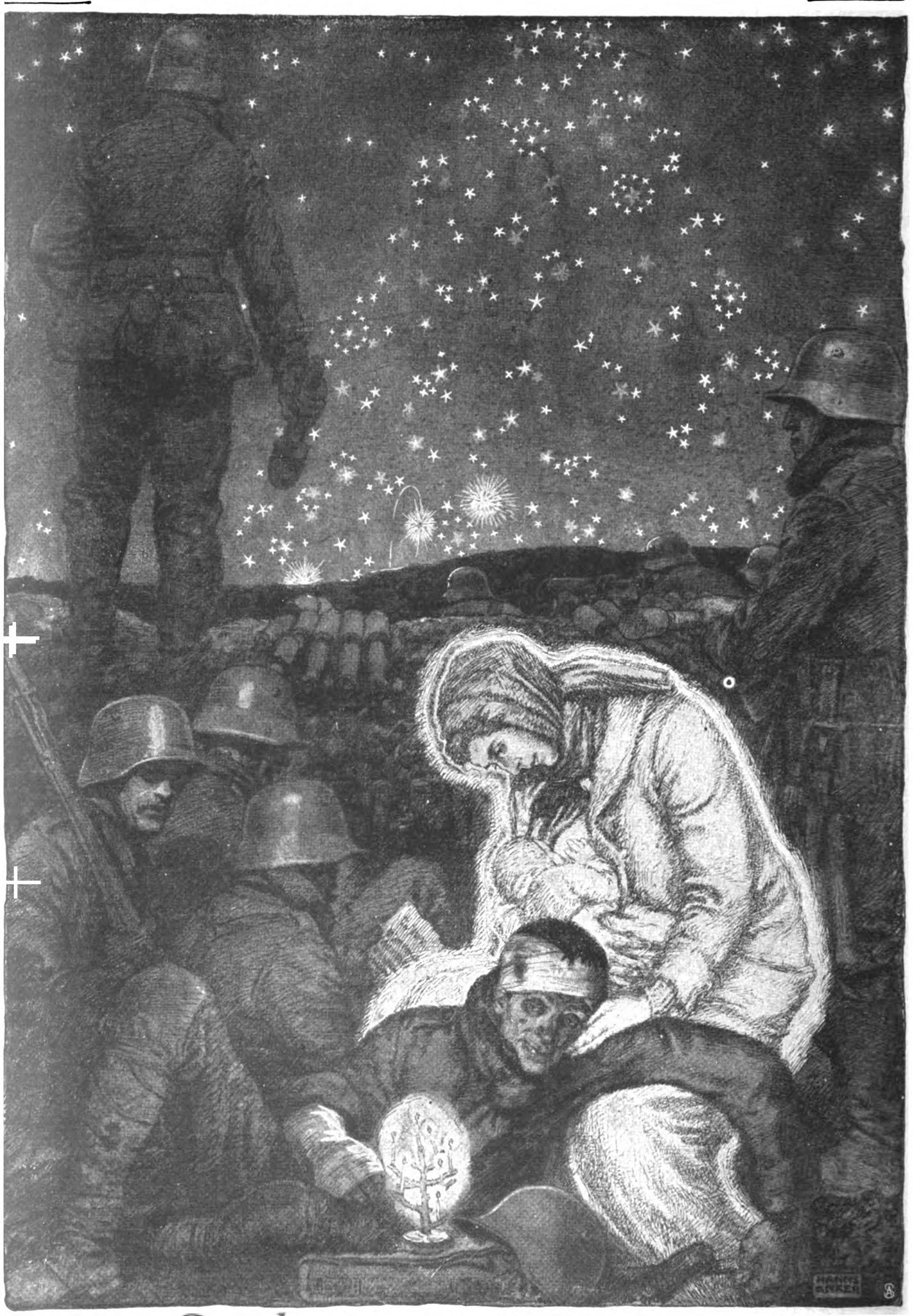
Von der Westfront.





Sankt Nikolaus im Schützengraben eines österreichisch-ungarischen Regiments.

An der russischen Front.



Weihnachtstraum. Zeichnung von Hanns Anker.





Kriegsspielzeug aus Ober-Ost.

Von Elsa Frobenius. — Hierzu 14 Aufnahmen von Boedecker.

Wenn auch Zuckerwerk und Lebkuchen sich im vierten Kriegswinter auf ein bescheidenes Maß beschränken müssen, so sollen die Weihnachtstische unserer Kinder darum doch nicht leer und farblos bleiben. Wir füllen sie mit bunten Spielsachen. Und wir finden immer neue Überraschungen für sie. Denn der Krieg hat allerlei neue Industrien hervorgebracht, die die Erscheinungen unserer Zeit widerspiegeln, und deren Erträge zum Teil der Linderung der Kriegsnot dienen sollen. Neben den Tausenden von U-Booten und Luftschiffen, den Unterständen und Stacheldrahthindernissen, Lazarettzügen und Feldküchen der Nürnberger Spielwarenindustrie steht heute eine neue Holzspielzeugindustrie, die sich in Litauen entwickelte. Die Bevölkerung des besetzten Gebiets wird damit beschäftigt; man will ihr Verdienst und Arbeitsmöglichkeit schaffen. Deutsche Künstler machen die Entwürfe zu den bunten Holzfigürchen, die einen Wanderzug durch ganz Deutschland angetreten haben, und die in der Volkskunstausstellung zu Berlin ebenso heimisch sind wie in den Spielwarenläden Rigas. Sie sind von Walter Buhe und von Fred Hendrick erdacht. In den Wilnaer Arbeitstuben werden sie von armen Ortsbewohnern hergestellt. Ihr Stil spiegelt eine gewisse Verschmelzung deutscher und slawischer Spielzeugkunst wider, eine Vereinigung der durch den Krieg in Beziehung gebrachten Elemente. Die Herstellungstechnik entspricht der der künstlerischen Spielsachen, die schon seit einer Reihe von Jahren aus



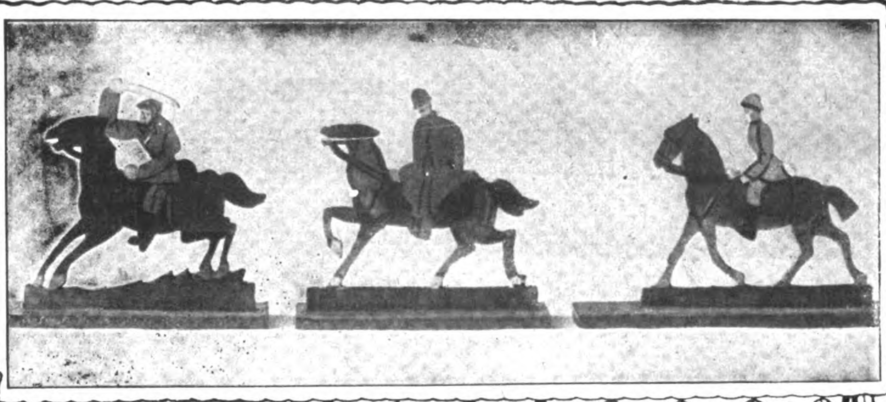


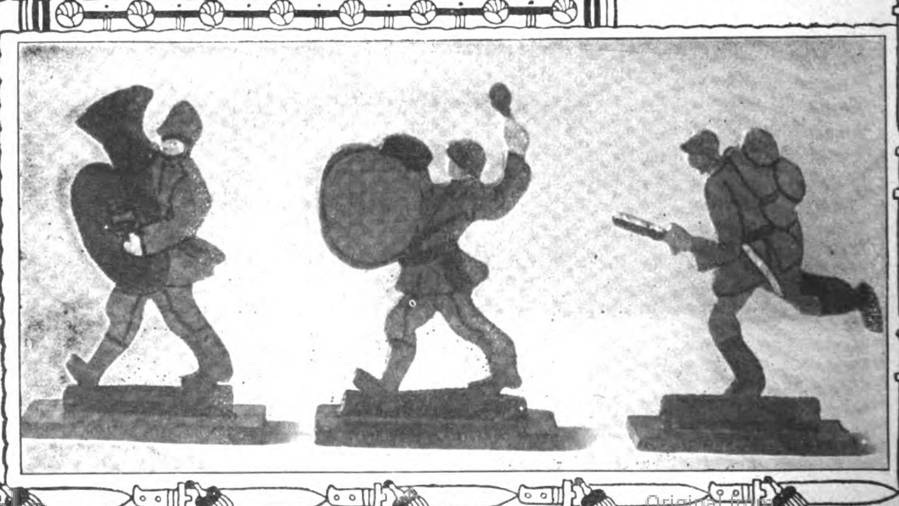


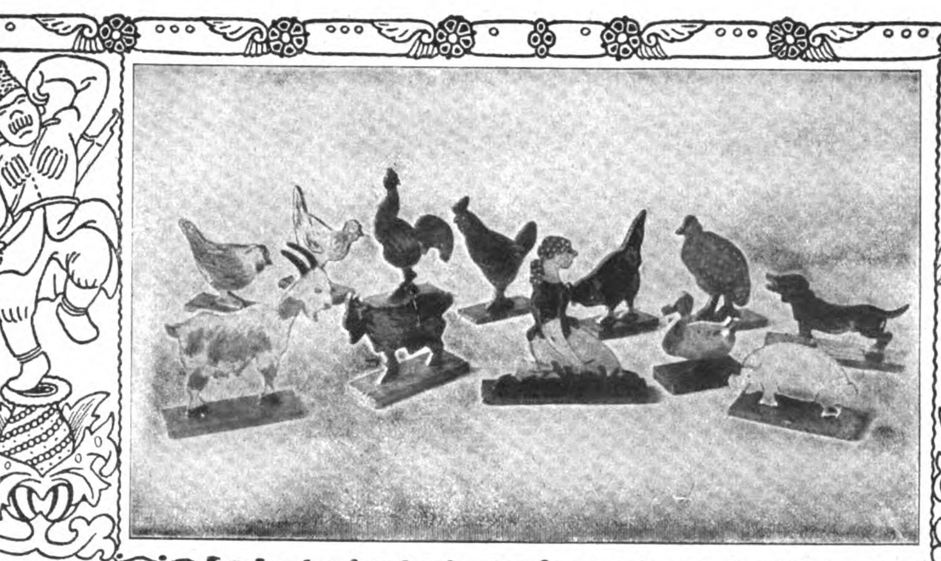
München kamen: ein kräftiges Flachrelief mit charakteristischen Umrißlinien, aus halbzentimeterbreiten Holztafeln ausgesägt und mit dünn aufgetragener Farbe bemalt. Oft streifen die Gestalten das Karikaturenhafte. Ihr derber Humor wirkt erheiternd auf das Kindergemüt und gibt ihnen neben ihrem Originalwert auch Ursprünglichkeit und Frische.

Natürlich spielt der Krieg in den Spielsachen der Wilnaer Arbeitstuben eine große Rolle. Unsere Feldgrauen sind auch hier die Herren der Lage. In langen Reihen marschieren sie auf, mit Tornistern und Rucksäcken beladen, mit Säbeln und Flinten bewaffnet. Die Regimentskapelle fehlt nicht. Man glaubt das Dröhnen der Pauken und Trommeln zu hören, wenn man die dramatisch bewegten Gestalten der Musiker sieht. Und man freut sich der temperamentvollen Pferde, die dem Zuge voranreiten. Daneben Erscheinungen, die dem Kind so lieb und vertraut sind, daß es immer wieder zu ihnen zurückkehrt: Gänseliesel mit drollig-törichtem Gesicht, von allerlei Federvieh umgeben. Ein majestätischer Hahn und ein aufgeblasener Puter, geschwätzige Enten und aufgeplusterte Hühner. Kriegsbereite Ziegenböcke und ein kläffender Dackel, alle so beredt, daß man von der Wichtigkeit ihres Tierdaseins völlig überzeugt wird. Neue Gebilde treten hinzu, Gestalten, die wir zwar schon aus der russischen Volkskunst kennen, die aber dort in Rundplastik mit völlig naiver Auffassung dargestellt werden. In deutscher Darstellung sind ihre Eigentümlichkeiten mit überlegener Satire übertrieben. Sie bringen neue heitere Züge in

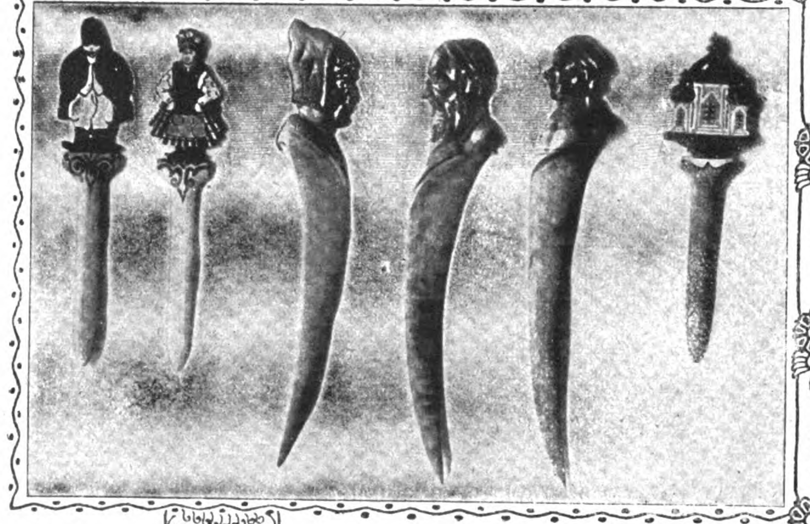








unsere Spielzeugkunst. Da ist der russische Kutscher in pelzverbrämtem Kaftan, der träge, mit schlaffen Zügeln, seine einspännige Kalesche lenkt. Das Rößlein ist dürr und krummbeinig, sein Krummholz sitzt schief. Man gedenkt dabei unwillkürlich des russischen Sprichworts: „Je langsamer du fährst, desto weiter kommst du.“ Da ist der Bauernbursche mit hohen Stiefeln und Fellmütze und die Bäuerin im Sarafan und bunten Kopftuch. Sie tanzen den Volkstanz der Russen, den Kasatschok, bei dem die Tänzerin sich immer um sich selbst dreht und der Tänzer sie in wilden Sprüngen umkreist, bewegte Gestalten, entworfen mit zeichnerischem Schwung. Oder eine russische Bäuerin feiert zärtlich Verbrüderung mit einem Feldgrauen, eine Groteske auf die Ereignisse, die uns heute alle so lebhaft beschäftigen. In unmittelbarer Anlehnung an die russische Volkskunst sind die „Matrjoschtis“ entstanden, jene buntbemalten Puppen, deren ursprüngliche Form das Holzei war. Sie haben gewellte, weniger primitive



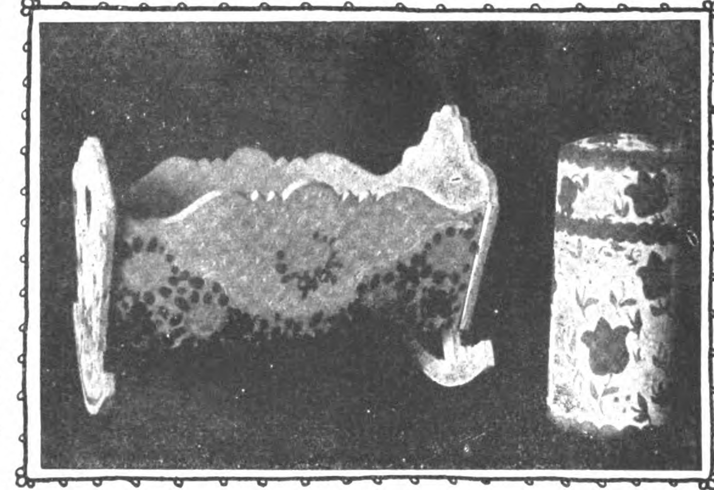
Umrisse als die russischen Matrjoschtis. Doch sie stellen jene slawischen Volkstypen dar, denen wir auch in Litauen allenthalben begegnen. Es ist altvertraute Arbeit, die den Bewohnern Wilnas mit ihrer Herstellung geboten wird. War doch die litauische Volkskunst seit Jahrhunderten in hoher Blüte. Und wurden doch neben farbenprächtigen







Stickereien und Geweben von jeher im Lande des Njemen jene Holzschnitzereien verfertigt, mit denen sich die Bewohner waldreicher Gegenden in ganz Rußland beschäftigen. Der Litauer in Ober-Ost hat denselben instinktiven Schönheitsinn und dieselbe Freude an leuchtenden Farben wie der Großrusse, der Ukrainer und der Bulgare. Er ist durch Generationen in der Holzschnitzerei geübt und hat eine leichte Hand und einen scharfen Blick für das Charakteristische. Mit den einfachsten Instrumenten stellt er aus weichem Linden- und Ahornholz Kleinplastiken her, die sprechenden Lebens voll sind. Eine Industrie, die den Neigungen und Arbeitsgewohnheiten eines Volkes widerspricht, kann diesem nicht ohne weiteres aufgepfropft werden. Zu lebenskräftiger Entwicklung gelangt nur eine Arbeit, die mit einem gewissen Verständnis und angeborenem Geschick ausgeführt wird. Daher war es fraglos ein glücklicher Gedanke, an die slawische Volkskunst anzuknüpfen und ihr neue Entwicklungsmöglichkeiten und Absatzgebiete zu schaffen. Mit besonderer Freude begrüßen wir unter dem Weihnachtsbaum die Spielsachen aus den Wilnaer Arbeitsstuben. Sie sind uns ein Symbol des nie erlahmenden Arbeitswillens, mit dem schon jetzt eine wirtschaftliche Entwicklung vorbereitet wird, die auch im kommenden Frieden glücklich fortschreiten möge.



Anker

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

7. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Ein Lächeln auf den rosigen Zügen der Ladys. Es wäre nicht das erstemal gewesen, daß Lord Harald in einem der zahllosen Ehescheidungsskandale der großen Londoner Welt eine Rolle spielte . . .

„Im Windsorrennen?“

„Nein! In der Burham-Steeplechase!“

Die alten und jungen Gentlemen ereiferten sich.

„Bilberry im Braknell-Handikap 8 : 1!“

„Kabel aus Chikago: Johnson in bester Boxerform!“

„Nein, Miß Graham: Die Hochzeit ist nicht in Holy Trinity Church . . . sie ist in St. Peters! Der Oheim General Nutley übergibt die Braut!“

„Ihr Vater zieht seine Rente aus Messern, heißt es!“

„Doch! Mrs. Pilgrim trinkt, Liebste. Miß Blados sah die leeren Rumflaschen unter ihrem Bett stehen!“

Miß Graham und Miß Briggs hatten für Johanna Ter Meer nur die Andeutung eines kühlen Kopfnickens. Ein eisiges Zurücktreten. Sie ging weiter, suchte nach Menschen, sah bekannte Gesichter. Aber die verschwanden jedesmal wie durch Zufall, wenn sie näher kam. Fremde Mienen um sie, ernste. Plötzlich, wie ein fernes, fernes Totenglöckchen in das leere Lippenwerk der „Society“, ein Wort halblaut . . . von Mund zu Ohr: Die „Heidelberg“! Es klang dumpf. Es tauchte immer wieder auf. Mochten die Kronleuchter noch so hell strahlen, die Diamanten ahnenstolz blitzen, die Gesichter dünkelhaft lächeln: Die „Heidelberg“ . . . die „Heidelberg“ . . . durch den ganzen nördlichen Atlantik gejagt . . . die „Heidelberg“ mit Kurs auf Island . . . die „Heidelberg“ auf dem Weg ins Verderben . . . Sie war in diesem Augenblick wohl schon genommen, war hoffentlich mit Mann und Maus gesunken, war überhaupt nur eine Eulenspiegelei der Hunnen gewesen, weiter nichts. Was konnte England, dem Liebling des lieben Gottes, Böses widerfahren?

„Lady Brereton geht es ein wenig besser!“

„Wollpreise erholen sich!“

„Wie? Sie ist schon wieder von ihrem Mann fort?“

Johanna Ter Meer stand zwischen den Damen und Herren, und es war ihr auf einmal, als ginge und säße da eigentlich hundertmal derselbe Mensch und spräche dasselbe und dächte dasselbe! Sie hatte das unheimliche und unerklärliche Gefühl, als sei ein großes Wachsfigurenkabinett lebendig geworden, und die lebensgroßen Puppen plauderten und lachten mit eiskalten Augen und starren, heiteren Mienen, und diese Puppen beherrschten die Menschheit, und für sie arbeiteten alle Menschen.

Kein Bekannter kam in dem Gedränge der wächsernen Halbgötter in Johanna Ter Meers Nähe. Die Lady Fairtlough, die wilde Suffragette, ragte da mit ihren beinah sechs Fuß Länge. Sie sprach laut und begeistert, nicht wie sonst von Maulschellen an Minister, sondern von ihrem Dienst als Kraftwagenfahrerin hinter der belgischen Front. Aber die ehrenwerte Diana war trotz dieser Leistungen am Steuer so kurzsichtig, daß sie an Johanna Ter Meer vorbeieilte, ohne sie zu bemerken! Rings um sie war immer ein unsichtbarer freier Raum: Wie eine kalte Luftwelle wehte eine Leere, wo sie ging und stand.

In der Ferne entdeckte Johanna Ter Meer jetzt ihren Mann. Sein Gesicht hatte nicht den unbefangenen Ausdruck wie drüben in Holland. Es lag eine gewisse Feierlichkeit darüber, Selbstbewußtsein und Genugtuung zugleich. Er sonnte sich im Strahl des englischen Weltgestirns. Er sprach auf englisch mit dem norwegischen Reeder Pederson. Als seine Frau herankam, wandte er sich rasch ihr zu.

„Jantje: Mr. Pederson hat Funkspruch aus Bergen! Isländische Fischer sichteten gestern die ‚Heidelberg‘. Sie lief mit ihren letzten Kohlen zwischen den Shetlandinseln und den Faröer ostwärts in der Richtung auf die norwegischen Schären!“

„Die sind doch neutral!“

„Ja, sicher!“

In Johanna Ter Meers blauen Augen leuchtete es auf. Ein Rot des Triumphes legte sich über ihre lebhaft gewordenen Züge.

„Ach — was wäre das schön!“

„Was denn, Jantje?“

„Wenn das Heldenstück gelänge . . .“

„Welches Heldenstück?“

„. . . daß die ‚Heidelberg‘ nach all diesen Fahrten glücklich in die Heimat kommt!“

Zwei Augenpaare — ein holländisches und ein norwegisches — sahen sie verständnislos an. Heldentaten? . . . Auf deutscher Seite? Daran hatte man nie gedacht . . . mochte Deutschland siegreich gegen viele Hunderte von Millionen Menschen kämpfen, sich gegen den halben Erdball behaupten, an Opfermut alle Völker der Weltgeschichte übertreffen . . . für

Deutschland gab es auf Erden weder Anerkennung noch Mitgefühl. Plötzlich war eine tiefe Kluft zwischen Johanna Ter Meer und ihrem Mann, während er frostig sagte: „Das wollen wir nicht hoffen, daß die ‚Heidelberg' heimkommt, damit sie andere Kaperschiffe ermutige und uns von neuem den Welthandel stört!"

Reeder Pederson lachte.

„Unbesorgt! Sie kommt nicht so weit! Sie heizen die Kessel schon mit allem, was auf dem Schiff verbrennbar ist! Schlimmstenfalls bleibt die ‚Heidelberg' in unserer Dreimeilenzone liegen und wird interniert!"

„Ich rechne, daß sie noch vorher eingeholt wird!"

Der Yonkherr Ter Meer rieb sich, während er das auf englisch sagte, beinah ungeduldig die Hände. Es schien seiner Frau in diesem Augenblick, als sei er selbst ein Engländer, als färbte das Engländertum auf alle Menschen ab, die mit ihm in Berührung gerieten, kröche ihnen in die Seelen, nistete sich in ihr Herz und Hirn, bis die ganze Erde nur noch der Schatten war, den Großbritannien warf. Auf einmal begriff sie den trockenen, zähen, unerbittlichen Haß des Korvettenkapitäns Erich Lürsen gegen den britischen Meltau, der die Welt überzog.

„Oh . . . no . . ."

Es schlug seelenlos an ihr Ohr. Sie fröstelte zusammen.

„Ich möchte weg!" sagte sie.

„Warum, Jantje?"

Der Reeder Pederson hatte drüben seinen dänischen Geschäftsfreund entdeckt. Cornelis Ter Meer stand mit seiner Frau allein.

„Ich sagte es dir ja schon vorher: Die Engländer haben sich verändert. Noch vor drei Monaten verachteten sie Deutschland. Jetzt hassen sie es . . ."

„Oh — glaube das nicht!"

„. . . und lassen es mich fühlen! . . . ich bin hier wie Luft! Sie sehen durch mich hindurch wie durch Glas! Sie sehen durch alles hindurch, was ihnen nicht paßt."

„Du täuschst dich, Jantje!"

„Sie tun mir dabei unrecht! Wenn jemand eine Freundin und Schülerin Englands war, dann war ich es doch wahrhaftig die zehn Jahre bis zum Krieg! Und jetzt noch im Krieg wollte ich ja alles daran setzen, daß Deutschland und England wieder Freunde werden! Aber ich sehe jetzt erst, wie England hassen kann! Ich hätte es nie geglaubt!"

Der Yonkheer Ter Meer schüttelte den Kopf. Er begriff, wie weh es für einen Menschen sein mußte, wenn England nichts mehr von ihm wissen wollte! Es war wie eine Art Ausstoßung aus der Menschheit! Der Gedanke erschreckte ihn.

„England tut kein Unrecht!" sagte er. „Nicht an einem Volk und nicht an einem einzelnen . . ."

„Du hast mir doch versprochen, zu gehen, wenn ich es will!"

„Du sollst gehen, Jantje, aber ohne Bitterkeit durch ein Mißverständnis! Engländer sind nicht so . . . Haben sie dir nicht überall auf der Welt Gutes erwiesen?"

„Ja, früher!"

„Du warst sehr jung, Jantje, als ich dich heiratete. Ich war fünfzehn Jahre älter als du. Ich habe dich auf die Erde hinausgeführt. Die Erde ist englisch! Ist dir in der langen Zeit irgendwo eine Unbill auf der Erde widerfahren?"

„Nein — das nicht . . ."

„War je ein Gentleman rücksichtslos gegen dich . . . oder hat er etwa gar in deiner Gegenwart geraucht?"

„Nein . . . aber . . ."

„Waren nicht alle Eingeborenen überall gegen dich demütig und gehorsam, weil du eine weiße Lady warst?"

„Ja."

„Haben nicht du und ich allen Schutz und alle Freiheit und Beweglichkeit in allen Häfen genossen, als ob wir Engländer seien?"

„Das schon . . ."

„Aber hat je ein Engländer dafür Dank von dir verlangt? Nein. Oder hast du je erlebt, daß man einen Paß von uns gefordert hätte oder eine Anmeldung oder eine Pflicht? Nein: wir waren frei. England nahm uns alle Mühen des Lebens ab. Du hast darüber nie nachgedacht. Du hast es so vorgefunden, als du mit neunzehn Jahren in die Tropen kamst, und hast es als selbstverständlich hingenommen . . ."

„Ich weiß es, Cornelis! Aber das war im Frieden!"

„Dieser Friede war ein goldenes Zeitalter für uns alle, Jantje. Durch den Krieg sieht es der Engländer für uns alle gestört . . . Daher jetzt manche Dusterkeit auf seiner Stirn. Sie gilt nicht dir. Es ist die Trauer, daß man ihm seine Aufgabe erschwert!"

Johanna Ter Meer fuhr sich mit der Hand über das gewellte Haar. Aber es war eine Bewegung, als griffe sie sich an die Stirn.

„Manchmal denke ich, es gibt zwei Erdkugeln!" sagte sie. „Eine hier und dort Deutschland!"

„Wenn, Jantje — dann kann man nicht auf zwei Planeten wohnen. Du stammst aus Deutschland, aber du hast dein Vaterland freiwillig verlassen, um mir zu folgen. Also ist deine Heimat jetzt hier!"

„In Holland! Aber nicht in England!"

„Ich bin Holländer! Ich bin ein Mann der Freiheit. Darum bin ich der Freund Englands. England ist die Freiheit!"

„Oh yes . . . ich hörte es von M. Branagan selbst: Er hat Bayardo gekauft!"

„Bayardo ist ein guter Crack!"

„Oh — welch eine Neuigkeit!"

Die Stimmen verloren sich.

„Jantje — haben wir nicht unsern Jan mit deinem Einverständnis für diesen Winter nach Eastbourne getan? Schon vor dem Krieg — ja! Aber kannst du das Land hassen, dem du nun einmal deinen Sohn anvertraut hast?"

„Sie hassen mich!"

„Sie hassen dich nicht!" Der Jonkheer Ter Meer veränderte sein Wesen. Er, der weltkundige, verständig nüchterne Mann, wurde beinahe feierlich ... heiligste Ueberzeugung wohnte in seinen ernsten grauen Augen ... „Irre dich nicht in den Engländern, Jantje, sonst wirst du irre an allen Menschen! Dann findest du keinen Platz mehr auf der Welt und wirst an dir selber irre!"

Er sah, daß seine Worte Eindruck auf sie machten. Sie schwieg wenigstens. Mehr wollte er für heute nicht. Er war immer die Rücksicht selber gegen seine Frau. Sie hatte in den zehn Jahren ihrer Ehe noch kaum ein hartes Wort von ihm gehört. Er legte sanft ihren Arm in den seinen, um sie wegzuführen.

„Nu — wir sollen uns jetzt niet lange aufhalten!" sagte er freundlich und so leise auf deutsch, daß es niemand hören konnte. Aber zugleich stand Herr Holm, der Kopenhagener Kriegslieferant, vor ihm, der Reeder Pederson aus Bergen an seiner Seite. Beide, der Däne und der Norweger, waren sehr erregt.

„Die ‚Heidelberg' über den vierten Grad östlicher Länge! ... Ein Dutzend Engländer, Japaner, Franzosen und Russen hinterdrein! Sie läuft mit äußerstem Volldampf. Sie heizen mit den Deckplanken und dem Maschinenöl! Man sieht es am Rauch!"

Der Jonkheer Ter Meer zog die angegrauten Augenbrauen hoch, daß die Stirnfurchen bis zu der schimmernden Glatze hinaufliefen.

„Ueber den vierten Grad östlicher Länge? Mit Ostkurs?"

„Ja! Ja!"

„Aber dann ist sie ja schon entkommen! Dann ist sie ja schon in den norwegischen Schären!"

„Vielleicht ankert sie schon dort irgendwo zwischen Aalesund und Florö!"

„Von wo ist die Nachricht?"

„Lord St. Asaphs selber brachte sie soeben!"

Drüben war im Hintergrund des Saales über dem Gewimmel der Gäste der tiefbrünette Kopf des Marqueß Harald von St. Asaphs aufgetaucht. Er überragte mit seinen sechseinhalb Fuß Länge das Gewühl. Er kam erst jetzt in das väterliche Haus. Staatsgeschäfte hatten ihn, wie er zu der ihn umdrängenden Schar von Damen und Herren sagte, drüben in Downing Street zurückgehalten. Das Auswärtige Amt lag nahe von hier. Westminster, das Kriegsamt, die Admiralität, der Buckingham-Palast, die Stadtsitze der Lords, die Prunkhäuser der Klubs, all diese elektrischen Druckpunkte für den Erdball waren auf einem lächerlich kleinen Raum im Westen Londons vereinigt.

Lord Harald stand mit der Lässigkeit des großen Herrn, die Hände in den Taschen der Frackhosen, inmitten seines Gefolges. Er zog die Rechte heraus, um sie Mr. Branagan, dem schon halb anglisierten Stahlkönig, zu herzlichem Druck zu reichen. Der Mann war es wert. Berichte aus Flandern bezeichneten die Füllung seiner gegen die deutschen Schützengräben geschleuderten Granaten als das erstickendste Gift, das man noch je von drüben bekommen.

„Halloa, Mr. Branagan — Sie haben Bayardo gekauft?"

„Ich tat es, mein Lord Markgraf, als Grundstock eines kleinen Stalles!"

„Wann soll er zum erstenmal seinen Hafer verdienen?"

„Er ist für den Tredemis-Coup genannt!"

„Wohl! Da läuft auch mein ‚All Black'! Wir werden uns da sehen, Mr. Branagan!"

Der Marqueß Harald von St. Asaphs sagte es zerstreut. Seine dunklen Augen forschten nach dem Ausgang des Saales.

„Steht dort nicht Mrs. Ter Meer?"

„Ich glaube!" sagte Miß Briggs frostig.

„Sie scheint im Begriff, mit ihrem Mann zu gehen!"

„Sie tut gut daran!" sagte Miß Neish. „Sie hat es wohl gesehen, daß man ihre Hunnenabstammung kennt!" sagte Mrs. Graham.

„Ihr habt es sie merken lassen?"

„Oh — ich hoffe!" sagte Miß Craven.

„Nichts törichter als das!" Es kam unter dem schwarzen kleinen Schnurrbart beinah brutal durch die großen weißen Zähne.

Im Verkehr mit den Damen legte sich der Marqueß nicht den geringsten Zwang auf.

„Warum, Harald?" fragte die ehrenwerte Diana, die, baumlang wie er, neben ihrem Vetter stand.

„Weil ich sie brauche ... sie stammt doch aus Deutschland! Sie weiß, wie es bei den Goten ausschaut ..."

„... Oh! ..."

„Und ihr verscheucht sie von hier! ... Die einzige Lady, von der man hier etwas Vernünftiges hören kann ..."

„Oh ... oh ..."

„... die für England eingenommen ist! ... die mir alles von drüben freimütig erzählt! ... Diana, ich hielt mehr von Ihrem gesunden britischen Sinn!"

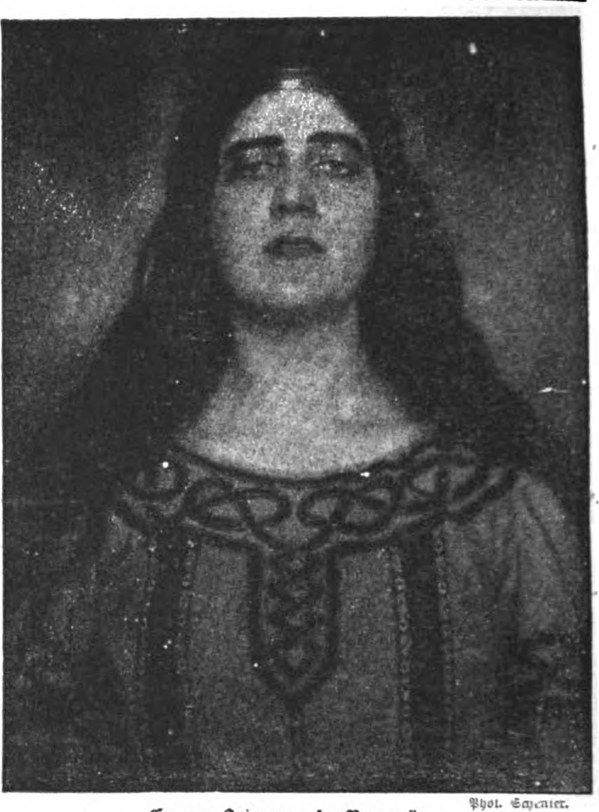
„In der Tat: ich fürchte, es war nicht weise!" sagte Lady Diana Fairtlough offen zu ihren Freundinnen.

(Fortsetzung folgt.)





Maria Leffler-Burckard als Isolde. Phot. Rumbler.



Emmy Leisner als Brangäne. Phot. Schenker.

Die Berliner Hofoper.

Von Karl Krebs. — Hierzu 23 photographische Aufnahmen.

Das Bestreben jedes Opernleiters muß darauf gerichtet sein, den Personalbestand seines Theaters so auszubauen, daß er für die Aufführung jeder beliebigen Gattung gleich gut gerüstet ist, daß das Musikdrama wie die auf schönes Singen und Kehlfertigkeit gestellte italienische Oper, das moderne musikalische Lustspiel wie die ältere Spieloper mit derselben Vollkommenheit ausgeführt werden können. Und man muß es dem Generalintendanten der Königlichen Schauspiele in Berlin, Grafen von Hülsen-Haeseler, nachrühmen, daß er diesen Grundsatz treulich befolgt. Sehen wir irgend einen Künstler oder eine Künstlerin neu verpflichtet in das Königliche Opernhaus einziehen, so dürfen wir sicher sein: hier wird eine Lücke ausgefüllt, oder es wird vorgesorgt, eine Kraft zu ersetzen, die abbröckeln will. Durch dies kluge Umschauen und Angliedern ist die Berliner Oper nun während der letzten sechs Jahre etwa auf eine Höhe geführt worden, die von keiner anderen Opernbühne in Deutschland überragt wird. Mag hier und dort ein Sänger oder eine Sängerin zu finden sein, die eine der Berliner Größen übertrifft, das Gesamtgewicht der Kräfte würde, auf die Wagschale gelegt, jede der übrigen Zusammenstellungen niederziehen.



Walter Kirchhoff als Loge in Wagners „Nibelungen".

Wir bringen heute die Bilder einiger hervorragender Mitglieder der Berliner Hofoper, womit nicht gesagt sein soll, daß die hier nicht aufgeführten der Bedeutung entbehren. Frau Leffler-Burckard, die aus Wiesbaden zu uns kam, glänzt vornehmlich in Wagnerschen Partien, für die sie nicht allein die stimmliche Wucht, sondern auch den großen Stil der Darstellung mitbringt. Die Nordländerin Frau Hafgren-Waag hat sich in hochdramatischen Rollen ebenso





Spezialaufnahme der „Woche".

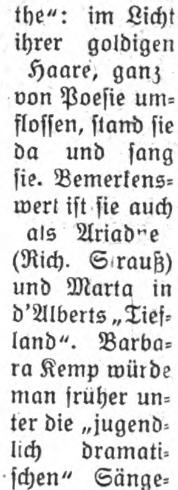
Hermann Jadlowker.



Spezialaufnahme der „Woche".

Paul Knüpfer.

bewährt wie in lyrischen; eine ihrer reizvollsten Schöpfungen war die „Spinnerin" in den „Sieben Raben" der Moser'chen Bearbeitung von Webers „Euryan-



the": im Licht ihrer goldigen Haare, ganz von Poesie umflossen, stand sie da und sang sie. Bemerkenswert ist sie auch als Ariadne (Rich. Strauß) und Marta in d'Alberts „Tiefland". Barbara Kemp würde man früher unter die „jugendlich dramatischen" Sänge-

Phot. E. Fischer-Schneevoigt.

Cläre Dux.

rinnen eingereiht haben; heute sind die Grenzen flüssiger, die Begabungen wandelbarer, jeder bewegt sich in unterschiedlichen Gattungen. Unvergessen sind ihre Mona Lisa und ihre Selica. Vielseitigkeit zeichnet auch Cläre Dux aus. Ihr ungewöhnlich schöner, vortrefflich geschulter Sopran fügt sich ebenso wie ihre musikalische Intelligenz den verschiedensten Stilen, so daß sie als Desdemona (Verdi) ebenso Vortreffliches leistet wie als Flotowsche Marta, ja selbst die Gilda im „Rigoletto" ist ihr erreichbar,

obschon der italienische Ziergesang nicht eigentlich im Rahmen ihrer besonderen Begabung liegt. Die anmutige, behende Birgitt Engell bewegt sich am glücklichsten in



Phot. Berczigan.

Josef Schwarz.



Phot. Nippold.

Robert Hutt.



Phot. Kippold.

Herbert Stock.

heiteren Rollen, doch ist sie auch eine Nuri (Tiefland) von rührender Unschuld. Emmy Leisner kommt aus dem Konzertsaal, wagte in einer Sommeroper bei Kroll den ersten schüchternen Schritt auf die Bühne und gehört jetzt zu den Zierden der Königlichen Oper. Sie besitzt einen herrlichen, satten Alt, der bis zur letzten Beherrschung durchgebildet ist, und ihre musikalische und darstellerische Wandlungsfähigkeit gestattet ihr, so entgegengesetzte Charaktere glaubhaft zu machen, wie Azucena, Nancy und Carmen.



Phot. Dührkoop.

Waldemar Henke.

Ihre Stimmkollegin Ida v. Scheele-Müller und der junge Nachwuchs, die Münchnerin Fräulein Koch, ein zierliches Rosinchen und schon



Phot. E. Bbl.

Birgitt Engell als Marta
in Flotows Oper.



Phot. E. Oertel.

Cornelis Bronsgeest als Graf Almaviva
in „Figaros Hochzeit“.



Louis van de Sande.



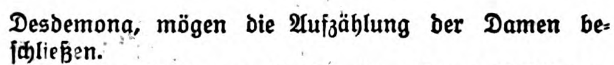
Phot. A. Binder.

Gustaf Bergman als Parsifal
in Wagners Musikdrama.



jetzt in den Künsten des Laufwerks und der Triller wohl erfahren, das gewandte Fräulein Marherr und die schlanke Lillan von Granfelt, eine gute Elsa und





Phot. A. Binder.

Elfriede Marherr.

Desdemona, mögen die Aufzählung der Damen beschließen.

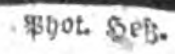
Und nun die Herren. Die Tenöre gehen natürlich voran. Hermann Jadlowkers Stimme, hell, strahlend, schickt





Lilly Hafgren-Waag.





Phot. Hetz.

Michael Bohnen.



Barbara Kemp.

sich in die Lyrik besonders gut, ihr Schmelz und ihre Weichheit kommen hier, zum Beispiel im Almaviva, zu schönster Geltung. Aber sie hat auch Metall genug, um einen Otello, einen Vasco de Gama zu formen. Heldentenor im eigentlichen Sinn ist Walter Kirchhoff! Lohengrin, Siegfried und ihre Stimm- und Geistesverwandten sind sein bevorzugter Wirkungsbereich. Der aus Frankfurt zu uns übergesiedelte Robert Hutt fühlt sich in empfindsamen Rollen wohl am meisten heimisch, sein schmiegsames Organ entfaltet hier den größten Reiz. Ihm ähnlich, wenn auch nicht ebenbürtig ist Peter Unkel, der an Vielseitigkeit von Gustaf Bergman weit übertroffen wird; ein geschmackvoller Sänger, ein talentvoller Komponist und ein künstlerischer Übersetzer finden sich in einer Person gewiß nicht oft vereinigt. Herr Bergman ist zwar neuerdings aus dem Verband des Opernhauses ausgetreten, gastiert aber so häufig dort, daß er noch als zum Bau gehörig betrachtet werden kann. Ganz ausgezeichnet sind die tieferen Stimmlagen vertreten. Neben Paul Knüpfer — wer singt noch den Gurnemanz so gut wie den van Bett? — die neueren Mitglieder Josef Schwarz und Michael Bohnen, beide mit prachtvollen Stimmen gesegnet, beide große Künstler in der Versinnlichung ganz verschiedener Persönlichkeiten. Wenn Bohnen den Kezal singt („Verkaufte Braut"), dann jubelt das Publikum über die beherzte und entschieden gezeichnete Komik dieser Figur, aber nicht minder wirkt er als Figaro, als Rappelkopf, als Großinquisitor in der „Afrikanerin", wo das Ohr sich in der Fülle des Wohlklangs so recht satt trinken kann. Und Josef Schwarz ist ein prächtiger Nelusko, Amonasro, Sebastiano (Tiefland); bei aller Weichheit und Biegsamkeit hat sein Organ doch die Fähigkeit, scharf zu kennzeichnen und zu modellieren. Ferner Herr Henke und Herr Stock, ein feiner Charakteristiker, der gewaltige Baß van de Sande, der elegante Bronsgeest und Herr Armster, der noch jüngst den Holländer trefflich sang. Diese kurzen Hinweise werden genügen, um zu zeigen, wie mannigfaltig die Abstufungen im Personal der Königlichen Oper sind.



Phot. Becker & Maaß.

Lilian von Granfelt.



Peter Unkel.





Elsa Koch.



Karl Armster.

Phot. Leincke.

Ida von Scheele-Müller als Marianne im „Rosenkavalier".

Gedenkt man aber der Sänger und Sängerinnen, so muß auch ein Wort des Lobes für das unvergleichliche Orchester abfallen, ein prachtvolles Begleitinstrument, das unter Richard Strauß, Leo Blech, E. v. Strauß, Stiedry eine überschwengliche Fülle von Glanz und Farbe entfaltet und sich jeder Aufgabe geschmeidig anpaßt.

Schluß des redaktionellen Teils.



LECIFERRIN-TABLETTEN

sehr bequem im Gebrauch für

junge Mädchen und schwächliche Frauen mit matten Augen, blassem Aussehen schwächlichem Körper

Für Erschöpfte, Überarbeitete, Heruntergekommene, Nervöse, um rasch **neue Kräfte** und **neues Leben** zu erlangen

Mit Vorliebe von Ärzten empfohlen
Überall erhältlich

GALENUS, CHEM. INDUSTRIE G.M.B.H. / FRANKFURT a. M.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

D. Gottfried Traub: „Heimkrieger". Stuttgart. J. Engelhorns Nchf.

Dr. Otto Hachtmann: „Ottomar Enking". Zu seinem 50. Geburtstag. Dresden. Carl Reißner.

Carl Lenſt: „Hindenburg oder Napoleon". Berlin. Gustav Braunbeck.

Ottomar Enking: „Familie P. C. Behm". Dresden. Carl Geißner.

Eugen Kühnemann: „Deutschland und Amerika". München. C. H. Beck. (Oskar Beck.)

Cronberger, Bernhard: „Jahr-Buch für den Kleingartenbau". Frankfurt a. M. Verlag des Vereins zur Förderung des Kleingartenbaues.

„Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands". Berlin, Dresdner Bank.

Dr. Wilhelm Stahl: „Die diplomatischen Verhandlungen vor Ausbruch des Weltkrieges auf Grund der Farbbücher". München, C. H. Beck.

„Schwarzkünste eines Feldgrauen". Schattenrisse Emil Lohse. Dresden, Holze & Pahl.

Peter Bender: „Das Wahlrecht des Weltkrieges". Darmstadt, Falken-Verlag.

Ph. Buxbaum: „In Feldgrau". Gießen. Emil Roth.

Katarrhe und Siechtum.

Husten, Lungenleiden, Auswurf, Heiserkeit usw.

Es steht fest, daß die Gefahren der Katarrhe durchweg unterschätzt werden und an Hilfe meist erst gedacht wird, wenn man den „Husten nicht mehr los wird", oder wenn Lungen-, Luftröhren-, Bronchial-, Kehlkopfkatarrhe, Auswurf, Heiserkeit, Husten, Schnupfen sowie Nasen- und Rachenkatarrhe bereits in ein bedenkliches Stadium getreten sind. Welch große Bedeutung aber einer fehlerlosen Funktion der Atmungsorgane beizulegen ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß ein Mensch wohl tagelang hungern, aber die Lebensluft nur wenige Minuten entbehren kann, ohne in Todesgefahr zu kommen. Wird Hilfe erst dann gesucht, wenn der Patient sich infolge von Atemnot, Kopfschmerz, Beklommenheit, allgemeiner Schwäche, Verdauungsstörungen, Nervosität krank und elend fühlt, so kann es vielleicht zu spät sein, zumal auch die angegriffenen Schleimhäute der betreffenden Organe höchst empfängliche Nährböden für die Erreger späterer böser Krankheiten sind, wie Influenza, Diphtherie, Scharlach, Tuberkulose usw., die bekanntlich zu dauerndem Siechtum führen können.

Das eigene Interesse gebietet es daher einem jeden, sich über Entstehung, Vorbeugung und Heilung einer der Erscheinung nur unterrichten. Eine die bezügliche aufklärende Schrift versendet das Brunnen-Kontor in Wiesbaden W 14 unseren Lesern vollkommen kostenlos. Sie behandelt die höchst einfache Anwendung eines im Arzneischatze wohlangeführten und allgemein bewährten Naturmittels, nämlich des natürlichen Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalzes. (Erhältlich in Apotheken, die Flasche zu M. 2,50, lange reichend, direkt drei Flaschen M. 7,00 frei.) Seine Gewinnung erfolgt unter strengster Aufsicht der Stadt Wiesbaden aus der seit Jahrhunderten weltbekannten heißen Wiesbadener Kochbrunnenquelle, zu der jährlich nahezu Hunderttausende pilgern, um die sehnsuchtsvoll erhoffte Gesundheit zu erlangen.

Die mit einem Auszuge begeisterter ärztlicher Heilberichte versehene Schrift enthält außer einer Abhandlung von Geheimrat Dr. Pfeiffer noch wertvolle Hinweise über Magen-, Darm- und Verdauungsstörungen, Blutarmut, Leber-, Hämorrhoidalleiden usw. sowie über die so gefürchteten gichtischen und rheumatischen Erkrankungen. — Es schreibt Herr J. R. in R.: „Alle meine Bekannten staunen, wie rasch ich mich nach meinem länger als zwei Jahre dauernden Lungenspitzenkatarrhe erholt habe. Die heisere Stimme erteilt ihren alten vollen Klang."

Dr. med. B. in W.: „Das Quellsalz hat fast wunderbare Wirkung getan. Der alte Husten ist verschwunden. Die Kinder fühlen sofort Besänftigung bei den Keuchhustenanfällen."

Kurort Dr. M. in F.: „Halte es für meine Pflicht, das Quellsalz in den weitesten Kreisen zu verbreiten."

Aehnlich lauten unzählige Kundgebungen von Vertretern der Wissenschaft und von Privaten.

Schönheit der Büste



rosig zarte Haut in kürzester Zeit nur durch

Dr. Richters „Festoform“.
(patentamtl. geschützt)

Dies ist tatsächlich eine Methode für junge Mädchen und Frauen sowie ältere Damen zur Erzielung schöner Körperformen, ohne Taille und Hüfte zu erweitern, indem es die Plastik der Formen zu höchster Vollendung bringt. Es ist, kurz gesagt,

das Allerbeste.

Vor Nachahmung jeder Art wird gewarnt, bei Nichterfolg

zahle Geld zurück

laut Garantieschein. Unschädlich, einfachste Anwendung. — Preis Mk. 3.50, Doppeldose Mk. 5.75, (zwei Doppeldosen Mk. 10, portofrei). Zusendung diskret per Nachnahme (postlagernd wird nichts gesandt) nur durch

Dr. Hans Richter,
Berlin-Halensee 29.

Arterien-Verkalkung!
(Blutandrang, Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerden)
Kostenlos erhalten Sie: Prospekte hierüber mit Vorwort von Dr. med. Weiss durch:
Allgemeine Chemische Gesellschaft Cöln a. Rh. 44, Herwarthstr. 17.

Geld ist eine Macht,

aber eine noch größere Macht

bedeutet der beherrschende zauberische Bann, den manche Menschen ausüben, denn mit seiner Hilfe erreicht man auf

dieser Welt Alles!

Dieser persönlichen Zaubermacht öffnen sich alle und selbst die sprödesten Herzen. Wo sie ausgeübt wird, gibt es kein Mißlingen. Sie ist gleichsam der Schlüssel zu den größten und staunenswertesten Erfolgen und bringt selbst die kühnsten Wünsche in Erfüllung! Eine machtvoll bezaubernde Persönlichkeit kann sich die Verhältnisse schaffen, gewissermaßen erzwingen, die ihr angenehm sind. Sie wird überall beeinflussend und gebietend zur Geltung kommen, wird selbst stolzen und unnahbaren Menschen imponieren und Hochachtung abringen, wird selbst den härtesten Willen brechen. Einer machtvollen Persönlichkeit beugt sich eben alles! Wahrlich, es ist **das größte Glück** für einen Menschen, wenn er die Fähigkeit besitzt, den alles beherrschenden Zauber der Persönlichkeit zur Anwendung zu bringen. Dies nicht nur für Männer, die vorwärts streben, sich Bahn brechen, zu Ehre und Ansehen gelangen, Großes erreichen und Geld und Gut erwerben wollen, sondern auch für Mädchen und Frauen, denn sie haben doch ebenfalls ihre oft stolzen Pläne und Hoffnungen für einen glücklichen Ausbau ihres Lebens! Alle, alle, die sich jetzt vergebens nach den schönen Gütern des Lebens abmühen und verzehren, könnten das oft unerreichbar scheinende Ziel ihrer Wünsche wie im kühnen Fluge erreichen, wenn ihnen das geheimnisvolle überwältigende Machtmittel des persönlichen Zaubers zur Verfügung stehen würde!



Garantie! Rücknahme bei Unzufriedenheit!

Wollen Sie sich dieses bezwingende Machtmittel aneignen und damit ein **Bevorzugter des Glückes** werden? Folgen Sie dem praktischen Wege eines Erfolgreichen! Bestellen Sie heute noch das Buch „Die Macht der Persönlichkeit“. Wer dieses Werk besitzt, wird sich aus allen unfreien, beengenden und niederdrückenden Verhältnissen befreien und sein ganzes Leben von Grund aus glücklich umgestalten können. Ungeahnte persönliche Kräfte entstehen und drängen zur Entfaltung. Das ganze Wesen steht im Zeichen sieghafter Lebenskraft, sicheren Könnens, großen Selbstbewußtseins, geistiger Ueberlegenheit, zielbewußter, unbeugsamer Energie und Entschlossenheit! Viele Anerkennungen bezeugen den Wert des Buches. So und ähnlich schreiben die Leser: „Der Inhalt ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Endlich habe ich das, wonach ich mich lange gesehnt habe und spüre wieder Lebenslust und Tatkraft in mir.“ — „Ich habe jetzt alles so schön im Gange, daß ich Ihr Buch nicht um viel Geld entbehren möchte.“ — „Das Werk ist gerade für mich der beste Wegweiser.“ — Das Buch kostet portofrei M. **3.20**, bestellen Sie heute noch bei

Rudolphs Verlag, Dresden-P. 373.

Detektiv Graeger

Kgl. Krim.-Beamter a. D.

Berlin W. 9, Linkstraße 2/3, am Potsdamer Platz. Telephon Nollendorf 2303. Fahrstuhl. Erstklassiges **reelles** Büro. Sämtliche Beobachtungen, Ermittelungen, Ehesachen. Spezialität: Auskünfte.



F. Snijders u. A. v. Dijck — Wild und Geflügel
K. Gemäldegalerie im Haag.

„Das Bedürfnis des Menschen, den Alltag mit dem Abglanz einer idealen, einer erträumten Form zu durchleuchten und zu heiligen, findet in diesen Zeiten nur noch in der bildenden Kunst restlose und vorbehaltlose Befriedigung . . .“ **Lothar Brieger.**

Diesem Bedürfnis kommen in vollkommenster Weise entgegen die

Meister-Werke der Galerien Europas

(Hanfstaengls Maler-Klassiker)
Abbildungen etwa 18×13 cm nach Originalaufnahmen

Band I: **Die Kgl. Aeltere Pinakothek zu München,** 2. Aufl., 263 Abbildungen. Einleitung von Prof. Dr. K. Voll . . . . geb. M. **12.—**

„ II: **Die Kgl. Gemälde-Galerie zu Dresden,** 2. Aufl. 300 Abbildungen. Einleitung von Prof. Dr. W. Singer . . . . geb. M. **12.—**

„ III: **Die National-Galerie zu London.** Mit 222 Abbild. Einleit. v. Prof. Dr. K. Voll . geb. M. **12.—**
Dasselbe mit englischem Text . geb. M. **12.—**

„ IV: **Das Rijks-Museum zu Amsterdam.** Mit 208 Abbild. Einleit. v. Prof. Dr. K. Voll . geb. M. **12.—**
Dasselbe mit französischem Text geb. M. **12.—**

„ V: **Kgl. Galerie Haag und Galerie der Stadt Haarlem.** Mit 125 Abbildungen. Einleitung von Prof. Dr. K. Voll . . . . geb. M. **9.—**

„ VI: **Die Kgl. Galerie zu Kassel,** 209 Abbildungen. Einleit. von Prof. Dr. K. Voll . . geb. M. **12.—**

„ VII: **Die Kaiserl. Eremitage zu St. Petersburg.** Einleitung in französischer Sprache (nur so) von Baron Nikolas Wrangel . . . . . geb. M. **12.—**

„ VIII: **Das Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin,** 260 Abb. Einl. v. Dr V. Fischel, . geb. M. **12.—**

Aus Urteilen der Presse:

„Gibt in diesem kleineren Format das Vollkommenste, was erreicht werden kann, die höchste Kunst für den billigsten Preis.“ **Die Grenzboten**

Diese billigen Galeriewerke nehmen in der popularisierenden Kunstliteratur einen ersten Rang ein; sie sind für jeden, der sich in irgendeiner Form ernstlicher mit der Kunst beschäftigt, sei es als Forscher und Lehrer, sei es als ästhetisch Geniessender, geradezu unentbehrlich geworden. . . . In jedem Falle wirken diese Reproduktionen auf uns wie Malereien. **Leipziger Illustrierte Zeitung**

Diese Bände sind nicht nur durch ihre vornehmen Reproduktionen als Bilderschatz unübertroffen, sie leisten auch der Forschung gute Dienste und sind in ihrer Handhabung praktischer als selbst die vollzähligsten photographischen Sammlungen. Das Vollkommenste im Dienste künstlerischer Volkskultur dürfte damit doch gegeben sein. **Dresdner Journal**

. . . Es fällt schwer, über die Hanfstaenglschen Maler-Klassiker-Ausgaben zu ihrer Empfehlung etwas Neues zu sagen. Sie stehen in der Kunstliteratur längst außer Wettbewerb und haben sich deshalb so rasch beim Publikum eingebürgert, weil sie den Ansprüchen der strengen Kunstforscher wie auch den Bedürfnissen der kunstfreundlichen Laien in gleichem Maße eutgegenkommen. **Münchener Allgemeine Zeitung**

Zu beziehen durch alle Buch- u. Kunsthandlungen od. gegen Vorhereinsendung des Betrages zuzügl. M. 2.— für jeden Band Teuerungszuschlag, Porto u. Verpackungsspesen vom Verlag

Franz Hanfstaengl in München I.

Dr. Carl Peters: „Lebenserinnerungen“. Hamburg, Rüsch.
Otto Meyer: „Das preußische Wahlrechtsproblem“. Mainz, Victor von Zabern.
Dr. Hans Hinselmann: „Zur Sexualethik“. Bonn, Friedrich Cohen.
A. Heiner: „Briefe an einen Landlehrer“. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Korfiz Holm: „Die Tochter“. München, Albert Langen.
„Bücherei der Münchener ‚Jugend‘“. Erster Band: Ernste und heitere Erzählungen. München, G. Hirth.

Verschiedene Mitteilungen.

— Zahnpflege. Als ein ausgezeichnetes Unterstützungsmittel zur Mund- und Zahnpflege gilt das in letzter Zeit allgemein eingeführte „Tola-Zahnpulver“. Seine Hauptvorzüge beruhen in hervorragender Reinigungskraft, desinfizierender Wirkung, in erfrischendem, köstlichen Wohlgeruch und größter Ergiebigkeit. Vorrätig in den Drogenhandlungen und sonstigen Niederlagen von Kaiser-Borax.

Annahme von Anzeigen bei **August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, und in den Geschäftsstellen Breslau**, Neue Schweidnitzer Straße 19, **Dresden-A.**, Prager Straße 35, **Düsseldorf**, Oststraße 105, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Kassel**, Königsplatz 53, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 3, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184, **München**, Theatinerstraße 3, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51, **Stuttgart**, Königstraße 11. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mk., unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0,80. Außerdem wird ein Teuerungsaufschlag von 20% erhoben. — Anzeigen müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden. — Chiffre-Briefe, die innerhalb vier Wochen nicht abgeholt sind, werden vernichtet, nachdem die etwa darin enthaltenen Originalzeugnisse, Photographien usw. den Einsendern wieder zugestellt sind.



Druckschriften der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68. Zimmerstr. 36—41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G.m.b.H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Anzeigen gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Norddeutschland.

Moorbad Polzin Frühjahr 1918 Eröffnung d. hochmod. eingerichteten neuen Sanatoriums, Sanitätsrat Dr. Hölzl.

Brandenburg.

Eberswalde Dr. Seele's Sanatorium „Drachenkopf" f. Nerven-, Innere-, Stoffwechselkr., Entziehungsk. u. Erholbed.

Falkenhagen Seegefeld - A. bei Berlin. Sanatorium 8—11 M. San.-Rat Dr. Straßmann. (Einzelnummer 9—11 M.)

Schlesien.

Obernigk b. Breslau, Waldsanator. f. Leichtlungenkr. Zim. inkl. Kur u. Verpfl. v. 8 M. an. Kriegsteiln.Ermäß. Dr.Kontny.

Westdeutschland.

Bad Neuenahr Heilanstalten für Zuckerkranke. Sommer- u. Winterkuren. Prosp. d. Dr. Külz.

Teutoburger Wald.

Bad Lippspringe unübertr. gegen Lungen- u. Halsleiden Arminiusbad Frequenz 8000. Kriegsteiln. Vergünst. Prosp. d. d. Brunnen-Administration. (Man beachte die Adresse.)

Mitteldeutschland.

Bad Wildungen „Der Quellenhof", bish. „Hotel Quisisana". Vornehmst. Haus im Kurpark. Reelle Preise. Das ganze Jahr offen. Prosp. postfr. M. Möbus.

Sachsen.

Bad Elster Sanatorium. Geh. S.-Rat Köhler. Vorn. Einr., Moor-, Stahlbad. Zanderinst. Diätkuren. Eig. Gutsbesitz.

Bad Reiboldsgrün i. Vogtl. 700 m. Heilanst. f. Lungenkr. Vorzugspr. f. Offiz. Hofrat Dr. Wolff.

Chemnitz Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, vollkommenste Einrichtung f. physikal. diätet. Behandl. Leicht- u. Schwer-Kranker. Zandersaal. Emser-Inhalator. Groß. alt. Park, freie Höhenlage Modernst. Komf. Für Kriegsteiln. Ermäß. Prosp. Dr. Loebell.

Dresden Hotel Bellevue Weltbekannt u. vornehm. Unvergl. herrl. Lage a. d. Elbe, gegenüb. d. Kgl. Schloß u. Opernhaus. Zeitgemäß erneuert. Gr. Garten u. Terrasse.

Elsterberg Sanatorium für Nerven- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nierenleiden. Entziehungskuren u. Erholungsbedürftige. Prosp. frei. San.-Rat Dr. Römer.

Leipzig Hotel Stadt Rom — am Hauptbhf. Ausgang links.

Tharandt Sanatorium f. Nerv., innere, Stoffwechselkranke u. Erholungsbedürftige. San.-Rat Dr. Haupt, Dr. H. Haupt.

Zöbisch Haus Vogtld. Ideal. Aufenth. f. Erholbed. Hot. u. Villen. Prosp. d. Bad Reiboldsgrün i.V.

Sächsisches Erzgebirge.

Bärenfels b. Kipsdorf, Erzgeb. Altes Forsthaus. Das ganze Jahr offen. Behagl. große Zimmer. Freie, doch geschützte Lage am Walde. Gute Küche, mäß. Preise. Frau Prof. Burger.

Harz.

Hahnenklee Sanatorium Hahnenklee, Oberharz. 600 m. Prosp San.-Rat Klaus, Nervenarzt u. Arzt f. in. Krkheit

Sülzhayn (Süd-Harz). Heilanstalt f.Leichtlungenkranke,Sanatorium „Hohentanneck". Somm. u. Wint. geöffn. m. gleich gut Erfolg. Schöne geschützte Lage, sol. Preise. Eig. Anstaltsarzt. Prosp. frei.

Thüringen.

Sommerstein Waldsanatorium bei Saalfeld, Thür. Regenerations- u. Schrothkuren. Schrift Ha frei.

Tannenfeld Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke, bei Nöbdenitz, S.-Alt. Prosp. durch Dr. Tecklenburg.

Tannenhof in Friedrichroda. Dr. Bieling's Sanatorium. Gewährleist. sorgfält. ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpfleg.

Süddeutschland.

Bad-Nauheim Eleonoren-Hospiz, Benekestr. 6-8. Familienh. I. R. i. best. Lage. Mäß. Preise. Jahresbetr. A. Hanke, Direktor.

Wiesbaden Hotel Adler Badhaus mit dem Adlerkochbrunnen am Badhausplatz. Lift. Zentralheizung. Anerkannt gute Küche. Offiz.-Ver. Man verl Preisblatt.

Badischer und Württembergischer Schwarzwald.

St. Blasien Pension Waldeck f. Leichtlungenkr., gedeckte Liegehalle. Währ. d.Krieges geöffn. Mäß. Preise. A. Peltz.

Degerloch-Hohenwaldau bei Stuttgart. Sanat. Dr. Reinert. Herz-, Magen-, Nervenkr., Erholungsbed., Gehstörungen. Gute Verpfleg. Prosp.

Bayern.

Bayrischzell In prächt.Lage i.Herz.d.bayer.Hochg. Hotel Alpenrose, neuerb.Haus m.all.Komf Bes H Scharmann

Garmisch Rosen-Eck, Kurh. f. Erholgsbed. u. Nerv., kstl. u. nat. Höhensonnentherap.

Garmisch-Sonnenbichl Palast - Hotel. Haus I. Ranges. Dauernd geöffnet.

Königssee Oberb. Hotel u. Pens. Schiffmeister. Beste Lage am See. Schöne Räume. Angenehmer Aufenthalt. Gute Verpflegung. Zentralheizung. Prosp. d. d. Bes. I. Moderegger.

Mittenwald Pension Hoffmann, Bahn Garmisch—Partenk.—Innsbruck. 920 m h. Bad, el. Licht. Sol. Pr. Anerk. g. Verpfl. Dtsch. Offiz.-Verein 1916.

München Hotel Leinfelder

Partenkirchen Dr. Wigger's Kurheim. Klin geleit. Sanator. für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und andere Kurbedürftige. Gute zeitgemäße Verpflegung. 3 Aerzte. Auskunftsbuch. Wintersport.

Rothenburg o/T. Hotel Wildbad, mod. Fam.-Hot. in gr. eig. Park; Wintersp.. eig.Oek., gute Vpfl., mäß.Pr.

Schweiz.

Arosa Hotel u. Kurhaus Valsana. I. Rg., vorzügl. Lage. Jahresbetrieb. Komf. Pens v Fr. 10.— an. Prosp. Bes. Jösler.

Hotel des Alpes u. Villa Zürrer, erstkl. Familienhaus, sonnig, am Walde.

Hotel Pension Schweizerhaus. Deutsch. Haus. Pension v. Fr. 8.50 an. Tennis.

Arosa Sanatorium Altein, Heilanstalt I. Rg. f. jede Form d. Tuberkulose. Modernste Einrichtung. Chefarzt Dr. Amrein. Prosp.

Davos- Dorf. Neues Sanatorium. Alle hyg. Einricht. Gr. Vestibül, Terrasse. Bes. M. Neubauer. Leit. Arzt Dr. E. Nienhaus.

Davos-Dorf Bergsanatorium Haupts. Deutsche. Leit. Arzt Dr. Th. Janssen.

Davos-Platz Waldsanatorium. Leitend. Arzt: Geh. San.-Rat Prof. Dr. Jessen. Näheres d. Prosp. Deutsche Leitung.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die Redaktion verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: T. Pienlal, Berlin.

DIE·WOCHE

Nummer 52. Berlin, den 29. Dezember 1917. 19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 52.



Die sieben Tage der Woche.

17. Dezember.

Auf dem Südufer der Scarpe und in einzelnen Abschnitten südwestlich von Cambrai lebhafte Feuertätigkeit.

Zwischen Brenta und Piave dauern in einzelnen Abschnitten heftige Artilleriekämpfe an. Italienische Vorstöße gegen unsere Linien südlich von Monte Fantana Secca scheitern.

18. Dezember.

Der am 15. Dezember in Brest-Litowsk abgeschlossene Waffenstillstandsvertrag wird veröffentlicht. Es heißt darin: Zwischen den bevollmächtigten Vertretern der Obersten Heeresleitungen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei einerseits, Rußlands anderseits wird zur Herbeiführung eines dauerhaften, für alle Teile ehrenvollen Friedens folgender Waffenstillstand abgeschlossen: Der Waffenstillstand beginnt am 17. Dezember 1917, 12 Uhr mittags (4 Dezember 1917, 14 Uhr russ. Zeit) und dauert bis 14. Januar 1918, 12 Uhr mittags (1. Januar 1918, 14 Uhr russ. Zeit). Die vertragschließenden Parteien sind berechtigt, den Waffenstillstand am 21. Tage mit 7tägiger Frist zu kündigen; erfolgt dies nicht, so dauert der Waffenstillstand automatisch weiter, bis eine der Parteien ihn mit 7tägiger Frist kündigt. Der Waffenstillstand erstreckt sich auf alle Land- und Luftstreitkräfte der genannten Mächte auf der Landfront zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee. Auf den russisch-türkischen Kriegsschauplätzen in Asien tritt der Waffenstillstand gleichzeitig ein. Für den Seekrieg wird folgendes festgelegt: Der Waffenstillstand erstreckt sich auf das ganze Schwarze Meer und auf die Ostsee östlich des 15. Längengrades Ost von Greenwich, und zwar auf alle dort befindlichen See- und Luftstreitkräfte der vertragschließenden Parteien. — Die vertragschließenden Parteien werden im unmittelbaren Anschluß an die Unterzeichnung dieses Waffenstillstandsvertrages in Friedensverhandlungen eintreten

Zwischen Brenta und Piave vielfach lebhafte Artillerietätigkeit. Oestlich von Monte Solarolo wurden Teile der feindlichen Stellung genommen.

19. Dezember.

In einzelnen Abschnitten der flandrischen Front, am Südufer der Scarpe, bei Moeuvres und Graincourt ist die Artillerietätigkeit lebhaft.

Unsere Flieger greifen London, Ramsgate und Margate mit Bomben an und erzielen gute Wirkung.

Heftiger Artilleriekampf zwischen Brenta und Piave. Nach kräftiger Feuerwirkung stürmen österreichisch-ungarische Truppen den Monte Asolone und die nordwestlich und nordöstlich anschließenden italienischen Stellungen. 48 Offiziere und mehr als 2000 Mann werden gefangengenommen. Italienische Angriffe östlich vom Monte Solarolo scheitern.

Durch die Versenkung des französischen Panzerkreuzers „Chateaurenault“ sind die Kriegsschiffsverluste der Entente seit Kriegsbeginn nunmehr auf 300 Einheiten mit einer Gesamtwasserverdrängung von 1000806 Tonnen gestiegen. Dabei sind nicht mitgerechnet Hilfskreuzer, von denen 51 Fahrzeuge von insgesamt 358000 Br.-R.-T., und Hilfsschiffe, von denen 37 mit 146000 Br.-R.-T. außer Vorpostenbooten und bewaffneten Fischdampfern vernichtet wurden.

20. Dezember.

Mehrfache italienische Gegenangriffe gegen die Linien am Monte Pertica wurden abgewiesen. Am Tomba-Rücken und an der Piave zu beiden Seiten des Montello lebhafte Artilleriekämpfe. Zwischen Brenta und Piave wurden seit dem 11. Dezember an gefangenen Italienern 270 Offiziere und 8150 Mann eingebracht.

Neuordnung der Menschenliebe.

Von Geheimem Rat Prof. Rudolf Eucken.

Gibt es bei der Menschenliebe überhaupt etwas zu erneuern? Ist sie nicht in der Tiefe unseres Wesens verankert und durch das Christentum zu einer Weltmacht erhoben, die unablässig unter uns fortwirkt? Jener Zweifel ist begreiflich, aber er verkennt, daß eben das Ewige sich immer neu gestalten muß, um mit voller und frischer Kraft die Zeit zu ergreifen, und daß er vornehmlich darin seine Überlegenheit zeigt, den Bedürfnissen jeder Zeit entgegenkommen zu können. Nun hat bei uns Deutschen das gemeinsame Leben in den letzten Jahrzehnten und gar in diesen Kriegsjahren so tiefe Wandlungen erfahren und so große Aufgaben bekommen, daß auch die Menschenliebe bei aller Festhaltung der alten Grundgesinnung ihrer Arbeit neue Ziele stecken und neue Wege suchen muß. Vor allem hat das Verhältnis der verschiedenen Bevölkerungsklassen sich erheblich verschoben; der Gegensatz höherer und niederer „Stände“, früher ohne viel Bedenken hingenommen, gereicht jetzt zu schwerem Anstoß, die minderbemittelten, arbeitenden Klassen haben ein volles gesellschaftliches und staatsbürgerliches Bewußtsein gewonnen und wollen mit den anderen auf dem Fuß der Gleichheit verkehren. Vollauf begreiflich ist, daß sie aus solcher Denkart starkes Mißtrauen allem entgegenbringen, was bei einer Hilfs- und Liebestätigkeit wie bloße Wohltätigkeit oder gar wie gnädige Herablassung aussieht; wer nunmehr einen Zugang zu ihren Gemütern sucht, der muß in einem anderen Ton mit ihnen verkehren und auch für sein Handeln neue Wege wählen.

Dazu kommen die starken Verschiebungen, welche sich schon seit längerer Zeit im Verhältnis von Stadt und Land vollzogen haben, die Beweglichkeit der Bevölkerung, das Abschütteln alter Bindungen, die Anhäufung großer Massen in den Städten. Was immer daraus an Gefahren erwächst, und was fördernder Menschenliebe bedarf, das wird nun gewaltig gesteigert durch den jahrelangen Weltkrieg mit seinen Schwierigkeiten der Volksernährung und den dabei entstehenden Gegensätzen, den daraus erwachsenden moralischen Gefahren. Und denken wir daran, wie viele Verwicklungen uns der schließlich doch sichere Übergang in den Frieden-

stand bringen wird, so sehen wir uns vor einem Andrang so zahlreicher und so schwerer Probleme, daß es höchster intellektueller sowohl als auch moralischer Kraftanspannung bedarf, um diesen Problemen genügen zu können.

Unter diesen Umständen ist es mit aufrichtigem Dank zu begrüßen, daß der Wirkl. Geh. Admiralitätsrat Dr. Felisch der sich schon so große Verdienste durch sein unermüdliches Wirken für ein umfassendes „Jugendgesetz" erworben hat, sich jetzt mit einer neuen Schrift: „Neuordnung der Menschenliebe", an das große Publikum wendet, um die neuentstandenen Forderungen an die Menschenliebe im Zusamenhang zu überschauen und sorgfältig zu erwägen, was zu ihrer Befriedigung notwendig ist. Eine derartige zusammenfassende Betrachtung eines weitverzweigten Gebiets, von dem wir meist nur einzelne Stücke beachten, hat einen eigentümlichen Reiz, die einzelnen Fragen gewinnen erheblich durch ihre Verkettung, und für ihre Behandlung heben sich bestimmte Richtlinien deutlich heraus, wir erhalten eine Art von angewandter Ethik in unmittelbarer Beziehung zur Zeitumgebung. Aber es hat solche Behandlung, eben weil sie mit so Nahem und mannigfachste Kreise Berührendem zu tun hat, auch nicht geringe Schwierigkeiten: sie hat zur Voraussetzung eine gründliche, aus eigener Erfahrung geschöpfte Kenntnis des ganzen Gebietes; sie fordert ein Gleichmaß von Gerechtigkeit und Liebe, neue Gerechtigkeit, welche nicht hart, und neue Liebe, welche nicht weichlich wird; sie fordert weiter einen praktischen Sinn, der die Grenzen des möglichen kennt und achtet, innerhalb ihrer aber geschickt und mutig vorangeht und neue Ziele steckt; sie fordert endlich auch eine mannhafte Denkart, welche sich nicht scheut, den Finger auf die Wunden der Zeit zu legen und nach allen Seiten hin mit voller Unbefangenheit und Offenheit zu sprechen. In allen diesen Punkten nun verdient die Schrift von Herrn Dr. Felisch aufrichtige Anerkennung; wir folgen ihrem Verlauf auch deshalb mit besonderem Vergnügen, weil sie sich nicht mit allgemeinen Umrissen begnügt, sondern bestimmte Fälle anzuführen, bestimmte Winke zu geben pflegt. So wird z. B., um nur einiges einzelne zu erwähnen, energisch dahin gestrebt, bei dem, was die Kriegserfahrung an Winken und Einrichtungen hervorrief, deutlich zu scheiden zwischen dem, was mit Schluß des Krieges wegfallen muß, und dem, was eine Festhaltung in den Frieden hinein verdient; so äußert der Verfasser sich scharf über manche Wege, wie die Mittel für Wohlfahrtzwecke aufgebraucht und nicht selten auch verwandt werden oder doch früher wurden, er wird in dieser Richtung ein getreuer Mahner zur Vorsicht; so verlangt er mit großem Nachdruck eine Erziehung der Erzieher, eine Erziehung der Erzogenen und eine Erziehung der Unerzogenen, er tadelt bei diesem Anlaß mit voller Offenheit „die Zerrbilder von Bureaukratie, die uns jetzt die Überhebung von Beamtinnen und von neugeschaffenen Beamten in den Wirtschaftsorganisationen darbietet"; er fordert weiter eine freudigere Art der Erziehung und Schulpädagogik, denn „der Ausbau des eigenen Selbst muß im Sinn der Bejahung des Lebens, nicht in dem der Verneinung geschehen"; er spricht gegen das Übermaß von Strafandrohungen, da es leicht zur Erschütterung der Achtung vor Gesetz und Verordnung wirke; er findet aber auch scharfe Worte gegen die, welche sich durch die Nöte der Zeit die Lust und Liebe am Vaterland verkümmern lassen und sich seinem Dienst zu entziehen suchen; eingehend behandelt er den Gegensatz von Stadt und Land mit all den Verwicklungen, die er heute hervorruft; kräftig und überzeugend dringt er endlich auf mehr Zusammenfassung in der Wohlfahrtspflege.

Alles miteinander läßt in manche Gefahren und Schäden der gegenwärtigen Lage blicken, aber die warme Menschenliebe wie der über die Oberfläche zur Tiefe dringende Blick des Verfassers bewahrt ihn vor aller Entmutigung, unerschrocken und zuversichtlich ruft er bei allem Ernst zu großer und fruchtbarer Arbeit auf.

Gewiß hat die Überzeugung ein gutes Recht, die ihn durchgängig beim Wirken zu den Schutz- und Hilfsbedürftigen erfüllt. „Es kommt nur darauf an, was in der Tiefe gelagert ist, und was in der Fülle der Erscheinungen überwiegt. Bei der Beurteilung dessen wird insgemein der Pessimist zu schwarz, der Optimist zu rosig sehen. Der wahre Kenner des Volkes aber wird feststellen, daß der Kern des Deutschtums gut ist, und daß der Deutsche belehrbar, erziehbar und besserungsfähig ist. Alles kommt darauf an, daß in unermüdlicher Kleinarbeit, mehr durch Beispiele als durch Unterweisung die schlummernden guten Kräfte geweckt und gefestigt, die üblen Wirkungen gehemmt und möglichst beseitigt werden." — —

Möchte uns das neue Jahr in dieser Richtung und überhaupt in der Neuordnung der Menschenliebe ein gutes Stück vorwärts bringen!

Ein Feldgrauer, der keine Heimat hatte.

Von Heinrich Sohnrey.

Ein heißer Tag des letzten Kriegsommers neigte sich seinem Ende zu, als auf dem Bahnhof in Berlin-Steglitz unter vielen von Berlin gekommenen Menschen in Zivil und Uniform auch eine junge blonde Dame ausstieg und in dichtem Gedränge den Durchgang zu gewinnen suchte. Sie war den Tag über in einem wissenschaftlichen Institut Berlins tätig gewesen und freute sich, nach vollendetem Tagewerk wieder nach Hause zu kommen.

Unmittelbar vor ihr ging ein Feldgrauer, schwer bepackt mit seiner feldmarschmäßigen Rüstung, in der Rechten das Gewehr, das Gesicht stark gebräunt, verstaubt und verschwitzt. Er kam offenbar von der Front und befand sich gewiß, wie das junge Mädchen annahm, ebenfalls auf dem Wege nach Hause. Es war ein einfacher Soldat, ohne Knopf und ohne Schnüre, aber an der Brust das zerschlissene schwarzweiße Bändchen. Der Rock an einzelnen Stellen „geprünt", die Hose stark abgeschabt.

Die junge Dame, deren hübsches leuchtendes Gesicht manche Blicke auf sich zog, ohne daß sie es merkte, betrachtete den Soldaten, der ein treuherziges, wenn auch nicht gerade sehr durchgeistigtes Gesicht hatte, mit unverkennbarer Anteilnahme. Ihr Herz blutete, denn vor wenigen Monden war ihr Bräutigam, ein junger Oberlehrer, in Flandern gefallen, und jeder Anblick eines Feldgrauen frischte ihren Schmerz aufs neue auf, weckte ihr Mitgefühl mit allen, die sie, kriegsmarschmäßig ge-

rüstet, daherkommen und dahingehen sah; stand doch auch ihr Bruder noch im Felde, und bangte doch auch die treue Schwester um ihren Mann im Schützengraben.

Der Soldat zögerte und sah unsicher um sich, so daß der Menschenstrom an ihm vorüberdrängte. Dann, als die Menge sich allmählich verlaufen hatte, fragte er den Kartenknipser, wie man nach der Schloßstraße käme und nach einem Restaurant, dessen Namen er nannte.

„Links rum!" war die von einem Schulterzucken begleitete lakonische Antwort.

Das schöne Fräulein war unwillkürlich auch zurückgeblieben, hatte Frage und Antwort gehört und glaubte nun dem Soldaten anzumerken, daß er mit der Antwort nichts Rechtes anzufangen wußte. Langsam ging er die Treppe hinunter und setzte die Füße so, als ob jeder Tritt ihm Schmerzen mache.

Der arme Mensch wird wunde Füße haben, dachte sie und mochte ihn nun erst recht nicht aus den Augen lassen.

Unten am Bahnhofsdurchgang sah er wiederum ganz unsicher um sich. Menschen hasteten daher und dahin, und er machte wiederholt eine Bewegung, wie um jemand zu fragen; doch ehe er so weit kam, waren die Leute schon vorüber.

Da ging das Mädchen auf ihn zu, redete ihn freundlich an und sagte, sie hätte gehört, wohin er wolle; ihr Weg führe zwar nach rechts hinaus, es käme ihr jedoch auf einen kleinen Umweg nicht an, er solle nur mitkommen.

Ganz betroffen sah der Feldgraue an der großen, schönen Gestalt hinauf, die in ihrem duftigen rosa Kleid auf den armen Kerl geradezu verwirrend wirkte. Da sie aber in ihrer Anmut ebenso herzlich wie munter zu ihm sprach, faßte er sich dann doch ein Herz und ließ sich wie ein Kind von ihr führen.

Unterwegs bemerkte sie wieder, daß der Soldat einen schweren, unsicheren Gang hatte, wie auch manchmal ein schmerzhafter Zug über sein Gesicht ging, und so fragte sie, ob seine Füße schmerzten.

„Ja," sagte er aufseufzend, „meine Füße sind ganz kaputt."

Ihr tiefstes Erbarmen erwachte, und sie erbot sich sogleich, ihm von seiner schweren Bepackung etwas abzunehmen, was ihn so überraschte, daß er wieder ganz verwirrt an ihr heraufsah. Als sie ihm nochmals ermunternd zuredete, reichte er ihr sein Gewehr. Sie nahm es ohne weiteres an und trug es mit Schick.

Alle Leute, die ihnen begegneten, machten große Augen. Sie mußte auch selbst innerlich ein wenig lachen über ihr amazonenhaftes Aussehen, kümmerte sich indes nicht weiter um die fremden Augen, sondern schritt mit ihrem Soldaten ruhig fürbaß. So erfuhr sie denn, daß er vom Westen kam, nach Osten fahren und zwischen Ost und West einen dreitägigen Urlaub bei seiner Stiefschwester zubringen wolle, die in dem Restaurant an der Schloßstraße Küchenmädchen sei. freilich von seinem Kommen nichts wisse. Im Dorfe geboren und aufgewachsen, hätte er jahrelang auf einem großen Gut im Osten als Ackerknecht gedient — seit Anfang des Krieges im Feld, zweimal schwer verwundet, aber jedesmal schnell wieder geheilt; Eltern tot, Geschwister in alle Winde zerstreut.

Sie bogen um die Ecke, wo sich die Elektrischen schneiden, wanderten eine Strecke zwischen erstaunt aufblickenden Menschen hindurch, ließen noch ein paar Elektrische vorübersausen und standen nun vor dem gesuchten Restaurant. Der Soldat nahm das Gewehr zurück, bedankte sich mit einem schlichten Wort und hinkte — sein Gehen war in der Tat mehr ein Hinken — in das von einem Sitzgarten umgebene Restaurant.

In dem jungen Mädchen war die Sorge aufgestiegen, ob der arme Mensch in dem großen, fremden Haus auch wohl den richtigen Empfang fände, und ob die Stiefschwester wohl auch das rechte Herz für ihn hätte. An seine wunden Füße mußte sie denken, an seine gewiß sehr ersatzbedürftige Wäsche dachte sie und wünschte von Herzen, daß er in den drei Urlaubstagen all die sorgfältige Pflege finden möchte, auf die er wahrlich ein Anrecht hatte. Unwillkürlich blieb sie noch ein Weilchen stehen, bedauernd, daß sie dem heimatlosen Menschen nicht das Haus ihrer Eltern bezeichnet und ihn nicht gebeten hatte, sie zu besuchen.

Sie war mit diesem Gedanken noch nicht ganz fertig, als der Soldat bereits wieder herauskam, stolpernd und mit ganz blutrotem Gesicht und noch hilfloser um sich blickend als bei seinem Ausgang am Bahnhof. Sichtlich beschämt und dennoch froh war er, als das Fräulein noch dastand und nun schnell auf ihn zukam. Bei der Schwester könne er nicht bleiben, stammelte er, und wolle darum gleich weiterfahren; das gnädige Fräulein wäre wohl so gut und gäbe ihm Bescheid, wie er am besten nach dem Friedrichsbahnhof käme.

Sie sah ihn an, als begriffe sie nicht, was er sagte. „Warum können Sie denn nicht bei Ihrer Schwester bleiben?"

Er stellte das Gewehr auf die Erde, hielt sich daran, lichtete den einen, dann den anderen Fuß, druckste und zuckte die Schultern. Erst mit einiger Mühe holte das Fräulein aus ihm heraus, daß seine Schwester sich schämte, als sie ihn sah, und ihn hastig hinter die Tür zog. „Wie siehst du denn aus?" hatte sie unwirsch hervorgestoßen. „Dein Rock ist ja ganz schäbig und deine Mütze ganz plundrig! Bist auch noch nicht mal rasiert! Ich muß mich ja mit dir schämen!" Auch hätte sie gar keine Zeit gehabt, nur um so mehr Angst, daß die Leute im Haus ihn sähen.

Da hätte er dann sofort kehrtgemacht, wolle nun man lieber auf seinen Urlaub ganz verzichten und machen, daß er wieder an die Front käme.

In heller Entrüstung schüttelte das Mädchen den Kopf, nahm ihm das Gewehr wieder ab, faßte ihn an den Ellbogen und sagte: „Nein, lieber Freund, Sie fahren nicht gleich weiter, sondern kommen mit nach meinem Elternhaus, da sollen Sie sich erst mal ordentlich satt essen, ordentlich wiederherstellen und auch ordentlich ausruhen. Das Weitere wird sich dann schon finden." Er wollte noch Einwendungen machen und sagte ganz bestürzt: „Das kann ich doch gar nicht annehmen, denn Sie kennen mich doch gar nicht . . ."

„Ich denke, wir kennen uns schon gut genug: Sie sind der Kamerad meines Verlobten, der fürs Vaterland gefallen ist, und der Kamerad meines Bruders und meines Schwagers, die noch im Felde stehen. Und sie haben ihr Leben für uns eingesetzt, wollen auch in Zukunft noch tapfer und treu für uns kämpfen — da sollte ich Sie nicht kennen? Kommen Sie nur getrost mit mir, meine Eltern werden Sie aufnehmen, als gehörten Sie zu uns." Und so zog sie ihn mit sich fort, blieb aber nochmals stehen, lachte und sagte: „Wir haben uns ja freilich gesellschaftlich noch gar nicht vorgestellt. Nennen Sie mich einfach Fräulein Gertrud . . ."

„So?" sagte er unbeholfen, und sie mußte ihn erst

noch einmal ein bißchen stupsen, daß er auch seinen Namen nannte. Da sagte er denn, daß er Wilhelm hieße und mit dem Zunamen Jeschke.

„Also Wilhelm Jeschke? Und Wilhelm? Ei, da heißen Sie ja gerade wie unser Kaiser."

Er nickte stolz und stampfte nun schon um vieles beherzter neben ihr her, während sie wieder sein Gewehr trug.

Im Elternhaus angekommen, das, behaglich ausgestattet, drei Treppen hoch lag, sahen sie Vater und Mutter und die ältere Schwester freilich erst sehr erstaunte Gesichter machen. Es war aber ein in warme Freundlichkeit gehülltes Staunen, und als die Tochter mit wenigen Worten erzählt hatte, wie sie zu der Bekanntschaft gekommen sei, wurde Wilhelm Jeschke von den Eltern und der Schwester aufs allerherzlichste bewillkommnet und gleich in ein freundliches Zimmer gebracht, wo er ablegen und sich zunächst notdürftig reinigen und in Ordnung bringen konnte.

Das Mittagsmahl für die heimgekommene Tochter konnte trotz der Knappheit der Vorräte noch schnell ergänzt werden; ein frischer, duftiger Blumenstrauß stand schon auf dem Tisch, und so saß denn unser Feldgrauer bald an einem Familientische, wie er ihn in seinem armseligen Leben bisher noch nicht kennengelernt hatte. Über seine Unbeholfenheit halfen sie ihm mütterlich, schwesterlich und väterlich so hinweg, daß er bald gar nicht mehr wußte, wie unbeholfen er war.

Die Schwingen ferner Seelen zitterten durch das Haus, und es deuchte die Familie, als erquicke und betreue sie in dem fremden Soldaten ihre Lieben auf dem Schlachtfeld, und als sähen zwei freundlich leuchtende Augen aus einer andern Welt zu ihnen herein.

Drei Tage Urlaub und kein Herz daheim?! Das wäre denn doch die Welt! Gertruds Vater ging, trotzdem er leidend war, freudig hastig durch die Stube, strich seiner Tochter Gertrud über den blonden Scheitel und sagte, wähend seine matten Augen hell aufglänzten: „Abgemacht, lieber Herr Jeschke, Sie bleiben die drei Tage bei uns!"

Wilhelm Jeschke meinte einen Augenblick unter dem Himmel hinzufliegen, stammelte dann etwas Unverständliches und klammerte sich schließlich wieder an die ihm geläufigeren Worte, daß er so viel ja gar nicht annehmen könne. Mit strahlenden Augen fügte er sich dennoch in das Wunderbare und Überwältigende.

Nach dem Essen fuhren beide Schwestern mit ihrem Soldaten, damit er nichts versäume, sogleich erst nach dem Potsdamer Bahnhof, um ihn auf der dortigen Kommandantur anzumelden und seine Wohnung anzugeben. Mit echter Freude taten sie es, während der Feldgraue starken Stolz in sich aufwachsen fühlte, Stolz über seine feine Begleitung, um die ihn so manche erstaunten Blicke trafen.

Inzwischen begab sich der Vater nach dem Zigarrenladen, um seinen Rauchbestand aufzufüllen, während die Mutter zu ihrem Schlächter eilte, um für das Abendbrot noch etwas Fleisch zu besorgen und zu versuchen, ob sie über ihre Fleischkarten hinaus nicht noch etwas Besonderes für ihren Gast bekommen könne. Die Schlächterfrau, rundlich und rot, wie man sie noch immer sieht, war gerührt, als sie von dem armen Soldaten hörte, getraute sich aber doch nicht mehr zu geben, als sie auf die Fleischkarten geben durfte. Einen Augenblick rang sie mit sich, ob sie's nicht doch tun sollte, bis plötzlich ein heller Strahl über ihr Gesicht huschte und sie sagte: „Ich kann Ihnen ja nicht mehr Fleisch geben, als Ihnen nach den Karten zusteht; aber schicken Sie mir Ihren Soldaten morgen zum Mittagessen und übermorgen auch und solange er noch da ist, da wollen wir ihn schon satt kriegen, und dann habe ich doch auch was davon."

Als nach einer Stunde die Töchter mit ihrem grauen Schützling zurückkamen, hatte das Hausmädchen bereits das Badezimmer geheizt, und so konnte Wilhelm nun einmal ein ordentliches Bad nehmen, wobei ihm der Vater die nötigen Dienste erwies, während die Frauen aus den Beständen des Hausherrn ein tüchtiges Hemd und gutes Unterzeug hervorsuchten. Wilhelm schwamm in Wasser und Wonne und kam wie neugeboren aus der Badestube. Die Schwestern hatten auch schon Fußlappen zurechtgemacht und verbanden ihm nun mit großer Sorgfalt beide Füße, die Wunden wie Zweimarkstücke groß hatten.

„Ich weiß ja gar nicht mehr, wer ich bin", stammelte er mit vor Freude überquellenden Augen und wiederholte immer wieder, daß er so viel ja gar nicht annehmen könne.

Unterdessen war die Abendbrotzeit herangekommen, und es gab Schnitzel mit frischen Kartoffeln und nachher sogar noch Käsebrot. So tapfer haute Wilhelm wenn auch mit immer wieder abwehrender Bescheidenheit ein, und so innig waren seine Gedanken mit dem köstlichen Schmaus verbunden, daß er gar nicht merkte, mit welcher feinen Zurückhaltung die Familie ihm von den kriegsmäßig schmalen Schnitzeln den Löwenanteil überließ.

Als nun die Mutter ihren Rest Brot ansah, ging ihr doch ein leiser Schrecken übers Herz, und sie lief, während die Ihrigen mit dem Gast noch beim Abendbrot saßen, heimlich zu ihrer Bäckerfrau, um zu sehen, ob sie nicht doch etwas Brot über ihre Karten hinaus erhalten könne. Auch die Bäckerfrau, trotz der Not der Zeit noch behäbig breit, war herzlich gerührt, als sie von dem heimatlosen Soldaten hörte; es traten ihr sogar helle Tränen in die Augen, und ohne langes Überlegen sagte sie fast wörtlich wie die Schlächtersfrau: „Ich darf ja nicht mehr geben, als Ihnen nach Ihren Karten zusteht, aber schicken Sie mir doch Ihren Soldaten morgen zum Kaffee und übermorgen auch und solange er da ist; den wollen wir schon noch mit durchfüttern." Einen Extraknust gab sie dennoch heimlich verstohlen mit, und so froh war Gertruds Mutter lange nicht vom Bäcker heimgekommen wie diesmal.

Nach dem Abendbrote saß die Familie mit ihrem Soldaten noch ein Stündlein gemütlich beisammen und ließ sich von ihm erzählen. Er war immer zutraulicher geworden und kramte allmählich, halb platt-, halb hochdeutsch, sein ganzes Leben vor ihnen aus. Es war nicht viel Freundliches darin. Arbeit von der Nacht bis in die Nacht. Saure Wochen, aber keine frohen Feste, auch abends keine Gäste. Der Stiefvater trank und prügelte die Mutter, und der Administrator regierte mit tausend Donnerwettern Wilhelm erzählte von allem so, als hätte es gar nicht anders sein können, weil er es eben nie anders gekannt hatte. Von seinem Leben im Felde erzählte er in gleicher Weise. Es war überall hart hergegangen, aber er kannte ja hart und war immer zufrieden.

Eine größere Lebhaftigkeit kam erst über ihn, als er von der Stadt Köln berichtete, wo er einige Zeit gelegen hatte. Hübsche Ansichtskarten von dort hatte er mitgebracht und ließ es sich nun nicht nehmen, sie allesamt den

Schwestern zu schenken. Dabei strahlte sein Gesicht, als hätte er ihnen ein Millionengeschenk gemacht; war es doch auch das Schönste und Beste und einzige, was er zu schenken hatte

Glücklich wie ein Kind, das seine Mutter wiedergefunden hat, legte Wilhelm sich zwischen 9 und 10 Uhr in das weiche, weiße Bett und schlief bis an den andern Morgen um 10 glatt durch. Er hätte gewiß noch länger geschlafen; aber man weckte ihn, damit er das Frühstück nicht versäume und sich hübsch machen könne, denn er war noch nicht rasiert und sollte doch zeitig zu Mittag schon bei den Schlächterleuten sein. Die Schwestern suchten nun auch schon ihren Ehrgeiz darin, daß er recht proper von ihnen ging. Da es Sonntag war, ließ Gertrud sich's nicht nehmen, ihn selbst zum Barbier zu bringen. Sie wartete so lange an der Tür, bis er fertig war, und brachte ihn dann sogleich nach dem Schlächterhaus, wo er nach seinen späteren Versicherungen ein wahrhaft königliches Mittagessen bekam, Rindfleisch mit Meerrettich, Schweinebraten mit Erbsen und Sauerkraut und hintennach einen Pudding, der ordentlich dampfte.

Er sollte auch noch zum Kaffee bleiben, aber da standen schon die Kinder der Bäckerfrau vor der Tür, um den Soldaten, der nun ihr Soldat war, zum Kaffeetrinken abzuholen. Und wie vorher die Schlächterfamilie, so saß nachher die ganze Bäckerfamilie um Wilhelm Jeschke herum, und er mußte trotz der großen Knappheit in der Welt essen und trinken, was das Zeug nur halten wollte.

Als die Schwestern ihn endlich wieder hatten, da funkelte sein Gesicht und strahlte wie ein stark geheizter Ofen am Weihnachtsabend.

Berlin ist schön, Berlin ist groß, und der Tag war noch lang, und so fuhren die Schwestern am Nachmittag mit ihrem Gast nach Berlin, ihm die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten und Schönheiten der Stadt zu zeigen. Wegen seiner schmerzenden Füße erkoren sie am Potsdamer Platz eine Pferdedroschke und fuhren die Budapester Straße hinaus, den Tiergarten auf der linken, die Mauer des Reichskanzlergartens auf der rechten Seite, und machten zunächst beim Brandenburger Tor halt. „Sehen Sie die Frauengestalt mit dem Viergespann da oben? Das ist die Viktoria mit der Quadriga!" erklärte Fräulein Gertrud und setzte eifrig hinzu, sie wäre von Schadow modelliert und bestände ganz aus Kupfer, das heute so rar geworden sei. 1807 leuchtete die Viktoria, wie Fräulein Gertrud weiter erzählte, den Franzosen so in die Augen, daß sie eine Siegesbeute daraus machten und sie mit nach Paris nahmen. Als aber die Unseren 1814 den Franzosen in den Nacken kamen und in Paris einzogen, holten sie vor allem die Viktoria mit dem Viergespann zurück und stellten sie so auf das Brandenburger Tor, daß sie mit dem Gesicht die Linden hinaus auf das Königliche Schloß sah, während die früher umgekehrt gestanden hatte.

Wilhelm sah hinauf und sah wieder herunter und nickte, denn es freute ihn doch, daß die abscheulichen Franzosen das schöne Viergespann mit dem vielen Kupfer wieder hatten herausgeben müssen.

Langsam fuhren sie nun zwischen den stattlichen Torsäulen hindurch. Die Wache am Tor schrie nicht „Heraus!", aber Wilhelm Jeschke machte ein Gesicht, so bedeutsam und großartig, als erwartete er, mindestens würde der Posten vor ihm und seinen schönen Begleiterinnen präsentieren.

Munter trabte der Gaul, über dessen große Magerkeit Wilhelm wiederholt sein Mitleid äußerte, die menschenbelebten Linden entlang, an Friedrich dem Großen, an Vater Blücher und General Scharnhorst vorüber, die Wilhelm eindringlich ansah, auf deren Geschichte er sich allerdings nicht recht besinnen konnte; die Schwestern knüpften darum im Laufe der Fahrt noch einmal an die Geschichte der Viktoria an und erzählten von den Taten Blüchers und Scharnhorsts, durch die es erst möglich geworden sei, das Viergespann wieder einzuholen.

„So", sagte Wilhelm und wußte nun gut Bescheid.

Die Königlichen Schlösser, der Dom und das Zeughaus wurden noch besehen, sogar für die Universität suchten sie ihn zu begeistern. Und dann rollte der Wagen wieder zurück durchs Brandenburger Tor, ums Reichstagsgebäude herum, dessen Sinn ihm leider ganz verschlossen schien; ebenso wie er von Bismarck, dessen gewaltiges Standbild jetzt vor ihren Augen auftauchte, nur wenig wußte wie von Friedrich dem Großen und Vater Blücher. Die Bedeutung der Siegessäule mit der goldenen Frauengestalt erfaßte er schon eher, denn das Siegen war ihm geläufig, und von der großen Bedeutung des Goldes im Krieg hatte er ja auch genug gehört. Als sie aber bei dem Standbild Hindenburgs ankamen, das zu sehen er sich vor allem gewünscht hatte, da erhob er sich sofort im Wagen und stand stramm, denn Hindenburg kannte er, und Hindenburgs Reckengestalt begriff er. Lange betrachtete er das gewaltige nägelbeschlagene Holzstandbild, und etwas wie Andacht legte sich über sein Gesicht. Und noch mehrmals sah er sich nach dem Generalfeldmarschall um, als sie endlich weiterfuhren.

Die Schwestern wollten ihm doch auch ein Stück frohen Berliner Volkslebens zeigen, fuhren darum mit ihm nach den Zelten im Tiergarten, wo es Konzert und Bier gab und trotz der harten Zeit noch ein fröhliches Menschengewimmel herrschte.

Zur Abendbrotzeit wieder daheim angekommen, machte Wilhelm ganz beseligte Augen. Die Lichter brannten, und eine schön gedeckte Tafel wartete ihrer bereits. Wilhelm fühlte sich nun schon ganz wie zu Hause, erzählte von dem Gesehenen und ließ sich nicht mehr viel nötigen.

Gute Bekannte der Familie stellten sich ein, die von dem heimatlosen Soldaten gehört hatten, und es war beinahe, als ob Wilhelm Jeschke der einzige Soldat auf der Welt wäre, so freuten sich alle an ihm und mit ihm.

Am Montag war er wieder Gast bei der Schlächterfrau, am Nachmittag saß er wieder am Kaffeetisch im Bäckerhaus, ebenso war es am Dienstag. Und nun mußte leider Abschied genommen werden.

Inzwischen war der ganze Bekanntenkreis der gastfreundlichen Familie mobil geworden, und alle wollten dem Soldaten zum Abschied noch eine besondere Freude bereiten. Die Männer brachten Zigarren und Zigaretten, ein Taschenmesser und eine Taschenlampe, die Frauen Strümpfe, Taschentücher und alles das, was ihm an Unterzeug noch fehlte. Eine alte, besonders begeisterte Dame hatte ihren ganzen Bekanntenkreis mit einer Kontribution belegt und konnte dem Glücklichen eine erkleckliche Summe einhändigen. Auch Fräulein Gertrud hatte in ihrem Bureau und unter ihren Freundinnen eine Umlage erhoben. So reich war unser Feldgrauer geworden, daß er wahrhaftig Kriegsanleihe zeichnen konnte, wie er denn auch tief gerührt gelobte, die nächste Gelegenheit dazu nicht verpassen zu wollen.

Bei dem Bemühen, die letzten Sachen richtig zu verstauen, was schon keine Kleinigkeit war, kam die Schlächtersfrau noch eiligst herüber, um für die Reise noch eine heile Wurst und ein handliches Stück Schinken beizusteuern, ganz verstohlen natürlich, daß niemand außer dem Feldgrauen es sah. Auch die Bäckerfrau stellte sich zuletzt noch ein, ein halbes Brot unter der Schürze. Da konnte Wilhelm die Fülle der Gaben tatsächlich nicht mehr lassen und mußte sich noch zwei gehörige Nebenpakete bauen. Mit Tränen in den Augen verabschiedete er sich von allen, und wenn er etwas sagen wollte, zuckte es so in ihm, daß er nur aufschluchzen konnte.

*

Nach kurzer Zeit schon kam ein Brief aus dem Osten, in dem Wilhelm Jeschke mit holpriger Schrift und in ganz ungrammatikalischer Form schrieb, es könnten keine Menschen, sondern es müßten Engel gewesen sein, die vom Himmel herabgekommen wären, um sich seiner anzunehmen. Bis an sein Lebensende würde er daran denken, auch für alle lieben Menschen, die ihm so geholfen hätten, beten und es im Himmel erzählen, wenn ihn vielleicht schon bald eine Kugel träfe und er in den Himmel käme.

Natürlich wurde ihm sofort geantwortet, ausführlich und herzlich, und alle unterschrieben sich noch mit besonderen Grüßen. Dann kam noch einmal ein rührend treuherziger Dankesbrief. Die Antwort darauf aber erhielt man nach längerer Zeit zurück mit dem Vermerk: „Vermißt!", während eine spätere Karte der Fleischersfrau ihr wieder zugestellt wurde mit der Aufschrift: „Gefallen fürs Vaterland".

Dankbare und undankbare Rollen.

Von Adolf Winds.

Was dem Soldaten die Waffe, ist dem Schauspieler die Rolle; mit ihr kämpft er, mit ihr sitzt er im Sattel, mit ihr glänzt er: kein Wunder, daß im Leben des Schauspielers die „Rolle" die größte Rolle spielt. Scharf wie Tag und Nacht scheiden sich ihm die dankbaren von den undankbaren, jene überlichten ihn, diese sind wie Nebelschwaden, die ihm die Sonne rauben.

Nicht immer erkennt er gleich ihren Wert; Phantasiemensch, wie er ist, überschätzt oder unterschätzt er die Rolle; lacht ihm der Erfolg, mißt er sich den Löwenanteil zu, fällt er ab, dann war eben die Rolle schuld, „mit der nichts zu machen ist". Wieviel, stellt er sich ein, der Erfolg dem Dichter, wieviel dem Schauspieler zu danken ist, fällt oft dem kritischen Beobachter zu unterscheiden schwer; der Laie kränzt ohne weiteres den Schauspieler, kein Wunder, er ist ihm Mittler der poetischen Schöpfung, der sichtbare Träger des dichterischen Gedankens. Handelt es sich um eine Rolle in einem bekannten Stück, um den Hamlet, den Carlos, den Geizigen, den Hjalmar, dann wird dem Darsteller schärfer auf die Finger gesehen, die Gelegenheit zu vergleichen ist gegeben, der Wert der Dichtung steht fest, die schauspielerische Arbeit wird in ihren richtigen Maßen eingeschätzt. Anders, wenn uns neue Gestalten entgegentreten, im Rausche des Erfolges schmelzen die Verdienste von Dichter und Darsteller so innig ineinander, daß erst eine spätere kühle Nachprüfung das Verhältnis richtigstellt. Der Schauspieler aber „schöpft das Fett ab", darum, wie der Jäger auf das Wild, lauert er auf die ihm dankbar erscheinende Rolle in der Novität, listet und hascht sie, wenn es sein muß, dem Rivalen ab, denn er weiß, nur die neue Rolle „macht ihm die Stellung". Ist das Eis gebrochen, dann braucht er auch in den alten dankbaren Rollen die Erinnerung an den Glanz der Vorgänger nicht zu scheuen.

Und dennoch, er muß erleben, daß manche dankbare Rolle von ehemals heute nicht mehr wirkt. Freilich, im Tempel der klassischen Dichtung stehen die Säulen noch aufrecht und ungebrochen, wenn auch manche schon leise Sprünge und Risse zeigt, aber der Garten des Gesellschaftstückes in seiner Rollenpracht gleicht einem Wald, in dem der Sturm der Zeiten die ehrwürdigsten Stämme gebrochen und gefällt. Wie lange ist es her, daß kein Darsteller älterer Lebemänner ein höheres Verlangen trug, als im kaffeebraunen Anzug in der Rolle des Grafen Trast die Schnur von Dialogperlen abzurollen. Oder wen lüftete es nicht zu Hendrichs Zeiten, aus brennenden Augen im bleichen, vom schwarzen Vollbart umrahmten Gesicht die düstere Seele Lord Rochesters leuchten zu lassen? Oder als semmelblonder Schummerich die Beine übereinanderzuschlagen und mit dem immer wiederkehrenden Spruch: Wir sind doch die reichsten Leute in der Stadt, Lachstürme zu entfesseln? Der schwarze Bart und die semmelblonde Perücke haben mittlerweile an Illusionskraft eingebüßt; seit uns die Zeit an das Feldgrau gewöhnt, verloren auch die feschen Leutnants von Kadelburg und Blumenthals Gnaden ihre Zauberkraft. Und die Naiven, wo sind sie geblieben, die unsere Großväter und -mütter entzückten, all die Nachfolgerinnen der Gurli, die Grille, das Lorle, die Hedwig in „Sie hat ihr Herz entdeckt" usw. Mit den langen blonden Zöpfen sind auch allerhand andere theatralische Zöpfe längst abgeschnitten. Und die Feuilletons plaudernden Salondamen, die Thesen sprechenden Räsoneure, die Dümmlinge, die Pères nobles vom alten Schlag, alle, alle fein abmontiert und zu älteren Kollegen, den Mantelrollen, den polternden Alten, den Pedanten usw. in den Puppenkasten gelegt, in dem sie fein säuberlich schlummern — bis zu ihrer Auferstehung.

Dankbare und undankbare Rollen bilden in ihrer Wirkung auf die Zuhörerschaft eine Art von Kulturbarometer, der Grad ihrer Wertschätzung läßt einen Rückschluß zu auf gesellschaftliche Sitten und Zustände, auf den Wandel von Anschauung und Genußfreudigkeit. Gewiß, wir sind ernster und nachdenklicher geworden und nicht erst seit dem Krieg. Die Harmlosigkeit eines Benedix vermochte drei Generationen zu vergnügen, die der Blumenthal und Kadelburg knapp noch eine, und heute sind wir auf dem Standpunkt, daß der Lustspielerfolg der vorigen Spielzeit uns nicht mehr gilt als die Mode vom vorigen Jahr. Darum sind auch die wirklichen Komiker zu weißen Raben geworden, weil sie im Ernst der Zeit nicht gedeihen, aber auch, weil ihnen die dankbaren Rollen nicht auf der flachen Hand wachsen. Früher behauptete sich ein komischer Typ ein Menschenalter lang, Wenzel Scholz war in allen Gestalten immer nur er, und man jauchzte ihm zu, heute verlangt man vom Komiker, daß er in jeder Gestalt ein anderer sei. Deshalb verblassen seine Wirkungen, er steht nicht mehr so im theatralischen Mittelpunkt wie einst, ebensowenig wie die komischen Alten beiderlei Geschlechts. Welcher Zauber ging nicht von Döring aus und der Frieb, in Wien von dem ihnen gleichenden Paar, der Haizinger und La Roche? Weil es an dankbaren Rollen fehlt, fehlt

es ihnen an Nachfolgern, sie und der Kreis ihrer Gestalten leben nur noch in der Erinnerung der Väter.

Mit dem Verschwinden der Harmlosigkeit sind für den Komiker die dankbaren Rollen seltener geworden, dagegen haben sich die Aufgaben für den ernsten, den tragischen Schauspieler vertieft. Ibsens Dramen verlangten einen neuen Darstellungstil, eine psychologische Differenzierung, die auch der Wiedergabe anderer dramatischer Dichtung, auch der klassischen, zugute kam. Namentlich Hebbels Dramen blühten auf der deutschen Bühne nun in einem neuen Licht auf. Eine frühere Generation von Schauspielern hätte nicht zu den Hebbelrollen gegriffen. Mit Ausnahme der Figuren in Maria Magdalena waren sie nicht beliebt, sogar Holofernes galt als tragischer Hanswurst und begeisterte nur wenige Schauspieler. Heute gehören Gyges, Herodes, Rhodope, Kandaules, Mariamne zu den beliebtesten Paraderollen. Gab es ehedem Schillerspieler von Pomp und Glanz, Anschütz, Emil Devrient, die Schröder, die Crelinger, so besitzt die gegenwärtige Bühne, kommt Schiller auch manchmal zu kurz, allerorten auf Hebbel geeichte Darsteller, männliche wie weibliche, die mit dem Dichter untertauchen in entlegene Abgründe der menschlichen Seele und das helle Gold seines Ideenreichtums in schauspielerische Werte umsetzen. Im Gegensatz zu früher heuchelt mancher sogar Verachtung für die Bombenrolle, wenn sie nicht zugleich auch literarischen Gehalt besitzt, im Innersten aber zieht ihn die schauspielerische Natur zu Aufgaben, die den Erfolg bringen.

Dazu muß aber die Rolle nicht nur dankbar sein, sie muß dem Schauspieler auch „liegen". Die Erfordernisse der Rolle müssen sich mit seinen persönlichen Eigenschaften decken, sonst kann die dankbarste Rolle „elendiglich umgebracht" werden. So sagte Döring von einem seiner Kollegen: Der Mann ist ein Mörder, ein Rollenmörder. . . .

Nicht immer ist die große Rolle auch die dankbare, oft ist es die Episode. Der Hauptdarsteller „zappelt sich den ganzen Abend ab", und die glücklich gespielte Episode „drückt ihn an die Wand". Gute Episodenrollen sind schon aus dem Grunde dankbar, weil sie dem Schauspieler im Wechsel des Spielplans die Verwandlungsfähigkeit ermöglichen, es fällt leichter, Figuren zu sondern, die nur in einer Szene als die den ganzen Abend auf der Bühne stehen.

Durch den Wandel von Zeit und Anschauung sind auch aus manchen früher für undankbar gehaltenen Rollen dankbare geworden; man spielt heute statt Richard III. lieber Richard II., die Darstellung des Grüblers reizt den Schauspieler mehr als die des Gewaltmenschen. Statt zum Beaumarchais greift heute der Heldenspieler lieber zum Clavigo, seit Sonnenthal diese Gestalt in ein neues Licht gerückt. Als ein Musterbeispiel einer undankbaren Rolle galt der alte Moor, später hat sie sogar Mitterwurzer mit Vorliebe gegeben. Weil Probleme lösen ein stolzes Vergnügen ist.

Haben sich auch die Werturteile im einzelnen verschoben, die Hauptsache bleibt: die Rolle ist dem Schauspieler, was die Erde dem oft zitierten Antäus ist: erst in Berührung, in Verbindung mit ihr erwächst ihm die Kraft. Die Rollen sind des Schauspielers hypothekarischer Besitz, seine Aktien, die ihm Dividenden bringen, sie sind die Zacken der Krone, die er sich aufs Haupt zu setzen meint, sie sind der künstlerische Inhalt seines Lebens; an der Rolle hängt, nach der Rolle drängt doch alles, darum kann ihn nichts so sehr beglücken als die dankbare Rolle, wenn sie recht dick ist, und ihn nichts mehr verstimmen als der „Bockmist" von einem halben Bogen. Nach Bogen zählen nämlich die Rollen, eine Hauptrolle hat gewöhnlich zehn, es gibt welche zu achtzehn, auch zwanzig Bogen. Der Mephisto im zweiten Faustteil. Ein schlauer Theaterdirektor legte der undankbaren kleinen stets eine große dankbare Rolle bei, jene „kam heraus", die andere war ein Wechsel auf Trost, der niemals eingelöst wurde. Als sich ein Mitglied einmal bei ihm beklagte, die Rolle habe nur einen Bogen, erwiderte er: „Was wollen Sie, der Tell hat auch nicht mehr." — „Diese Hauptrolle nur einen Bogen?" — „Heißt es nicht im fünften Akt: Du wirst ihn nie mehr sehen, an heiliger Stätte ist er aufbewahrt, er wird hinfort zu keiner Jagd mehr dienen?" . . .

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, namentlich beim Theater. Er spielt sie auch meist hinter den Kulissen, der sie vorn spielt, und hier wie dort wird sie ihm zur Pein: die undankbare Rolle.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

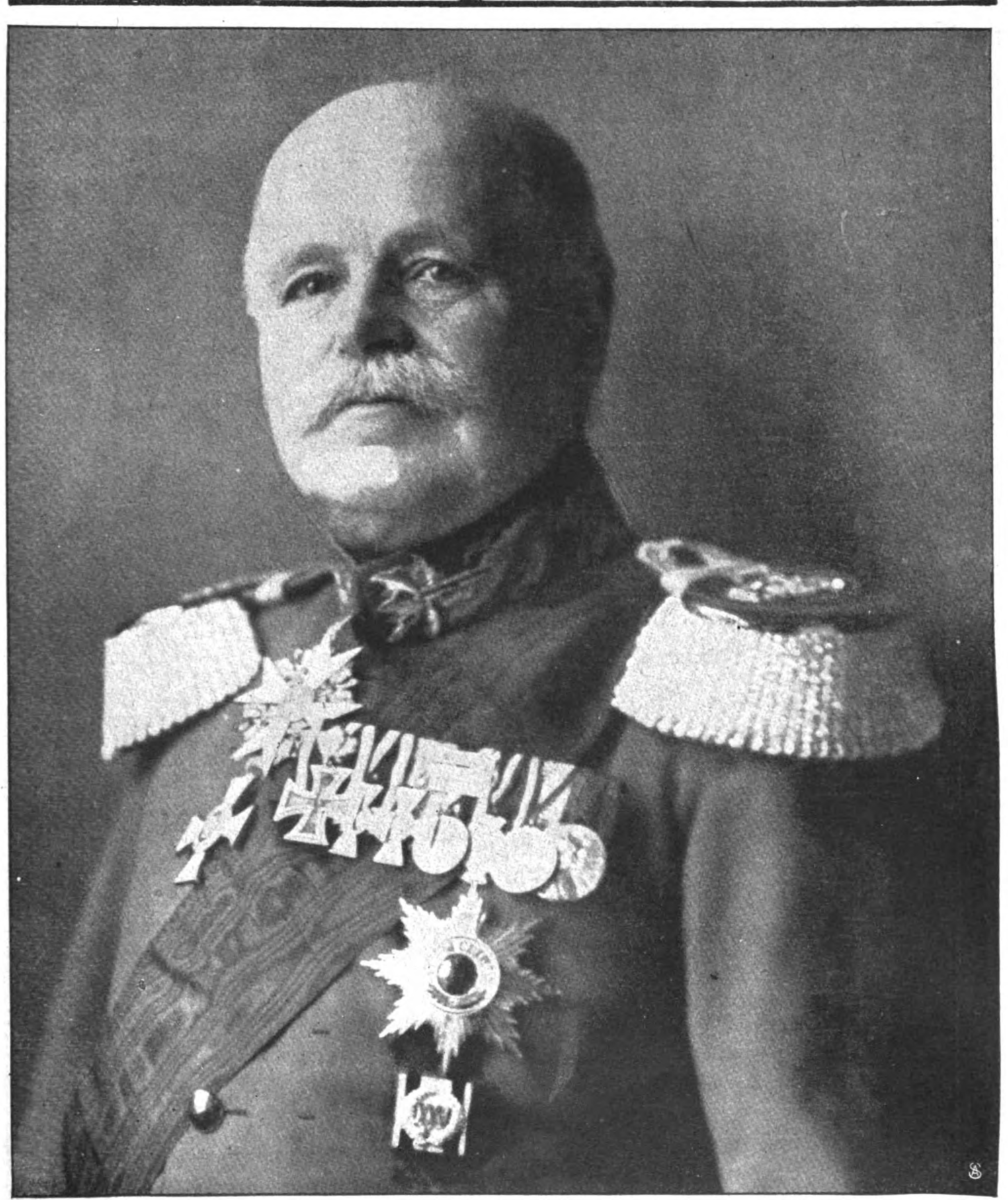
Mit der letzten Woche der Feldzüge von 1917 ist ein Abschluß erreicht. Siegreich stehen wir an der Schwelle des neuen Jahres, die zugleich in einen neuen Abschnitt des Weltkrieges, die in die Entscheidung hineinführt. Wir wollen die Entscheidung, und wir haben die Mittel zum Zweck. Aber unverfroren versucht der Gegner uns Vorschläge und Anregungen an die Hand zu geben, wie wir uns als Sieger zu verhalten haben. Diese lächerliche Dreistigkeit ist ein altbewährter Winkelzug, durch den England bisher nur zu gut Gefolgschaft für seine Anmaßungen zu werben verstand. In seiner aussichtslosen Bedrängnis versucht es bis zuletzt Empfindungen in unsern Burgfrieden hineinzufälschen, die unser heißerstrittenes Übergewicht abschwächen könnten, um die Machtfrage zu verschieben. Nimmer kann und wird es ihm gelingen, so wenig wie es ihm gelungen ist, uns mit dem Aufgebot einer Welt von Waffen, mit Hungerkrieg und Wirtschaftskampf beizukommen. Sechzehn Flandernschlachten — sechzehn englische Niederlagen. Sie können nicht gegen uns an. Die Versuche unserer Gegner, von uns zu lernen, uns nachzuahmen, geraten zum Spott. Es wird nicht dasselbe, was unsere Kriegskunst leistet. Unzulänglich von Anfang bis zu Ende erweisen sich ihre eigenen Künste. Sind sie auch groß im Verbreiten, in sorgfältiger Genauigkeit ihrer Einrichtungen, bei der ersten Abweichung in der Entwicklung sind sie festgerannt, stehen hilflos vor jedem neuen Tableau, das die deutsche Kriegsleitung sicher beherrscht. Je länger sie es mit uns aufnehmen, um so sicherer graben sie sich ihr eigen Grab. Einer nach dem andern. Die eiserne Notwendigkeit, niederzuringen, was vom Vernichtungswillen gegen uns erfüllt ist, besteht in unverminderter Kraft bis zur endgültigen, restlosen Vollendung. So treten Deutschland und seine Verbündeten aus dem glorreichen Jahre 1917 in das Jahr 1918 hinüber, von dem die Welt die Entscheidung erwartet. Der Stand, auf dem der Gang der Ereignisse bei diesem Übergang angekommen ist, gewährt den Ausblick auf eine Front, die im Osten frei zu werden beginnt. Ruhig sehen wir dem Ablauf der Verhandlungen mit Rußland entgegen. Italien, in ärgster Bedrängnis, kracht in allen Fugen. Während unser Aufgebot von Arbeitskräften alle Hände voll zu tun hat, um in dem von Oesterreich und uns eroberten Gebiet die reiche Beute zu bergen, die ungeheuren Vorräte an Kriegsmitteln aller Art in unsere und unserer Verbündeten Magazine umzuleiten, wankt die italienische Verteidigung an ihrem letzten Stützpunkt, den Grappawerken, auf das bedrohlichste gepackt. Freudig begrüßten wir die Meldungen von den Sturmerfolgen. England steht mit gesteigerter Unerbittlichkeit unter dem Druck unseres Unterseekrieges. Auch in der letzten Woche ließ unsere Luftflotte nicht von England ab.

Die Augen der ganzen Welt sind auf die Westfront gerichtet. Die kommenden Ereignisse werfen ihre Schatten über Frankreich hin. Wehe dem Volk, das die Zeichen der Zeit nicht zu deuten versteht! X.

Nummer 52.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

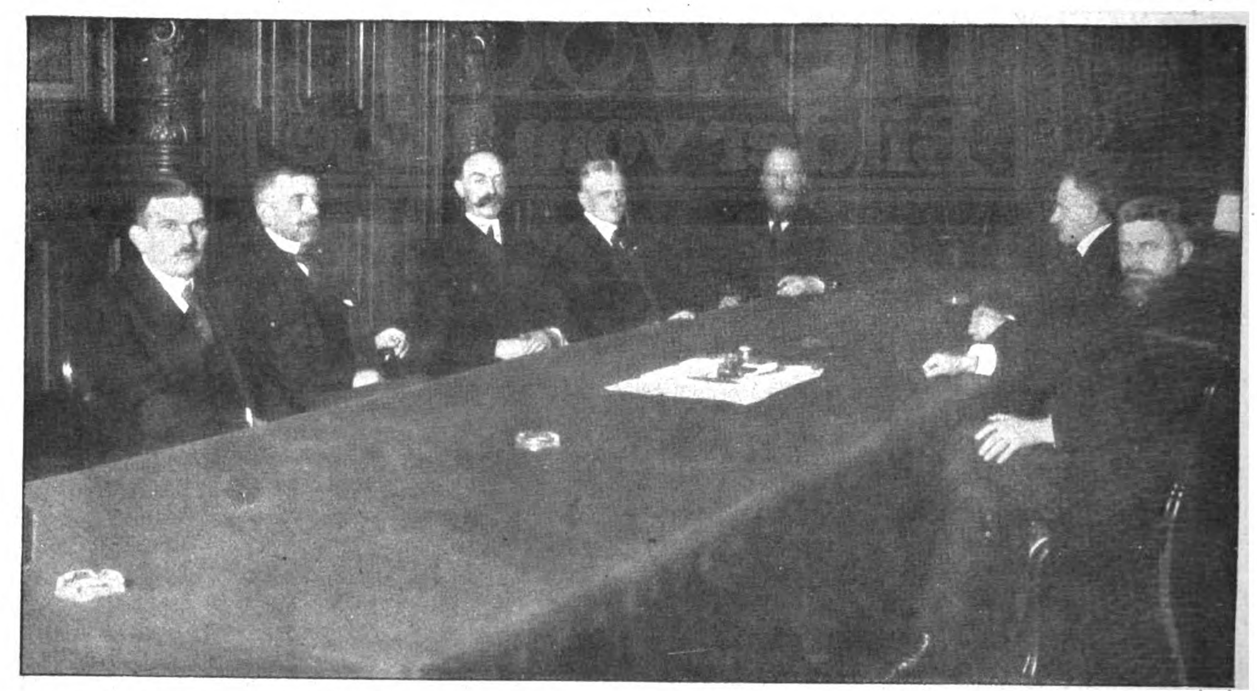
Seite 1755.



Hofphot. Bieber.

Generalfeldmarschall von Eichhorn.

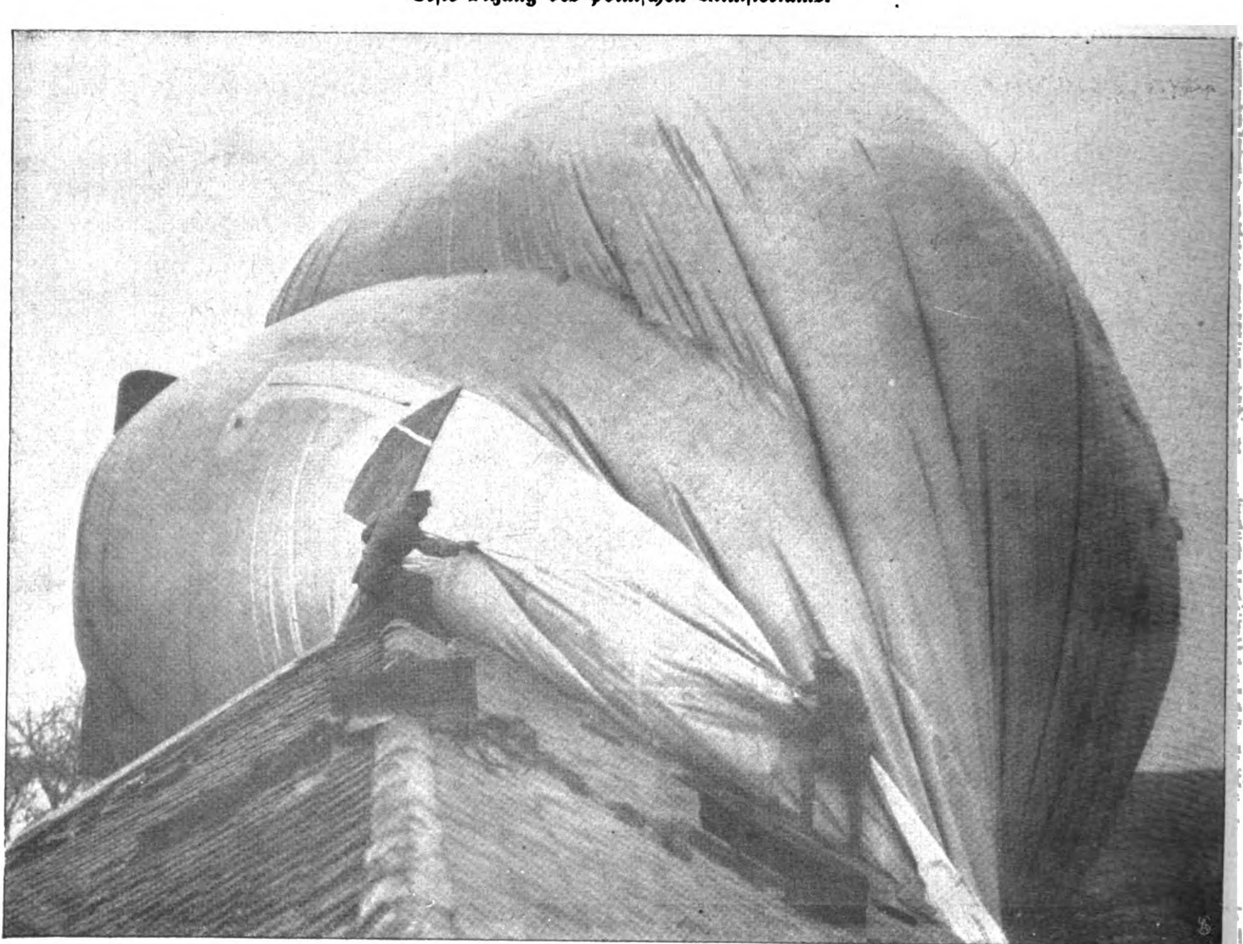
Wie amtlich mitgeteilt wird, ist Generaloberst von Eichhorn in Anerkennung seiner Erfolge als Oberbefehlshaber der 10. Armee und der nach ihm benannten Heeresgruppe, deren Kämpfe wesentlich zur Herbeiführung der an der Ostfront eingeleiteten Verhandlungen beigetragen haben, zum Generalfeldmar[illegible] [illegible]der worden.



Ph t Fuks.

Von links: Stefan von Przanowski (Verpflegungsminister), Stanislaus von Bukowiecki (Justizminister), Jan von Kucharzewski (Ministerpräsident), Jan Zagleniszny (für Handel und Gewerbe), Jan Stecki (des Innern) Antoni Ponikowski (Kultur und Unterricht), Joseph Miklulowski-Pomorski (Ackerbau und Krongüter).

Erste Sitzung des polnischen Ministeriums.



otopersbüro.

Ein in Holland niedergegangenes englisches Luftschiff.

(Das englische Luftschiff Nr. 26 ist in dem holländischen Ort Eemnes niedergegangen und zwischen Hausdächern und Telephondrähten hängengeblieben.)



ild- und Film-Amt.

1. Erz. Zeki Pascha, der Bevollmächtigte der Türkei. 2. Botschafter von Mérey. 3. Prinz Leopold von Bayern, Oberbefehlshaber Ost. 4. Generalma'or Hoffmann, Chef des Stabes. 5. Oberst Gantschew, der bulgarische Bevollmächtigte. 6. Kapitän z. S. Horn. 7. Hauptmann im Generalstab Hey. 8. Major von Mirbach. 9. Major im Generalstab Brinkmann. 10. Rittmeister von Ro,enberg. 11. Major von Kameke. 12. Konteradmiral Altvater. 13. Frau A. Biecenko, Mitglied der Delegation. 14. Joffe, Vorsitzender der Delegation. 15. Kameneff. 16. Oberstleutnant im russischen Generalstab Fokke. 17. Delive-Dobrowolski. 18. Karachan, Sekretär der Delegation. 19. Hauptmann im russischen Generalstab Lipsky.

Ein geschichtlicher Augenblick: Die Unterzeichnung des Waffenstillstandes in Brest-Litowsk.



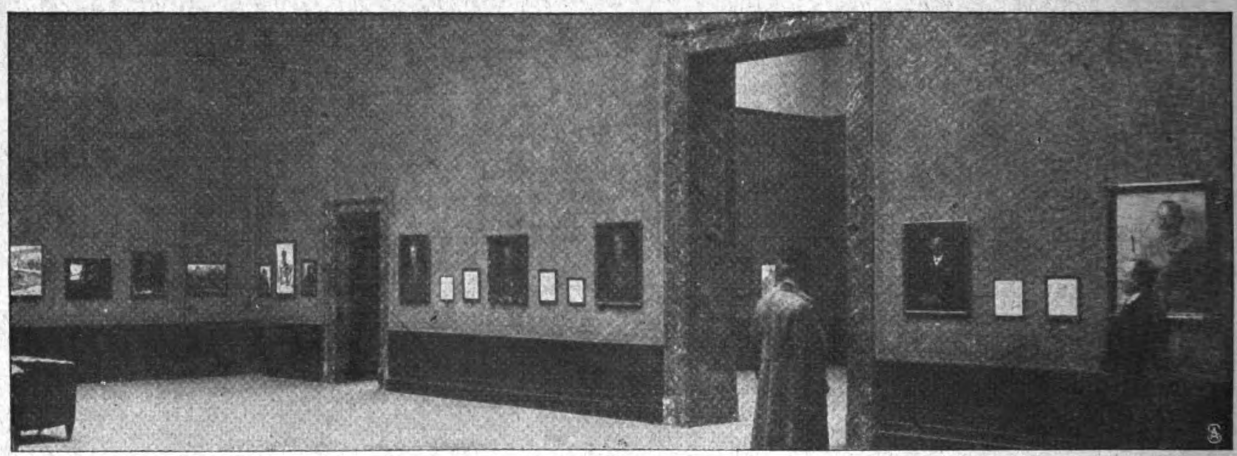
Dr. Haab, der Gesandte der Schweiz
in Berlin, wurde zum Mitglied des schweizerischen Bundesrats gewählt.

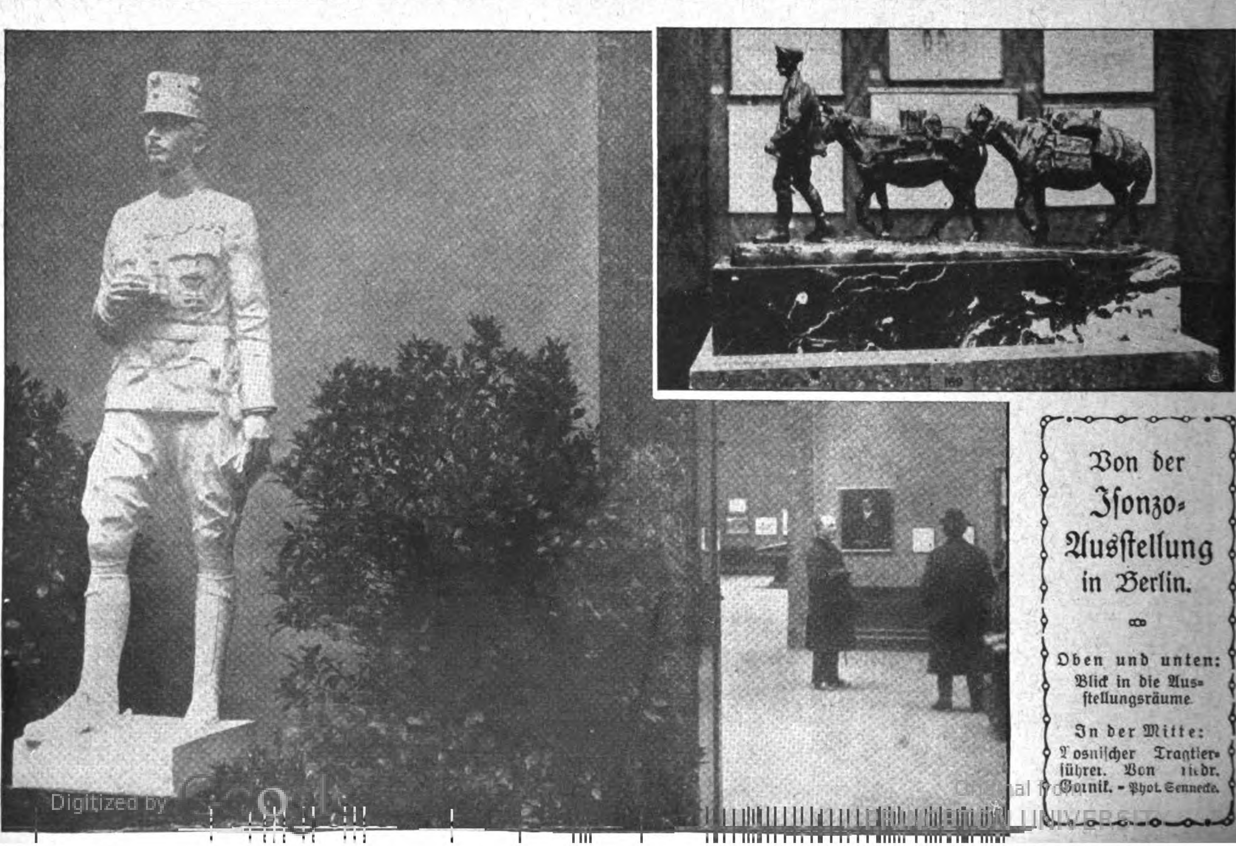


Bundesrat Calonder.
der neue Schweizer Bundespräsident.



Geh. Oberregierungsrat Dammann
im Reichsamt des Innern, wurde zum Ministerialdirektor ernannt.





Von der Isonzo-Ausstellung in Berlin.

Oben und unten: Blick in die Ausstellungsräume.

In der Mitte: Bosnischer Tragtierführer. Von Friedr. Gornik. – Phot. Sennecke.



Ho.phot. Urbahns.

Prinz und Prinzessin Adalbert von Preußen mit der Prinzessin Viktoria Marina.

Phot. Ehlers. Leutnant Lüttges.

Leutnant Josef Seel.

Phot. Samson & Co. Major K. v. d. Heyden.

Leutnant Fried. Wilh. Deutsch.

Phot. Pelitzki. Off.-Stellv. W. Purvien.

Leutn. Osk. Kunzschmann.

Phot. Ryba. Feldwebellt. Friedr. Radl.

Phot. Wisselink. Off.-Stellv. Walt. Erdmann.

Phot. Grosse. Leutnant Friedr. Reul.

Vizefeldwebel Herbert Brett.

Vizefeldwebel Hüsgens

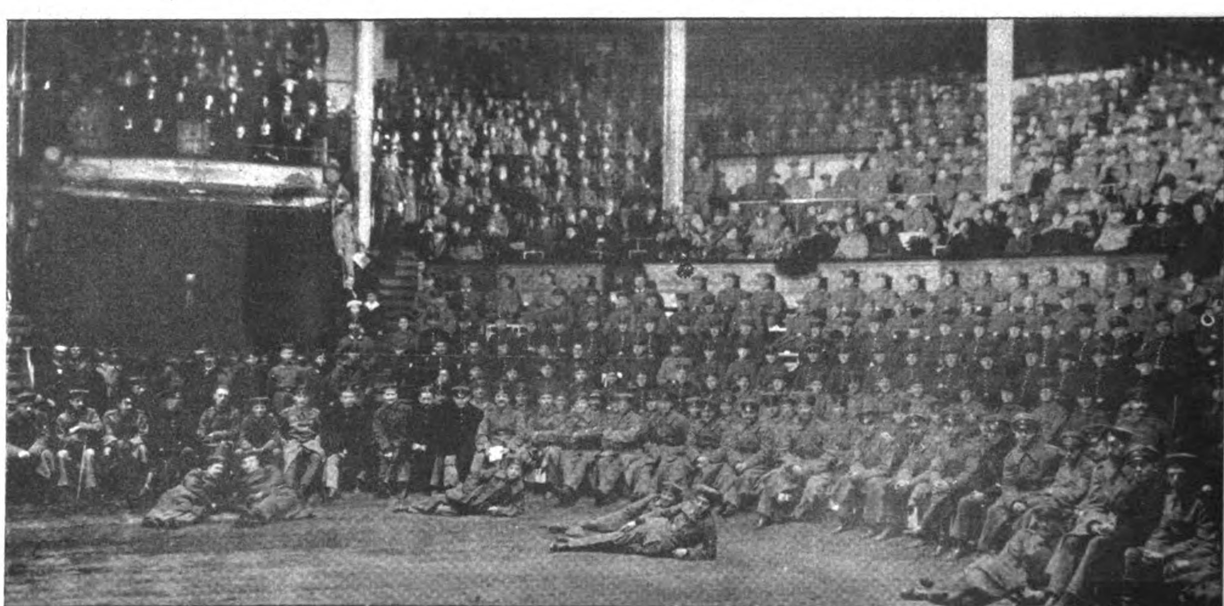
Leutnant Franz Mitterer.

Leutnant Emil Reinke.

Leutnant Paul Ramm.

Phot. Ettie. Leutnant Willy Schwitzky.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Spezialaufnahme der „Woche“.

Feldgraue Zuschauer bei dem auf Veranlassung des Kommandos der Schutztruppen im Zirkus Busch vorgeführten Film „Im deutschen Sudan“.

Das Land der schlesischen Seen.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Schlesiens Reize sind berühmt, aber noch viele Schönheiten des Schlesierlandes sind so gut wie unbekannt — so das schlesische Seenland. Drüben auf der rechten Oderseite, die der Fremde reizlos wähnt, dehnt es sich aus, meilenweit mit glitzernden Wassern von Schilf und Wasserrosen und unendlichem Getier, Wasserhühnern, Wildenten und Gänsen, Möwen, Tauchern, Reihern, Adlern und Fischottern. Es liegt eine eigene Poesie über diesem Land der Märchenschönheit der weiten Seen und der Urwüchsigkeit des deutschen Waldes. Hie und da steht ein einsames Haus an dem Wasser

Gute Beute.

oder auch eine kleine Siedlung, strohgedeckte Bauernhäuser, alles urwüchsig wie die Landschaft selbst. Kleine deutsche Städte, sauber und regsam, sind in das Land eingestreut, entstanden unter dem Schutz deutscher Grenzburgen, die später in den Besitz alter Adelsgeschlechter übergingen.

Militsch und Trachenberg sind seine Hauptorte. Über 15 000 Morgen Wasserfläche birgt dieses Land. Die größten Seen umfassen allein etwa 1 800 Morgen. Stunden- und tagelang kann man an diesen gewaltigen Gewässern wandern durch die unermeßlichen Laub- und Nadelwälder immer in geruhsamer Einsamkeit. Im Herbst



Am Netz.

beginnt es sich auch an den Seen und Teichen zu regen. Da ziehen die Fischmeister hinaus mit ihren Gesellen in hohen Wasserstiefeln, Joppen und Lederschürzen. Die Pracht der Seen hat dann ein rasches Ende. Sie werden für die Abfischung abgelassen. Bei den größten Seen dauert dieser Vorgang mehrere Wochen. Dann liegen sie leer und traurig da. Nur in ihren tiefen Wassergruben und Kanälen, da regt sich's, zappelnd und springend von mächtigen Fischen, Karpfen und Schleien, Hechten, Karauschen und Weißfischen. Da haben die Fischer wochenlang emsige Arbeit. Jeder Zug bringt neue Beute, Fische bis weit über dreißig Pfund schwer. Auf den Sortiertischen werden sie nach Art und Größe geordnet und so in Bottichen zu den Zähltischen gebracht. Dort werden sie gewogen und dann in Fässern zu den Winterbehältern gefahren.

Während des Winters bleiben die Seen entleert; Schilf und Rohr



Der Fang.



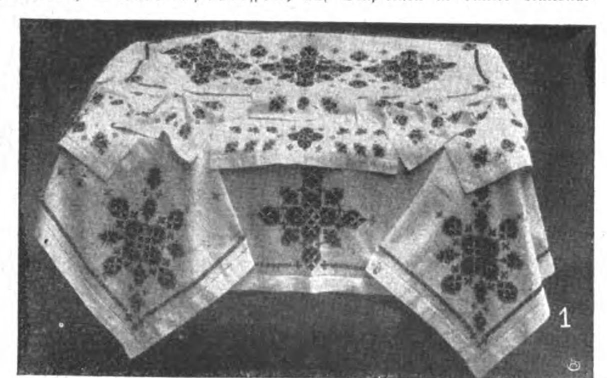
Schloß Militsch.

werden geerntet. Wenn das Tauwetter im Frühjahr einsetzt, beginnt die Wiederbewässerung der Seen, und im Mai werden sie dann wieder mit jungen Karpfen und Schleien besetzt, die in besonderen Laichteichen herangezogen worden sind. In drei Jahren wachsen die Karpfen bei sachgemäßer Pflege vom Ei bis zum gangbarsten Verkaufsgewicht von 2 bis 3 Pfund. Die bemoosten Häupter, die von Zeit zu Zeit gefangen werden, ebenso wie die Raubfische haben es jahrelang verstanden, allen Nachstellungen der Fischer zu entgehen.

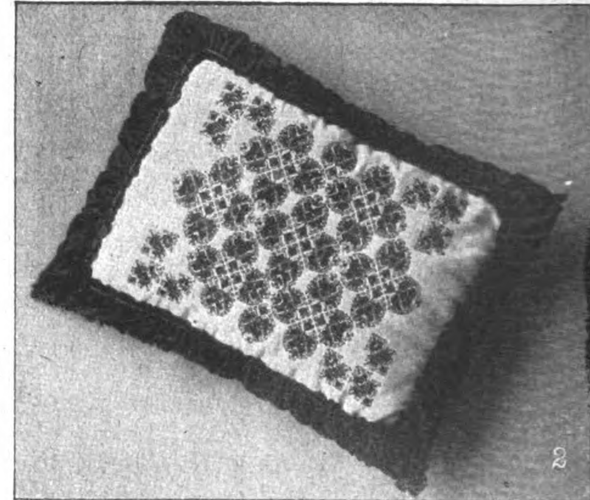
Georg Hallama.

Geschenke der ukrainischen Huldigungsdeputation an das österreichische Kaiserpaar.

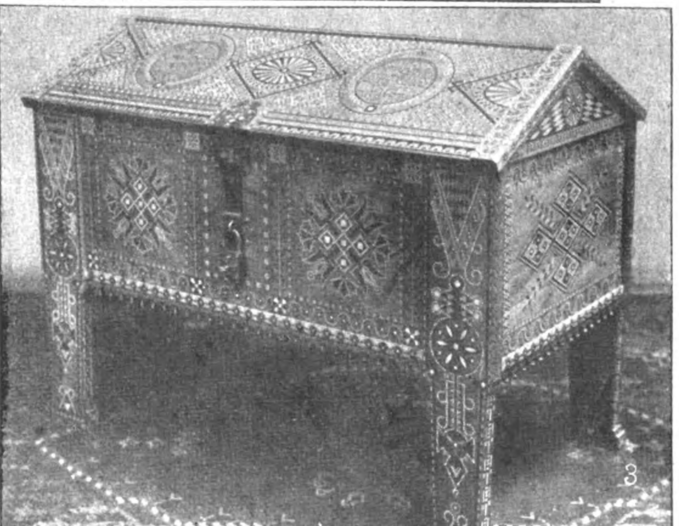
1. Tischgarnitur aus Leinengewebe, umrandet mit einem breiten Hohlsaum. National ukrainische Motive aus der Gegend Kadobiwci, Bezirk Zastawna (Bukowina). — 2. Kanapeekissen, auf Drap einen in bunter Nationalstickerei, Muster aus der Gegend Kadobiwci. — 3. Truhe (Skrenia) von den Huzulen (ukrainischen Gebirgsbewohnern) zur Aufbewahrung von festlichen Kleidern (Hochzeitskleider) usw. verwendet. Die Dekorationen Intarsien aus farbigen Hölzern, Perlmutter, Metall, Perlen, zum Teil mit Flachschnitzereien ausgeführt. Der Deckel auf Scharnieren angebracht, enthält nachstehende Widmung in ukrainischer und deutscher Sprache: „Ukrainische Flüchtlinge der Bukowina ihrem Kaiser 1917." Die Zeichnung wurde vom Leiter der Bukowinaer Landeslehranstalt für Holzschnitzmta sia- und Metallornamentik, Architekt Fylyp Leszowski aus Wiznitz, entworfen. — 4. Ein Huzulennationalkostüm: Hemd, Hose, Gürtel und Umhängetasche (Dziobenka). Das Kostüm, Kleidung ukrainischer Gebirgsbewohner (Huzulen), aus Leinen nach Nationalmuster aus der Gegend Wizneka, Bez. Wiznitz (Bukowina). Die Tasche ist auf der einen Seite mit Stickereien, Muster aus der Gegend Szipot-privat, Bez. Wiznitz, auf der anderen Seite mit Stickereien, Muster aus der Gemeinde Dichtenetz-Kisselitza, Bez. Wiznitz, verziert. Gürtel und Taschenband aus bunter Schafwolle (Muster bukowinaer Hausweberei aus dem Wiznitzer Bezirk.) — Die Erzeugnisse 1, 2 und 4 wurden unter Anleitung der ukrainischen Lehrerin Goidyjczuk, Leiterin des Stickereikursus in Wizenka, von bukowinaer ukrainischen Flüchtlingen im Flüchtlingslager Oberhollabrunn angefertigt.



1



2



3



4



Kgl. Hofphot. Jennius.

Frau Hermine P.let,

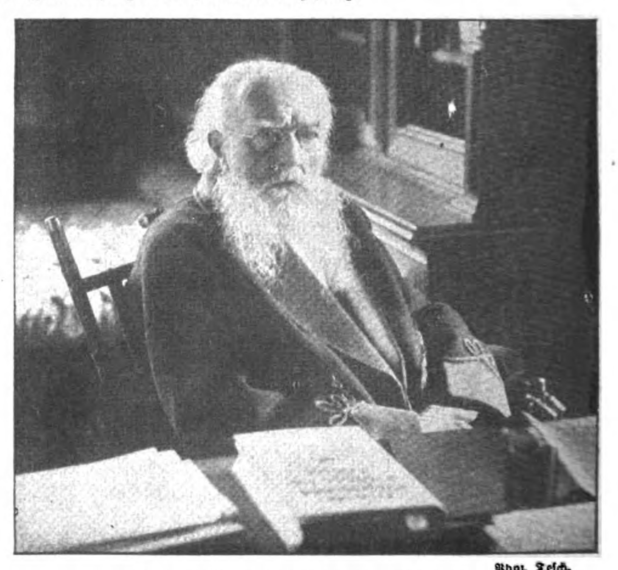
geb. Hartje, Erste Vorsitzende des Magdeburger Hausfrauenvereins, durch die Verleihung des goldenen Frauenverdienstkreuzes ausgezeichnet.



Geh. Kommerzienrat

Friedrich Wolff, Karlsruhe,

wurde anläßlich der Feier des 60jähr. Bestehens der Firma F. Wolff & Sohn zum Ehrendoktoringenieur der Technischen Hochschule Karlsruhe ernannt.



Phot. Tesch.

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Schultze,

berühmter Gynäkologe, Ehrenbürger von Jena, feiert seinen 90. Geburtstag.

Das freie Meer

Roman von

Rudolph Stratz

8. Fortsetzung.
Nachdruck verboten.

Der Marqueß von St. Asaphs ließ die Suffragette stehen. Er eilte durch den Saal. Blicke hinter ihm her fragten, wem die Ehre galt, daß ein „most Noble“, der Träger des höchsten englischen Adelstitels nach den „Gnaden“ des Herzogs, sich seinetwegen in absichtlich auffallender Hast bemühte. Ausländer! Ein Staunen! Und nicht einmal Amerikaner, sondern Neutrale eines Kleinstaats.

Vor dem Yonkheer Ter Meer und seiner Frau machte seine Herrlichkeit halt, zeigte ihnen herzlich die Zähne, schüttelte ihnen die Hände wie alten Freunden, geleitete sie in liebenswürdigem Gespräch von der Schwelle und den dort stehenden riesigen Lakaien wieder zurück in den Saal.

„Wie gut, daß ich Sie noch treffe! Ich verspätete mich. Es gab manches in Downing Street zu tun. Es ist eine Zeit, die einem Mann Kopfzerbrechen machen kann. Der Krieg mag noch hingehen . . . aber die Iren . . . ich wäre so traurig gewesen, wenn ich Sie verfehlt hätte! Ich hätte ungern die paar Tage gewartet, bis ich Sie als Gäste in Ogmore Castle begrüßen darf!“

„Es wird uns dieses Mal nicht möglich sein, Mylord!“

„Oh — sagen Sie das nicht, Mrs. Ter Meer, Sie versprachen, Ihren Besuch zu wiederholen! Sie gaben mir in Holland darauf die Hand. Bitte, kommen Sie!“

Ringsum stand Altengland! Hörte mit ehrfurchtsvollen Ohren das Gespräch. Das neutrale Ehepaar stieg plötzlich turmhoch in der Achtung. Zwei Ausländer, denen ein Marqueß von St. Asaphs die Einladung auf das Schloß seiner Ahnen nicht als Gnade, sondern als Bitte aussprach! Er wiederholte, zu dem Yonkheer gewendet, eifrig und eindringlich: „Ich habe Mrs. Ter Meers Wort!“, und Cornelis Ter Meers ernste Züge erhellten sich unter der sonnigen Herzlichkeit, und er warf seiner Frau einen vielsagenden Blick zu: Siehst du, so sind die Engländer!

Es bildete sich von selbst eine Gasse achtungsvoller Zuschauer, während Johanna Ter Meer zwischen ihrem Mann zur Linken und dem Markgrafen zur Rechten wieder bis in die Mitte des Raumes zurückwandelte. Dabei dämpfte der riesige brünette Lord die Stimme noch mehr, als es so schon in England üblich war.

„Und wie war es in Deutschland? . . . Wir sind Verbündete, Mrs. Ter Meer! Sie müssen mir erzählen! Wie steht es dort drüben? Was sagt man in Berlin? Sie sprachen sicher alle Welt! Sie taten gewiß gute Arbeit zum Frieden? Auch ich habe hier inzwischen Nützliches geleistet. Aber der Weg zur Versöhnung zwischen unsern Ländern ist rauh. Er kann einen Mann entmutigen, der ihn wie ich fast allein geht . . . Darum ist mir Ihr Rat so wertvoll, den Sie mir mit Erlaubnis meines Freundes, des Yonkheer Ter Meer, über deutsche Dinge geben!“

„Mrs. Ter Meer wird die Auszeichnung zu schätzen wissen, mein Lord Marqueß!“ sagte ihr Mann.

„Aber hier sind zuviel Ohren und zuviel Augen für ein vertrauliches Gespräch. Das können wir am besten in Ogmore Castle führen! Da werden wir uns vor den Kamin setzen und werden zusammen beratschlagen . . .“

„Ich fürchte, ich habe keine Zeit, Mylord!“

„Oh — still doch, Jantje!“

„Keine Zeit? . . . Oh — sagen Sie das nicht, Mrs. Ter Meer, wo es sich um das Wohl der Menschheit handelt! Es geschieht im Namen der Menschheit, wenn ich Sie bitte, mir in Ogmore Castle mehr von Deutschland zu erzählen, damit ich sehe, wie man mit ihm zum Frieden kommen kann . . .“

„Deutschland wollte den Frieden . . .“

„Oh — ich weiß: Nur jene vornehme Oberschicht, der Sie durch Geburt angehören, wollte den Krieg . . .“

„Auch das ist unrichtig, Mylord!“

„Dann belehren Sie mich, und ich werde andere aufklären! Klar sehen, ist alles! Wir verheimlichen Ihnen hier ja auch nichts! Sie können sehen und hören, was jeder Engländer hört und sieht. Ebenso muß ich durch Sie mit Deutschland hören und sehen. Jede Einzelheit ist mir wertvoll! Offenherzigkeit unter Freunden ist Pflicht, Mrs. Ter Meer!“

„Das sind wahre Worte Seiner Herrlichkeit, Jantje!“

„Auf Wiedersehen zum nächsten Wochenende in Ogmore Castle!“ sagte der Marqueß von St. Asaphs plötzlich lächelnd. Ein Widerspruch schien in der Luft dieses Saales unmöglich. Er verabschiedete sich von Johanna Ter Meer mit einer weltmännisch leichten Verbeugung, die man seiner baumlangen Athletengestalt kaum zugemutet hätte, nickte dem Yonkheer vertraulich gleich einem alten Freund zu und schlenderte davon. Aber an seiner Stelle stand wie aus der Erde gewachsen seine Base, die Lady Fairtlough, und quetschte strahlend Johanna Ter Meers schlanke Finger

zwischen ihren nervigen langen Sportshänden, daß jener die Knöchel schmerzten.

„Oh — wie geht es Ihnen, meine teure Mrs. Ter Meer? Ich bin so froh, Sie zu sehen!"

Und eine ebenso freudige Ueberraschung malte sich auf Lady Warringtons Gesicht.

„Sind Sie schon lange hier, Mrs. Ter Meer? Man findet sich kaum in dem Gewühl!"

Und neben der Frau Admiral erschien die Lady Beaulieu.

„Ich hoffe, Sie hatten eine gute Ueberfahrt? In den letzten Wochen war der Kanal stürmisch!"

Und teilnahmsvoll erkundigte sich Lady Abbot, die Gattin des Bischofs: „Und was macht little Jan, Ihr Sohn? Ist der prächtige kleine Bursche noch bei dem Vikar nahe Eastbourne?"

„Es waren dort an den Küstenplätzen gestern noch drei Stunden Sonnenschein. Nichts besser für Kinder!"

Johanna Ter Meer war ganz gerührt, daß man sich hier in diesem Weltreich inmitten des Weltkrieges ihres kleinen Jan entsann! In einer so herzlichen und selbstverständlichen Weise, als sei sie ein Familienmitglied Altenglands und gestern erst abgereist und heute wiedergekommen. Es war wirkliches Mitgefühl in der Art, wie die Lady Norton sie leise und traurig fragte: „Ich hörte, Sie hatten bei Ihrem letzten Aufenthalt hier einen ernsten Trauerfall zu beklagen! Hat Ihr tapferer Schwager seine letzte Ruhestätte gefunden? . . . Gott tröste Ihre arme Schwester!"

Johanna Ter Meers zarte Züge belebten sich und verloren die Blässe und Zurückhaltung. Es war, als ginge auf einmal in den frostigen Nebeln dieses Saales um sie die Sonne auf. Die Sonne war der Marqueß von St. Asaphs gewesen. So gut kannte sie England schon, um das sofort zu begreifen. Aber es lag etwas so Bezwingendes in dieser schlichten und stillen Liebenswürdigkeit von allen Seiten, dem erfreuten Kopfnicken aus der Ferne, dem einfachen Lächeln im Vorübergehen, daß es einem die Vernunft schmeichelnd einwiegte . . . Man fing an zu zweifeln, nicht an den andern, sondern an sich . . . Vielleicht waren diese vorhin so frostig steifen Misses Rogers und Neish gerade mit anderen Gedanken beschäftigt gewesen! Es war sonst kaum denkbar, daß sie sich jetzt auf einmal in diese zutraulichen und harmlosen Geschöpfe verwandelten, die lachend, als sei nichts geschehen, Arm in Arm auf sie zutraten . . . daß die eisig säuerliche Mrs. Graham sich plötzlich in eine mütterlich liebenswürdige alte Dame verwandelte, die ihr ein paar aufrichtige, bewundernde Worte über ihr liebliches Äußeres und ihre frischen Farben sagte . . . daß der Baronet Bacharach sich ehrerbietig vor ihr verneigte . . . daß endlich England selbst sie willkommen hieß in Gestalt des Hausherrn John Herbrand, des elften Herzogs von Chichester aus dem Hause Glun, der suchend auf sie zukam und wohl zehn Minuten lang in seiner leisen und langsamen Art mit ihr und ihrem Mann sprach! Kein Wort von Krieg! . . . Kein Wort von Deutschland! . . . Nicht mehr der kalte Haß von vorhin. Nicht mehr das gönnerhafte Mitleid von früher. Mrs. Johanna Ter Meer hatte nichts mehr mit Deutschland zu tun! Sie war die Frau eines befreundeten Neutralen! Niemand wußte mehr, wo ihre Wiege gestanden, und es war im Augenblick nicht weise und für Britannien nicht nützlich, das näher zu untersuchen.

Johanna Ter Meer sah die tiefe Befriedigung ihres Mannes. Und sie selber konnte sich nicht gegen ein innerliches Aufatmen wehren, das sie von dieser furchtbaren Vereinsamung befreite. Es war wieder ein Ahnen jenes alten Gefühls von draußen aus der Welt, gerade unter diesen Menschen zu wandeln, die die Welt beherrschten, zu ihnen zu gehören, von ihnen als ihresgleichen betrachtet und behandelt zu werden. Als sie mit ihrem Mann draußen vor dem Glun-Palast aus der Wagenburg von Autos das ihrige vorfahren ließen, sagte Cornelis Ter Meer in bester Laune: „Du magst mit gutem Geweten nach Ogmore Castle gehen, Jantje!"

Sie schwieg. Im Fahren fügte ihr Mann behaglich und zufrieden hinzu: „Es war nur ein Mißverständnis, und Lord St. Asaphs hat es geklärt!"

Eine Stunde später verließ auch der Marqueß Harald von St. Asaphs das Glun-House. Er schlenderte mit seinem Freund, dem Reverend Craven, um die Ecke in einen der Pall Mall Klubs, deren hell erleuchtete Paläste da nebeneinanderstanden. Die beiden Sportathleten boten den bloßen Kopf der Nachtkälte im Freien und dem feuchten Themsenebel die dünne Hemdbrust unter den Frackklappen. Es war, als gingen sie aus einem Zimmer in das andere. Diese ganze Londoner Ecke hier war wie ein einziger Familienraum, von dem aus die Welt beherrscht und der Weltkrieg gelenkt wurde. Der war jetzt doch mehr als ein großer Kolonialfeldzug geworden, bei dem ausnahmsweise sich nicht die Weißen gegen die Farbigen in anderen Erdteilen, sondern umgekehrt die Wilden der Welt nach Europa einschifften.

„Gestern haben die Hunnen wieder aus mehreren Panzern die Ostküste beschossen!" sagte der Clergyman mißgestimmt. „Und man fürchtet ernstlich, sie kommen bald wieder!"

Lord St. Asaphs hob den brünetten Kopf. Er war viel ernster geworden in dem letzten halben Jahr. Es lagen Linien in seine Stirn gegraben, die vom Nachdenken über andere Dinge kamen als über Sport und Flirt.

„Nichts wäre falscher," sagte er zwischen den Zähnen, „als dem Mann auf der Straße oder gar den Neutralen einzugestehen, daß wir eine Torheit begangen haben!"

„Mit diesem Krieg?“

„Wir hatten zwei Feinde. Rußland und Deutschland. Wir verbündeten uns mit Rußland, damit es von Deutschland geschlagen würde, und wir verbündeten uns mit Frankreich, um Deutschland zu schlagen. Dann waren wir sie beide los. Es war eine Dublette auf zwei Fasanenhähne. Wohl! Der erste Schuß gegen Rußland traf, der zweite gegen Deutschland nicht! Wir müssen jetzt noch einmal laden: Die große Kitchener-Armee! Und wer weiß, Craven, ob wir nicht eine dritte Patrone brauchen, bis diese verwünschte Angelegenheit aus der Welt ist!“

Und der Reverend Craven wußte, daß dieser dritte Schuß Alt-England selbst ins Herz traf! Denn er hieß das Ende englischer Freiheit! Hieß die allgemeine Wehrpflicht.... Der unabhängige Gentleman stand stramm! Borgte vom Preußen die Pickelhaube! Es war ein undenkbarer Gedanke..

Sie traten in den Klub. Diesen auserlesenen Klub, dessen Mitgliedschaft einen jeden rund um den Äquator in den ersten Gesellschaftsrang rückte. Auf langen Listen warteten die Bewerber geduldig viele Jahre, bis der Tod eines der einhundertsechzig Mitglieder dem Glücklichen an der Spitze die Tore öffnete. Die Ungeduldigen hatten längst einen Junior-Klub gegründet, der beinahe ebenso vornehm war und auch schon wieder draußen eine hundertköpfige Kette von Anwärtern stehen hatte. Dieser Klub war einer unter vielen. Wenn England ein Männerparadies der höheren Stände war, so war Pall Mall, das Klubland, das Allerheiligste dieses Paradieses. Aber auch um diese Hochburgen der Gentlemanherrlichkeit pfiff schon der schneidende Wind des Kriegs. Vorbei die träumerische Ruhe der großen Lesesäle mit ihren hundert Ledersesseln, vorbei diese Stille, die nur das Geknitter von hundert riesengroßen, eng bedruckten Abendzeitungen und der leise Schritt der Diener unterbrach, vorbei das behagliche Geplauder über Rennen und Reisen vor den flackernden Buchenscheiten der riesigen Kamine. Wie eine ferne, summende Sturmglocke brummte es im Gespräch dumpf „Germans . . . Germans“ . . . aus allen Winkeln. Die Räume waren nicht mehr so voll wie sonst. Viele Mitglieder doch mit ihren Regimentern über den Kanal. Manche schon unter flandrischer Erde oder in den Händen der Hunnen. An ihrer Stelle Gäste von Übersee. Aber diese Freigelassenen entweihten das Zäsarentum dieser Säle, und Lord Harald St. Asaphs hatte neulich erst nach nachdenklichem Schweigen geäußert: „Es ist möglich, aus einem Teutonen einen toten Mann zu machen! Aber es ist unmöglich, aus einem Kanadier oder Australier einen Gentleman zu machen!“

Augenblicklich waren keine wilden Männer von jenseit der großen Wasser da. Nur Peerage und Gentry. Glattrasiertes, hageres, befracktes britisches Vollblut. In dem kupfernen Bulldoggkopf des Admirals Sir James Warrington rollten die Augen, daß man das Weiße sah. Lord Harald ahnte im Nähertreten schon den Grund des Rotkollers, der dem vierschrötigen Seemann bis unter die grauen Haarbüschel stieg.

„Neues von der Admiralität?“

„Ja!“ sagte Sir Warrington, R. N., bitter. „Neuigkeiten, daß ich, wenn ich jetzt auf See wäre, meine Flagge halbstock setzen möchte!“

„Die ‚Heidelberg‘?“

„Der höllische Kasten ist uns glücklich entwischt. Er ankert heil und sicher in einem norwegischen Fjord innerhalb der neutralen Dreimeilenzone!“

„Und unsere Schiffe?“

„.....liegen davor wie die Hunde vor dem Fuchs in der Erde! Was half uns da all unser Tally hoh!“

„Kann man ihn nicht ausgraben?“

„In fremden Gewässern?? . . . Unsere Schiffe können den Piraten sogar von der See aus sehen! Er liegt frech inmitten der Bucht, so weit nach hinten, als es der Ankergrund gestattet ... dicht am Land ... Sie können ihn sehen und dürfen ihm nicht den Fangschuß geben . . .“

„Es ist schmählich . . .“

„Es wird den Hunnen Mut machen, weiterhin die See zu beflecken . . .“

„Ich möchte heute nacht nicht in der St. Pauls Kathedrale sein!“

„. . . weil Suffragetten da versteckt sein mögen, Sir James?“

„Nein!“ sagte der Admiral mit unheilverkündendem Zucken um die bartlosen wulstigen Lippen. „Sondern weil sich Nelson heute nacht dort in seinem Grabe umdrehen wird“. . .

„Oh . . . oh"

„. . . weil er, wenn er mich sieht, aus seinem Sarg steigen und mir mit seinem einen Arm einen Boxerschlag unter die Nase pflanzen wird, um britische Seeleute an ihre Pflicht zu erinnern!"

„Nicht so hitzig, alter Warrington!"

„. . . weil er mir sein Loch im Leib von Trafalger zeigen wird, Gentlemen, und fragen: Warum haltet ihr höllischen Burschen die Meere nicht rein? Nichts hat auf den Meeren zu fliegen als die Möwen und der Union-Jack! In dem Fjord da drüben aber hängt vom Mast ein Stück Zeug, das es zu meiner Zeit gar nicht gab!" . . .

„Es muß herunter!"

„Es muß" . . .

„Nelson," . . . sagte der Lord Harald von St. Asaphs, „. . . mein Großoheim war als Midshipman dabei, als Nelson vor hundert Jahren nach Kopenhagen fuhr und die dänische Flotte zur Aufbewahrung mit nach England nahm" . . .

„Ein glorreicher Tag!"

„Es war Frieden. Aber es schien ihm trotzdem nützlich, Kopenhagen zu bombardieren. Die Stadt brannte. Die Dänen steckten weiße Fahnen heraus. Seine Umgebung machte Nelson darauf aufmerksam. Ihr wißt alle, was Nelson tat. Er hielt sein Fernrohr vor sein blindes Auge und sagte: Ich kann keine weiße Fahne sehen . . . und die Breitseiten feuerten weiter". . .

„Ein guter Spaß". . .

„Gentlemen, wenn Nelson sich täuschte, kann sich jeder britische Seemann einmal täuschen! Er kann plötzlich wähnen, noch außerhalb der neutralen Zone zu sein" . . .

„Oh . . . hört auf St. Asaphs!"

„. . . und so das Feuer auf den Feind eröffnen! . . . Es wird ihm betrübend sein, zu spät, wenn das feindliche Schiff schon gesunken ist, zu erkennen, daß er in einem Navigationsirrtum befangen war . . ."

„Hört! Hört auf Seine Herrlichkeit!"

„Nichts wäre falscher, als nicht dann der neutralen Regierung jede Art von britischem Bedauern auszudrücken, die sie annehmen mag! Nichts darf härter sein als der öffentliche Verweis an den schuldigen Kapitän!"

„Ich schlage vor, daß wir ihn zum Frühstück einladen!"

„Wahrscheinlich liegt die ‚Heidelberg' überhaupt gar nicht an neutralem Grund!"

„Ich glaube es beinahe selbst!"

„Der Freibeuter hat uns sooft überraschend angefallen!" sagte der Marqueß St. Asaphs. „Nun können wir ihn einmal überfallen!"

„Bei Nacht!"

„Unversehens!"

„Er sinkt, ehe er zum Schuß kommt!"

„Die Mannschaft geht mit zur Hölle!"

„Ich wünschte, wir nähmen den Kapitän Lürsen gefangen!"

„Oh — wirklich, Marqueß St. Asaphs?"

„In der Tat!" sagte Lord Harald und lachte. „Man sollte ihn mit großem Pomp nach England bringen! Die Zeitungen der ganzen Welt müßten darüber berichten! Der Hafen, wo er landet, müßte schwarz von Menschen sein. Ich würde mich freuen, ihn hier in England zu wissen! Es wäre ein Triumph!"

„Sehr wahr!"

„Halloa — so finster, alter Warrington?"

Der Admiral schob grimmig den brutalen Unterkiefer vor. Er glich jetzt weniger einer Bulldogge als einem guten scheinheiligen Schauspieler.

„Es ist zu gut, um wahr zu sein!" sagte er. „Niemals können britische Behörden einen Bruch des Völkerrechts dulden! Die Rechte der Neutralen sind uns heilig! . . . Strengste Befehle hierüber sind an jedermann in der Königlichen Flotte gegeben und werden zu rechter Zeit erneuert". . .

„Wie schade!"

„Bitter zu hören!"

„. . . aber nicht zu ändern!" sagte Sir James Warrington, R. N. Der Lord St. Asaphs begleitete ihn bis auf die Straße hinaus. Draußen fragte er: „Wer befehligt unsere Schiffe vor dem Fjord?"

„Captain Brown, Captain Quick, Captain Pilgrim, Sir Somerville". . .

„Ich kenne sie nicht! Aber ich hätte Lust, ihnen allen drahtlos zu telegraphieren: Zum Henker! Seid Männer! Tut eure Pflicht! Vorwärts!"

„Es tut nicht not!"

„Was heißt das?"

Der Admiral sah um sich. Es war niemand in Hörweite. Trotzdem dämpfte er die heisere Stimme: „. . . weil solche Depeschen schon unterwegs sein mögen". . .

„Was". . .

„Und von Männern von noch höherem Rang und Stellung als Sie, St. Asaphs!"

„Oh — taten sie das?"

„Ja. Ich komme von der Admiralität. Sie weiß von nichts". . .

Der Mond trat aus dem zerrissen dahinjagenden Gewölk. Er übergoß mit seinem geisterblauen Licht drüben auf der schwindelnd hohen Nelsonsäule von Trafalgersquare den einäugigen und einarmigen Zerstörer von Kopenhagen. Die beiden lebenden Briten unten lachten, atmeten auf. Nickten sich zu, erlöst in dem Gedanken, daß gesunder angelsächsischer Sinn zur See die Oberhand gewonnen. Sir James Warrington sagte trocken: „Niemand weiß etwas! . . Ich weiß auch von nichts . . . Sie auch nicht! Aber ich habe allen Grund anzunehmen, daß der alte Mond in

dieser Stunde auch drüben in den Fjords scheint und unserm guten Captain Quick mit seinem Dreadnought helles Licht für seine achtzehnzölligen Geschütze gibt! Es ist ein Spiel wie Katz und Maus! Es wird ihn nachher schmerzlich erschüttern, wenn er seinen Irrtum erkennt! Aber dann ist es zu spät!" . . .

VII.

Der Nebel brütete über London. Die unendliche Häusermasse lag wie eine versunkene Stadt auf dem Grund eines Meers von zähem, gelbem, feucht-bitterem Brodem, in dem Menschengewühl und Wagenburgen schattenhaft wie graue Dunstspiegelungen durcheinanderwogten und die Lichtkreise der Laternen umsonst um die zwölfte Mittagsstunde gegen die bleiflüssige Luft kämpften.

Mr. Neish, der große Zeitungsmann und entfernte Neffe des Herzogs von Chichester, saß ungeduldig, die Uhr in der Hand, auf dem Wege zur Bahn, in seinem Auto. Man fuhr noch langsamer als sonst zwischen Marble Arch und Charing-Croß. Es war, als hätten sich all die ungeheuerlichen Lügen, die hier in Fleetstreet in den Londoner Zeitungsburgen tagtäglich ausgebrütet wurden, zu stinkenden Schwaden über den rußigen Dächern und verräucherten Straßen zusammengeballt, als zöge hier aus Oxfordstreet ein giftiger Nebel über die betäubte Welt: Unser Krieg ist die Lüge! Durch unsere Lüge ist der Krieg! . . . Mr. Neish fuhr durch die verdunkelte, von unbestimmten Umrissen, wirren Tönen erfüllte Luft, rollte über das Gewimmel der Themsebrücke, über die in grauen, ungeheuren Wolkenbänken die Finsternis vom Meer heraufstrich, erreichte den Wellington-Bahnhof, hielt neben dem Zug nach Portsmouth und hatte gerade noch Zeit, mit einem Schritt vom Trittbrett seines Autos das Innere des Frühstückswagens zu gewinnen, als der Zug sich schon in Bewegung setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Hinter der Alpenfront.

Von Else Frobenius. — Hierzu 5 Aufnahmen.

In überwältigendem Siegeslauf haben unsere und unserer Bundesgenossen Truppen gemeinsam die Alpenfront im Südwesten von Österreich durchbrochen. Heute wehen ihre Fahnen schon tief in Italien, überall Erfolg und Entscheidung erzwingend. Nur wer im Kriegsgebiet hinter der Alpenfront geweilt hat, kann beurteilen, mit welch unendlich großen Schwierigkeiten dieser Vormarsch verknüpft war, welch monatelange planmäßige Vorarbeit notwendig war, um ihn zu ermöglichen. Mit staunender Bewunderung denkt er der Helden des Alpenkrieges, die in den letzten Wochen schier Übermenschliches geleistet haben: der deutschen Soldaten, die in völlig neuen Verhältnissen ihre gewohnte Schlagsicherheit behaupteten. Und der Edelweißtruppen von Kärnten, Tirol und Steiermark, die schon über zwei Jahre im unwegsamen Gebirge hausen mußten — in Höhlen aus Schnee und Eis, abgeschnitten von aller Kultur und jedem Lebensbehagen, Wetterstürmen und Lawinen preisgegeben, von Hunger und Kälte bedroht.

Daß es ihnen überhaupt möglich war, den Übergang über die Alpenhöhen so lange zu verteidigen, verdanken sie dank ihrer unerschütterlichen Tapferkeit der treuen Mitarbeit ihrer Heimat. Das ganze Hinterland hat unermüdlich für sie gearbeitet. In den Bergländern



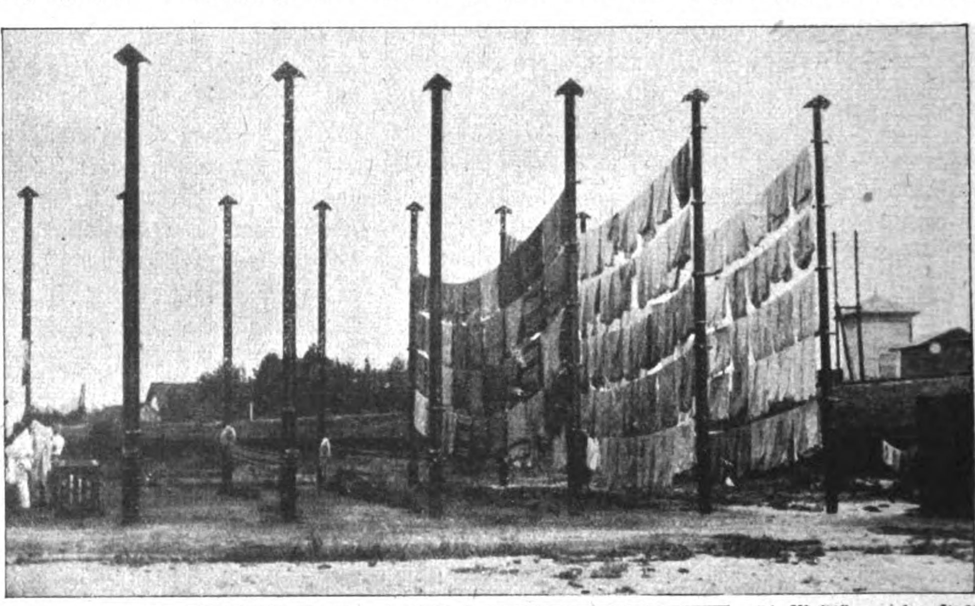
Von links: Gräfin Maria zu Lodron-Laterano, Gemahlin des Landespräsidenten von Kärnten; Hauptmann Baron von Deitenhofen, Vorstand des Anbaureferats der k. u. k. Landesregierung; Gräfin Wurmbrand; Frau Malvi Fuchs, Budapest; Frau von Lobmaer; Oberleutnant Baron Josika; Frau Emma Stropp, Berlin; Frau Else Frobenius, Berlin; Frau Feher, Budapest, Mitglied des k. u. k. Pressequartier; Dr. Irma Hift, Wien; Graf Lodron

Vor dem Feldspital Pörtschach am Wörther See.

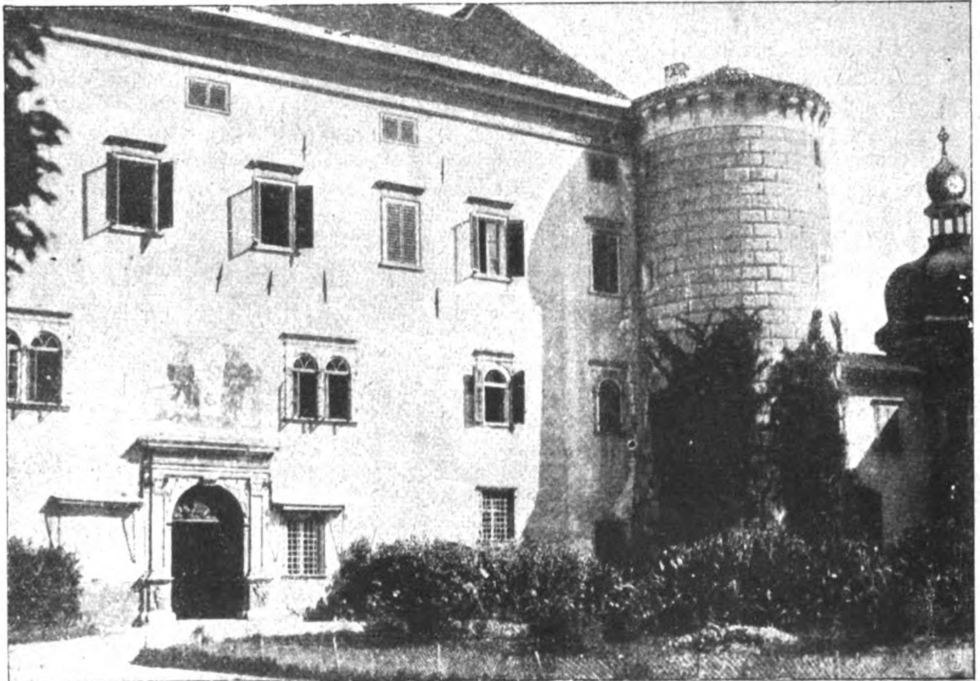


wurde der Krieg hinter der Front mit derselben Hingabe geführt wie der Krieg in den Schützengräben, Alte und Junge, Männer und Frauen nahmen daran teil . . .

Ein Besuch im Kriegsgebiet Kärnten unter militärischer Führung hat mir Einblick in die Arbeit hinter der Alpenfront gewährt. Ich sah schon vor Wochen die Vorbereitungen zur Isonzooffensive — das große Gewebe mannigfaltiger Tätigkeit, deren Fäden bei den Oberkommandos der Armeekorps zusammenlaufen, um Ernährung und Bekleidung, Bewaffnung und Bergausrüstung der Truppen zu bewerkstelligen. Im ganzen Lande sammelte man Vorräte, die mit Tragtieren und Drahtseilbahnen hinauf an die Front befördert wurden. Millionen Hände regten sich in mustergültig eingerichteten Betrieben, um die Militärmagazine mit all den nötigen, verschiedenartigen Beständen zu füllen.



Die Militärwäschanstalt. Kärntner Wäschetrockeneinrichtung.



Schloß Porcia i. Spittal, z. Zt. Magazin und Sitz eines Traingruppenkommandos.

Die alpinen Werkstätten in Klagenfurt statten die zum zehnten Armeekorps gehörigen Truppen Kärntens mit allem für den Alpenkrieg erforderlichen Berggerät aus. In eigenen Betrieben wird es hergestellt. Langgestreckte braune Holzschuppen bergen Tausende von Schneeschuhen, Tragkraxen und Schneereifen, jedes Stück numeriert und mit dem Stempel der Werkstätten versehen. Das waldreiche Kärnten liefert jenes schöne, hellglänzende Eschenholz, das zu Schneeschuhen zersägt, über glühendem Eisen gekrümmt und dann poliert und lackiert wird. Frauen arbeiten an den elektrischen Maschinen der Tischlerei und nähen die Gurten für die Schneereifen zusammen. Sie bilden den Landsturm, der auch in Österreich überall da eingetreten ist, wo es galt, die Männerkraft zu ersetzen und für den Frontkrieg wieder frei zu machen.

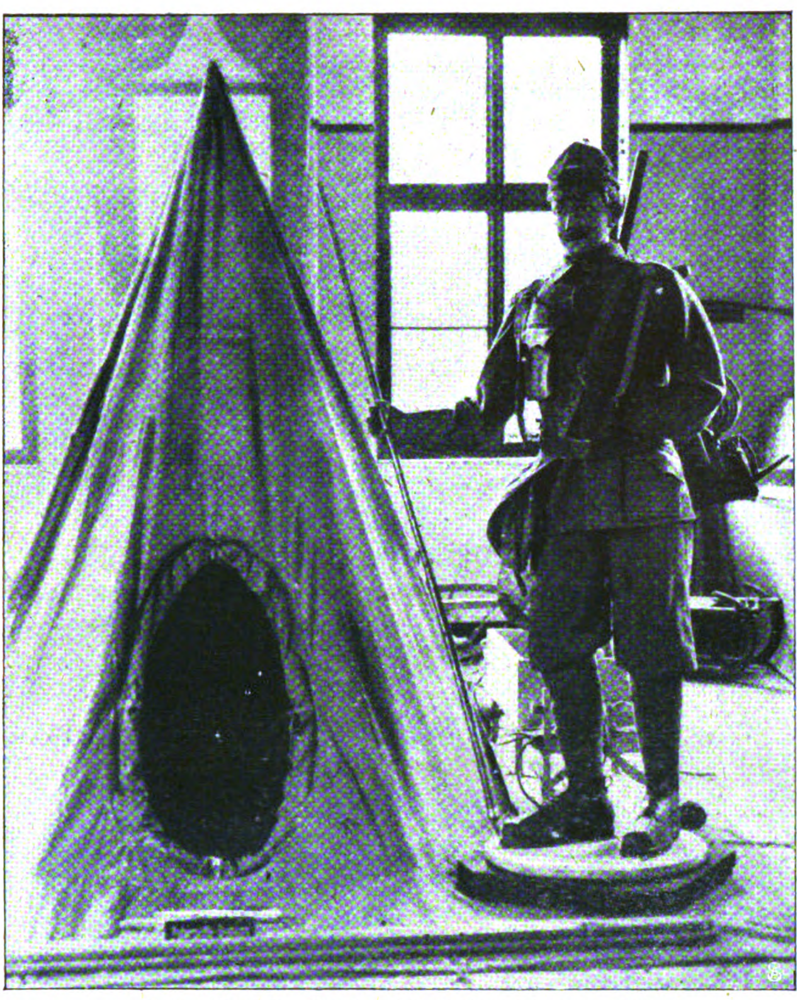
Ein besonderer Ausstellungsraum bietet einen Ueberblick über alle in den alpinen Werkstätten gefertigten Gegenstände: In der Mitte ein Polarzelt aus wasserdichtem Stoff. Es wird durch Pflöcke befestigt und von außen mit Schnee belegt. Dann kriecht der Inhaber durch die kleine, runde Öffnung hinein und zieht sie von innen zu. In wenigen Minuten wird es dort ganz warm, denn der Schnee verhindert das Eindringen der Kälte.

Die vollständige Bergausrüstung eines Alpenkriegers wiegt 70—75 Kilo. Wasserdichte Bergschuhe, Kletterschuhe mit weichen Filzsohlen, Steigeisen und Steigeisengurten, Schneebrillen, Lawinenschnüre und Kochapparate gehören dazu; Windanzüge aus weißem Stoff, Rodeln und besondere Tragkraxen für Maschinengewehre. Im Februar wurden in den alpinen Werkstätten allein 11 000 Paar Schneeschuhe hergestellt. Die berühmten Goiserer Werkstätten versorgen sie mit

Stiefeln aus dem besten böhmischen Leder.

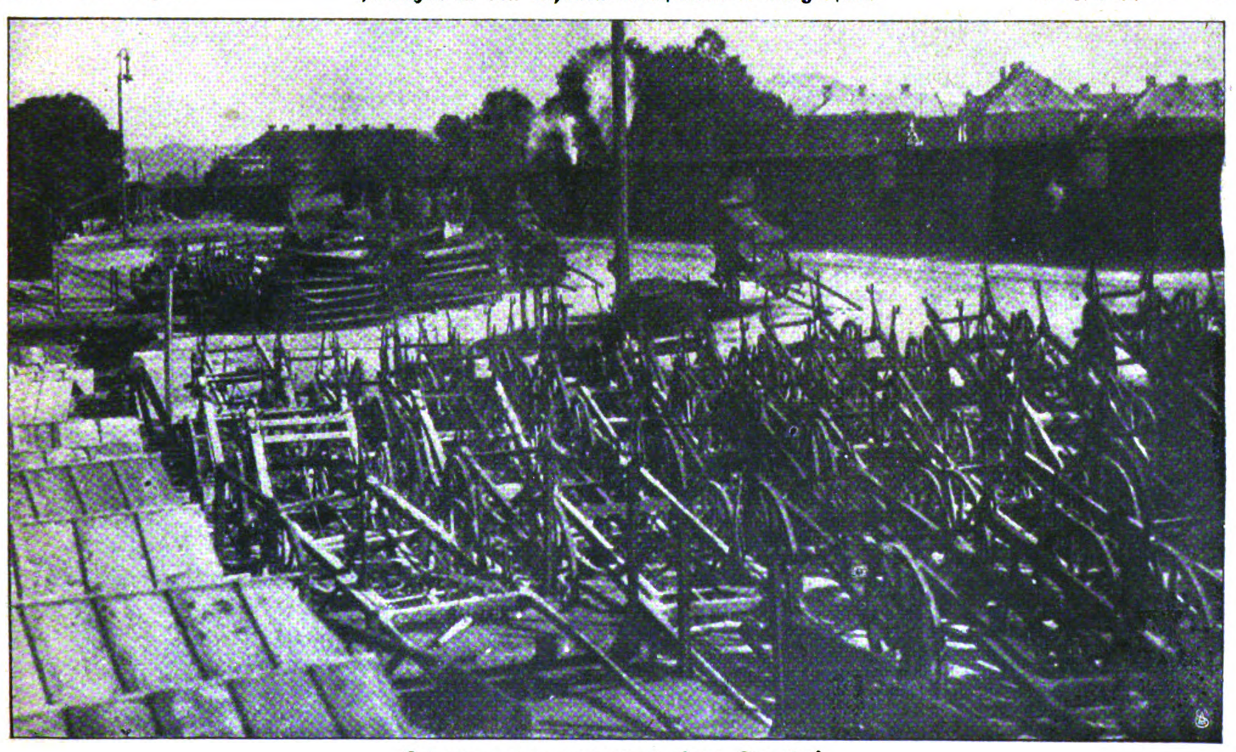
Die vertragenen Kleider und Schuhe sowie die gebrauchte Wäsche der Alpentruppen wird zu Tal geschickt. Dem Etappenmonturmagazin sind große Reparaturwerkstätten für Stiefel und Kleider angegliedert, wo sie ausgebessert werden, um dann zurück an die Front zu gehen. Große Dampfwäschereien waschen die Wäsche für die Front und für die Spitäler.

Zum Kochen, Schütteln, Spülen und Reinigen der Wäsche sind besondere Gefäße vorhanden. Jede der großen Waschtrommeln wäscht allein 2000 Hemden täglich. Die elektrisch getriebene Bügelrolle plättet 110 Bettücher in einer Stunde. Zum Trocknen wird die in Kärnten landesübliche Trockeneinrichtung benutzt: zwischen hohen Holzpfosten spannt man durch Rollen geführte Stricke aus — vielemal übereinander — so daß man auf kleinem Raum Hunderte von Wäschestücke auf einmal trocknen kann.



Polarzelt in den Alpinen Werkstätten in Klagenfurt.

Nahrungsmittel werden der Front durch das Militärverpflegungsmagazin zugesandt, welches nicht nur aus den Hauptdepots in Wien große Vorräte empfangt, sondern auch eigene Betriebe unterhält: land- und forstwirtschaftliche sowie technische; Holzlager, Marmeladenfabriken, Metzgereien, Hühnerhöfe und Gemüsekulturen. In langen Reihen liegen die Holzschuppen mit



Kriegsvorratsmagazine an einem Bahnhof.

den geteerten Dächern am Bahngleis, zum Teil auf ehemals den Italienern gehörenden Holzplätzen erbaut. Tausende von Wagen und Tragkraxen kommen aus den „Säglereien“ hierher und werden im Freien geschichtet. In den Magazinen liegen die Mehlsäcke zu hohen Stapeln gehäuft. Kaffee und Zucker sind noch in Millionen von Portionen vorhanden. Pferdefutter und Streu kommen in großen Mengen aus dem Hinterland . . . Die Depots vom Roten Kreuz schließen sich an. Dieses empfängt gleichfalls aus Wien große Mengen von Material: Verband- und Labestoffe.

Wo die Kriegsbauten nicht ausreichen, werden sogar die alten Schlösser des Landes in Magazine umgewandelt. Im Hofe von Schloß Porcia, einem uralten Edelsitz bei Spittal, lagern heute in den prächtigen Renaissancearkaden Hunderte von Handwagen und Tragkraxen aus den nahen Holzlagern. Schloß Tentschach aber, der sequestrierte Landsitz des ehemaligen englischen Botschafters Sir Goschen, wurde gar in eine Heilstätte für Lungenkranke umgewandelt. In den hohen, sechseckigen Turmgemächern mit dem weiten Fernblick auf die blauen Kärntner Waldberge liegen die Kranken in braun polierten Arvenholzbetten. Auf der südlichen Schloßterrasse wurde eine sonnige Liegehalle für sie erbaut, in der sie stundenlang halb bekleidet ruhen und die kräftige Höhenluft einatmen. Die verdiente Schöpferin dieser Heilstätte ist die Gräfin Maria zu Lodron, die Gemahlin des Kärntner Landespräsidenten und Protektorin des Roten Kreuzes in Kärnten. Sie hat bei Kriegsausbruch die Krankenpflege erlernt und anfangs selbst ein Hospital geleitet; mit Lebensgefahr holte sie oft Verwundete von der Front herein. Heute steht sie sowohl dem großen Hospital im Marianum zu Klagenfurt als auch dem Feldspital zu Pörtschach vor, dem eine Zentralstation für Nervenkranke angeschlossen ist. Tausend Kranke können hier in etwa dreißig Gebäuden untergebracht werden.

Bisher wurden in die Spitäler Kärntens nur Söhne des Landes aufgenommen. Jetzt sind sie auch den deutschen Soldaten geöffnet.

Schluß des redaktionellen Teils.

Amol

Rheuma-Gicht-Tabletten
Ischias-Hexenschuß

Wollen Sie etwas **GUTES** haben gegen Rheuma etc. so kaufen Sie

AMOL-RHEUMA-GICHT-TABLETTEN

Der NAME **„AMOL"** bürgt!

Amol-Versand von Vollrath Wasmuth Hamburg, **Amol-Posthof.**

Wie werde ich Detektiv

Ein ausführlicher Wegweiser für jeden der sich im interessantesten Beruf der Gegenwart ausbilden will. Der **Berufsdetektiv** findet in diesem Buche ebensoviel Neues, Spannendes, wertvolles, wie der **Liebhaberdetektiv**, der von Zeit zu Zeit einmal Gelegenheit nimmt, verschwiegenen Verhältnissen nachzuspüren, geheimen Zusammenhängen, Tätigkeiten usw. auf den Grund zu kommen.

Bildungsgang des Detektivs. — Besondere Detektivkünste. — Triks großer und kleiner Diebe.

Sie selbst können schon morgen in der Lage sein, sich vor Schaden, Uebervorteilung, Lug und Trug hüten zu müssen. Berühmte Detektive, die heute ein **märchenhaft hohes Einkommen** haben, mußten mit kleineren, persönlichen Aufgaben beginnen. Der Detektivberuf hat eine **ungeahnte Zukunft**, große Verdienstmöglichkeiten. Das Buch wird Talente wecken! **M. 2.70** portofrei.

Rudolphs Verlag, Dresden-D. 373

Arterien-Verkalkung!

(Blutandrang, Schwindelanfälle, Atemnot, Herzbeschwerden)

Kostenlos erhalten Sie: Prospekte hierüber mit Vorwort von Dr. med. Weiss durch:

Allgemeine Chemische Gesellschaft Cöln a. Rh. 44, Herwarthstr. 17.

Detektiv Graeger

Kgl. Krim.-Beamter a. D.

Berlin W. 9, Linkstraße 2/3, am Potsdamer Platz. Telephon Nollendorf 2303. Fahrstuhl. Erstklassiges **reelles** Büro. Sämtliche Beobachtungen, Ermittelungen, Ehesachen. Spezialität: Auskünfte.

Magenleiden

Magenkrampf Seitenschmerzen, Stuhlbeschwerden entstehen nur, weil im Magen zuviel Säure ist. Mixtur-Magnesia nimmt die Säure fort, damit hört auch jeder Schmerz auf, was Tausende Dankschreiben bezeugen, auch von 30 jähr. Magenleidend., denen es geholfen hat. Auskunft mit Dankschreiben geg. 20 Pf. Briefm. durch **H. Welter, Niederbreisig, Rh.** Abt. 81.

Hurra, jetzt habe ich Lust zum Leben, seit ich Mixtur-Magnesia einnehme

---



Teilzahlung

Uhren und Schmucksachen, Photoartikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Vaterländ. Schmuck, Spielwaren und Bücher.

Kataloge umsonst u. portofrei liefern

Jonass & Co., Berlin A. 321, Belle-Alliance-Str. 7-10.

Als Buch erschien:

Sophie Hoechstetter

Die Freiheit

Roman

Das fesselnde Werk behandelt mit psychologischer Feinheit ein eigenartiges Ehezerwürfnis unserer Tage

Geb. 5 M. / Geh. 3 M. 50 Pf.
einschließlich Teuerungszuschlag

Verlag August Scherl G. m. b. H

TOLA Zahnpulver

Bewährtes Vorbeugungsmittel gegen das Hohlwerden der Zähne u. gegen Zahnweh. In Schachteln zu 20 u. 40 Pf. Zu haben in den Niederlagen von **Tola-Puder.**

Fabrik: Heinr. Mack, Ulm a. D.

Echte Briefmarken

18 versch. **Deutsche Kriegsmarken** 3 Mark
60 verschiedene **Balkan** .. .. .. nur 2 Mark
30 verschiedene **Altdeutsche** nur 2 Mark
24 verschiedene **Deutsche Kolonien** 2 Mark
1000 g. gem. aller Erdteile .. nur 1 Mark

Preisliste gratis

Paul Siegert, Hamburg 36.

Wasche das Haar

nur mit



Herzlilien-Schampon

Preis 25 Pfg.

Bestes, billigstes u vollkommenstes Haarwaschmittel der Neuzeit!

Herzlilien-Schampon

schäumt u. riecht vorzüglich u. macht das Haar **schuppenfrei, voll u. glänzend.**

Ein Versuch führt zu ständigem Gebrauch. Wer probt, lobt!

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Hersteller: **Wilhelm Friedr. Grau.** Chemische Fabrik, **Stuttgart 33.**

Grossisten gesucht!

NUOS Schuh-Putz

Ein Edelwachs-Erzeugnis

wasserfrei
hochglänzend
nicht abfärbend
ausgiebig

der *Osra* G. m. b. H. Frankfurt a. M.

Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung

Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen.

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstruierter Apparat **heilt** nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O-und X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhänd.** angelegt und wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werd. **„Bequem im Felde zu benützen“,** da sehr leicht im Gewicht (1½—2 kg.) und in einigen Augenblicken an- und abgelegt werden kann. Verlangen Sie g. Einsendung von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anatom.-physiol.) Broschüre die Sie überzeugt, Beinfehl. **z. heilen.**

Wissenschaftl. orthopäd. Versand „Ossale“
Arno Hildner, Chemnitz 30, Zschopauerstr. 2.



500 Briefmarken

M. 4.25. 1000 Stück M. 13.25
2000 St M. 45.—, 3000 St. M. 115.—
40 Deutsche Kolon. u. Posten M. 2.75
100 Übersee-Marken M. 1.60

Alle echt und verschieden. **Albert Friedemann** LEIPZIG 18, Floßplatz 6.

Liste über Briefmarken und Albums kostenlos

Tätowierung

entfernt sicher **Enttäto** à 6.— Mark. **Salomonis-Apotheke,** Leipzig 4.



Gesichts-, Wangen- und Nasenröte

sowie jeden Blutandrang nach dem Gesicht beseitigt sofort und dauernd mein **„Edelblaß“.** Kühlend und beruhigend. Preis 2.25 M. exklusive Porto. **Paul Waser,** Berlin-Halensee 41, Bornstedter Straße 8.

Armee-Uhren mit Leuchtblatt

Über 100000 im Gebrauch



Marke „National“

Alleinverkauf für ganz Deutschland
Ankerwerk Staubdicht hat sich fürs Feld am besten bewährt

Armband-Uhren
9⁵⁰, 12, 15, 18, 25, 30, 35—100 ℳ

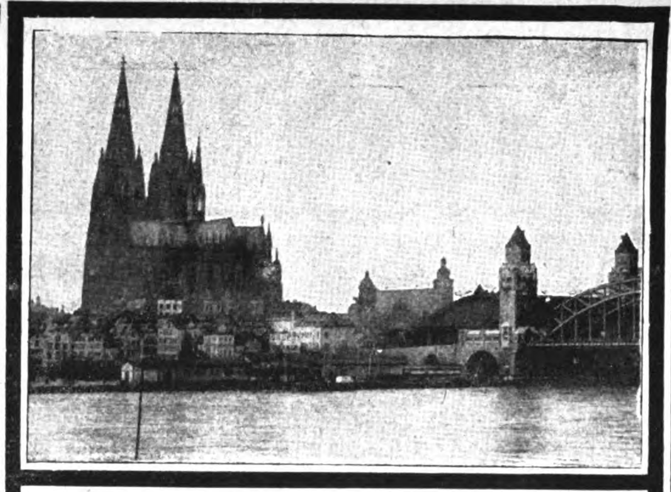
Armee-Taschen-Uhren
8⁵⁰, 10, 12, 15, 20, 25—50 ℳ

Taschen-Wecker-Uhren
25, 30, 35 und 45 ℳ

Cello. Glasschützer 1 M.
Moderner Schmuck jeder Art

Portofreier Versand geg. Voreinsendung d. Betrages
Nachnahme ins Feld nicht zulässig.
Mehrjährige Garantie
Verlangen Sie meine Preisliste u. Prospekt kostenlos

J. Niesslein
Uhren Special-Haus
Dresden-A30 Wilsdrufferstr. 2



Mitinpräparate

zur Pflege der Haut

Mitincreme, ausgezeichnet gegen rissige, spröde Haut besonders zur Pflege der Hände in der rauhen Jahreszeit.

Mitinpasta, empfehlenswert zur Pflege des Gesichts

Mitinpuder, vorzüglicher, wohltuender Puder

Frostmitin, bewährt bei Frostschäden

Perhydrolpräparate

Ihre Wirkung beruht auf Abspaltung von aktivem Sauerstoff währd. des Gebrauchs

Perhydrolmundwasser
selbst bei stetem Gebrauch absolut unschädlich, desinfiziert die Mundhöhle, bleicht die Zähne und konserviert sie.

Perhydrolzahnpulver

Perhydrolzahnpasta
eine milde, angenehme Zahnpasta

Perhydritmundwasser-Tabletten zur sofortigen Herstellung von Perhydrolmundwasser

Sanguinal in Pillenform

Wichtiges, tausendfach bewährtes Mittel zur **Unterstützung** der **Genesung** nach Erkrankung und Blutverlust. Äusserst wirksam geg **Blutarmut** und **Bleichsucht**

Zu haben in den Apotheken

Man achte auf die Marke Krewel

KREWEL & CO. G. m. b. H.

Chemische Fabrik ◦ Cöln a. Rh.

Generalvertreter für Berlin und Umgegend:
A. ROSENBERGER
::: Arcona-Apotheke, Berlin N. :::

Wahre Schönheit

erzielen Sie in 10 bis 14 Tagen durch „Aphrodite.“ Alle Hautfehler werden beseitigt. „Aphrodite“ M. 5,50.

Frau S. Richter geb. Schröder, Berlin W15, Uhlandstr. 158
Adresse f. Österreich: **Wien,** Schönbrunnerstr. 115.

Gegen unreines Blut

zum Ausscheiden aller Schärfen aus den Säften gibt es nichts Besseres als **Apotheker Lauensteins Renovationspillen** — ganz besonders bei Ausschlägen, Gesichtsblüten, rot. Haut, Flechten, Blutandrang u. Verstopfg. M. 4.50
Apoth. Lauensteins Versand, Spremberg L.8



Schöne Büste

Das Geheimnis, volle Formen zu erlangen, teile jeder Dame gegen Einsendung von 20 Pf. streng diskret mit.
— Erfolg garantiert —

Fa. I. Ledwoch, Hellerau - Dresden

Bettnässen

Befreiung sofort. Alter und Geschlecht angeben. Ausk. umsonst. **„Sanis Versand“, München 112,** Landwehrstr. 44

Briefmarken

Auswahlen nach Fehllisten.
Vorzugspreisliste gratis.
Kohl-Handbuch, X. Aufl. 1915, 2 Bd. M. 16.50.
Paul Kohl G. m. b. H. Chemnitz 33 W.

Casanova's Memoiren

17 Bände jetzt **12 M.,** früher 20 M., in 6 Prachtbänden nur **18 M.**
Boccaccio, 100 Erzählungen des Dekameron **2 M.**
W. Radestock's Verlag, Leipzig.

Kaufmännisches Personal

findet man durch eine Anzeige im „Berliner Lokal-Anzeiger“ — dem Offiziellen Publikationsorgan der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Berlin und der Zulassungsstelle der Berliner Börse

---

Sanguform

ein flüss., zitronensaures Eisenoxyd, ohne Mineralsäure hergestellt, für Rekonv. u. Blutarme ein empfehlensw. Präparat. Zu haben in allen Apotheken. Pr. p. Fl. M. 2.50
Dr. Praetorius & Co. Breslau 5.

Jeder **Asthma-, Katarrh-** und **Heufieberleidende** verlange **unbedingt** Prospekt von der **Oberkasseler Apotheke, Düsseldorf.**

Bettnässen

Befreiung sof. Alter u. Geschlecht angeben. Ausk. kostenl. **Merkur-Versand Gustav Zwerenz, München 292,** Neureutherstr. 12

Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann einzig und **allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, **radikal** und **für immer** beseitigt werden. **Deutsches Reichspatent Nr. 196 617.** Prämiiert **Goldene Medaille** Paris, Antwerpen. **Sofortiger Erfolg durch** Selbstanwendung und Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— geg. Nachn. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten **Herm. Wagner, Cöln 24,** Blumenthalstr. 99.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Falle statt.

Dr. Walter Meckauer: „Das Theater in Breslau und Theodor Loewe".

„Maler Müller Volksausgabe". Lieferung 1 bis 12. Neustadt a. d. Hardt, Schiller-Verlag.

Korfiz Holm: „Herz ist Trumpf". München, Albert Langen.

Josefa Metz: „Ruth Webers Erlebnisse". Berlin, Kronen-Verlag.

J. Schreyer: „Die Judas-Briten". Kiel, Selbstverlag.

Wely Bei Volland: Türkisch für Offiziere und Mannschaften". Stuttgart, Wilhelm Violet.

Robert Nagel: „Immer ist Sonntag". Graz, Wien, Leipzig. Jos. A. Kienreich.

Elsa Laura von Wolzogen: „Meine Laute und ich". Graz, Verlag der Deutschen Vereinsdruckerei.

Richard von Kralik: „Österreichs Wiedergeburt". Regensburg, Friedrich Pustet.

Die Arbeitsbeschaffung hält mit dem Ausbau gleichen Schritt, das vorhandene Kapital wird nur in den Betrieb hineingesteckt, darf aber niemals verbraucht werden.

Auf den Bildern sehen wir die Kriegsbeschädigten an der Arbeit und die Werkstätten im Betrieb. Neues Leben regt sich hier. Schaffende Arbeit verscheucht Elend und lähmende Sorge der Gegenwart.

Nach Maßgabe der einlaufenden Geldmittel ist beabsichtigt, die bestehenden Werkstätten auszubauen und nach und nach über das ganze Reich auszudehnen, um so sämtlichen Kriegsbeschädigten und weiterhin allen Krüppeln im Reich Gelegenheit zu geben, ein Handwerk zu erlernen und so schaffende Mitglieder der Menschheit zu werden. Die einzelnen Werkstätten sollen möglichst alle Handwerke umfassen, die überhaupt Kriegsbeschädigte leisten können. Werkstätten-Lehrabteilungen sollen etwa nötigen Berufswechsel ermöglichen; z. B. sollen kriegsbeschädigte Landleute hier zu selbständigen Handwerkern herangebildet werden, um als solche auf die Güter und Dörfer zurückkehren zu können. Daneben soll eine Gartenbauschule errichtet werden, in der auch die Lungenkranken gesunde Arbeit finden. Um die ganze Organisation der Kriegsbeschädigten-Werkstätten produktiv zu gestalten, wird eine erste kaufmännische Kraft besoldet angestellt werden, die in dem inneren Betriebe durch Zuteilung der Arbeit an die verschiedenen Werkstätten, je nach Lage des Ein- und Verkaufs, durch genaue Kalkulation die Arbeiten der Werkstätten möglichst rentabel gestaltet, nach außen hin sich mit den verschiedenen Handwerkskammern in Verbindung setzt, um in Zusammenarbeit mit diesen alle Vorteile, die einer so großen Organisation zur Verfügung stehen, auszunutzen. Die Anlage der Werkstätten wird in bezug auf die Örtlichkeit möglichst so gewählt werden, daß für die tüchtigen verheirateten Handwerker Ländereien für Kleinsiedelungen vorhanden sind, die ihnen alle Aussicht auf eine bessere Zukunft gewähren.



Rechts: Schuhmacherlehrling beim Anlernen.

Unten: Bei der Arbeit in der Sattlerwerkstätte.



HERRIN

ROMAN VON WALTER BLOEM

26. Fortsetzung.—Nachdruck verboten.—Amerikanisches Copyright by August Scherl G.m.b.H., Berlin 1921.

Hans Goll zwang sein Grausen nieder und sagte gelassen, doch mit bebenden Knien: „Vergessen Sie nicht, Irrgang, daß der Tod für unsereinen keine Schrecken mehr hat — und lassen Sie die albernen Drohungen. Sie sprachen von einem Beweis — welchen verlangen Sie?"

„Die kleine Kern da ist scharf auf Sie — schauen Sie nur, wie angstvoll sie zu uns herüberäugt . . . Ich bin, wie Sie wissen, augenblicklich anderweitig festgelegt — ich gebe sie Ihnen frei. Sie ist reizend, glauben Sie mir's. Sie werden das arme Kind nicht länger schmachten lassen. Das soll mir ein Pfand sein, daß Sie in Wahrheit zu uns gehören — und nicht . . . ein . . . nicht etwas sind, das ich nicht nennen will — denn wenn ich das Wort in diesem Kreise laut ausspräche — man risse Sie in Stücke. So — nun handeln Sie."

— So . . . war's gekommen.

Und in einer andern Armen war Hans Goll schier verschmachtet nach einer Nahen, Fernen . . . die ihm nicht rein genug erschienen für seine unentweihten Lippen.

Und seitdem mußte Juliane den Dienst ihres Pagen entbehren. Welch ein Glück, daß das Landestheater feiern mußte . . . Hans Goll hätte seiner Herrin nicht in die Augen sehen können. Und tat und . . . litt doch alles um ihretwillen. Wußte die Tagesstunde, wann Irrgang das Netz um ihren Nacken werfen wollte. Kannte die Namen jedes einzelnen Mannes der Abteilung der „Roten Armee", die das Landestheater zu besetzen — und sich der Intendantin zu bemächtigen hatte. Nur das Datum des Ausbruchs der neuen Revolution — das wußte nur Irrgang selbst und seine neue Favoritin — die Buchhalterin eines Warenhauses, die als Irrgangs Sekretärin fungierte. Nun —man würde auch das ja bestimmt . . . noch eben rechtzeitig . . . erfahren.

Und so war denn Hans Goll des Lebensgeheimnisses wissend geworden in den Armen einer Hansi Kern.

Er litt Unausdenkbares. Er ging durch eine Seelenhölle, gegen die das Toben der Abwehrschlacht ein Elysium gewesen war.

Für sie . . . für sie . . .

Aber — er verkam dabei. Ihm war's, als gewännen all die bösen Geister, in deren johlendem Reigen er allnächtlich trieb, über seine Seele Macht . . . und zerrten ihn tiefer, immer tiefer in die Zerrüttung, die Verwesung hinein.

— Wovon lebte er? Wovon bestritt er die Kosten dieses Lotterdaseins? Von Kassenscheinen, die Hansi Kern ihm bündelweise in die Taschen seines Abiturientenröckchens stopfte. Woher sie selber die hatte? Wenn er sie fragte, lachte sie ihn aus: „Nicht fragen, Schätzchen . . . alles russisches Propagandageld . . . frag den Genossen Dragimiroff . . ."

Hans Goll fragte nicht. Aber die Selbstverachtung schlug wie ein Kotstrom über ihm zusammen. . .

— — — — — — — — — — — —

Der Sturm, den Wolfgang Schenck prophezeit — der kam. Briefe, Telegramme, Gedichte flatterten haufenweise auf Julianens Schreibtisch. Und ganze Blumenhaine wuchsen die Treppen herauf und erfüllten die drei Stübchen mit einem sinnumnebelnden Duft. Und immer wieder mußte Mathilde mehr oder weniger elegante Herren abweisen, die sich mit grünen und blauen Kassenscheinen die Gunst der Zofe zu erkaufen suchten . .

„Bedaure sehr — gnädiges Fräulein empfängt durchaus keine Besuche . . ."

„Aber ich bin doch der Herr, der gestern das große Orchideenarrangement geschickt hat . . ."

„Wenn Sie's zurückhaben wollen — es steht zu Ihrer Verfügung, läßt gnädiges Fräulein sagen . . ."

— Juliane hatte die Unterredung belauscht: „Gut gemacht, Mathilde — aber in Zukunft nimmst du auch keine Blumen mehr an — verstanden?"

Der getreue Littke berichtete täglich telephonisch.

Unter den Solomitgliedern herrschte Verzweiflung . . Alles wolle spielen, spielen, spielen . . . Das Publikum bestürme die Kanzlei: wann wieder aufgemacht würde . . . Allabendlich in der Dunkelheit kämen Dutzende der Streikenden aufs Bureau geschlichen und wimmerten: sie sehnten sich nach ihrer Arbeit . . . Aber der Terror der Radikalinskis sei zu stark . . . sie dürften nicht wagen, sich arbeitswillig zu melden . . . Bummke habe gedroht, das ganze Theater in die Luft zu sprengen . . . und der blonde Friseur schleiche den ganzen Tag mit dem Browning in der Tasche ums Theater herum und drohe, jeden, der sich arbeitswillig melde, kurzerhand niederzuknallen . . .

Die Regierung fordere Bericht über Bericht ein . . verhandle täglich mit dem Betriebsrat . . . alles umsonst . . .

Ob man draußen im Reich von den Waldburger Zuständen Vormerkung nehme?

O gewiß — alle deutschen Zeitungen brächten täglich Notizen . . . Die ganze Bühnenwelt, die Literatur nehme Anteil an Juliane Landolts Schicksal . . .

Nun — das wußte sie ja bereits aus Dutzenden von Briefen . . . Alle größeren Bühnen machten ihr Anträge . . .

Also betteln gehen würde man nicht — auch wenn Waldburg auf sie verzichten würde . . .

Aber sie — würde nicht auf Waldburg verzichten . . . Ein jäher Trotz steifte ihr den Nacken. Sie wartete.

Und eines Tages brachte Mathilde ihr eine Karte . . .

„Soll ich den auch abweisen?" Und die Treue grinste über ihr ganzes verwelktes Gesicht . . .

Karl Hannemann,
Präsident des Volksstaats Waldburg.

Juliane hätte fast aufgeschrien vor Siegeswonne.

„Ich lasse bitten", sagte sie strahlend wie ein Kind vorm Weihnachtsbaum.

Im Zylinder und Gehrock, ein Paar funkelnagelneuer, sehr hellbrauner Glacés über den wackren Arbeitshänden, stand Karl Hannemann in der Tür.

„Frau Intendantin — Sie sind mir gewiß recht böse . . .“

„Ihr Besuch macht alles wieder gut, Herr Präsident.“

Der kleine Mann atmete erleichtert auf. Er tupfte sich die hellen Schweißtropfen von der Stirn.

Heute morgen sei eine Abordnung der Streikenden bei ihm gewesen, berichtete er. Gestern habe im Foyer eine große stürmische Versammlung der Ausständigen stattgefunden: der Betriebsrat sei abgesetzt und ein neuer ernannt. Dieser habe ihm, dem Präsidenten, heute morgen ganz wesentlich herabgeminderte Forderungen überreicht. Um den Leuten entgegenzukommen und ihnen die Demütigung eines vollkommenen Zusammenbruchs zu ersparen, sei die Regierung nicht abgeneigt, entgegenzukommen, wenn — —

„Nun wenn, Herr Präsident?“

„— wenn Sie, Frau Intendantin, sich bereiterklären, Ihr von mir bereits mündlich angenommenes und dann auch noch schriftlich eingereichtes Entlassungsgesuch zurückzunehmen. Tun Sie's, Frau Intendantin — es geht nicht ohne Sie.“

Triumph — Triumph!

Aber — Haltung bewahren . . .

Und mit leisem Hohn in der Stimme fragte Juliane gemessen: „Wie stellt sich der Herr Kultusminister?“

„Ach der —“ machte der Präsident. „Verlangen Sie seine Abbitte? Er ist zu allem bereit. Wäre er's nicht gewesen — ich hätte den Vorstand seiner Partei gebeten, ihn zum Rücktritt zu veranlassen. Und wenn Sie etwa an seiner Person Anstoß nehmen —“

„Ich gönne ihm seine achtzigtausend Mark“, sagte Juliane. „Er hat sich lebenslang kümmerlich durchschlagen müssen . . . Meinetwegen mag er bleiben.“

„Also Sie schlagen ein?“ fragte Karl Hannemann, und sein ehrliches Spießergesicht glänzte wie ein Friedens-Gänsefettbemmchen.

„Welches sind denn die neuen Bedingungen, und haben Herr Präsident bereits mit Littke darüber gesprochen?“

„Hab ich, selbstverständlich. Ihr Geldmensch hat mir haarscharf bewiesen, daß das Hoftheater ohnehin pleite ist . . .“

„Nun also — und dennoch?“

„Ja, liebe Frau Intendantin — was ist denn **n i c h t** pleite heutzutage? Waldburg ist pleite — ganz Deutschland ist pleite — warum soll das Waldburger Landestheater allein eine Ausnahme machen?“

„Mein Himmel — was soll denn aber daraus werden?“

„Weiß ich's? Kein Mensch in Deutschland weiß es . . . Einstweilen läuft aber die Karre ja noch weiter . . . also lassen wir sie laufen und arbeiten unser Teil . . .“

„Nun, wenn Sie's so verstehen, Herr Präsident!“

„Also — Sie wollen —?“

„Ich will.“

Da sprang der kleine Mann auf, packte mit seinen runden, stämmigen Armen die Ueberraschte um den Nacken und drückte ihr mit seinen derben, schnurrbartumwucherten Lippen einen schallenden Schmatz auf den verblüfften, überrumpelten Mund.

„Aber Herr Präsident! Wenn das Ihre Frau Gemahlin wüßte . . .“

„Ach die — die ist glücklich, wenn sie nur recht bald wieder in ihrem Schwarzseidenen in der Hof- — pst, pst — in der Präsidentenloge sitzen kann.“ —

Eine Minute, nachdem Karl Hannemann aus der Stube gepoltert war, hing Juliane am Apparat: „Bitte Thüringische Landeszeitung, Chefredakteur . . .“

„Hier Doktor Schenck . . .“

„Hier Juliane Landolt — lieber Freund, Sie müssen um jeden Preis sofort zu mir kommen . . .“

„Um Gottes willen — was ist geschehen?“

„Nur nicht erschrecken, Doktor — etwas sehr, sehr Schönes . . . Aber Sie müssen kommen . . . und wenn's geht, machen Sie sich ein Stündchen frei . . . wollen zusammen feiern . . .“

„Feiern — —?!“

„Schluß!!!“

— Wolfgang Schenck hatte eine Woche hinter sich, die wie ein toller Wirbel über seine Seele dahingebraust war. Oft war ihm zumute, als drehe sich die Redaktionsstube in rasendem Schwung, als liefen ihm die Zeilen unter der Feder, die richtunggebenden Erläuterungen für seine Mitarbeiter auf den Lippen plötzlich davon . . .

Als ob denn nicht die ganze Redaktion, die Stadt, das Land wüßte, daß du bei Juliane Landolt zum Tee warst — merkte, daß du seitdem herumläufst wie ein komplett Blödsinniger!

Eine aber — eine grämte sich noch viel, viel heftiger als selbst die kleine Schwärmerin am Redaktionstelephon . . . Und diese empfand das Recht und die Pflicht, zu sprechen . . .

Eines Abends, als der Kessel mit dem Brombeertee summte, die Pfeifenwolken des eifrig zeitunglesenden Sohnes Haupt mit olympischen Dünsten umlagerten, brach das Unwetter der mütterlichen Empörung los.

„Wolf — ich muß mit dir reden . . . bitte, leg die Zeitung weg und hör mich an . . . Es geht um dich — um mich — um unsere ganze Zukunft!“

Dem Sohne wurde schwül. „Aber Muttchen — so feierlich? Was ist denn eigentlich los?“

„Wolf — so kann das nicht weitergehen. Ich reibe mich auf dabei. Du hast neulich die Landolt besucht.“

„Gewiß hab ich . . . hast du was dagegen?“

„Ich hätte nichts dagegen — wenn das alles wäre. Aber nachdem du ihr ein Vierteljahr lang öffentlich in einer Weise den Hof gemacht hast, daß ganz Waldburg den Kopf geschüttelt hat —“

„Ruhig Kopf schütteln lassen, Muttchen — wenn sie'n lang genug geschüttelt haben, werden sie von selber aufhören.“

„Und nun besuchst du sie — bleibst zwei Stunden bei ihr — die Redaktion fragt an, wo du steckst . . . ich selber muß ihr sagen: Wenn Sie meinen Sohn zu sprechen wünschen, so rufen Sie bei Fräulein Landolt an . . . Oh . . . das sollte Vater erlebt haben . . . In Zylinder und Bratenrock geht der Junge zu einer . . .“

„Na, wär's dir lieber, ich wär in Schwimmhosen hingegangen?!“ sagte Wolfgang grob und nahm seine Zeitung.

„Diesen Ton hast du bei **m i r n i c h t** gelernt“, sagte Frau Barbara hoheitsvoll. „Noch einmal solch eine Bemerkung, und ich ziehe mich in mein Zimmer zurück. Ernsthaft, wenn ich bitten darf — was hast du vor mit dieser — dieser Person?“

„Mutter — jetzt aber muß **i c h** bitten! Diese Dame ist eine große Künstlerin — und meine Freundin . . .“

„Aha . . . nun wären wir ja soweit . . . Was soll daraus werden? Hast du etwa Lust, des Barons Stockhausen Nachfolger zu werden?“

Der Sohn versuchte noch einmal, der Sache einen Dreh ins Scherzhafte zu geben: „Wenn ich nun sagte: ja?“

„Dann würdest du in Zukunft auf das Zusammenleben mit deiner Mutter verzichten müssen.“

„Aber warum, Muttchen? Ich bringe sie dir ja nicht ins Haus!“ lachte Wolfgang.

„Aber du kämst von ihr zu mir — und gingst von mir zu ihr. . . Oh, ich hab eine feine Nase . . . Als ich deinen Rock ausgebürstet hab, da hing noch das Parfüm drin . . . ich bin fast gestorben vor Ekel . . .“

„Hahaha! Aber was würdest du sagen, wenn ich . . . wenn ich eines Tages dir Juliane Landolt als deine zukünftige —“

„Wolf, du bist wahnsinnig!!“

„Nein, in allem Ernst, Muttchen — auf diese Möglichkeit mußt du deine schöne, liebe Seele mal ein wenig vorbereiten... Ich habe in den zwei Stunden, in denen ich mit dieser Frau geplaudert habe, ein Gefühl von tiefinnerer Übereinstimmung und Zusammengehörigkeit empfunden, wie ich's höchstens in Träumen ersehnt habe . . .“

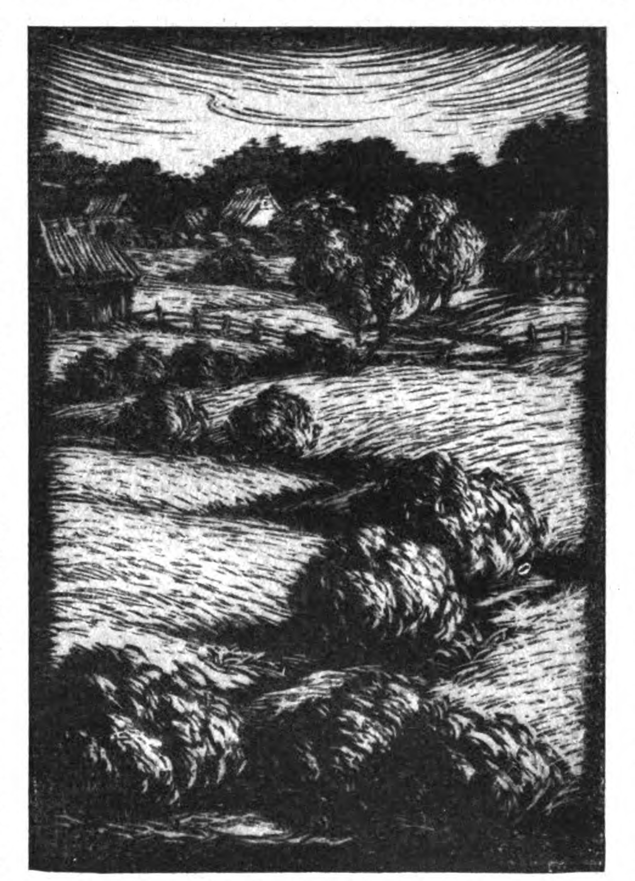
„Wolf!! Ich glaube immer noch, du treibst mit deiner Mutter einen höchst übel angebrachten Spott . .“

„Nimm das Gegenteil an . . . bitte entschieden darum.“

„Ja, aber Kind, Kind — hast du denn ganz vergessen —“

„Nichts hab ich vergessen . . . kannst mir glauben, ich hab zu schlucken daran . . . aber mir kommt's vor, als hätte ich's bald hinunter . . .“

„Wolf: Wir haben zusammen vor zwei Jahren einmal Hebbels Maria Magdalena gesehen . . .“



„Hinter dem Dorf“. (Aus Ostpreußen.)
Nach einem Holzschnitt von Cläre Tiessen.

„Ich weiß schon, was du sagen willst: darüber kann kein Mann hinweg, heißt's in dem Stück . . . Dieser Mann, ich glaube fast, wird darüber wegkönnen . . . Uebrigens ist's noch längst nicht so weit . . . Ich ahne auch nicht, ob's jemals so weit kommt . . . Nun ist's vielleicht ganz gut so — du wirst Zeit haben, dich an den Gedanken zu gewöhnen.“

„Nie!“ sagte die Mutter mit Schärfe. „Nie, niemals! Sie oder ich — du hast die Wahl.“

Sprach's, rollte ihren Strickstrumpf zusammen und verließ die Stube.

Das war vor drei Tagen gewesen. Seitdem hatte die Mutter zum Sohne nur noch das Nötigste gesprochen.

Wenn ein Mann von Wolfgang Schencks Charakter siebenundvierzig Jahre mit seiner Mutter zusammengelebt hat, dann ist der Gedanke einer Trennung für den Rest der Lebenstage der Treuen unausdenkbar. So viel wußte man nun: Hier gähnten Klüfte, menschlicher Vorstellung unüberbrückbar. Und Wolfgang Schenck war viel zu sehr Moralist und Bürger, als daß er sich über die Auffassung seiner Mutter hätte hinwegsetzen können.

Nein, nein — die Mutter hatte recht — tausendmal recht . . . Und doppelt für ihn . . . Chefredakteur einer führenden, wennschon in einer kleinen, engen, dem Weltgetriebe entrückten Menschengemeinschaft nur führenden Zeitung auf ausgesetztem Posten im öffentlichen Leben stehend — aber immerhin für ein paar hunderttausend Menschen eine repräsentative, maßgebliche, vorbildliche Persönlichkeit — — da hatte man für seine Lebensführung eine unendlich erhöhte Verantwortlichkeit . . .

So sann der Graukopf hinter den weißen Scheiteln der Mutter drein. Und ihr Empfinden erschien ihm verehrungswürdig . . .

Aber wenn er dann der zwei Stunden in Julianens duftendem Reiche gedachte — jeden Zauber ihrer Gespräche noch einmal nachkostete — dann dünkte ihn alle Menschensatzung und Bürgersitte karg und eng — und sieghaft über ihre Schranken hinweg strahlte die Macht der selbstgeprägten, eigengesetzlich erblühten Persönlichkeit . . .

Und nun dies Telephongespräch . . .

Als Wolfgang Schenck den Hörer hingelegt — zum Glück war er just allein gewesen in seinem Bücher und Zeitungen umstopften, staubüberlagerten, tabakdunstigen Redaktionszimmer — da lauschte er mit bewußter Anspannung tief in sich hinein — und hörte nichts als Jubel — Jubel . . .

Sie ist glücklich — und will ihr Glück mit mir teilen, mit mir — feiern . . . mit mir . . .

Also auf — zu ihr — zu ihr —

Und diesmal steuerte er geradeswegs auf den Blumenladen los . . .

Und stand dann doch auf der Schwelle: Blumen?! Ja, verfolgte man sie nicht geradezu — mit Blumen?

Nein — ein anderes Sinnbild: Bücher — Bücher . . . Lesen sollte sie lernen — tausend Schätze sollten sich ihr erschließen, die noch so wenig kannte —

Also schnell ein paar Lieblingsbücher erstanden: Wahllos, wie sie just aufstiegen aus der Erinnerung vertieften Erlebens: Ein kunterbuntes Epos, ein kunterbunter Strauß — Das Leben ist grau geworden — streuen wir kunterbunte Blumen der Seele hinein . . .

Und wieder kam ihm Juliane entgegen in dem grauen Seidenkleide, das in seiner Erinnerung mit ihrem Bilde schon ganz verwachsen war —

Diesmal streckte sie ihm beide Hände hin — und Wolfgang klemmte sein Bücherpäckchen untern Arm und faßte die großen, kraftvollen — küßte sie drei-, viermal, eine um die andre . . .

„Schön, schön, daß Sie kommen — herein, lieber Freund, herein in mein Reich . . . und heute laß ich Sie nicht vor der Polizeistunde wieder fort . . . Sagen Sie gleich: bleiben Sie? Wird die Landeszeitung heute ohne Sie fertig?"

„Sie muß —"

„Herrlich, herrlich!" und Juliane klatschte in die Hände wie ein Schulmädel . . . dann schob sie den Arm in den des Freundes und zog ihn hinein.

„Hier, gnädiges Fräulein — statt der üblichen Blumen . . ."

„Donnerwetter — für mich! Aber — werde ich nicht zu dumm dafür sein?"

„Wer Belinde versteht, wie Sie sie verstehen . . ."

„Na, wenn Sie glauben? Ach Gott — Bücher hat mir noch nie jemand geschenkt . . . Das ist wundervoll . . . ich komme mir ganz gehoben vor . . . So . . . und nun . . . hinsetzen . . . übrigens ich habe mich doch wohl verhört — gnädiges Fräulein — hat er gesagt?! Juliane heiß ich. Da — nehmen Sie! Essen Sie! Und nun: raten Sie, wer vor einer Stunde bei mir war?!"

„Der Kultusminister —!!"

„Hahaha — der kommt nicht wieder — Nein — jemand ganz, ganz Hohes — das Feinste, was wir auf Lager haben — Karle Hannemann!"

„Donnerwetter! Gratuliere!"

„Ganz klein und häßlich — soo klitzeklein . . . gewinselt hat er, gebettelt: Juliane, kehre zurück, alles ist verziehen . . ."

Und strahlend berichtete sie . . . sprang auf, spielte ihrem Gaste die ganze Szene vor . . .

„Und nun raten Sie, was ich zum Schluß bekommen habe?"

„Natürlich Gehaltserhöhung . . . zum mindesten zehntausend Mark . . ."

Juliane schlug sich vor die Stirn. „Himmelherrgottsakra — daß ich daran nicht gedacht hab . . . hätt's bekommen, glatt! Aber ich bin eben unbegabt, unbegabt bin ich . . . Raten Sie weiter!"

— „Einen Kuß!"

„Getroffen!" jubelte Juliane. „Einen Kuß von Karle Hannemann! Ist das nicht zum Kobolzschießen?!"

„Donnerwetter —!! Ist's möglich?" Ueber Wolfgang Schencks Brille stand plötzlich eine scharfe Falte ... seine Lippen zuckten . . . Und jählings erglühte er bis unter die graue Stirnlocke . . .

Juliane sah's — und da erglühte auch sie — und hastig machte sie sich an der Teemaschine zu schaffen.

„Juliane —" sagte Wolfgang — „also ich darf wirklich so sagen? Juliane — ich hab's ja gewußt, daß es so kommen würde. Sie bleiben bei uns . . . nicht zum Ausdenken wundervoll ist das."

Und wieder küßte er die lebendurchpulste Hand.

Das Mädchen reichte ihm die Zigarettenschachtel, griff selber zu, lehnte sich zurück in wohliger Entspannung und blies graukreiselnde Wölkchen in die durchwärmte, winterabendsonnendurchgoldete Luft ihres kleinen Reichs.

Auch Wolfgang Schenck lehnte sich zurück. Seine Augen umfingen die reife Gestalt der ruhenden Frau.

„Erzählen soll ich? Lassen Sie mich von der Zukunft sprechen . . . Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich einen Plan habe — den Sie vielleicht verlachen werden . . . Ich möchte Ihr Schüler werden."

Juliane staunte: „Jetzt fangen Sie an, schlechte Witze zu machen, Doktor . . ."

„Nein, bittrer Ernst . . . Ich will Regie bei Ihnen lernen."

„Bei mir? Der blutigen Anfängerin?"

„Immerhin — Sie haben die Handgriffe des Metiers. Die sollen Sie mir beibringen . . . Regisseur! Ist das nicht etwas ganz unvergleichlich Herrliches?! Er arbeitet vor allen andern Künstlern in dem edelsten Material! Das ist der Mensch und zwar der Mensch in der Gesamtheit all seiner Kräfte und Eigenschaften! Und darum, sehen Sie, darum möcht ich an einer Bühne wirken . . . als Dramaturg vielleicht, aber als einer mit wirklichem Einfluß . . . Umschau möcht ich halten im deutschen Lande nach jungen, ringenden Wollern, die voll wären des Ethos der Zukunft — des nationalen, des deutschen Ethos . . . Denn fern ist noch die Zeit, wo wir Deutsche das Recht hätten, uns zu guten Europäern zu erziehen. Aber solange es in Deutschland als Anzeichen wahrer Geistigkeit gilt, Europäer sein zu wollen statt zunächst einmal aus vollem Herzen Deutscher — so lange braucht unser werdendes Drama wahrhaft nationaler Prägung einen Stützpunkt . . . den möcht ich ihm schaffen!"

„Mein Freund", sagte das Mädchen, und verhaltene Tränen zitterten in dem Ton, „ich bitte Sie, verlangen Sie in diesem Augenblick nicht Worte. Ich bin ein armes, ungebildetes Ding . . . ich finde den Ausdruck nicht für das, was mir in der Kehle sitzt, daß ich . . . Oh . . . ich glaube, es gibt viele Menschen, die mich beneiden . . . das ganze Landestheater zum Beispiel . . . Wie arm ich bin, wie einsam . . . ich hab es immer dunkel geahnt . . . seit heute weiß ich's . . ."

„Einsam, Juliane? Dürfen Sie das sagen? Dürfen Sie das — heute sagen?"

„Ja, heute sind Sie da . . . und morgen . . ."

„Morgen werde ich auch da sein — wenn Sie mich brauchen können, Juliane . . ."

„Ach ja . . . ich kenn das . . . Wolfgang Schenck . . . auf dem Stuhl, auf dem Sie sitzen, hat acht Jahre lang ein anderer gesessen . . . Er ist weit . . . und ist doch da — immer noch da . . . Ich fühl's . . . er steht zwischen Ihnen . . . und mir . . ."

Es war ganz dunkel geworden . . . Nur die Lichtpunkte der Zigaretten flimmerten . . . glühten zuweilen auf und ließen für Sekunden jetzt hier, jetzt drüben die gespenstische Andeutung eines Menschenantlitzes aufleuchten . . . zitterten hin und wieder, beschrieben seltsame, sinnlose Zickzacklinien . . . wie irrende, heimatlose Seelchen, die eine Ruhstatt suchen . . .

„Und gibt es denn keine Macht, Juliane, die diesen Schatten — bannen könnte?" sagte der Mann. Seine Stimme klang rauh und schwer von Schicksal.

„Ich — weiß es nicht . . . ich fürchte — nein . . ."

„Juliane . . ." begann Wolfgang Schenck, tief aufatmend.

Da klopfte es . . . bescheiden, behutsam.

„Ach Gott —" schrak Juliane zusammen, „das wird Mathilde sein — mit dem Abendessen . . . Also in Gottes Namen — herein!"

Und plötzlich war es hell in der Stube . . . hell . . .

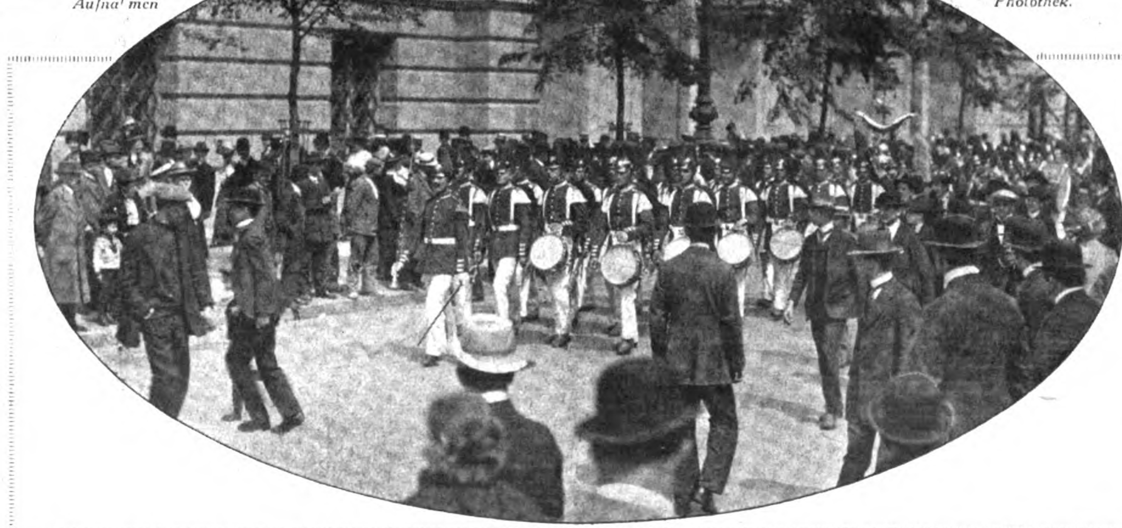
Auf sprang das Mädchen, verwandelt nun — ganz liebenswürdige, sorgsam gewandte Wirtin auf einmal.

Fortsetzung folgt.

DIE BERLINER WACHTPARADE EINST UND JETZT



Aufnahmen Photothek.



Die mit Musik aufziehende Wachtkompagnie eines Garderegiments im Jahre 1913.
Oben:
Die aufziehende Wache der Reichswehr auf dem Wege zum Reichswehrministerium 1921.



Weinlese am Rhein.

Weinlese ✶ Von Friedrich Hussong

Mit Zeichnungen von R. v. Neumann.

Der erste Most.

Uraltes Wissen, uralte Kunst, uralte Kultur ist in der Bereitung des Weines, des Zaubers, der die Menschen zu Halbgöttern macht oder zu Narren oder zu Tieren, je nach ihrer Würde. Mehr als um die Ernte und die Zubereitung der anderen Früchte der nährenden Erde steht darum um die Lese der Trauben und die Tage des süßen Mostes ein eigener Duft. Erwartung und Erfüllung.

So ist's nicht, wie Ahnungslosigkeit sich's vorstellt: Sorgloser Jubel, Böllerschuß und Feuerwerk, Sang und Klingklanggloria. Die Arbeit des Weinbauern ist schwere Arbeit durchs ganze Jahr, und die Zeit der Weinlese ist für ihn gedoppelte Arbeit. Jeder süße Tropfen, der von der duftenden Kelter rinnt, ist der Sonne und der Erde abgerungen in einem langen Kampf.

Herbst — das heißt für den Weinbauern und seine Leser, seine Herbstleute nicht Sonnengold über lachender Rebenflur, nicht Lied und Lachen. Es heißt: Nasse Kleider und kalte Füße und steifgefrorene Finger zwischen bereiftem Frühlaub und gefrorenen Reben. Wenn die Weinlese, der Herbst des Weinbauern köstlich gewesen ist, so ist er Mühe und Arbeit gewesen. Er ist gesteigertes Leben und darum freilich echteste Poesie.

In der dunklen Frühe rumort's das Dorf entlang vom Rollen der Fässer und mächtigen Botliche auf dem Kopfpflaster der Gassen und Höfe. Dieser sanfte Donner ist der Generalbaß dieser Tage im Weindorf. Dazwischen singen die Hämmer der Küfer ihr Lied. Mit dem ersten Licht steht das „Wingertsläuten" auf, das Ruf und Erlaubnis bedeutet, die außerhalb der gesetzten Zeit gesperrten Weinberge zu betreten. Nun rumpeln zu allen Dorfausgängen hinaus die gerüsteten Wagen mit Fässern und Bütten, und hinterdrein ziehen die Fähnlein der Herbstleute mit Kübeln und Hotten, mit Scheren und Seseln. Noch kämpft die Sonne mit den Nebeln, noch strebt der glühende Ball aus chaotischen Flammenspielen zur höheren Klarheit, da stehen schon, vom Hottenknecht verteilt, die Leser an den langhin gestreckten Zeilen der Weinstöcke; Schnitt um Schnitt fällt die süße Beute; mit dem Siegruf „Trauben" werden die gehäuft gefüllten Holzgefäße dem Hottenknecht angesagt; der kommt und nimmt und füllt in seine Hotte, die er dann auf dem Rücken feierlichen Schrittes

Wingertschütze.